









Neue Preußische
Provinzial-Blätter.

Mit Beiträgen

von

C. T. Anger, K. H. Bartisius, F. Bobrik, A. W. Funk, E. Eebauer, E. Gisevius, Glogau, A. Hagen, E. Heinel, Th. Hirsch, J. Möller, A. v. Mülverstedt, G. H. Nesselmann, G. C. Pisanski, R. Reusch, E. v. Siebold, M. Töppen, J. Voigt, C. G. Zaddach u. A.

Im

Namen der Alterthums-Gesellschaft Prussia

herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,
Professor.

Jahrgang 1850.
Juli — December.
Mit einer großen architektonischen Abbildung vom Kloster Oliva S. 1.

Königsberg, 1850.
In Commission bei Tag & Koch.

Neue Preußische
Provinzial-Blätter.

Mit Beiträgen

von

C. T. Anger, K. H. Bartisius, F. Bobrik, A. W. Funk, E. Gebauer, E. Gisevius, Glogau, A. Hagen, E. Heinel, Th. Hirsch, J. Möller, A. v. Mülverstedt, G. H. Nesselmann, G. C. Pisanski, R. Reusch, E. v. Siebold, M. Töppen, J. Voigt, C. G. Zaddach u. A.

Im

Namen der Alterthums-Gesellschaft Prussia

herausgegeben

von

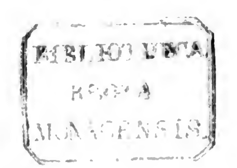
Dr. A. Hagen,
Professor.

Band X.

Mit einer großen architektonischen Abbildung vom Kloster Oliva S. 1.

Königsberg, 1850.

In Commission bei Tag & Koch.



Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Inhalt.

Geschichte. Seite

Verbesserungen.

Im neunten Bande:

Seite 471 statt pasmangta lies: pasmangtu

Im zehnten Bande:

Seite	Zeile	statt	lies:
162	22	ecläuternde	erläuternde
163	3	Guednau	Quednau
163	12	Lethanen	Lethenen
163	19	bezeichnen	bezeichne
163	33	Cathenen	Lethenen
165	8	Powaine	Powaien
166	25	Kammerämtern	Kammerämter
166	32	Derna	Derne
167	25	Scherschenen	Schorschenen
167	31	fühlt	führt
169	25	Wosegowiskapirus	Wosegowiskapyms
170	5	Schonewatt	Schonewalt
170	10	streiche: über	
176	18	nußte	mußte
176	27	Wischlandsort	Witlandsort
178	18	dem Heere	den Herren
179	19	Lenzenburg	Lenzenberg
179	25	Lemburg	Lemtenburg
180	21	2000	2500
180	34	am	an
182	1	Leytsyn	Leythyn
183	6	denen	den
185	24	Witlands	Witlandsort
185	25	Witlandsort	Witland
185	35	et	ad
187	6	Wagram	Wogram
256		Conclunib	Conclunio
257		obsolvendum	obvolvendum
259		Caspar Schwütz	Caspar Schütz
260		Nerdomus	Neodomus
266		Wesen das einen	Wesen des einen
357		Hoffmannswalden	Hoffmannswaldau
368		Palerei Liebhaber	Poeterei Liebhaber

Das Kloster Oliva,

ein Beitrag zur Geschichte der Westpreussischen Kunstbauten.

Von Prof. Dr. Theodor Hirsch.

(Dazu eine große Abbildung.)

Vorwort*).

Seitdem durch Voigt's und Lucas' Bemühungen die handschriftlichen Schätze der ehemaligen Klosterbibliothek in Oliva, in das Geh. Archiv zu Königsberg übertragen, dem allgemeinen Gebrauche zugänglich geworden sind, bieten diese in Verbindung mit den im Archive und in der Stadtbibliothek zu Danzig vorhandenen Documenten einen Reichthum von Materialien für eine Geschichte jenes Klosters, der allein schon für die Bedeutung derselben ein gewichtiges Zeugniß ablegt. Dennoch sind diese Quellen bisher weder allseitig noch mit kritischer Sichtung benutzt worden. Die von Danzig aus dem Kloster gewidmeten Arbeiten haben die Königsberger Documente ganz unbeachtet gelassen und selbst Jacobsons in vieler Beziehung verdienstvolle „Geschichte des Mönchsklosters Oliva" (im zweiten Bande von v. Ledeburs N. Archiv für die Geschichtskunde des Preuß Staates) hat, indem der Verfasser theils nur die Königsberger Materialien benutzte, theils, wie es scheint, zu wenig locale Anschauung des Dargestellten hatte, die wesentlichen Interessen dieser Klostergeschichte keinesweges in gebührender Weise gewürdigt. Am fühlbarsten werden diese Mängel, wenn man in jenen Bearbeitungen Aufschluß über die historischen Fragen sucht, welche sich jedem sorgfältigen Beobachter der Kunstdenkmäler Oliva's aufdrängen, indem statt der Erläuterung eine Anzahl oberflächlich und kritiklos aufgeraffter Notizen dargeboten wer-

*) Der erste Abdruck dieser Abhandlung ist vor zwei Monaten (Ende März 1850) als wissenschaftliches Oster-Programm des Danziger Gymnasiums erschienen. Es hat mich gefreut, diesen zweiten Abdruck mit einer Anzahl nicht unwichtiger Verbesserungen und Zusätze ausstatten zu können, welche ich theils den Bemühungen lieber Freunde, theils nachträglich aufgefundenen neuen Quellen verdanke.

den, welche nicht weniger unter sich als mit dem Charakter der Monumente selbst im Widerspruche stehen. Soll man jenen Bearbeitungen glauben, so ist, um sogleich das Auffallendste hervorzuheben, Oliva so oft verwüstet, zerstört und der Erde gleich gemacht worden, daß seine ältesten Denkmäler dem Ende des 16. Jahrhunderts angehören, wo sie urplötzlich, so ziemlich alle auf einmal an's Tageslicht getreten sein sollen. Kein Wunder, daß, wer jene Widersprüche erkannte und eines andern Hülfsmittels entbehrte, sich aus jenen Notizen beliebig das auswählte, was mit seiner aus den Denkmälern selbst gewonnenen Auffassung übereinstimmte, und es haben sich auf diese Weise Ansichten über Oliva gebildet, welche, so geistreich sie sein mögen, doch besten Falls nur als glückliche Phantasien gelten können. Mitten unter diesen Irrwegen hoffte ich der Wahrheit dadurch näher zu kommen, daß ich, nachdem ich über die Quellen ein sichereres Urtheil als meine Vorgänger gewonnen zu haben glaubte, in der Behandlung des Stoffes eine Methode anwandte, welcher die neuere Kunstgeschichte eine große Zahl ihrer wichtigsten Resultate verdankt. Diese Methode betrachtet jeden bedeutendern Kunstbau der ältern Zeit als das gemeinsame Werk aller Generationen, die sich desselben zu practischem Zwecke bedienten; sie verlangt von dem Geschichtsschreiber, daß er den Antheil nachweise, der einer jeden einzelnen dieser Generationen zukomme, und sie hält diese Aufgabe nur dann für gelöst, wenn jedem bedeutenden äußern Zeugnisse das innere Zeugniß eines in bestimmt ausgeprägter Eigenthümlichkeit hervortretenden Bautheiles entspricht. Die folgenden Blätter enthalten einen Versuch auf diesem Wege die Entstehung und die Schicksale der Olivaischen Kunstmonumente darzulegen.

In Betreff der Quellen, aus welchen diese Arbeit hervorgegangen ist, sehe ich mich, um des Citirens möglichst überhoben zu sein, veranlaßt, folgende Bemerkung vorauszuschicken. Das ehemalige Kloster besaß über seine ältesten Schicksale bis zum Jahre 1350 keine andern geschichtlichen Urkunden als neben seinen zahlreichen Privilegien und Schenkungsbriefen die Aufzeichnungen eines angesehenen Mönches, der zwischen 1310 und 1350 in Oliva lebte und neben den allgemeinen Landesangelegenheiten das, was im Kloster damals vorging, mit lebendiger Anschaulichkeit schilderte, schon aber über alles, was sich vor seiner Zeit in Oliva ereignet hatte, nur dürftige Mittheilungen früherer Mönche und schwache Andeutungen auf Grabesdenkmälern vorfand, welche er mit großer Treue wörtlich in seine Chronik aufnahm. So spärlich die Ausbeute dieser ehrwürdigen Quelle ist, so sind wir doch genöthigt, strenge an ihren Aus-

sagen festzuhalten, da mit sehr geringen Ausnahmen alle abweichende oder neue Notizen, welche sich in spätern Werken, namentlich in den Olivaer Gedenktafeln, auf den Inschriften beim Grabmale der Fundatoren, in dem ersten Theile der sogenannten Annalen von Oliva, in den Annalen des Paters Werner, bei Schütz und allen andern bis jetzt zu meiner Kenntniß gekommenen Chroniken finden, sich vor einer strengern Kritik durchweg als Ausschmückungen, Uebertreibungen oder Erdichtungen auf der Grundlage einer und derselben Quelle kundgeben, wie ich dies in überzeugender Weise in dem dieser Arbeit hinzugefügten Anhange nachgewiesen zu haben hoffe. Auch für die Zeit von 1350 bis 1548 giebt es außer den Urkunden nur eine mäßige Anzahl kurzer Notizen, welche, wenigstens dem größten Theile nach, im 16. Jahrhundert verfaßt und zu der alten Chronik hinzugeschrieben sind. Helleres Licht tritt erst seit 1548 ein. Mit diesem Jahre nämlich beginnen in dem zweiten Theile der Annalen von Oliva die bis 1617 fortgesetzten sorgfältigen Mittheilungen eines Zeitgenossen, des Priors Philipp Adler, welche in Verbindung mit einem andern gleichzeitigen Berichte dadurch, daß sie auf die in diesem Zeitraume eingetretenen baulichen Veränderungen bis in das Einzelne eingehen, auch wichtige Aufschlüsse über frühere Zustände enthalten. Mit geringerer Sorgfalt und mit einigen Unterbrechungen sind diese Mittheilungen von gleichzeitigen Brüdern des Convents in dem 3. Bande der Annalen bis 1656 fortgeführt worden. Von da tritt bis 1737 eine bedauerliche Lücke ein, die nur kärglich durch Inscriptionen und gelegentliche Notizen ausgefüllt wird, und um so fühlbarer ist, da sie uns über eine nicht unwichtige Bauperiode im Dunkeln läßt. Ueber die Verhältnisse von 1737 bis zur Aufhebung des Klosters geben die in der Danziger Stadtbibliothek befindlichen Protocolle des Convents (Consilia et Testamenta Fratrum) hinreichende Auskunft.

Ich kann diese vorläufigen Bemerkungen nicht schließen, ohne meinem lieben Freunde, Herrn Professor Schultz, der mir sowie in meinen frühern der Kunstgeschichte gewidmeten Arbeiten, so auch in der gegenwärtigen Arbeit überall da, wo es des Auges und der Erfahrung eines Künstlers bedurfte, mit aufopfernder Thätigkeit zur Seite ging, für diese seine Mitwirkung den wärmsten Dank auszusprechen. Dankenswerther Unterstützung hatte ich mich ferner von Seiten des Herrn Oehlrich, d. Z. Lehrers an der Provinzial-Gewerbeschule in Stettin zu erfreuen, der mir zwei sorgfältige Zeichnungen, einen Grundriß und eine Vorderansicht des Klosters, die er früher als Zögling der hiesigen Provinzial-

Gewerbeschule anfertigte, freundlichst zur Benutzung überließ. Nach diesen Blättern und nach Handzeichnungen des Prof. Schultz ist beiliegende Lithographie entworfen worden.

1. Uebersicht der Geschichte von Oliva.

Unter allen Klöstern von Ost- und Westpreussen nimmt das Kloster Oliva die bedeutendste Stelle ein. Nicht nur hat die Natur den Ort durch die mannichfaltigsten Reize, welche sie ihm verlieh, zum schönsten Schmuck des Ostseestrandes ausersehen, nicht nur ragte das in ihm gegründete geistliche Institut, so lange es bestand, durch sein Alterthum und durch den Umfang seiner Besitzungen vor allen andern hervor und glänzt noch jetzt durch die reichen Monumente der Architektur, Sculptur und Malerei, die ihm aus seiner blühenden Vorzeit hinterblieben sind, sondern es hat auch dieses Kloster ungeachtet der vielfachen Hemmungen, welche dem Aufkommen geistlicher Stifter in dieser Gegend entgegenstanden, dennoch durch eine viele Jahrhunderte hindurch behauptete Selbständigkeit, durch die von ihm vertretenen Richtungen und durch seine äußern Schicksale neben den andern mehr vegetirenden Conventen Preussens eine eigenthümliche Lebensentwickelung erfahren. Diese geschichtlichen Verhältnisse sind Allem, was mit Oliva zusammenhängt, so fest aufgeprägt, daß auch eine Erklärung seiner Monumente zunächst in einer Gesammtübersicht der Klostergeschichte ihre Grundlage suchen muß.

In der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts trieb der Wunsch, „Mitarbeiter bei der Verpflanzung der christlichen Lehre in den Ländern des Ostens zu werden,“ einen Theil derjenigen Cisterzienser-Mönche, welche sich erst kürzlich „aus allen Ländern her“ in dem Pommerischen Kloster „Colbatz bei Stargard zusammengefunden hatten, dazu, ihren Weg nach der Weichselmündung fortzusetzen, wo sie sich nahe bei der Burg von Danzig an einem Orte niederließen, den sie wahrscheinlich selbst nach dem Sinnbilde ihrer Thätigkeit, dem Oelbaume, Oliva nannten. Sambor, der slavisch-christliche Herzog von Pommerellen, der nach späterer

Tradition selbst in Oliva residirte, nahm sich der jungen Stiftung eifrigst an, stattete sie 1178 mit dem Landgebiete von sieben Dörfern und andern Einkünften aus und empfahl sie, indem er das Kloster zur Begräbnißstätte seines Geschlechtes ausersah, der Freigebigkeit seiner Nachfolger. Es kostete diesen seinen Nachfolgern, insbesondere seinem hochstrebenden Enkel Swantopolk (1220—1266) keine großen Opfer durch das Geschenk weiter Bodenflächen seines zum großen Theil noch wüsten oder kulturlosen Gebietes und durch Ertheilung von Rechten, die in dem gewerbe-armen Lande noch geringe Schätzung hatten, Pflichten zu erfüllen, welche der Geist jener Jahrhunderte als die löblichsten Aeußerungen der Frömmigkeit betrachtete. Jedenfalls waren diese Gaben damals eine geringe Entschädigung für die Drangsale, denen die frommen Brüder sich unterzogen. Fast sechzig Jahre hindurch (1180 — c.1235) in unmittelbarer Berührung mit den heidnischen Preussen sahen sie nicht nur öfters den Saamen der Heilslehre, den sie jenseits der Weichsel ausgestreut, durch den Abfall der Bekehrten vernichtet, sondern auch ihre eigene Stiftung von den Raubanfällen der Heiden heimgesucht; vielen Brüdern — einmal, 1224. sogar dem gesammten Convente — ward das Loos des Märtyrertodes zu Theil. Auch später, nachdem die Tapferkeit des deutschen Ordens die Heiden von der Weichsel verscheucht hatte, gelangte das Kloster während der demnächst folgenden siebzig Jahre (1240—1309) selten zum Genusse friedlicher Thätigkeit; so sehr litt es zunächst durch die langen Grenzkriege, die Herzog Swantopolk mit dem Orden führte, während welcher eine dreimalige Verwüstung des Olivaischen Gebietes im Verlaufe weniger Jahre (1243, 1247 und 1252) den Convent in die äußerste Dürftigkeit brachte, später durch den Uebermuth des räuberischen Nachbarfürsten Sambor von Mewe, dem nur der Bannstrahl des Papstes ein Ziel zu setzen vermochte, zuletzt durch die unheilvollen Streitigkeiten, welche über das Erbe des letzten Pommerellischen Fürsten, Mestwin II. noch vor seinem Tode (1295) ausbrachen, in deren Verlauf Brandenburgische, Polnische, Pommerellische Schaaren und zuletzt das Ordensheer in den Umgegenden des Klosters, einmal selbst in den Ringmauern desselben sich ihren Kampfplatz ausersahen.

Aus diesen Zeiten der Drangsale haben die alten Denkmäler manche Beweise von der Treue, mit der die Brüder in Oliva ih-

rer Bestimmung nachlebten, aufbewahrt. Was der Mönch Christian im Verein mit andern Brüdern seines Ordens für die Bekehrung Preussens gewirkt hat, gehört der allgemeinen Geschichte an; nicht minder erfreut es die Brüder in Oliva selbst mit den Pflichten allgemeiner Menschenliebe eifrigst und mit Aufopferung beschäftigt zu sehen; ihre Privilegienbriefe zeugen von dem Bestreben ihren eigenen und selbst fremden slavischen Leibeigenen Befreiung oder Erleichterung von den zahllosen barbarischen Frohndiensten zu verschaffen, mit denen seit Jahrhunderten ihre Pommerellischen Gebieter sie belasteten; Bischof Gervard von Leslau rühmt (Urk. von 1301) die Gastfreundschaft Oliva's und „die hier den Armen fortwährend gewidmete Pflege" (pauperum refectio continua); die Unterhaltung eines Krankenhauses zum Besten der Umwohner des Klosters rechneten die Mönche später zu den ältesten ihrer Pflichten; bei der gewaltsamen Besitznahme Danzigs durch den Orden (1308) finden wir den Abt Rüdiger mitten unter einer Schaar Pommerellischer Ritter, deren Ermordung die gereizten Sieger anbefohlen hatten, getreu seinem Berufe den Verwundeten und Sterbenden mit der Hostie Trost zusprechend, deren Leichname er, als sie sämmtlich gefallen sind, eiligst auf den Kirchhof nach Oliva schaffen läßt und dadurch der zugedachten Beschimpfung entreißt.

Mit dem Eintritte der Ordensherrschaft (1309) beginnt für das Kloster eine neue Aera.

Wohl erschien es den neuen Herren von Pommerellen anfangs bedenklich, dem Convent den ferneren Besitz seiner ausgedehnten Ländereien und Rechte zuzugestehen, und die ersten Komthure von Danzig namentlich bewiesen sich als schlimme Grenznachbarn. Bald jedoch, schon seit den Zeiten des Hochmeisters Carl von Trier (1311—1324) machten jene Bedenklichkeiten und dieser Uebermuth bei den Hochmeistern und ihren Gebietigern einer andauernd wohlwollenden Gesinnung gegen Oliva Platz: eine Sinnesänderung, die schwerlich bloß in frommen Gefühlen ihren Grund hatte, sondern unzweifelhaft aus der inzwischen gewonnenen Ueberzeugung hervorging, daß diese im Lande eingewohnten deutschen Mönche die geeignetsten Werkzeuge wären, um die großentheils slawischen Bewohner Pommerellens für ein deutsches Regiment heranzubilden. Selbst in der scheinbaren Beeinträchtigung der Mönche, deren ungemessene Besitzthümer und Freiheiten sie durch

Verträge auf ein festbestimmtes Maaß beschränkten, war die wohlthätige, landesväterliche Absicht nicht zu verkennen.

Sobald der Convent diese Absicht inne wurde, schwand seine anfängliche Furcht vor den neuen Gebietern und verwandelte sich in das selbst durch das nachmalige Unglück derselben nicht geschwächte Gefühl inniger Dankbarkeit: „sie waren uns allezeit wohlwollende und gütige Herren!" las man noch in späterer Zeit auf den Gedenktafeln der Wohlthäter in der Klosterkirche. In der That erkannte er es als einen geringen Verlust, die weitläuftigen Wüsteneien von Sworinagacz an der polnischen Grenze, die einst (um 1305) von einem aufgelösten Eremitenkloster an Oliva übergegangen waren, die Fischereigerechtigkeiten auf der Weichsel und auf dem frischen Haffe und ähnliches für das Kloster wenig nutzbare Besitzthum an den Orden abzutreten, da den Mönchen zur Entschädigung nicht nur anderes Eigenthum, theils Geldrente, theils kleine zur Abrundung ihrer Ländereien überaus vortheilhafte Distrikte zu Theil wurden, sondern, was ihnen noch wichtiger erschien, neben wirksamem Schutze nach außen andauernde Förderung ihrer l a n d w i r t h s c h a f t l i c h e n B e s t r e b u n g e n, einer Thätigkeit, die in dem Kloster nach dem Aufhören der Missionen die vorherrschende geworden war.

Schon die Ordensregel verpflichtete den Cisterzienser, ein Gewerbe zu betreiben; der deutsche Geist, der von der Stiftung an in Oliva herrschte und durch die fortdauernde Verbindung mit dem Mutterkloster Colbatz, dessen Abt Visitator von Oliva war, vor slawischem Einfluß bewahrt blieb, näherte, wie unter ähnlichen Verhältnissen im benachbarten Pommern und Brandenburg, die Liebe zu ländlicher Betriebsamkeit. Frühe bearbeiteten die Mönche mit eigenen Händen den Acker, spürten mit emsiger Sorge in den Wäldern, den Seen und am Meeresstrande die Erzeugnisse des Bodens auf. Diese in der Pommerellischen Zeit vielfach unterbrochene und gehemmte Thätigkeit nimmt nun mit dem Beginne der Ordensherrschaft einen Aufschwung, der an drei Jahrhunderte lang sich ungeschwächt behauptend, über den slawischen Boden alle Segnungen deutschen Gewerbfleißes, insoweit jene Jahrhunderte sie zu bieten vermochten, verbreitete. Der Umstand, daß der Convent außer den vorherrschend ihren religiösen Pflichten nachlebenden Mönchen, den Professi, auch Laienbrüder (Conversi) zu Mit-

gliedern zählte, die sich ausschließlich dem weltlichen Dienste widmeten, machte es dem Kloster möglich, alle Verwaltungsbeamten, seine Kornmeister, Waldmeister, Vögte (Curiae Präfecti), selbst in der Regel seine Richter (Advocati) und Feldmesser aus seiner Mitte zu erwählen. Bald blühte das Klostergebiet Olivas wie ein mit den mannichfachsten Anlagen geschmückter Garten an dem Pommerellischen Meeresstrande. Schon etwa um 1380 bestand es aus sieben großen Güter-Complexen, auf deren jedem die Bewirthschaftung von einer klösterlichen Curie aus, die neben den Wirthschaftsgebäuden auch wohl eine Capelle, ein Refectorium und Zimmer zur Aufnahme des ganzen Convents enthielt, in der Regel durch einen Vogt oder Kornmeister geleitet wurde. Drei dieser Curien lagen südlich, drei nördlich vom Kloster; im äußersten Süden die Curie Radostof (jetzt Rathstube), welche die kornreichen Fluren südlich von Dirschau von Felgenau bis über Raykov hinaus beaufsichtigte, weiter gegen Danzig hin in der Niederung die Curie Grebin (das „Mönchen-Grebin") mitten unter fruchtbaren Viehweiden, die das Kloster meistens noch in der Gestalt unbenutzbarer Sümpfe 1317 vom Orden empfangen und binnen 30 Jahren etwa in culturfähigen Zustand gebracht hatte; westlich von hier auf der Höhe die Curie Sukczin, auf einem Berge erbaut, von welchem aus die den benachbarten See umgebenden Waldungen, das Thal der Kladau und die östlich an der großen Straße gelegenen Besitzungen von Kohling bis Langenau, eine Zeit lang auch das Dorf Praust, bewirthschaftet wurden. Im Norden des Klosters lag die Curie Starin (jetzt klein Starczin) zwischen Buchwäldern und fruchtbaren Aeckern, wegen ihrer schönen Umgebung und ihrer heilbringenden Luft bisweilen von kranken Mönchen und in der Regel (wenigstens seit dem 16. Jahrhundert) von den Aebten zum Sommeraufenthalt benutzt; südlicher die Curie Most (jetzt Brück) auf dem Plateau von Orhöft, die insbesondere das Thal der Sagorcz mit ihren Mühlen überwachte, neben denen im 16. Jahrhunderte die Danziger Familie Brandes Schmelzhütten anlegte; endlich die Curie Tuchom, welche die Höhen von Wittstock, Banin und Barnewitz mit fischreichen Seen beherrschte. Die reichsten Culturanlagen reiheten sich um den Mittelpunkt, das Kloster selbst zusammen. Zwar bestanden dessen nächste Umgebungen meistentheils aus Waldungen, besonders nach dem Meere hin, wo sie

die jetzt kahlen Flächen der Saspe und des Striesser Feldes überdeckten; aber an den beiden großen Bächen, an dem Strießbache, der von der Quelle bis zur Mündung die Westgränze gegen Danzig hin bildete und dem Bach von Oliva (jetzt Gletkaubach) so wie an den kleinen Fließen, welche durch Carlikau und Zoppot zum Meere rinnen, war seit dem 13. Jahrhundert allmälig der Wald gelichtet und das Wasser zu gewerblichen Anlagen benutzt worden. Nur ein kleines Vorwerk, den Klostergarten und die innerhalb der Klostermauern für den eigenen Bedarf angelegten Mühlen, die Brauerei, Bäckerei und andere Handwerksstätten bewirthschaftete der Convent selbst; das übrige Culturland hatte er an Fremde zu emphyteutischen Rechten ausgegeben, insbesondere an Danziger Bürger, die schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ihre Lusthäuser gern in Strieß und Zoppot erbauten, neben denselben aber günstige Localitäten, wie Hermann v. der Beke die am Strießbach, Johann Connert in dem nach ihm 1540 benannten Conradshammer zu industriellen Unternehmungen auswählten. Die Zahl und Mannichfaltigkeit der auf so kleinem Raume im 16. Jahrhundert hier angelegten Fabriken, der Eisen- und Stahlhämmer, der Aschbuden, Korn-, Säge- und Oelmühlen war ebenso groß als die Menge der zu ihrer Betreibung aus der Fremde herbeigezogenen Arbeiter. König Sigismund II. August hat 1555 beide, Anlagen und Fabrikarbeiter, wie er sagt, in Betracht des Nutzens, den ganz Preussen von ihnen habe, in seinen besondern Schutz genommen.

Ein so betriebsames durch überlieferte religiöse Formen und Anschauungen fest geordnetes Leben verfloß während der 150jährigen Ordensherrschaft ohne bedeutende Störung. Eine große Feuersbrunst am Charfreitage 1350 und der Raubanfall eines durchziehenden Hussitenheeres 4. September 1433 konnten auf den Wohlstand des Convents nur einen vorübergehenden Einfluß ausüben, und selbst die Spuren, welche der große Städtekrieg (1454 bis 1466) in den verwüsteten Ländereien und in der durch erzwungene Steuern und Anleihen erschöpften Kasse des Klosters zurückließ, wurden durch die sparsame Verwaltung des Abtes Nicolaus Muskendorf (1474—1488) schnell getilgt.

Doch sogleich mit dem Beginne der polnischen Schirmherrschaft sah Oliva die bisher bewahrte innere Freiheit den schwersten

Angriffen ausgesetzt, zunächst und vor allem von Seiten der Polen.

Die Versuche dieser Nation in dem königlichen Preussen polnische Sympathieen zu erwecken, mit Hülfe derselben das auf Verfassung und Lebenseinrichtung wurzelnde deutsche Wesen zu untergraben und dadurch die Umwandlung Preussens in eine polnische Provinz herbeizuführen, wurden zuerst, und sogleich anfangs nicht ohne Erfolg in Pommerellen gemacht und ließen das reiche Kloster nicht unberührt. Schon um 1480 wurde es von den polnischen Cisterzienserklöstern aufgefordert, fortan der Verbindung mit Colbatz zu entsagen, einen polnischen Visitator anzuerkennen und die studirenden Mönche nach Krakau zu senden. Ihrem Beispiele folgte alsbald der Bischof von Kujawien (oder Leslau), zu dessen Diöcese seit unvordenklichen Zeiten Pommerellen gehörte. Alle Verträge, die er während der Ordenszeit mit dem Kloster abgeschlossen hatte, ja selbst päpstliche Privilegienbriefe in Frage stellend, verlangte er, daß Oliva sich seinem geistlichen Gerichte unterwürfe und zur Zehntenzahlung verpflichtete. Er beschränkte sich nicht darauf auf die sich Weigernden seinen Bannstrahl zu schleudern, sondern Bischof Creslaus insbesondere machte, schon unterstützt von Pommerellischem Adel (um 1500), feindliche Einfälle in das Klostergebiet und versetzte die Mönche in die äußerste Bedrängniß. Diese zeigten eine ehrenwerthe Standhaftigkeit. Indem sie gegen die polnischen Aebte das Generalkapitel der Cisterzienser und gegen den Bischof die päpstliche Curie zu Hülfe riefen, erklärten sie gegen beide ihren Entschluß, lieber das Kloster zu verlassen, als den Anmaßungen der Fremden nachzugeben. Die angerufenen Beschützer leisteten auch in so weit Hülfe, daß der Bischof für den Augenblick von seinen Forderungen abstand und ein Beschluß des Generalkapitels (14. Sept. 1487) die preussischen Klöster „wegen Verschiedenheit der Sprachen und Sitten" von jeder Verbindung mit dem polnischen Clerus ablöste.

Aber der zurückgewiesene Angriff wurde nach 40 Jahren mit größerm Erfolge erneuert, nachdem die deutsche Kirchenreformation demselben eine freiere Bahn gebrochen hatte.

Die Reformation fand die alte Kirche in Preussen so schwach und abgelebt, daß wenn auch nicht gerade Alle unbedingt der neuen Lehre huldigten, doch nur sehr Wenige gefunden wurden, die sich

des alten geistlichen Wesens thatkräftig annehmen mochten. Am Ungünstigsten war die Stimmung gegen die Klöster. Seitdem in den Nachbarländern mit der Säcularisation derselben der Anfang gemacht war, fielen aus den verschiedenartigsten Motiven Anhänger der alten und neuen Kirche über die unbeschützten Institute her. Gegen Oliva insbesondere erhoben sich außer den alten polnischen Feinden, dem Bischofe und den Aebten, vor Allem der König, der das Recht, die Aebte zu ernennen, da er in Polen seit 1538 erworben hatte, auch in Preussen als ein Mittel, seinen Anhang unter dem Adel zu vermehren begierig in Anspruch nahm; dagegen drangen die Preussischen Stände seit 1540 auf vollständige Säcularisation, um mit dem Klostervermögen eine Landesschule zu begründen, und endlich regte sich auch unter den mächtigern Danziger Patriciern das Gelüste das halb herrenlose Eigenthum ganz oder theilweise an sich zu reißen. Diesen Angriffen waren die Mönche Olivas nicht gewachsen. Auch sie hatte die neue Zeitbewegung überrascht und betäubt. Wissenschaftliche Beschäftigung, theologische Gelehrsamkeit war bei ihnen wohl nie zu Hause gewesen; sie trauten sich darin so wenig zu, daß sie sogar die Predigten in der Klosterkirche in wichtigen Fällen durch Danziger Dominicaner verrichten ließen. Jetzt, irre geworden an den überlieferten religiösen Vorstellungen und unfähig sich zu einer neuen Ueberzeugung zu erheben, verfielen sie, wie viele ihrer Brüder, in völlige Gleichgültigkeit; die klösterliche Zucht löste sich auf, und Genußsucht und Sittenlosigkeit nahmen unter ihnen in dem Maaße zu, daß sie an dem eigenen Kloster Verräther zu werden nicht Anstand nahmen.

Gerade zu der Zeit, wo der Sturm gegen die Klöster am Heftigsten tobte, gelangte 1549 als der letzte, den die Mönche frei aus ihrer Mitte erwählten, Lambert Schlieff zur äbtlichen Würde; schon bedurfte es alles Einflusses der damaligen Danziger Geldfürsten, aus deren Verwandtschaft Schlieff stammte, um von dem Könige Bestätigung dieser Wahl zu erlangen. Kaum dürfte früher ein Abt von größerer weltmännischer Bildung und patriotischerem Eifer Oliva beherrscht haben. Mit großer Energie hat Schlieff die Anrechte der Polen, in so weit sie die Klöster betrafen, bekämpft; in seinen an die Danziger Dominicaner und die evangelischen Armenanstalten ausgestellten Schenkungsbriefen giebt

sich ein mildthätiger Sinn zu erkennen. Aber das Interesse der klösterlichen Anstalt war ihm völlig fremd; mit dem Eigenthum derselben schaltete er wie mit seinem Privatvermögen; er zog ihre Kasse ein, gab das Besitzthum von Mest (Brück) seiner Schwester zur Mitgift, verschleuderte die Grebiner Güter und liess die meisten Grundstücke in Danzig in fremde Hände kommen; man erzählte sich im Convente, dass er mit der Danziger Regierung darüber unterhandelt habe, ihr Oliva für 30000 Goldgulden zu verkaufen. Das war damals in den Preussischen Klöstern so sehr an der Tagesordnung, dass nur diejenigen dagegen eiferten, welche es wo möglich noch ärger zu machen gedachten.

Caspar Geschke, bisher Pfarrherr von Conitz, ein Haupt derjenigen Partei, welche durch Begünstigung der von Polen aus auf die Knechtung Preussens gerichteten Machinationen persönliche oder confessionelle Absichten zu erreichen hofften, selbst ein schlauer und habsüchtiger Intriguant, vertrieb 1. Dec. 1557 mit Hülfe seiner Freunde Lambert aus dem Kloster, bewog die Mönche zur Unterwerfung und verschaffte sich nachträglich 20. Nov. 1558 vom Generale der Cisterzienser ein Dekret, das ihn an die Stelle des zu ewigem Gefängnisse verurtheilten Lambert zum Abt von Oliva ernannte. Der Kampf zwischen beiden Prätendenten ward alsbald zu einem politischen Parteihandel, bei dem die Mehrzahl der preussischen Stände und insbesondere Danzig sich des Vertriebenen eifrigst annahmen. In der That gelang es dem Einfluss der Danziger Finanzmänner, der Ferber und der Loyze, den anfangs dem Geschke zugethanen König für Lambert zu gewinnen. Als dieser hierauf sich anschickte nach Oliva zurückzukehren, in der Nähe des Klosters aber tödtlich erkrankte, so bewogen ihn seine Freunde noch vor dem Tode seiner Würde zu Gunsten des in gleicher Weise bei dem Könige und den preussischen Ständen beliebten Frauenburger Domherrn, Nicolaus Locka, zu entsagen. Durch königliche Mandate und als diese nicht fruchteten, durch ein Executionsheer wurde hierauf Geschke im October 1560 zur Flucht aus Oliva gezwungen, gegen den Entflohenen die Anklage der Veruntreuung des klösterlichen Eigenthumes und der Ketzerei erhoben und eine verurtheilende Erklärung des Papstes und des Cisterziensergenerales ausgewirkt. Locka bleibt Abt, ohne dass er jemals ein Mönchsgelübde abgelegt noch sich einer Wahl unterzogen hat, er verwal-

tet das Kloster als eine Apanage, für deren künstlerische Ausschmückung er einige Sorge trägt; die Ordensregel ist vergessen; kaum 12 Mönche sind im Convent. Eine Geldanleihe, die der König 1561 bei den Danzigern abschließt und bei welcher er ihnen Oliva sammt drei andern Feldklöstern verpfändet, eröffnet mehr als je der Stadt die Aussicht, die reiche Stiftung einzuziehen. Aber schon nach wenigen Jahren erlangt die Gegenpartei, durch confessionelle Elemente verstärkt, das Uebergewicht; 1567 bemächtigt sich Geschke, schon wieder am Hofe wohlangesehen, räuberisch des Klosters Carthaus, und intriguirt von hier aus so lange, bis Locka ihn 1568 zum Coadjutor von Oliva ernennen muß, worauf er nach dem Tode Locka's 1569 auf's Neue und jetzt unbestritten die Abtei in Besitz nimmt, und im Sinne der Partei, welche ihn emporgehoben hat, verwaltet. Unter seiner Mitwirkung insbesondere wird 1581 (durch die Statuten Edmunds de Cruce) die Vereinigung der preussischen und polnischen Cisterzienserklöster vollzogen, und in Betreff der Abtswahl factisch wenigstens das Ernennungsrecht des Königs anerkannt; unter ihm werden zuerst Polnische Mönche in Oliva genannt.

Von Oliva aus ward jetzt jene verhängnißvolle Intrigue geleitet, vermöge welcher die auf dem Lubliner Reichstage 1569 von den Polen verfügte Aufhebung der Selbständigkeit Preussens in Preussen selbst zu factischer Anerkennung gelangt, in Folge deren der Preussische Adel und das flache Land zum großen Theile des deutschen Wesens sich wieder entäußerten. Danzig, das hauptsächlich jener Intrigue widerstanden und durch die Energie seiner Lenker in dem allgemeinen Schiffbruche seine eigene Freiheit gerettet hatte, sah seitdem in dem Abte von Oliva seinen verhaßtesten Gegner, und als nun bei dem Regierungsantritte des Königs Stephan Bathori über die Bestätigung jener Freiheit zwischen der Stadt und der Krone Mißhelligkeiten ausbrachen, bei denen wiederum Geschke die Rolle eines Aufreizers spielte, da entlud sich der Grimm der Stadt gegen den alten Feind (Februar 1577) in einem gewaltsamen Ueberfalle Oliva's, bei dem das schöne Kloster samt einem großen Theile seines Waldes einer vandalischen Plünderung und Zerstörung Preis gegeben ward.

Zwar wurde nach dem Kriege dem Kloster der äußerliche Verlust wieder ersetzt; aber das innere Leben war und blieb ein

verdorbenes; der Habsucht der Mönche entsprach ihre Völlerei. „Alle, die uns vor Augen kamen, erzählt ein Danziger Dominicanermönch, waren wild und frech; war zu sehen, daß sie sich mit Büchertragen nicht wehe thaten." „Man konnte sie kaum noch Katholiken nennen, sagt ein Olivaer Mönch selbst, es war hier eine „spelunca latronum."

Gerade in der Zeit dieser tiefen Verderbniß trat 1580 Philipp Adler, gleichfalls ein Konitzer, noch jung als Novize ins Kloster. Er gehörte zu der Zahl der religiösen Gemüther, deren Anschauungen in den Formen der katholischen Kirche alleinige Befriedigung fanden und welche, begeistert durch die Erfolge, welche diese Kirche seit dem Tridentiner Concile mit Hülfe der Gesellschaft Jesu in Preussen und Polen errungen hatte, mit schwärmerischem Eifer ihre Kräfte jenem Restaurationswerke widmeten. Voll Unwillen über das widerwärtige Treiben im Kloster, das der Woiwode von Pommerellen nach dem Tode Geschke's (7. April 1584) für seinen eigenen Sohn Johann Kostka occupirte, verließ Philippus 1584 mit drei gleichgesinnten Novizen Oliva und wandte sich an den Bischof von Kujawien, Herrmann Rosdrazewski, mit der Bitte, ihnen, bis es daheim besser würde, den Aufenthalt in einem andern Kloster zu gestatten. Der Bischof betrieb damals in Pommerellen gegen die Evangelische Kirche ausgedehnte Reactionsprojekte. Es kam ihm dabei vor Allem darauf an, die Jesuiten, die von Braunsberg aus die Provinz durchzogen, an dem Mittelpunkte des Evangelischen Lebens, in oder um Danzig fest anzusiedeln und er legte darauf solchen Werth, daß er andere Ordensbrüder in jener Gegend zu vertreiben trachtete, um deren verlassene Sitze jener Gesellschaft einzuräumen; neben dem Brigittenkloster in Danzig stand ihm Oliva ganz besonders im Sinne. Bereitwillig nahm er die devoten Novizen in polnischen Klöstern auf, ließ ihnen hier die Mönchsweihen ertheilen und befestigte namentlich den Eifer des Philippus, den er in sein von Jesuiten geleitetes Priesterseminar in Posen sandte. Als darauf 28. October 1588 der Abt Johann Kostka starb und die Olivaer Mönche ihren Prior Montanus zu seinem Nachfolger erwählten, beschloß der Bischof mit Hülfe jener Flüchtlinge das Kloster in seinem Sinne zu restauriren. Um dabei der Unterstützung des Königs und des katholischen Adels in Preussen gewiß zu sein, wirkte er dahin, daß

der König, April 1589, den Schatzmeister des Großkanzlers Zamoyski, den Preussischen Edelmann David Konarski zum Abte nominirte. Einen Monat darauf erschien der Bischof begleitet von den vier Mönchen in dem bereits von den Freunden Konarski's besetzten Kloster und forderte sämmtliche Mönche, wie das in Polen Sitte war, zur Wahl des Nominirten auf. Zur Leitung der Wahl hatte er auch nach polnischer Sitte kein Recht; als aber die alten Mönche ihren Widerspruch geltend machten, schickte er 5 von ihnen nach Carthaus, und da seine vier Schützlinge jetzt die Mehrzahl bildeten, so setzte er in einer neuen Wahlversammlung seinen Willen durch. Der neue Abt, welcher erst nach der Wahl Mönch wurde, war im Grunde nicht viel besser als sein Vorgänger, ein vornehmer Herr, der schlecht Haus hielt, viel verschwendete und viele Schulden machte; aber zugleich ein schwacher und einfältiger Mann, fand er es nach einigen Versuchen, selbst zu regieren, gerathener, die Leitung des Convents dem klügern Philippus zu überlassen. In der That waltete dieser, durch die Gunst des Abtes und des Bischofes geschützt, seit seiner Rückkehr als der eigentliche Herr des Klosters. Nachdem er sich selbst in Braunsberg unter den Schülern der Jesuiten geeignete Novizen ausgesucht hatte, eröffnete er seit Januar 1590, damals erst mit der Würde eines Novizenlehrers bekleidet, seine Reformation, indem er von einigen in den Dienst des Convents gezogenen Jesuiten unterstützt, die strengen Ordensgesetze wieder einführte, die alten gottesdienstlichen Uebungen wieder in Gang brachte und mit mannichfaltigen Arten von Büssungen und geistlichen Exercitien vermehrte und überhaupt durch Belehrung, durch strenge Disciplin, so wie durch den Glanz des Gottesdienstes und der öffentlichen Processionen die Sinne und Gedanken der Klosterbewohner innerhalb der engen Schranken ihrer ursprünglichen Bestimmung zusammen zu halten trachtete. Die alten Mönche, über diese Neuerungen empört, erschweren ihm das Leben durch Intriguen und Nachstellungen und suchen ihn durch ihre Widersetzlichkeit zu ermüden. Aber Adlers Geduld trotzt diesen Schwierigkeiten; er läßt nicht nach mit Ermahnungen und Strafen; er klopft des Morgens so lange an ihre Zellen, bis sie aufstehen müssen; zuletzt bekehrt er sie zwar nicht; aber sie laufen entweder davon oder lassen sich in die Pfarreien des Klosters versetzen und machen einer neuen Generation Platz, die von dem seit

1593 zum Prior erhobenen Philippus und seinen Jesuiten zu unbedingtem Gehorsam erzogen sind. Seitdem ist Oliva über 30 Jahre ein von Jesuiten geleiteter Cisterzienser-Convent, vorherrschend der Pflege und der Ausbreitung des katholischen Kirchendienstes gewidmet, letzterer Bestimmung in dem Maaße, daß die ketzerischen Unterthanen des Klosters, nachdem sie schon seit 1593 bei allen großen Processionen sich hatten einstellen müssen, seit 1606 durch Androhung der Confiscation ihrer Güter mit wenigen Ausnahmen zum Uebertritte bewogen wurden. Diese confessionelle Thätigkeit Oliva's dehnt sich eine Zeit lang in sehr weite Umkreise aus. Als nämlich die Versuche der Jesuiten, sich in Danzig selbst einzunisten zunächst durch die Eifersucht der dortigen Dominicaner mißlungen waren und im August 1590 mit ihrer Vertreibung endigten, schlugen jene Missionaire in Oliva ihr Feldlager auf, von welchem aus sie viele Jahre ihren für die Entwickelung Westpreussens so verhängnißvollen Kampf fortsetzen; erst nach 30 Jahren, als die Bischöfe von Kujawien auf ihrem Gebiete in Alt-Schottland seit 1620 ein mit ansehnlichem Grundbesitze ausgestattetes Jesuiten-Collegium begründeten, entfernte sich der Kampf von den Klostermauern. Während dieser 30 Jahre ist nicht nur Oliva der feste oder zeitweilige Aufenthalt der bedeutendsten polnischen und preussischen Jesuiten — die beiden ersten Ankömmlinge in Westpreussen, Anton Guijanus und Johann Uber liegen in der Klosterkirche begraben, — sondern der Prior von Oliva steht vermittelst seiner Gäste, zumal nachdem er 1606 eine Reise nach Frankreich und Italien unternommen hat, mit den übrigen Hauptsitzen der Jesuiten in weitverzweigter Verbindung, insbesondere mit dem Collegium Germanicum in Rom, das sich ihm öfters durch Uebersendung von Reliquien und Besorgung päpstlicher Gnadenbriefe dankbar beweist. Es lag unter diesen Verhältnissen sehr nahe, daß die Jesuiten ihre Hoffnungen dahin steigerten, mit Hülfe des gefügigen Priors Oliva in ihr Eigenthum zu verwandeln; ihr Beschützer, Bischof Rosdrazewski hatte noch weitergehende Pläne. Nachdem er 1596 dem Philippus auch das Priorat von Pölplin verschafft hatte, gab er diesem offen seine Absicht zu erkennen, beide Klöster zu Gunsten der Gesellschaft Jesu einzuziehen. Aber er fand in dem Prior unerwartet einen entschiedenen Widersacher, dessen Eifer für die katholische Lehre mit dem Interesse für den Cisterzienserorden

enge verschwistert war, und der sich jetzt zur Förderung des letztern um so mehr verpflichtet fühlte, da er den Glauben gesichert, sich aber wegen seiner Vorliebe für die Jesuiten bei seinem Orden den heftigsten Verläumdungen preisgegeben sah. In der That wußte er durch gütliche Ueberredung den Bischof nicht nur von diesem Vorhaben abzubringen, sondern allmälig auch alle Eingriffe, die jener sich in die Rechte des Klosters erlaubt hatte, rückgängig zu machen.

Diesem gedeihlichen Zustande des Convents, dem er sogar durch Anlegung einer Bibliothek, durch die Sammlung der Olivaischen Geschichtsquellen und durch Anregung einer auf dieselben bezüglichen historisch literarischen Thätigkeit*) eine Art gelehrten Anstriches zu geben wußte, wünschte Adler eine lange Dauer zu sichern. Das Ernennungsrecht in den Händen des Königs stellte dem Kloster als künftige Aebte begünstigte Hofleute in Aussicht, von denen ein besonderes Interesse für die Erhaltung des Institutes nicht zu erwarten war. Um nun den Einfluß der Aebte zu schwächen, bewirkte er 1603 die Genehmigung des Papstes zu einer 1611 vollständig vollzogenen Theilung der Klostergüter, gemäß welcher der größere Theil der alleinigen Verfügung des Conventes unter Leitung des Priors überlassen wurde. Als ferner die Kränklichkeit Konarskis 1616 dessen baldigen Tod voraussehen ließ, mußten wiederum die befreundeten Jesuiten den König Sigismund III. dahin beleiten, dem Kranken in dem Kanzler des Kujawischen Bischofs, Adam Trebnitz, einen Coadjutor zur Seite zu stellen, der schon dadurch, daß er sich dazu verstand, zwei Jahre vor Antritt seines Amtes in dem Kloster von Clairveaux die Cisterzienserregel zu studiren, eine Gewähr seines Eifers für den Orden gab.

Obgleich Adler sich in dieser Wahl nicht irrte, und der Abt Adam Trebnitz (1617—1630) in Preussen als eine Säule des katholischen Glaubens in dem Maaße anerkannt wurde, daß man

*) Daß Philipp Adler selbst der Vf. des zweiten Bandes der Annalen von Oliva ist, schließe ich theils aus dem Gesammtinhalt der Schrift, der sich durchweg mit einer Rechtfertigung seines Verfahrens beschäftigt, insbesondere aus einer Bemerkung beim 14. August 1590, wo er von einer Reise berichtend, die er mit einigen Novizen nach Pölplin unternommen hat, plötzlich in der ersten Person („**discessimus**") zu erzählen fortfährt.

selbst seiner Leiche Wunderkräfte beilegte und später mancherlei Schritte zu seiner Heiligsprechung that, so gingen Adlers Hoffnungen doch nur theilweise in Erfüllung. Schon er selbst erlebte Ereignisse, die dieselben trüben mußten. Im Juli 1626 wurde Oliva von den rohen Söldnerhaufen Gustav Adolphs überfallen, gebrandschatzt, seinem Gewerbefleiße eine tödtliche Wunde versetzt, ein großer Theil des neuen Kirchen- und Klosterschmuckes zertrümmert oder nach Schweden fortgeführt; sieben Mönche mußten ihnen als Gefangene folgen, die übrigen, vertrieben und zerstreut, wagten erst nach zwei Jahren zurückzukehren. Der alte Prior überlebte dieses Unglück nur mit gebrochener Kraft. Am 2. Sept. 1630 ist er gestorben und wurde im Grabgewölbe seines Freundes Konarski in der Klosterkirche beigesetzt.

Nach seinem Tode, dem der Tod des Abtes Trebnitz nur um wenige Wochen (14. Aug. 1630) vorherging, ließ für eine Zeit lang der religiöse und confessionelle Eifer im Kloster merklich nach. Von den fünf Edelleuten *), welche nach einander bis 1683 über Oliva walteten, haben sich zwar zwei, Johann Grabinski und Alexander von Bautzendorf-Kensowski vielleicht mehr aus Liebe zur Kunst als zur Religion, um die künstlerische Ausschmükkung des Klosters, Kensowski außerdem noch durch Gründung eines Hospitals für arme Unterthanen (23. Dec. 1666) und andere mildthätige Werke, sehr verdient gemacht. Aber sämmtlich Polen oder polonisirte Preussen, zum Theil selbst einer lockern Lebensweise ergeben, standen sie dem größtentheils aus Deutschen zusammengesetzten Convente ziemlich fremd gegenüber, während auch dieser, insbesondere durch die Schwedenkriege und ihren Oliva's Namen verherrlichenden Friedensschluß (3. Mai 1660) gar sehr in das weltliche Treiben hineingezogen wurde. Noch einmal trat darauf eine Rückkehr zur alten Strenge ein, als Michael Anton Hacki, nachdem er seit 1646 längere Zeit als Mönch in Oliva gelebt und später im Dienste der Königin Christine von Schweden und der Könige von Polen sich in Staatsgeschäften ausge-

*) 1) Johann Grabinski 7. Oct. 1630 — 11. Sept. 1638. 2) Alexander Grabinski 9. Jan. — Juni 1639. 3) Michael Konarski 1639 — 20. Mai 1641. 4) Alexander von Bautzendorf-Kensowski Juli 1641 — 9. März 1667. 5) Christoph Carl Loknicki 21. März 1667 — 7. Nov. 1683.

zeichnet hatte, unter heftigem Widerspruche des Adels, der in der Erhebung des Bromberger Bürgersohnes die Standesvorrechte verletzt glaubte, 1680 zum Coadjutor, 1683 zum Abte von Oliva ernannt und gewählt wurde. Ein Mann von gelehrter Jesuitischer Bildung und starkem confessionellen Eifer, der in Verbindung mit seinem Bruder Anton, dem Rector des Jesuiter-Collegiums in Alt-Schottland, die Missionsthätigkeit im Danziger Gebiete nicht ohne Erfolg erneuerte, behauptete er nicht nur nach außen hin, zahlreichen Feinden gegenüber und in steter Beschäftigung mit politischen Angelegenheiten, seine geistliche Würde, sondern bewies sich auch seinem Convente als ein gewissenhafter Verwalter, indem er gleich dem Prior Adler theils seine Einkünfte zur äußern Verherrlichung des Gottesdienstes und der heiligen Gebäude verwandte, theils seine Mönche durch Beispiel und eindringliche Reden zu strenger Beobachtung der Ordensregel, zu devoter Frömmigkeit und zur Beschäftigung mit gelehrten Studien antrieb, welche letztern sich sowie früher in historischen, so jetzt in ascetischen Materien bewegten. Eine schon 1673 im Kloster angelegte Buchdruckerei hat sich insbesondere durch den Druck dieser ascetischen Werke, unter welchen Hacki's vor dem Convente gehaltene Reden („Sermones") die bedeutendsten sind, bemerklich gemacht.

Dürfen wir jedoch aus einzelnen Wahrnehmungen allgemeine Schlüsse ziehen, so waren diese von den Zeiten Adlers bis zum Tode Hacki's (4. März 1703) in Oliva herrschenden ascetischen und confessionellen Bestrebungen immer etwas nur künstlich von außen her dem Kloster Eingepflanztes, das niemals im Convente feste Wurzeln schlug, während der alte Hang zum betriebsamen Leben, durch die überlieferte Sitte und die äußern Umgebungen genährt, überall sich Bahn zu brechen suchte. Es ist charakteristisch, daß in der Zeit, wo das literarische Treiben in Oliva seinen Anfang nimmt, eine Anzahl Mönche (März 1604) nach Polnisch-Krone (Coronowo) zieht, um dort das Buchbinderhandwerk zu erlernen. Mit dankenswerther Offenherzigkeit hat Adler das innere Leben im Kloster während der angeblich frömmsten Periode desselben gezeichnet. Doch dürfte schwerlich auch starke confessionelle Befangenheit an der Frömmigkeit, die dort zu Tage kam, großes Gefallen finden. Diejenigen Novizen und Mönche, welche es mit der Klosterregel oder den auferlegten geistlichen Uebungen

und Büßungen am Gewissenhaftesten nehmen, werden im Kampfe gegen die Regungen der Natur zu Acten der Selbstverstümmelung getrieben, vor denen die Sinne schaudern, unter den übrigen treten gar oft Heuchelei und roher Aberglaube in nicht minder abschreckender Gestalt hervor; derselbe Bruder Christophorus, der sich mit einer persönlichen Erscheinung des Herrn Christi begnadigt glaubt, wird bald danach überführt, seinem eigenen Prior aus Neid Gift beigebracht zu haben. Den himmlischen Frieden und die Ertödtung der Leidenschaften, welche noch immer Romantiker unserer Zeiten hinter Klostermauern uns suchen heißen, hat wenigstens der frömmste der Olivaer Mönche hinter denselben nicht gefunden.

Ein ganz verändertes Bild entrollt sich vor uns, wenn wir, ohnehin durch eine Lücke in den Quellen genöthigt, über die nächsten dreißig Jahre nach dem Tode Hacki's hinwegzusehen, das Kloster um die Mitte des 18. Jahrhunderts wieder aufsuchen. Man glaubt den Convent in vieler Beziehung in die Zeiten des deutschen Ordens zurück versetzt. Zwar die Aebte sind nicht mehr die alten. Vornehme Herren *) — einer von ihnen, Carl v. Hohenzollern, ein verabschiedeter Kriegsmann — alle mehr oder weniger durch Humanität und Liebe zur Kunst ausgezeichnet, die namentlich durch großartige Wald- und Gartenanlagen die Reize der Natur Oliva's erhöheten und auf ihren Reisen manches Kunstwerk für das Kloster erwarben, betrachteten sie doch in der Regel die Abtei als eine Apanage, deren Einkünfte sie meistens entfernt vom Convente auf Reisen, oder in dem schönen Starczin, auch wohl seit 1760 in der neu erbauten Abtei verzehrten; es galt für etwas Außerordentliches, als Abt Rybinski's Hochwürden (Dignatio) (30. Sept. 1774) persönlich in das Kloster herabzukommen „die Gnade hatte" (descendere dignata est); letzteres geschah, um den damals um ihr Auskommen sehr bekümmerten Mönchen ein Geschenk von 60000 Gulden zu überweisen. Der Convent dagegen, dem die Aebte seit 1667 auch die Sorge für die

*) 1) Casimir Dombrowski 1. Mai 1703 — 5. April 1722. 2) Franz Nicolaus Zaleski 6. Mai 1722 — 7. April 1740. 3) Joseph Hyacinth Rybinski 8. April 1740 — 15. April 1782. 4) Carl v. Hohenzollern 1782 — 11. Aug. 1803. 5) Joseph v. Hohenzollern 1803 — 26. Sept. 1836.

Erhaltung der Kirche und der Klostergebäude übertragen hatten, lebt zurückgezogen und seinen alten Neigungen zugewandt, mit der Bewirthschaftung und Verpachtung der alten Güter, mit der Anlage neuer Kolonieen auf der Saspe, mit der Verleihung von Capitalien, mit Aufmunterung des Gewerbefleißes unter den Fabrikbesitzern seines Gebietes, mit der Verwaltung einer wegen der Trefflichkeit ihrer Medicamente weit und breit genannten Apotheke so wie mit löblicher Fürsorge für die Armen und Kranken unter seinen Unterthanen beschäftigt. Fern von Confessionszwang und Bekehrungssucht, außer daß wohl einem Lutherischen Apostaten die Pachtbedingungen erleichtert werden, sind die Mönche im freundlichsten Verkehr mit den städtischen Nachbarn, in deren Landsitzen sie wohl „aus besonderer Zuneigung" ein Wäldchen, ein Stück Ackerland, „das gar zu fern vom Kloster liegt" zu den alten Verleihungen hinzufügen, dagegen wegen alter Erfahrungen mißtrauisch gegen die Edelleute, insbesondere die polnischen, die sie eben so wenig zum Noviziat zulassen, als unter die Emphyteuten ihrer Güter oder unter die Zahl ihrer Schuldner aufnehmen mögen. Dabei hält sie weder Religiösität noch die Strenge der klösterlichen Regel zurück, sich jeden zuläßigen Lebensgenuß zu bereiten. Auf dem nahgelegenen Pachthofe von Hochwasser (Altae Aquae) versammelt der Prior öfters an schönen Sommertagen die Mönche zu gastlichem Mahle; in Grenzlau wird 1737 neben dem Maierhofe ein Haus für das alljährlich einmal dort stattfindende Freudenfest und in demselben Jahre im Klostergarten von Oliva ein zweistöckiges Gebäude aufgerichtet, in dessen unterm Stocke sich eine „Pilckentafel," in dem obern ein Billard befinden sollte. Die Danziger Weinhändler sind der Mönche besonders gute Freunde. Der Weinhändler Christian Kniewel hat 1713 aus Dankbarkeit in der Kapelle des Abtes zwei Leuchter aufgestellt; ein anderer Heinrich Baumann 1741, „Mitbruder des Klosters" die Erlaubniß erhalten, von einer angeliehenen Summe Geldes jährlich 1000 Gulden auf die gelieferten Weine abzurechnen. Wenn man es in früherer Zeit für sehr fraglich hielt, ob Cisterzienser außer in Krankheitsfällen Fleisch genießen dürften, so gilt es 1774 für eine unerhörte Beschränkung, die der Prior Ywo Rohweder aus Furcht vor Widerspruch ohne Befragung des Conventes den Mönchen auferlegt, daß sie sich allwöchentlich für ihren Mittags-

tisch mit einem einzigen Ochsen begnügen müssen; er rechnet ihnen dabei vor, daß wenn das Kloster seit hundert Jahren diese Oekonomie betrieben hätte, es um 91600 Gulden reicher sein würde.

Bei diesem harmlosen Treiben erscheint nun die geistige Thätigkeit im Kloster unverkennbar im Abnehmen. Die Buchdruckerei geht aus Mangel an Beschäftigung bald nach Hacki's Tode ein, und ihre Pressen werden 1745 an das Braunsberger Jesuiter-Collegium verkauft; die Reisen einzelner Mönche in die Fremde, um Jurisprudenz oder Theologie zu studiren, wofür die Aebte und Prioren große Summen verwenden, haben augenscheinlich nur geringe Resultate gehabt; für die bildenden Künste zeigt sich eben so wenig Geschmack als Neigung. Dagegen erwacht jetzt unter den Brüdern eine begeisterte Liebe zur Tonkunst. Seitdem 1742 auf Anregung des Abtes Rybinski der Convent darüber förmlich einen Beschluß gefaßt hat, daß das Lob Gottes in der Kirche fortan hauptsächlich durch einen Gesang- und Instrumentalchor verherrlicht werden solle, werden unter den angemeldeten Novizen vorherrschend nur solche aufgenommen, welche Talent und Neigung zur Musik kundgeben, und außerdem auf Kosten des Klosters namhafte Virtuosen, insbesondere aus Böhmen herbeigerufen, denen, nachdem sie genügende Proben ihrer Kunst abgelegt haben, die Wahl gelassen wird als Mönche oder als Laienbrüder in den Convent einzutreten. In Folge dieser Praxis besteht zwischen den Jahren 1750—1780 in Oliva ein ganz aus Klosterbrüdern gebildeter Sänger- und Instrumentalchor, der nicht nur durch die große Zahl seiner einzelnen Virtuosen, unter welchen Pater Michael der Orgelbauer, Pater Urban, der Componist eines sehr gerühmten Requiem's, der Harfenspieler Joseph Teymer, Wenzel Großmann Virtuose auf der Oboe, Pater Peter der Geiger, Pater Leopold der Bassist und Pater Raphael der Tenorist als die bedeutendsten hervortreten, sondern auch durch den Gesammteindruck seiner Aufführungen sich einer allgemeinen Schätzung in Preussen erfreute.

Doch Liebe zur Musik und landwirthschaftlicher Eifer genügten nicht, um das in sich abgelebte Institut gegen die Stürme des Zeitgeistes zu schützen. Wenige Wochen, nachdem Friedrich der Große Westpreussen in Besitz genommen hatte, entzog er durch die Cabinetsordre vom 1. November 1772 dem Kloster die Verwaltung und Benutzung seines Landgebietes. Die geringe Summe,

die den Mönchen zur Entschädigung aus königlichen Kassen dargereicht wurde, nöthigte sie ihren Aufwand so wie die Zahl der neu Aufzunehmenden auf das nothdürftigste Maaß zu beschränken, und diese Noth versetzte dem musikalischen Treiben den Todesstoß. Ohne irgend eine geistige Regung vegetirte das Kloster bis zu den französischen Kriegen, während derer siebenjährigen Dauer die Klostergebäude 1807 und 1814 von den Danzig umlagernden Truppen in Lazarethe umgewandelt, die Mönche, denen weder der Danziger Freistaat noch die preussische Regierung das ihnen Zukommende zu leisten im Stande waren, großem Elende preisgegeben wurden. Man konnte es nur als eine richtige Schätzung der Forderungen der Zeit anerkennen, daß die Regierung 1. October 1831 das nur noch von einem Prior und fünf Mönchen bewohnte Kloster aufhob, die Mönche versorgte und die Gebäude dem religiösen Gebrauche der umwohnenden katholischen Gemeinde überwies.

Ein Rückblick auf diese aus der Geschichte Olivas mitgetheilten Ereignisse zeigt, daß das innere Leben des Institutes in vier Perioden den Kreislauf seiner Entwickelung erfüllte. Wir sehen in der ersten (1178—1308) eine vorherrschend mit der Ausbreitung des Christenthumes unter den Heiden beschäftigte Missionsanstalt unter dem besondern Einfluß des Mutterklosters Colbatz; in der zweiten (1308—1590) ein vorherrschend gewerblichen und Agriculturzwecken gewidmetes geistliches Institut unter dem besondern Einfluß der deutschen Ordensregierung; in der dritten (1590 — c. 1700) wird Oliva aus dem unbefangenen Schaffen innerhalb überlieferter altkirchlicher und germanischer Vorstellungen auf gewaltsamem Wege in einen Confessionskampf getrieben, der dasselbe Polnisch-Jesuitischen Zwecken dienstbar macht, während es in der vierten und letzten in die alten Gleise zurückgekehrt durch das allmälige Dahinschwinden seiner geistigen Stützen in innerer Selbstauflösung untergeht.

Unter den Werken der bildenden Kunst, die uns als Denkmale dieses Klosterlebens hinterblieben sind, ist die Architectur der Kirche und des Klosters ein Werk aller vier Zeiten; ihre noch vorhandenen Sculpturen und Malereien können nur als Zeugnisse der zwei letzten Perioden gelten.

---

2. Die Architectur*) in Kirche und Kloster vor 1577.

In der Zeit, wo das Kloster Oliva gegründet wurde, um 1178, war der Gebrauch gebrannter Ziegel unter den halbcivilisirten Völkern Pommerns noch so selten und so kostbar, daß wir unter den Bauwerken dieser Gegenden, welche vor 1230 angelegt sind, wofern dieselben nicht ausdrücklich als Ziegelbauten (Opera latericia) bezeichnet werden, nur hölzerne Gebäude verstehen dürfen. Solche Holzgebäude entsprachen der ersten dürftigen Ausstattung unsers Klosters; die Noth, in welche dasselbe später durch die häufigen Einfälle der Preussen gebracht wurde, konnte, wenigstens während der nächsten sechzig Jahre, nicht wohl zu kostbaren Unternehmungen auffordern. Daher erklärt es sich leicht, warum nicht nur der erste leichte Bau, sondern auch ein Neubau, welcher urkundlich am 9. Aug. 1224 als kürzlich begonnen erwähnt wird (structura monasterii ab ipsis [fratribus] jam inchoata), und wahrscheinlich**) auch noch andere spatere Neubauten bei den An-

*) Während ich diesen Abschnitt zum Drucke vorbereite, kommen mir v. Quast's Mittheilungen über Oliva in dessen Beiträgen zur Geschichte der Baukunst in Preussen (N P P B. Bd. IX. H. 1.) zu Gesichte. Im Interesse der Sache muß ich es lebhaft bedauern, daß der geehrte Vf., da er keine selbstständigen Quellenforschungen über Oliva anzustellen beabsichtigte, nicht die vollständige Veröffentlichung der meinigen abwartete, sondern seine Kunstbetrachtungen auf die unvollkommenen Mittheilungen stützte, welche ich demselben beiläufig und zu einer Zeit machte, wo ich noch nicht einmal mit der äußerlichen Kritik des Textes meiner Quellen aufs Reine gekommen war. Persönlich kann ich mich jedoch ebensowie für frühere mündliche so jetzt für seine schriftlichen Bemerkungen dem Vf. nur dankbar verpflichtet fühlen, insofern er durch dieselben meine Aufmerksamkeit auf Verhältnisse lenkte, die ich ohne sie vielleicht gar nicht beachtet hätte. Die auffälligen Differenzen, welche ich zwischen meiner Schilderung der Olivaer Architecturen, namentlich der Arcaden und der Gewölbe, und der Darstellung v. Quast's bemerkte, veranlaßten mich noch einmal an Ort und Stelle näher nachzusehen. Ich habe mich aber dabei überzeugt, daß die Abweichungen v. Quast's nur in Gedächtnißfehlern ihren Grund haben können.

**) In dem sogleich zu erwähnenden Briefe Wilhelms von Modena heißt es ausdrücklich: Quum igitur ad edificacionem ecclesie et monasterii de oliva cisterciensis ordinis, quod frequenter a paganis combustum est, proprie non suppetant facultates.

griffen der Heiden ganz und gar zerstört werden konnten. Als aber 2. Jan. 1234 Oliva auf's Neue von diesem Unglücke betroffen ward, wobei sechs Laienbrüder und 34 Leibeigene des Klosters ihr Leben einbüßten, traten sofort günstigere Verhältnisse ein. Zunächst wurde nämlich dieser Frevel durch die Heidenfahrt des Markgrafen Hermann von Meissen an den heidnischen Bewohnern Pomesaniens auf eine so empfindliche Weise gestraft und darauf das Christenthum durch den einrückenden Ritterorden in dem unterjochten Grenzlande so fest begründet, daß Oliva seitdem an demselben eine feste Vormauer gegen die Einfälle der Heiden und um so weniger von jener Seite her zu fürchten hatte, da bald nachher auch die entfernter wohnenden Preussen die Freundschaft des Pommerellenherzogs Swantopolk aufzusuchen genöthigt waren. Dazu kam, daß eben dieser Herzog während der Jahre 1235 bis 1238 an das Kloster ansehnliche Geschenke mit der Hindeutung machte, daß dieselben hauptsächlich dem Gebäude *) gälten, in welchem er einst begraben zu werden wünschte. Endlich ist es eine bekannte Erscheinung dieser Zeiten, daß, sobald einem Kirchenbau besondere Sorgfalt gewidmet werden soll, die übrige Christenheit durch namhafte Geistliche unter Verheißung von Indulgenzen zur Unterstützung aufgefordert wird. Da nun im Jahre 1239 der päpstliche Legat in Preussen, Bischof Wilhelm von Modena Jedem, der dem Kloster Oliva Almosen spendet, 40tägigen Ablaß zusagt und in einem an die „Gläubigen auf der Insel Gothland" gerichteten Briefe (18 März 1239) ausdrücklich erklärt, daß dieses Almosen „zur Erbauung der Kirche und des Klosters, für welche die eigenen Mittel Olivas nicht zureichten," verwandt werden sollten, so sind wir mit Rücksicht auf alle diese Umstände zu dem Schlusse berechtigt, daß dieser zwischen 1235 bis 1239 unternommene Bau bereits in soliderem Material und mit der Absicht, einem künstlerischen Bedürfnisse zu genügen, ausgeführt wurde.

*) In dem Haupt-Privilegium Swantopolks (d. Gdanz. 1235 in Vigil. B. Laurentii) werden die neuen Geschenke mit der Formel eingeleitet: Preterea ut prefata domus Oliva, locus sepulture Parentum nrorum, ubi et nos — cupimus sepeliri, specialis privilegio gaudeat libertatis. Ebenso gebraucht er 1238 (4 Non. Febr.) bei der Schenkung des Sasper Sees den Ausdruck: „pro remedio anime mee parentumque meorum."

Von 1239 bis zum Jahre 1310 wurde zwar Oliva hin und wieder von mancherlei Kriegsübeln *), Verarmung, Verheerung seines Gebietes, Vernichtung seiner Scheunen und Speicher, und von Beeinträchtigung seines Grundbesitzes betroffen; einer Zerstörung der Kirche und der Klosterwohnungen aber wird eben so wenig als einer Restauration an denselben Erwähnung gethan. Eben so wenig erlebte der Mönch, welcher zwischen 1310 und 1350 als Augenzeuge die Vorgänge in Oliva kennen lernte, solche Veränderungen in den Baulichkeiten, welche er der Aufzeichnung für werth hielt bis auf eine Trauerkunde, mit welcher er seine Chronik schließt. „Im Jahre der Gnade 1350, sagt er nämlich, am Tage Mariä Verkündigung, (25. März), auf welchen damals der Rüsttag des Herrn [der Charfreitag] fiel, reinigte, züchtigte und betrübte der Herr uns seine Diener in Oliva nach seinem Willen. Denn als der Convent an jenem Tage nach beendigter Meßfeier nach alter Sitte sich im Refectorium mit Brod und Wasser erquickte, wollten die Köche den Schornstein der Convents-Küche vom Ruße reinigen und zündeten große Haufen Stroh am Heerde an. Daraus entstand ein Brand, durch welchen das Refectorium, Dormi-

*) Der alte ächte Bericht des Cron. Oliv. lautet hierüber so: Deinde non post longum tempus Magister praedictus cum auxilio exercitus, quem Dux Austriae miserat, et aliorum peregrinorum Pomeraniam cremavit et per omnia devastavit, quod factum fuit A, D. 1243. Et tunc similiter Oliua Monasterium cum omnibus grangiis suis penitus fuit deuastata. Item A. D. 1247. omnia horrea et grangiae Abbatis in equis et pecoribus fuerunt penitus concremata per fratres de Prussia et exercitum eorum et Monasterium Oliuense ad extremam fuit deductum pauperiem. Praeterea A. D. 1252. in Conversione B. Pauli a predictis fratribus et eorum hominibus multitudo Pomeranorum non pauca fuit interfecta et Oliua iterum rebus omnibus fuit spoliata. Ein Brand oder eine Zerstörung der Kirche wird hier nirgends angedeutet und ist um so weniger anzunehmen, da die Feinde christliche Kreuzfahrer sind, welche den Herzog wegen seiner Verbindung mit den Heiden bekämpfen. v. Quast setzt (S. 10) den Bau der Kirche nach 1252, weil Swantopolk seit 1253 dem Kloster „reiche Spenden“ ertheilt habe. Darin ist er jedoch im Irrthum. Ich kenne weder eine Chronik noch eine Urkunde, welche irgend einer nach 1252 vom Herzoge an Oliva gemachten Schenkung Erwähnung thut. Die Urkunde von 1257, (d. Belgard s. d.), die allein dahin gedeutet werden könnte, bezieht sich, wie der Inhalt lehrt, auf das von Oliva aus verwaltete Kloster Zarnowitz.

torium und die Kirche, der Glockenthurm mit den Glocken, die Bäckerei, die Mühle, das Brauhaus, die Fabrik, die Schusterwerkstätte und die Pforte ganz und gar in Flammen aufgingen. Nur die **Wände** („**parietes**") **der Kirche, des Dormitoriums und des Refectoriums blieben übrig.**"

Das große Unglück des Klosters erweckte im ganzen Lande lebendiges Mitgefühl, und Leute jedes Geschlechts und Standes brachten zur Linderung desselben Gaben an Geld, Bauholz („asseres") und Getreide herbei. Unter der großen Zahl der namentlich aufgezählten Wohlthäter nehmen auch nach dem Werthe ihrer Beiträge der Hochmeister Heinrich Dusemer, der Großkomthur Winrich von Kniprode und der Abt Goswin von Colbatz die erste Stelle ein.

Diese Spenden in Verbindung mit den Mitteln, die das wohlhabende Kloster damals aufbringen konnte, setzten den Convent unzweifelhaft in den Stand sogleich ein neues kostbares Gebäude aufzurichten. An die Fabelei späterer Chronisten, daß dieses Bauwerk innerhalb Eines Jahres neu aufgerichtet und vollendet worden wäre, ist schon aus innern Gründen nicht wohl zu glauben. Dazu kommt, daß Bischof Mathias von Leslau, als er fünf Jahre später (7. Aug 1355), offenbar doch zum Bau oder zur innern Ausschmückung Oliva's, unter Zusicherung eines vierzigtägigen Ablasses zur Verehrung gewisser Reliquien auffordert, die in den Schreinen zweier Altäre in der Klosterkirche aufbewahrt seien, er diesen zwei Altären keinen bestimmten Namen giebt: eine in dieser Zeit ungewöhnliche Erscheinung, die wohl nur daraus zu erklären ist, daß die Kirche und ihre Altäre als unvollendet noch nicht wieder neu und auf den Namen bestimmter Heiligen geweiht waren.

Das somit um das Jahr 1350 wiederhergestellte Kloster hat, in so weit in Untersuchungen dieser Art ein Urtheil möglich ist, bis zum Jahre 1577 in Betreff der Architektur seiner Haupttheile keine wesentliche Veränderung erfahren. Zwar findet sich in dem der *alten* Olivaer Chronik im 16. Jahrhunderte hinzugefügten Anhange die Notiz, daß das Böhmische Hussitenheer im September 1433 bei seinem Angriffe auf Danzig auch das Kloster angefallen,

angezündet und niedergebrannt habe *), und alte Mönche in Oliva erzählten um 1614 nach mündlicher Ueberlieferung, daß die Hussiten eben damals das bronzene Grabmal der fünf Pommerellischen Herzoge am Hochaltare aus dem Boden gerissen und fortgeführt hätten. Bedenkt man jedoch, daß jener Angriff der Hussiten nur bei einem Durchmarsche nach dem Meeresufer (Voigt VII. 635) erfolgte, und daher zu einem systematischen Zerstören nicht einmal die Zeit zureichte; bedenkt man ferner, daß der Berichterstatter, welcher spätestens hundert Jahre nach dem Ereignisse lebte, von diesem Unglücksfalle keine weitere Erinnerung hatte, als daß es den nach Danzig geflüchteten Mönchen in ihrem Kornspeicher, in dem sie sich einlagerten, sehr schlecht gegangen wäre und beachtet man endlich, daß unter den im Kloster mit großer Sorgfalt aufbewahrten Privilegien- und Ablaßbriefen verhältnißmäßig nur sehr wenige dieser Zeit angehören, diese wenigen aber nicht die mindeste Andeutung eines Neubaues oder einer bedeutenden Restauration geben, so darf man aus der sehr unbestimmt gehaltenen Notiz höchstens entnehmen, daß die einfachern Bauten, die Scheunen, Wirthschafts- und Fabrikgebäude des Klosters in Flammen aufgegangen, und daß die Ketzer ihren Frevelmuth in Kirche und Kloster an der Zerstörung einzelner Heiligthümer befriedigt hätten; eine wesentliche Verletzung der solideren Architecturen kann nicht stattgefunden haben.

Mit noch größerer Sicherheit können wir Letzteres in Betreff der zwei letzten Kriegsperioden behaupten, welche Oliva vor 1577 erlebte, nämlich des großen Städtekrieges (1454—1466) und des Kriegszuges Herzog Erichs von Braunschweig (1563). Als bald nach dem Ende jenes Krieges 1474 der haushälterische Nicolaus Muskendorf Abt wurde, fand er außer zwei ganz niedergebranten Gebäuden, einem Stalle des Abtes und einer Scheune, in den übrigen Theilen des Klosters hauptsächlich nur die Dächer, die Schornsteine und Fenster beschädigt; an der Kirche insbesondere hatte nur das Dach der niedern Kirche über den Gewölben („tectum inferioris Ecclesiae super testudines") gelitten.

*) „Venerant Hussitani Haeretici oppugnaturi Gedanum, cumque undique eorum licentiosa malitia grassaretur, etiam Olivense Monasterium igni traditum concremarunt."

Mit Hülfe einer wiederhergestellten Ziegelbrennerei gelang es ihm fast alle diese Schäden auszubessern und auch denjenigen Theilen des Klosters, welche noch mit Rohr bekleidet waren, ein Ziegeldach zu geben. Auf eben solche Aeußerlichkeiten, namentlich auf eine Ausbesserung des nördlichen Kirchendaches beschränken sich die Bauten, mit denen Abt Nicolaus Unger 1488 den Antritt seines Amtes bezeichnete. Von dem Kriegszuge Erichs von Braunschweig endlich (1563) wird ausdrücklich bemerkt, daß, wie bedeutend das Kloster auch damals an seinem Vermögen eingebüßt habe, seine Gebäude keinen Schaden genommen hätten.

Auch ohne daß wir innere Gründe zu Hülfe nehmen, erlauben die mitgetheilten Notizen die Voraussetzung, daß das Kirchen- und Klostergebäude, welches um das Jahr 1577 die Bewunderung der Zeit genoß, die „speciosa Oliva“, wie sie von einem damaligen Mönche genannt wird, in seinen Architekturen im wesentlichen eines und dasselbe mit demjenigen ist, welches um 1350 auf den Ueberresten des 1239 neubegründeten Gebäudes errichtet wurde. Obgleich nun gegen dieses Bauwerk, wie ich im nächsten Abschnitte ausführlicher berichten werde, die Rachsucht erbitterter Pöbel- und Söldnerhaufen in einem solchen Maaße wüthete, daß entferntere Berichterstatter das Kloster für völlig vernichtet halten konnten, so sind wir doch theils durch eine große Menge noch vorhandener Architekturtheile, theils durch bewährte schriftliche Berichte in den Stand gesetzt, uns nicht nur von der Beschaffenheit des im Jahre 1577 verwüsteten Gebäudes, sondern auch von dem alten aus dem Baue der Jahre 1235 – 1239 hervorgegangenen Architekturwerke eine einigermaaßen deutliche Vorstellung zu machen.

Diesen Anschauungen liegen zwei schriftliche Quellen und die Ueberreste einer alten Architektur zum Grunde. Erstlich giebt es eine Beschreibung des Klosters, deren Verfasser, ein Dominikanermönch, dasselbe vier Jahre vor der erwähnten Katastrophe, im Jahre 1573 besuchte. Dieser Mönch, nach seinem Geburtsnamen Martin Gruneweg, nach seinem Klosternamen Bruder Wenzel genannt, 25. April 1562 in Danzig als ein Kind protestantischer Eltern geboren, verließ 1579 seine Vaterstadt, und begab sich, nachdem er sie nur noch einmal 1587 wieder gesehen hatte, nach Lemberg in ein Dominikanerkloster, wo er sich bis 1606 mit der

Abfassung einer, jetzt in der Danziger Stadtbibliothek befindlichen, voluminеusen Chronik beschäftigte, in die er hauptsächlich seine eigenen und seiner Familie Schicksale niederschrieb. Bei der Erzählung von seinen Erlebnissen im Hause des Predigers Augustin Herzberger am Gymnasium, der 1573 seine Erziehung übernahm, berichtet er (F. 573) über Oliva Folgendes: „Eines Tages fuhr „Herr und Frau uf die Bleiche ihre leuwent [Leinwand] zu besehen und namen mich mit. Dieweil es aber nicht weit von der „Olive war, fuhren wir dahin, gingen in der Kirche allentwegen „um, desgleichen unten im Kloster. Und das war mein erstes „Mal daselbst. Dieweil sich aber das Kloster durch mancherlei „Zufall öfters verändert hat, auch mit meinen Augen große Veränderung darin gesehen ist: will ich nicht ungedacht lassen, was „Gestalt es um diese Zeit hatte. — Das Kloster, die Olive, liegt „nicht übrig weit vom Meere im raumen Felde. Doch bald hinter „dem Kloster nach Niedergang wärts hat es ein hoch Gebirge mit „schönen alten Fichten und Eichen. Solches Gewelde hat es auch „von andern Seiten, zumalen nach Danzig, von welchem es eine „Meile liegt. Kirche und Kloster waren stark und schön gemauert, „beide allenthalben wohl ausgeweißt und sehr reinlich gehalten, „daß einem alle Winkel neu däuchten sein, und das Kloster samt „allen zugehörigen Gebäuen und Garten von Weitem mit einer „guten Mauer umgeben. Bald hinter der Mauer nach Mitternacht wärts stund ein gemeuert Kirchlein wie auf einem Berglein „(dünkt mich) zu S. Jacob geheißen. Die Klosterkirche ist „in ein Kreuze gebaut, fast so lang als die Pfarr zu Danzig, aber enge und bogiger. Das Cuer hat die größte Hälfte „der Kirchen ein und ist in zwo Theile getheilt. Das erste, in „welchem der große Altar steht, streckt sich bis an das Kreuz und „ist etliche Staffeln höher denn die Kirche, hat zur rechten Seite „nach Mittag wärts einen beigemauerten Gang mit etlichen „Altaren, aus welchem, wendet man in den rechten Arm des „Kreuzes, [ist eine] Stiege auf ins Kloster und über der Stiegen „weiset der gemeine Kirchen Seger. Aus diesem beigemauerten „Gange in den Kreuzgang gehende zur rechten Hand, da sich der „andertheil des Chuers oder das under Chor anfahtte, bei einer „großen Klaft von der Erde und der Wand hang ein weißlichtiger „glatter Stein, 2 kleiner Fäuste groß, in der Mitte durchbohrt

„an einem eisernen Kettlein und darüber eine Tafel geschrieben, „welche einem mochte guten Bescheid gegeben haben wegen dieses „Steines. Ich bin unterrichtet worden, daß eine Mutter ihrem „Kinde das Brod in einen Stein verflucht hat: hatte dennoch „keine Gestalt des Brots weder an Form noch Farbe. Von des „Kreuzes Theil streckt sich vollens das Euer aus, welches von „dem gemeinen Volk mit Holzwerk vergittert ist, aus welches Mitte „oben der Predigtstuhl geht und hinter diesem Euer nach Mitter„nacht wärts geht ein leger Gang, gleich mit der Kirchen, wel„cher außer dem Euer die Kirchenwand hält auf 2 oder „3 Pfeilern. Das Kloster hat einen großen Kreuzgang, aus „welchem in dem portelle ein Fontan [Fontaine] gebaut ist, in „welchem aus einem schönen Messingwerk das Wasser lief. Die „Kirche hatte etliche Thürmlein mit bleiernen hohen Spitzen ge„deckt. Vorne an der Kirchen an beiden Ecken waren 2 eckige „Thurmlein einer fast gattunge aus dem Grunde fast gleich „aufgezogen."

Was bei dieser Schilderung des alten Klosters zunächst und hauptsächlich in die Augen fällt, ist dieses, daß alle Theile, welche der Mönch beschreibt, innerhalb der jetzigen Umfassungsmauern aufzufinden sind, daß er aber die Kirche nicht in der vollen Ausdehnung sah, welche sie jetzt hat.

So wie Gruneweg es darstellt, war auch bis zur Aufhebung des Klosters das Hauptschiff der Kirche seinem größten Theile nach in zwei Chöre abgetheilt, von denen das eine, das Presbyterium, der Ort, an welchem die eigentlich gottesdienstlichen Handlungen vollzogen wurden, etwas höher als der übrige Kirchenraum gelegen, vom Hochaltar bis zur Kreuzmitte reichte; der Raum zwischen den vier Hauptpfeilern so wie das übrige Querschiff war freigelassen, und darauf begann in der Fortsetzung des Langschiffes von O. nach W. das Mönchschor, innerhalb dessen sich vom Kirchenflur zu den anstoßenden Seitenwänden und Arkaden hinan, nach N. und S., amphitheatralisch Chorbänke erhoben, in deren unteren Räumen die Novizen, in den oberen die Mönche ihren Sitz beim Gottesdienste hatten. Bei dem Anfange der vierten Arkade (von O. nach W. gerechnet) endeten diese Chorbänke und schloß ein Holzgitter dieselben von dem übrigen Kirchenraume ab. In Betreff des Langschiffes also und seines „bogigen" Ab-

schlusses, der beiden „aus dem Grunde fast gleich aufgezogenen" Eckthürme am Portale der Kirche und in Betreff des im Portale des Kreuzganges dem Eingange ins Refektorium gegenüber befindlichen messingenen Springbrunnens, (Q. im Grundrisse) der wohl auch schon damals die Form eines Olivenbaumes hatte, paßt die von Gruneweg gegebene Schilderung vollständig auf die jetzige Kirche. Dagegen ersieht man aus der Beschreibung der beiden Seitenschiffe, „des beigemauerten und des legen Ganges," daß Gruneweg nicht weiß, daß dieselben im Osten hinter dem Hochaltare mit einander in Verbindung stehen, und daß er sie auch an der Nord- und Südseite der Kirche nicht in der jetzigen Ausdehnung kennt*). Der „beigemauerte Gang," das südliche Seitenschiff, dürfte, wenn er nur „etliche" Altäre enthielt, während jetzt sich in diesem Gange Altar an Altar reihet, nicht viel östlicher als in der Gegend der Rückseite der Fundatorenwand (etwa bei b im Grundrisse) begonnen haben. Unter dieser Voraussetzung wenigstens können wir Grunewegs Beschreibung ohne Schwierigkeit in der jetzigen Kirche verfolgen. Wir gelangen dann „etlichen Altären" vorüber in den „Kreuzesarm" des südlichen Queerschiffes an den Eingang zur Sacristei. Noch jetzt befindet sich hier die „Stiege," welche zum Kloster hinaufführt, und über derselben „weiset" noch heutigen Tages die Kirchenuhr; selbst den 1577 durch die Kirchenplünderer zertrümmerten Wunderstein hat man, wie jetzt die dort befindliche Inschrift aussagt, an demselben Pfeiler des Querschiffes, den Gruneweg beschreibt, später wieder aufgehängt: eben dort geht auch jetzt (nach Süden hin) eine Thüre in den

*) Daraus ist auch die Bemerkung Grunewegs zu erklären, daß die Olivaer Kirche nur fast so lang als die S. Marienkirche in Danzig sei. Denn wenn sich gleich dadurch, daß man den innern Raum von S. Marien bis an das Ende des großen Thurmes ausgedehnt denkt, ein Längenverhältniß zwischen beiden Kirchen ausrechnen läßt, welches annähernd dem Ausdrucke des Mönches entspricht (die Länge des Innern von S. Marien beträgt nämlich dann 311 F., die Länge der Klosterkirche 312 F.), so ist es doch unleugbar, daß jedem, der, wie unser Mönch, nicht nach der Meßkette urtheilt, sondern neben dem Augenmaaße den Eindruck, den das Verhältniß der verschiedenartigen Breite beider Kirchen zu ihrer Länge hervorbringt, auf sein Urtheil einwirken läßt, die Olivaer Kirche wegen der geringeren Breite bedeutend länger als die Danziger erscheint. Der Ausdruck Grunewegs paßt jedoch vollkommen, wenn er die Klosterkirche nur bis zum jetzigen Hochaltare, in der wirklichen Länge von 285 F. ausgedehnt sah.

Kreuzgang ab. Ob hier oder wo anders der gemauerte Gang sein Ende genommen habe, vergißt der zu sehr mit dem versteinerten Brote beschäftigte Mönch zu berichten; es steht jedoch nichts entgegen, anzunehmen, daß der Gang sich, wie noch gegenwärtig, bis an die vorspringende Umfassungsmauer (bis B) hinuntergezogen habe. In Betreff des nördlichen Nebenschiffes, „des legen Ganges" erlaubt Grunewegs Beschreibung das östliche Ende weitestens bis an das Querschiff auszudehnen; über das Westende erklärt er sich bestimmter dahin, — denn das ist offenbar der Sinn seiner Worte — daß dieses Seitenschiff, in gleicher Flucht mit der Kirche d. h. dem Hauptschiff, zunächst bis an die Stelle hinunter reichte, wo an dem Holzgitter das Mönchschor endigte, dann aber sich noch über dieses Mönchschor hinaus in gleicher Linie mit den 2 oder 3 nächsten Kirchenpfeilern nach Westen hin erstreckte und bis dorthin mit seiner Wand auch die Kirchenwand bildete. Ein Blick auf den Grundriß der jetzigen Kirche und ihrer Arkadenpfeiler lehrt daß, da das Mönchschor sich von der Kreuzesmitte nach Westen hin bis zur vierten Arcade ausdehnte, man, je nachdem man zählt, zwei oder drei Pfeiler hinter dem Mönchschor im nördlichen Nebenschiffe auf eine Stelle kam, (bei H) welche mit dem südlichen Seitenschiff bei (B) korrespondirend zugleich mit dem Mittelschiff in der Linie (H A B) abschloß. War dem so, so muß die Fortsetzung der beiden Arkadenreihen von jener Einmündung ab bis zu den beiden Thürmen am Portale (von A bis I) damals auf beiden Seiten aus festen Wänden bestanden haben; und dies kann man dem Dominikaner um so sicherer glauben, da die jetzt dort befindlichen Wandöffnungen, welche nach Süden in die Marienkapelle (R) und nach Norden in das nördliche Nebenschiff führen, sich, in auffälliger Verschiedenheit von den Arkaden, als spätere einfache Wanddurchbrüche kund geben.

Haben wir durch diesen Bericht eines Mönches, der die alte Kirche selbst gesehen hat, die Ueberzeugung gewonnen, daß sie in ihren wesentlichsten Theilen mit der jetzigen eine und dieselbe ist, so können wir mit um so größerer Sicherheit von den ergänzenden Mittheilungen des Priors Adler Gebrauch machen, der, wenn er vielleicht auch die alte Kirche gar nicht gesehen hat, da er erst 1580 als Novize ins Kloster trat, doch wegen seiner persönlichen

Betheiligung bei der Restauration des Gebäudes und wegen der genauen Kenntniß, die er sich während eines funfzigjährigen Aufenthaltes im Kloster von dem Akte der Zerstörung verschaffte, als kompetenter Zeuge gelten kann. Dieser meldet nämlich, es seien bei der Katastrophe des Jahres 1577 die Mauern („Muri") der Kirche, die Mauern sämmtlicher Mönchswohnungen („locorum regularium"), und des Krankenhauses, ferner noch die Gewölbe in dem Umgange der Kirche (in ambitu Templi, mit welchem Ausdruck Adler durchweg sämtliche das Hautschiff umgebende Seitenschiffe bezeichnet), die Gewölbe im Kreuzgange, im Kapitelsaale und in der Sakristei, endlich ein „alterthümlicher, einfacher und nackter" Glockenthurm über der Kirche unverletzt geblieben („integri remanserunt") und auch bei dem Neubau mit Ausnahme des Dormitoriums, Refektoriums und jenes Glockenthurmes nicht verändert worden. Beiläufig bemerkt er noch, die Kirche, d. h. das Hauptschiff habe vor 1577 gar kein Gewölbe gehabt, sondern wäre mit einem hölzernen Getäfel geschmückt („tabulis-ligneis ornatum") gewesen. Wenn der Grunewegsche Bericht diesem letztern in so fern widerspricht, daß nach jenem die Kirche ihren jetzigen Umfang nicht hatte, so ist dieser Widerspruch nur ein scheinbarer, da der Chorumgang und die westliche Verlängerung des nördlichen Seitenschiffes, die Gruneweg als Bestandtheile der Kirche nicht sah, gar wohl damals schon vorhanden und überwölbt und dennoch eines uns unbekannten Gebrauches wegen, etwa als Kapellen, Sakristeien u. dgl. von der übrigen Kirche durch eine Mauer oder einen Holzverschlag getrennt sein konnten. Letztere Annahme ist um so wahrscheinlicher, da auch nach 1577 wenigstens ein Theil jenes Chorumganges*) neben der eigentlichen Sakristei als Sakristei benutzt wurde.

Ein wichtiges Zeugniß über die frühern Schicksale dieser alten Architekturen gewähren uns endlich die noch vorhandenen Ueberreste eines alten Gemäuers. Wenn man nämlich an dem nördli-

*) Adler bemerkt Juli 1594, daß der Altar S. Martini zur Sakristei gehöre (quod est pars Sacristiae). Dieser Altar stand aber damals (Werner Annal. 171) im südlichen Theile des Chorumganges, dem Bilde des Detharbus gegenüber.

chen Arme des Querschiffes in dem hier eingesetzten Treppenhause zum Kirchenboden hinaufsteigt, so gewahrt man in dem obern Theile der das Chor der Kirche umfassenden Mauer (von a bis b) und zwar in gleicher Weise auf der nördlichen wie auf der südlichen Seite, unterhalb des jetzigen Kirchendaches eine Reihe von aneinanderhangenden Reliefs, die aus etwa 6 Zoll langen, durch Halbkreise konstruirten Spitzbogen-Ornamenten bestehen. (Vgl. Fig. 8). Bei dem Punkte b hört auf beiden Seiten diese Verzierung plötzlich auf; ein wenig weiter (bei c) ist ein starker Mauerriß oben, so breit, daß man die Hand hineinlegen kann, der, wiewohl schmaler werdend, doch auch im Innern des Chores bis unten zu bemerkbar ist und ungefähr mit dem Ende der Wandpfeiler hinter den Bildern der Fundatoren zusammentrifft. Auffallender Weise zieht sich in der ganzen Länge jener beiden Ornamentenreihen unten über dem Pflaster der Kirche gegen die Seitenschiffe hin ein gegliederter Sockel, (zwischen a und b) der ebenfalls bei (b) plötzlich endigt. Diese Ornamente, der Mauerriß, die jenseits desselben fehlenden Verzierungen, so wie das jenseits desselben durchaus neuer gestaltete Mauerwerk: alles dies läßt kaum eine andere Erklärung zu, als die, daß zu der Zeit, wo der obere Theil der Umfassungsmauer des Chors ohne Dach mit jenen Ornamenten frei hervorragte, die Kirche einen von dem jetzigen verschiedenen, möglicherweise nur bis zu jenem Mauerriß reichenden, östlichen Abschluß hatte.

Versetzen wir uns nun mit diesen Zeugnissen ausgerüstet an diejenige Stelle der jetzigen Kirche, wo noch zu Grunewegs Zeit beide Nebenschiffe mit dem Hauptschiffe zusammentrafen (bei A im Grundrisse), heften unsern Blick nach Osten und denken uns in der Mitte das Hauptschiff, mit Täfelwerk flach eingedeckt, nur bis an den Mauerriß (b) ausgedehnt, dort aber durch eine runde Altarnische (Absis) (E) abgeschlossen, zu beiden Seiten die Nebenschiffe, beide in derjenigen Breite und Höhe und mit derjenigen Form der Gewölbe, welche jetzt nur noch das südliche Seitenschiff hat, und gleichfalls nur bis in die Gegend des Mauerrisses (etwa bis D und F) hinaufreichend, so gelangen wir zu einem überraschenden Resultate; wir sehen innerhalb der umschriebenen Grenzen eine kleine Kirche vor uns, die im Wesentlichen die Eigenthümlichkeiten desjenigen Styles an sich trägt, welcher während des 12. und bis

zur Mitte des 13. Jahrhunderts in Norddeutschland fast ausschließlich bei Ziegelbauten — unter vielen andern Kirchen auch bei der alten Kirche von Colbatz*) — angewandt ward, Eigenthümlichkeiten, wegen welcher der genannte Zeitraum in der Geschichte der Baukunst als die letzte oder Uebergangsperiode des Romanischen Styles bezeichnet wird. Diese Eigenthümlichkeiten geben sich zum Theil schon in der ganzen Anlage der alten Kirche kund, theils insofern diese durch die gleiche Länge und Breite aller drei oberen Kreuzestheile, deren jeder etwa 20 Fuß lang und 18 Fuß breit war, die wirkliche Kreuzesform darstellte, während die spätere Erweiterung des obern Kreuzesstammes gegen die Gewohnheit der ältern Zeiten ist, theils insofern das hohe Langschiff mit seiner getäfelten Decke von schmalen, gedrückten, kaum bis zu einem Drittel der Höhe desselben hinansteigenden und gewölbten Nebenschiffen umgeben ist. Am Entschiedensten jedoch tritt jener Uebergangsstyl in den Arkaden unserer Kirche hervor, welche, sechs auf jeder Seite, die Nebenschiffe mit dem Haupschiffe verbinden. Diese Arkaden werden nämlich durch Pfeiler gebildet, deren abgetreppte Gliederung (Vgl. Fig. 1) auch in den sie verbindenden Spitzbogen durchgeführt ist. Da wo diese Architekturform sich am Vollständigsten erhalten hat, nämlich an den von der Kreuzesmitte an gerechnet, drei ersten Pfeilern des südlichen Seitenschiffes, treten aus jener Gliederung nach drei Seiten hin Halbsäulen hervor, deren Kapitäle die in dieser Periode vorherrschende und namentlich auch in der Colbatzer Klosterkirche angewandte Würfelform (Fig. 2) haben, während nach der vierten Seite, nämlich nach dem Hauptschiffe hin, eine flache Wandfläche die Arkade begrenzt. Dem Charakter dieser Arkaden schließen sich auf's Engste die das Kreuzesmittel tragenden, durch Spitzbogen mit einander verbundenen vier Hauptpfeiler an, insofern auch an ihnen jene abgetreppte Gliederung und jene Würfelkapitäle durchgehen; an den zwei Hauptpfeilern aber, so wie an den ihnen gegenüberstehenden Wandpfeilern, welche jetzt den nördlichen und südlichen Eingang in den Chorumgang bilden, sieht man an deutlichen Spuren, daß die alte Kirche hier nicht ab-

*) Vgl. Kugler Pommersche Kunstgeschichte S. 11—19. v. Quast. S. 20.

schloß, sondern wenigstens eine Strecke weit nach Osten fortsetzte*). Es entsprechen jenem Charakter ferner die jetzigen **Gewölbe** des südlichen Seitenschiffes, mit denen unzweifelhaft vor 1350 auch die Gewölbe des nördlichen übereinstimmten. Es sind einfache Kreuzgewölbe von je 4 Rippen mit vorzüglich scharfer Gliederung (Fig. 9), die von den Würfelkapitälen nach der gegenüberliegenden Wand hinübergeleitet sind, ohne hier von Consolen gestützt zu werden und an dieser Wand theils vollständige Halbkreise, theils sehr gedrückte Spitzbogen bilden. Nicht minder entsprechen diesem Style die **flachen Wände** des Hauptschiffes, aus deren Flächen etwa 6 Zoll dicke schmale Wandstreifen hervortreten, einige bis auf den Fußboden hinabreichend, andere über den Arkaden abgekragt, die sich sämtlich je zwei und zwei über den oberhalb der Nebenschiffe angelegten Fenstern in Spitzbogenform verbinden. Ob auch das Kreuzgewölbe der alten Sakristei (M) insbesondere wegen der von allen andern im Kloster vorkommenden so sehr abweichenden Form seiner Consolen (Fig. 5) dieser alten Zeit zuzuschreiben sei, will ich unentschieden lassen; unzweifelhaft jedoch gehörte derselben der aus Halbkreisen konstruirte Ornamentenkranz an, der sich an der freistehenden Außenwand des Chorvorsprunges unter dem Dachgesimse hinzog.

Das Resultat dieser Auseinandersetzung, der Nachweis nämlich, daß die **1239 erbaute Romanische Klosterkirche** in

*) Wo befanden sich die **Thürme** dieser alten Kirche? kann man fragen. Auf dem Kirchenboden, unterhalb der erwähnten Ornamente, aber nur an der nördlichen Seite zeigen sich (über e) in einem tiefen scharfen Einschnitte in die Chorwand die deutlichen Spuren einer nach Osten (von a bis d) sich abschrägenden frühern Eindachung, die nur von Blei oder Kupfer gewesen sein kann und etwa 12 F. nach O. hin sich erstreckt. Denkt man sich diese Eindachung bis an den alten Wandpfeiler am Eingange zum Querschiffe hinüberreichend, so wird dadurch ein Raum abgegrenzt, der unten auf dem Kirchenflur eine Quadratfläche bildet. Professor **Schultz** hält es nun für sehr wahrscheinlich, daß dieser Raum bei D so wie der ihm entsprechende auf der Südseite der Chorwand, bei F, bei der Anlage der Kirche von 1239 für zwei **Thürme** berechnet waren, von denen der eine nur in der Höhe des südlichen Nebenschiffes ausgeführt und vorläufig überdacht wurde; es würde dann hieraus von selbst folgen, daß diese Thurmräume im Innern der Kirche den östlichen Abschluß beider Seitenschiffe bildeten, und der Sockel sich theils innerhalb der Thurmräume, theils außerhalb derselben an der freien Chorwand um die Absis hingezogen habe.

ihren hauptsächlichsten Theilen noch innerhalb der jetzigen Kirche vorhanden sei, ist um so wichtiger, da wir in diesen ältesten Architekturen Olivas zugleich auch das älteste Bauwerk in ganz Ost- und Westpreußen aufgefunden und nachgewiesen haben. Nicht minder interessant ist ferner die Wahrnehmung, daß die Restaurationen innerhalb dieser alten Theile und ihre Erweiterungen, insofern sie nach den äußern Zeugnissen im Jahre 1577 schon vorhanden waren, eben diesen Zeugnissen entsprechend nur geringe Spuren einer zwischen den Jahren 1350 und 1577 eingetretenen Zerstörung und Umformung zeigen, sondern meistentheils diejenigen charakteristischen Bauformen haben, welche in der Blüthezeit der Ordensherrschaft, also um 1350, in Preußen in Geltung waren.

Eine Uebersicht aller dieser Veränderungen gewährt zunächst folgende allgemeine Anschauung.

Bei dem Brande von 1350 blieben nur die das Hauptschiff einschließenden Seitenwände (die „parietes", wie der Chronist [oben S. 17] es bezeichnend ausdrückt) und die an den Kreuzgang und das gleichfalls damals gerettete Dormitorium *) anstoßenden Theile der Kirche unverletzt, während sämtliche freistehenden Umfassungsmauern im O., N. und W., entweder ihres schlechtern Materials wegen vom Feuer vernichtet, oder zum Zwecke des Neubaues von Menschenhand niedergerissen wurden. Man hat die geretteten Theile, das Hauptschiff bis zu dem Mauerriß, das nördliche Seitenschiff, das Queerschiff und die Sakristei theils unverändert gelassen, theils, wo eine Restauration z. B. in der getäfelten Decke vorzunehmen war, dieselbe meistens **) im Charakter des alten Gebäudes ausgeführt. Dagegen sind die drei neuen Umfassungsmauern weit über die alten Grenzen hinausgerückt und die dadurch in W., N. und O. entstandenen neuen Kirchenräume, insoweit die Eurhythmie des Ganzen nur irgend gestattete, im Baustyle der Zeit restaurirt worden. So hat man denn das gegen W. hin bedeutend erweiterte Langschiff mit einer getäfelten Decke und glatten Wänden aber ohne Arkaden bis an das neue Portal

*) Dieser aus vielen Zellen bestehende Klosterraum lag über den Sakristeien und zog sich, wie es scheint, auch über einen Theil der Kreuzgänge hin. Die „Stiege" in der Kirche führte zu demselben hinauf.

**) Das Gewölbe der alten Sakristei (M) scheint, wie ich schon oben erwähnte, seine alte Form behalten zu haben.

geführt, an welchem letztern jetzt nur noch die zwei schlanken achteckigen Thürme (f und g) an das Zeitalter Winrichs von Kniprode erinnern, da die übrigen Theile 1688 eine starke Umformung erfuhren. Die Hinausrückung der nördlichen Kirchenmauer machte eine neue Ueberwölbung des Grunewegschen „legen Ganges" nothwendig, welche dann zugleich auch über den in der westlichen Fortsetzung desselben angebauten Raum, dessen Bestimmung wir nicht kennen, ausgedehnt wurde. Hier hat man, wie der Augenschein lehrt, ohne Rücksicht auf den Charakter der Arkaden an Stelle je einer auf ihrer dem Seitenschiffe zugewendeten Seite stehenden Halbsäule eine zierliche Console, welche gegen die andern zwei Halbsäulen nicht gerade sehr eurhythmisch gestellt, dagegen aber den in Fig. 3 und 4 dargestellten Cosolen des Kreuzganges sehr ähnlich ist, zu Trägern der Rippen eines schönen Sterngewölbes gemacht, welches über diese Räume ausgespannt ist. Die Hauptveränderung fand an der Ostseite statt, indem nicht nur die Apsis (Altarnische) weit nach Osten hinaufgerückt, sondern auch um das Presbyterium herum ein breiter Verbindungsgang zwischen dem nördlichen und südlichen Seitenschiffe angelegt wurde. Beide, Presbyterium und die Umfangsmauern des Umganges, erhielten einen fünfseitigen Abschluß, und zwar waren die 5 Seitenflächen der Altarnische bis zu ihrer am Ende des 17. Jahrhunderts erfolgten Umformung, wie deutliche Mauerspuren zeigen, sämtlich durchbrochen und dienten somit entweder als Ausgänge oder als fensterartige Nischen. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, wenngleich ein äußeres Zeugniß dagegen zu sprechen scheint*), daß die jetzigen Gewölbe dieses obern Chores bis an die Kreuzesmitte, deren Gliederung an die Gewölbe des nördlichen Seitenschiffes und deren aus Köpfen geformte Consolen an die des Kreuzganges erinnern, gleichfalls um 1350 gearbeitet, und daß ähnliche Gewölbe ebendamals auch in dem gesammten Chorumgange angelegt worden sind. Aber in diesem Umgange sind offenbar zwischen 1350 und 1577 Veränderungen eingetreten. Schon die nachlässige Struktur der Außenwand des Chores in diesem Umgange ist auffallend; man gewahrt aber ferner besonders an der nördlichen Seite dieser Wand die Spuren alter Gewölbe, an welchen in gleicher Weise wie an den andern Ge-

*) Ich werde im folgenden Abschnitte diesen Widerspruch zu lösen suchen.

wölben der Kirche die Verbindungen der Gurte dem Pfeiler und nicht dem Fenster der Gegenwand gegenüber stattfand, während an den jetzigen Gewölben dieses ganzen Umganges nicht nur die, wenn auch gothische, doch von den übrigen Gewölben durchaus verschiedene Construktion und die etwas stumpfen Consolen (neben welchen letzteren freilich auch einmal, wie die Lage an den Eingängen andeutet, als Ueberreste eines frühern Baues, die zierlichen Formen des Presbyteriums vorkommen), sondern insbesondere der Umstand, daß diese Consolen, ohne alle Rücksicht auf die Lage der Gewölbe des anstoßenden Presbyteriums, nicht dem Pfeiler der Gegenwand, sondern der Mitte der Fenster entgegen gerichtet sind, offenbar auf spätere Restaurationen hindeuten. Wenn irgend wo, so könnte man hier an Zerstörungen der Hussiten denken.

Eine Zierde dieser Kirche der Ordenszeit waren ohne Zweifel auch Bilder und Skulpturen. Gruneweg weist auf die „Niederländischen Arbeiten"*) hin, die sich im Kloster befanden. Leider überlebten die Zerstörung von 1577 nur einige Freskèn an den Wänden des Presbyteriums. Zunächst waren hier beide inneren Wände bis zu dem Mauerriß bemalt, und zwar die südliche mit den Figuren der sogenannten Fundatoren, d. h. der fünf Herzoge von Pommerellen, die nördliche mit den Figuren der sechs Wohlthäter (der Könige Przemisl, Wenzel, Wladislav, des Markgrafen Waldemar, des Hochmeisters Winrich von Kniprode und des Königs Casimir III.), und diese Fresken haben sich wahrscheinlich noch jetzt unterhalb der neuen auf Holz gemalten Bilder erhalten. Wenn sie jedoch, wie man annehmen muß, gleich alt mit ihren Unterschriften und den damals nebenan hangenden Gedenktafeln (vgl. den Anhang) waren, so können sie erst im 16. Jahrhunderte gemalt sein, vielleicht zu der Zeit, wo Abt Nikolaus Locka (1561), wie wir aus einer Mittheilung Adlers erfahren, auf dem Flur dieses Chores den hier begrabenen Fundatoren ein einfaches Grabgewölbe aus Ziegeln errichtete. Alte Mönche, bemerkt Adler, wollten wissen, daß ehemals, seit ungefähr dem Jahre 1300 (?), ein bronzenes Denkmal hier gestanden hatte, das die

*) Er erzählt (F. 643) bei Gelegenheit der Zerstörung des Klosters: „Peter, ein Büchsenschuß, brachte uns auch von seiner Beute ein schön geschnitzt S. Katharinenbild, Schwester Barbchen desgleichen S. Margarethen, beide Niederländische Arbeit und waren aus des Abtes Stube genommen."

Hussiten zerstörten. Aelter als diese Bilder dürfte vielleicht das Freskobild gewesen sein, welches auf der Rückseite der Fundatorenwand im südlichen Umgange die Einführung des ersten Abtes Dethardus in Oliva darstellte und, nach der Unterschrift zu urtheilen, früher einer Kapelle oder einem Altare angehörte, welcher dem h. Benedictus und dem h. Bernardus geweiht war. („**Hic venerare Patres, cum Bernardo Benedictum**"). Auch dieses Gemälde überdeckte Adler (Werner p. 171) mit dem jetzigen ziemlich schlechten, zuletzt 1691 restaurirten Holzbilde.

In den übrigen Klostergebäuden hätten wir nach unsern äußern Zeugnissen noch Ueberreste des alten Baues von 1239 im Dormitorium und im Refektorium zu suchen. Aber das alte Dormitorium, das schon 1579 neue Zellen erhielt, ist im Winter 1740 als ganz baufällig niedergerissen worden, und auch das Refektorium hat nach seiner im Jahre 1593 erfolgten Umformung seinen alten Charakter ganz verloren. Dagegen sind zwei interessante Architekturen, welche dem Baue von 1350 angehören, von der Zerstörungswuth der Danziger Söldner 1577, so wie im Wesentlichen auch von jeder Verunstaltung späterer Restauratoren verschont geblieben: der Kreuzgang und der Kapitelsaal.

Der Kreuzgang (P) hat durchweg spitzbogige Kreuzgewölbe, deren Profilirungen den Gewölben des nördlichen Nebenschiffes der Kirche sehr nahe kommen und nur mit noch größerer Sorgfalt ausgeführt zu sein scheinen. Diese Sorgfalt giebt sich besonders an den theils aus Stuck, theils aus gebranntem Thon geformten Cosolen (zwei von ihnen sind Fig. 3 und 4 dargestellt) und an den Schlußsteinen zu erkennen, welche letzteren, in Rosettenform über den Gewölben ruhend, mannigfaltige Darstellungen von Köpfen, Thieren und Zusammenstellungen von Menschen und Thieren enthalten. Leider sind manche schöngegliederte massive Eingänge z. B. die in das Refektorium und in den Kapitelsaal durch spätere Holzverkleidungen des 17. Jahrhunderts entstellt worden.

Gleiches Interesse nimmt die Architektur des Kapitelsaales (N) in Anspruch: Sechs Spitzbogengewölbe, die gegen die Mitte des Saales auf zwei achteckigen Granitpfeilern und an den Wänden auf Laubwerkconsolen ruhen; dem Spitzbogeneingange gegenüber ein Rundfenster mit scharfer gothischer, profilirter Gliederung,

zu beiden Seiten desselben Spitzbogenfenster; endlich zwischen den Gewölben der Seitenwände vier aus dem Steine gehauene Figuren, welche Cherubim (Fig. 7.) in mannichfaltigen Formen darstellen. An den Granitpfeilern, welche sich durch eine eigenthümliche Base (Fig. 6.) auszeichnen, scheinen die alten Kapitäle theilweise zerstört; jedenfalls gehören die Formen des dicken ergänzenden Stucküberzuges einer späteren Zeit an.

---

3. Die Architektur in Kirche und Kloster seit 1577.

Es liegt ein gewisses Verhängniß darin, daß diese alten Kirchen- und Klostergebäude von einer furchtbaren Katastrophe gerade zu der Zeit betroffen wurden, wo von dem Innern Olivas aus auf eine gänzliche Vernichtung des deutschen Geistes, der jenen großen Architekturen das Leben gegeben hatte, hingearbeitet wurde. Die Geschichte dieser Zerstörung verdient schon deshalb eine ausführlichere Erwähnung, weil wir hier an einem recht eklatanten Beispiele sehen, zu welchen Verkehrtheiten man gelangt, wenn man in der Kunstgeschichte auf bloße äußere Zeugnisse hin Urtheile fällt. Ueber diese Zerstörung, welche sämmtliche neuern Bearbeiter (Lengnich III. 236. Gralath II. 272. Jacobson 358 u. a.) auf ganz allgemeine und unbestimmte Berichte hin, ohne die Möglichkeit der Sache sich klar zu machen, als eine dermaßen umfassende dargestellt haben, daß selbst die Mauern und Gewölbe mit Pulver gesprengt oder niedergerissen worden sein sollen, giebt es eine, merkwürdiger Weise bisher noch nie beachtete anschauliche Beschreibung eines Zeitgenossen, die uns die Nothwendigkeit einer Widerlegung widersprechender Meldungen vollständig überhebt. Der Verfasser des zweiten Bandes der Annalen von Oliva (S. 11.) berichtet nämlich im Wesentlichen Folgendes:

„1577. In diesem Jahre verwüsteten Danziger Söldner hie und da die Güter des Klosters und suchen häufig in Oliva Quartier und Lebensmittel. Damit noch nicht zufrieden machten die Danziger Herren 15. Febr. früh Morgens auf Oliva einen feindlichen Angriff. Schon Abends zuvor wurden in Danzig die Thore geschlossen; es ward eine bestimmte Mannschaft zu den Waffen

gerufen und überall bekannt gemacht, daß wer morgen an der Zerstörung des Klosters theilnehmen wolle, mit den Soldaten ausziehen dürfe. Um 4 Uhr Morgens wurden diese Pöbel- und Söldnerhaufen zum Thore hinausgelassen. Von ihrer Ankunft erfuhr in Oliva zuerst der Kloster-Advokat Johann Dongczowski; kaum blieb ihm Zeit dem Prior und dem Waldmeister die drohende Gefahr anzuzeigen, ein Pferd zu besteigen und auf die Landstraße zu eilen; denn schon sah er sich hier von einigen Reitern verfolgt; erst als er in Kolipke auf einem dem Abte zugehörigen Hofe einen Kahn fand und bestieg, fühlte er sich sicher. Der Prior aber, der sich auf dem Kirchenboden und der Waldmeister, der sich in der Orgel versteckte, erfuhren Schwereres. Zwischen 6 und 7 Uhr Morgens kommen die Soldaten ins Kloster; die Reiter halten draußen an und beobachten die Mauer, damit keiner entfliehe; das Fußvolk erbricht die Thore und stürmt mit Spießen und Hakenbüchsen hinein. Zuerst ging es über die Mühle, dann über die Abtei her, wo sie den Abt suchten; als sie ihn nicht fanden, stürzten sie über die Kirche und die Klosterwohnungen her, überall raubend und zerstörend. Der Anführer, ein Katholik, Johann v. Kölln, fordert vom Sakristan die Schlüssel zur Sakristei; als er aber hier nichts als einen einzigen silbernen Kelch sah, (denn die werthvollsten Kleinodien waren an sicheren Orten versteckt) überließ er die übrigen Kostbarkeiten in der Kirche den Soldaten zur Plünderung. Die Zerstörung traf zunächst die Altäre und ihre Reliquien, die Kirchenstühle und die beiden Orgeln; die Bibliothek ward „zerrissen" und verwüstet, 4 große Kandelaber und ein Lesepult von Bronze wurden mitgenommen. Der Prior, den sie in seinem Verstecke ergreifen und einen polnischen Mönch lassen sie in die Stadt abführen, dem Supprior Paulus ziehen sie die Kleider aus und tödten ihn im Dormitorium beim großen Fenster durch einen Büchsenschuß; gleiches Schicksal trifft einen Diener, der durch den Garten entfliehen will. Zwei Priester, Crispin und Bernardus, die gleichfalls schon vor das Kloster gebracht sind, machen sich frei; Bernardus erhält zwar einen Schuß in den Kopf, spottet jedoch über den Mörder — es hat mir ein Barbier solche Platte geschoren, ruft er ihm zu — und läuft davon; auch andere entfliehen. Die Soldaten wollten darauf die Häuser vor dem Kloster plündern; da sie aber von ihrem Führer in ihre Reihen zurück

gerufen wurden, gedachten sie wenigstens das Kloster dem Vulkane zu opfern und legten Feuer im Dormitorium an. Als sie jedoch bald nachher um 11 Uhr abzogen, wurde das Feuer durch die zurückgebliebenen Mönche und die Einwohner des Dorfes gelöscht; nur der Stall des Abtes verbrannte. Der Supprior und der getödtete Diener wurden in einer Grube vor dem Beinhause begraben. Die Biertonnen, welche man nicht schnell genug austrinken oder mitnehmen konnte, waren von den Söldnern aufgeschlagen worden, so daß man in dem großen Keller bis über die Fußsohlen im Biere herumwatete.

Am 18. Febr., Montag vor Fastnacht, sandten die Danziger, um ihre Bakchanalien besser feiern zu können, aufs Neue Soldaten und Knechte aus, die das ganze Kloster in Brand steckten: die Kirche, das Dormitorium, das Refectorium, den Kreuzgang, das Brauhaus, die Bäckerei, die Mühle und alle anderen Klosterwohnungen, die Fabriken, die Wohnung des Abtes, kurz alle Gebäude, welche innerhalb und außerhalb des Klosters waren. Nur die Mauern der Kirche und der Klosterwohnungen blieben übrig; auch die Gewölbe im Kirchen-Umgange (denn die Kirche selbst war mit hölzernen Tafeln geschmückt) im Kreuzgange, Kapitelsaale und in der Sakristei waren unverletzt.

Auch das befriedigte die Danziger nicht, sondern einige Tage nachher [am 21. Febr.] wollten sie auch die Mauern selbst einstürzen und völlig zerstören; aber der Abt hinderte sie daran durch Herbeirufung königlicher Soldaten. Denn als jene durch besondere Werkzeuge einen Theil der äußern Mauer niedergerissen und hie und da viele Löcher zur Vernichtung der übrigen Theile eingebohrt hatten, kamen die königlichen Truppen, welche im Dienste des Putziger Starosten Weiher standen, herbei und vertrieben die Werkleute der Bosheit." *)

Vergleichen wir mit diesem Bericht die Berichte anderer Zeitgenossen **), so findet sich zwischen beiden eigentlich kein Wider-

*) „Cum per certa instrumenta jam unam partem dejecissent exterioris muri, hinc et inde multa foramina ad reliquam partem dejiciendam fecissent, tum moniti milites, qui a D. Weiero Capit. Puc tenebantur, impedierunt operarios iniquitatis."

**) Ich meine namentlich den halbofficiellen Danziger Bericht in Georg Knoof d. Eltern Beschreibung des Krieges bei Schütz Contin. F. 523.

spruch, und nur dadurch, daß letztere die auch von Gruneweg schon genannte **äußere Festungsmauer** des Klosters mit dem ungenauen Ausdruck „Gebäu" bezeichneten, gaben sie Veranlassung dazu, daß nicht genau reflectirende Leser die erwähnte Mauersprengung auf die Architekturen des Klosters selbst bezogen.

In dem Frieden, welcher 12. Dec. 1577 in Marienburg abgeschlossen wurde, zahlte Danzig zum Ersatz für den angerichteten Schaden 20000 Polnische Gulden in fünf jährlichen Raten an das Kloster; König Stephan fügte hiezu ein Geldgeschenk von 4000 G. und eine Anweisung auf sämmtliche Gefälle, welche Danzig seit 1574 an die königliche Kammer hätte zahlen sollen und auf die, welche es in den zwei nächsten Jahren noch zu zahlen hatte und gestattete endlich alles zur Restauration Oliva's nöthige Bauholz aus den königlichen Forsten zu holen. In gleicher Weise machten die den König damals begleitenden Polnischen Großen dem Kloster viele Geschenke insbesondere an Holz, und diese Gaben gestatteten ohne Zweifel alles Zerstörte in umfassender Weise zu restauriren. Aber alle vorgenommenen Restaurationen, über die wir genau unterrichtet sind, geben auf's Neue Gewähr dafür, daß diejenigen alten Architekturen, welche ein kunstgeschichtliches Interesse haben, weil sie nur geringe Beschädigungen erlitten hatten, keine wesentliche Umänderungen erfuhren. Man begann die Restauration 1578 zunächst mit dem Neubau der Mühle und des Brauhauses; dann wurden im Dormitorium und an allen den Orten, wo die Gewölbe sich erhalten hatten, namentlich über den Kirchenumgängen und dem Kreuzgange zum Schutze der Gewölbe *) Ziegel- oder Strohdächer aufgelegt. Zu Pfingsten konnte man schon bei der Sakristei unter einem Tragaltare Messe lesen. Während des übrigen Jahres wurde die Herbeischaffung des Baumaterials betrieben. Im folgenden (1579) sind zehn Zellen für den Prior und die Mönche im Dormitorium, eine neue Wohnung für den Abt an der Stelle, wo früher die Herzoge von Pommerellen residirt haben sollten, und der zerstörte Theil der äußern Klostermauer neu gebaut worden; darauf hat man die Ueberdachung des Hauptschiffes der Kirche begonnen, letztere im nächsten Jahre (1580) vollendet und im darauf folgenden (1581) auch auf den Kirchen-

*) Tectis fuit provisum, ne Fornices, quae remanserant, damna externa paterentur."

umgang, welcher bis dahin nur ein strohernes Nothdach hatte, ausgedehnt. Dann wurde 1582 die Ueberwölbung des Hauptschiffes ausgeführt, und nachdem in demselben Jahre die noch übrigen Klosterwohnungen Dächer und hie und da auch eine Veränderung durch Erhöhung der Mauern erhalten hatten, betrachtete man 1582 die Wiederherstellung des Klostergebäudes vorläufig für beendigt.

Unter allen diesen Bauten können nur die Gewölbe in der Kirche als etwas wesentlich Neues gelten. Nach der kurzen Notiz, welche Adler darüber giebt *), sollte man meinen, als habe das ganze Hauptschiff damals neue Gewölbe erhalten. Betrachtet man die Gewölbe selbst, so erkennt man in den im westlichen Theile, vom Portal bis zum Kreuzesmittel, angelegten unzweideutig Arbeiten dieser Zeit. Es sind spätgothische Netzgewölbe, die sich schon durch ihre zahlreichen Rippen und Felder, denen später (Juli 1594) noch Sterne und Rosetten zum Schmucke hinzugefügt wurden, sehr auffallend von den alten Gewölben der Nebenschiffe unterscheiden, an denen ferner der kunstgeübte Meister, um die alte Struktur der Arcaden nicht zu unterbrechen, die Gurte nicht von Pfeilern, sondern unmittelbar aus der flachen Wand von zierlichen mit vergoldeten Wappen bemalten Kragsteinen auslaufen ließ. Denselben neuern Charakter tragen auch die Gewölbe in dem Kreuzesmittel und im Queerschiffe; es sind hier dieselben Kragsteine mit den vergoldeten Wappen und Gewölbe, welche sich den Romanischen Hauptpfeilern, über denen sie ruhen, schon insofern als fremdartige Bestandtheile anschließen, daß die Rippen weder direct und regelrecht auf die getreppte Gliederung jener alten Pfeiler treffen, noch durch Kapitäle mit denselben in Verbindung stehen. Dagegen ist an den Gewölben des Presbyteriums keine von diesen Besonderheiten bemerkbar; sie tragen vielmehr in ihrer Construction so wie in ihren Consolen durchaus den Charakter der übrigen Gewölbe aus der Ordenszeit. Da nun kein Grund denkbar ist, der den Meister jener neuen Gewölbe bestimmen konnte in unmittelbarem Anschluß an dieselben, Gewölbeformen älterer Zeiten nachzubilden, so wird man schon annehmen müssen, daß nur die Kürze des Ausdruckes den Berichterstatter

*) In Ecclesia *facta est testudo* (nunquam alias fuit) te dealbata tota Ecclesia.

veranlaßte, über das Vorhandensein der alten Gewölbe im Presbyterium (Vgl. oben S. 25) zu schweigen.

Das unordentliche Leben, welches, wie oben erzählt ist, insbesondere nach dem Tode des Abtes Geschke (1584) in Oliva eingerissen war, brachte bis zum Regierungsantritte David Konarski's alle weiteren Restaurationspläne in Vergessenheit. Als unter diesem Abte der Prior Adler seit 1590 sein Jesuiten-Regiment begründete, stellte sich alsbald mit dem Bestreben, durch äußern in die Sinne fallenden Glanz dem katholischen Kirchendienste eine besondere Stütze zu geben, das Gelüste ein, die einfachen alten Arbeiten durch prunkvollere zu ersetzen. Der „nackte" alte Glockenthurm über der Kirche, der die Zerstörung von 1577 überstanden hatte, wurde 1599 niedergerissen und statt desselben der neue mit Kupfer gedeckte 1601 aufgerichtet, das kleine alte Kreuz über dem Portal der Kirche mußte October 1601 einem größern, „wohlvergoldeten" weichen. Doch konnte sich eben so wenig in diesen Aenderungen, wie in dem Durchbruche der südlichen Kirchenwand zu der im Klosterraume angelegten, unbedeutenden S. Marienkapelle (R) oder in der am Hauptthore der Befestigungsmauer Sept. 1607 wiederhergestellten S. Bernarduskapelle (dem jetzigen Gefängniß von Oliva) eine besondere Eigenthümlichkeit kundgeben. In Einem Monument allein haben sich der Charakter der Adlerschen Zeitperiode und ihre manierirten Bestrebungen verewigt: — in dem Refectorium. Zum Wiederaufbau der zerstörten Gewölbe desselben wurde im Mai 1593 Meister Bartholomäus Piper in Dienst genommen und ihm die Aufgabe gestellt, das Gewölbe von drei steinernen Säulen („ex lapidibus constructis") aus über den Saal zu spannen. Er hat bis zum Juli 1594 daran gearbeitet und außer dem Material und anständigem Unterhalte für seine Person, 400 Gulden Lohn erhalten. In diesem Saale tritt nun zum ersten Male mitten unter die alten Schöpfungen des Romanischen und Germanischen Styles ein Werk jener modernen italienisch-gothischen Architectur, welche damals durch die theoretischen und praktischen Arbeiten Palladio's und Vignola's in die Mode zu kommen anfing. In einem Saale mit Spitzbogenfenstern und Spitzbogengewölben an den Seitenwänden tragen drei Säulen von Kalkstein, die eine dorische Base, dorisches Kapitäl und Piedestal haben, die Hauptrippen von acht ziemlich flachen

Spitzbogengewölben, deren Rippen eine gar nicht mehr germanisch zu nennende trapezoidische Netzform bilden.

Nach dem Tode Adlers (1630) blieben die Architekturen an 60 Jahre lang unangetastet, bis der unter Abt Hacki (1683 bis 1703) auf's Neue auflodernde Geist frommer Devotion, bemüht auch in heiligen Bauten sich zu bethätigen, dazu trieb, zwei alte Theile in der Kirche, nämlich die Altarnische des Presbyteriums und das Portal dem Geschmacke der Zeit zum Opfer zu bringen. Wir wissen hierüber nur nach dem, was aus den Arbeiten selbst und ihren Inscriptionen hervorgeht, zu berichten. Die um einige Stufen erhöhete Altarnische, deren Wandöffnungen zugemauert wurden, ward im Innern halbkreisförmig abgerundet und hier mit 14 korinthischen Säulen von schwarzem Marmor, welche über einem verkröpften Gebälke seinen Wolkenhimmel mit Engelköpfen aus Stuckaturarbeit tragen, eingefaßt. In demselben Jesuiterstyle ziehen sich an beiden Seitenwänden bis zu den Fundatorenbildern und bis zur halben Höhe der innern Chorwand Vorsprünge mit Fries, Deckgesimse und Pilastern, welche, bis sie 1833 mit Kalk übertüncht wurden, ganz und gar von zwei Freskobildern, einem Triumphe der Kirche und einem Paradiese, überdeckt waren. In demselben Style ist ferner die vordere Façade der Kirche in ihre jetzige Gestalt umgeformt worden, und zwar ist das Portal selbst das alleinige Product der Hackischen Zeit (1688); an den übrigen Theilen ist noch einmal 1771 restaurirt worden. Im Kloster selbst hat durch denselben Abt das Refectorium 1689 ein marmornes Portal, und der Eingang in den Kapitelsaal eine mit den Statuetten des h. Albericus und h. Stephanus verzierte Holzverkleidung erhalten.

Die Aebte und die harmlosen Mönche des 18. Jahrhunderts haben ihre Baulust zweien Kapellen zugewandt, welche in Form von Rotunden außerhalb der im N. und O. durchbrochenen Umfassungsmauer angelegt sind. Die eine, die Kapelle des h. Johannes Nepomuk (S.), angeblich schon 1650 von dem Edelmanne Felix Konarski erbaut, verdankt ihre jetzige ziemlich geschmacklose Form einer um 1744 auf Kosten des Conventes ausgeführten Restauration; die andere, die h. Kreuz-Kapelle (K) wurde angeblich von dem Abte Carl von Hohenzollern, also zwischen 1782 und 1803, der Privatandacht der Aebte gewidmet.

Ein größeres Verdienst erwarb sich diese Periode dadurch, daß während derselben, vielleicht um 1715 *), die Kirche mit einem soliden und auch dem Auge wohlgefälligen Kupferdache beschenkt wurde, welches leider in der allerneuesten Zeit abgerissen und zum großen Nachtheile für die jetzt schlechter geschützten Architecturen mit einem Ziegeldache vertauscht ist.

---

4. Die Sculpturen und Malereien seit 1577.

Wenn man sich bei der Betrachtung der Olivaer Architecturen im großen Ganzen von dem echten Geiste christlicher Kunst angehaucht fühlt, und das Unschöne und Geschmackwidrige sich nur hie und da als Ausnahme bemerklich macht, so findet das Entgegengesetzte in Betreff der Bildwerke und Gemälde statt. Das wahrhaft Schöne erscheint als etwas Zufälliges unter dem großen Wuste des Mittelmäßigen und Schlechten, mit dem Kirchenwände und Kreuzgänge bedeckt sind. Wie konnte es auch anders sein? Aus den alten Zeiten vor 1577 war außer den erwähnten Fresken nichts übrig geblieben; diejenigen aber, welche an die Spitze der nachfolgenden Restauration traten, hatten von wahrer Kunst keine Ahndung. Wenn der Prior Adler mit denselben Ausdrücken der Bewunderung die wahrhaft großartigen Fundatorenbilder und die Fratzen **), welche als Portraits der Aebte die Wände des Refectoriums füllen, bezeichnet, so erkennt man, daß er in beiderlei Monumenten nur den Farbenglanz zu schätzen wußte, mit dem er die Augen der Un- und Irrgläubigen zu blenden gedachte. Und

*) Die Nichterwähnung eines so kostbaren Baues in unsern Quellen macht es wahrscheinlich, daß er in die uns unbekannten Zeiten zwischen 1656 und 1737 fällt. Wiederum begründen die große Indulgenz, welche Oliva sich 1715 (d. Romae 15. Jan.) von Papst Clemens XI. erwarb, und der Umstand, daß das benachbarte Kloster Carthaus sein Kupferdach 1731 erhielt, die Vermuthung, daß es zwischen den genannten Jahren auch in Oliva angefertigt ist.

**) Dieses Urtheil trifft natürlich nur die 1599 angefertigten alten Portraits, deren letztes das des Abtes David Konarski ist. Die späteren sind ungleich besser und offenbar nach dem Leben gemalt.

ein gleiches Urtheil drängt sich auf, wenn man die große Menge von Arbeiten durchmustert, welche mit dem Hackischen Wappen verziert sind. Dazu kommt, daß die Mönche des 18. Jahrhunderts der Sache ihres Heiligthumes zu dienen glaubten, indem sie durch Pfuscher, die sich auf dem Klostergebiet niedergelassen hatten, den alten Klosterschmuck restauriren ließen und in Folge dieser Restauration manches gute Werk bis ins Unendliche verunstalteten. Wenn sich dennoch gegenwärtig eine ganze Anzahl schätzbarer Werke in Oliva erhalten haben, so haben wir dies, wie es scheint, nur günstigen Zufälligkeiten zu verdanken, theils der Nähe einer kunstsinnigen Stadt, deren Reichthum an kirchlichen Monumenten zur Nacheiferung anreizte, theils der großen Anzahl tüchtiger Bildhauer und Maler, welche während des 17. Jahrhunderts in Danzig ihre Werkstätte aufgeschlagen hatten, und von denen Mancher auch im benachbarten Kloster Beschäftigung suchte, und endlich den Reisen der Aebte und Prioren ins Ausland, auf denen sie außer Reliquien und andern heiligen Kleinodien auch wohl Gemälde und Statuen für Oliva erwarben. Die auf Kunstwerth Anspruch machenden Sculpturen und Gemälde, und von solchen kann natürlich hier nur die Rede sein, sondern sich der Zeit ihrer Entstehung nach in vier Gruppen.

1. Die Adlersche Periode (1590—1626). Der Prior Adler fand 1590 die Kirche noch kahl und nur mit den nothwendigsten Geräthschaften, einem einfachen Altare und einfachen Chorsitzen für die Mönche ausgestattet. Mit allem Eifer sorgte jener für reichern Schmuck. Als im Juli 1594 die Kirche eingeweiht wurde, hatte sie schon 14 Altäre und manche freistehende Bilder und Statuen. Zwischen den Jahren 1599 bis 1606 erfolgte die Anfertigung kostbarer Werke, und zwar 1599 die Decoration des Refectoriums und die Errichtung neuer geschnitzter Chorsitze, die unter den erhöheten alten Sitzen in dem Mönchschore aufgestellt wurden; darauf 1603 der Bau der Orgel *), 1605 der Kanzel, 1604—1606 des Hochaltars. Nachdem die Freundschaft der

*) Ihr Erbauer war ein Preußischer Katholik Christian Heymann. Die Prüfung der vollendeten Arbeit wurde dem Danziger Organisten an S. Marien, Cajus Schmiedtlein, übertragen, dessen Uneigennützigkeit zu rühmen Adler sich gedrungen fühlt.

Jesuiten außer einem reichen Reliquienschatze dem Kloster 1607 einen Indulgenzbrief Papst Paul's V. verschafft hatte, wurden die durch denselben und durch häufige Legate frommer Katholiken gewonnenen Mittel während der Jahre 1612 bis 1615 für eine großartige Umgestaltung des vorderen Theiles des Presbyteriums um das Grabmal der Herzoge herum verwandt, und zwar zunächst 1612 dieser Raum mit Marmorsteinen gepflastert, 1613 die alten Fresken auf beiden Seiten mit bemalten und mit Inschriften versehenen Tafeln überkleidet und 1615 der Sarkophag aus schwarzem Marmor aufgestellt. Diese Ausstattung der Kirche genoß einer besondern Unterstützung von Seiten des benachbarten katholischen Adels, namentlich der Familien Konarski, Koß und Heidenstein, insofern diese außer andern dargebrachten Geschenken kunstvolle Epitaphien ihren verstorbenen und in der Kirche beigesetzten Familiengliedern errichteten.

Die meisten Werke, die uns aus dieser Periode hinterblieben sind, verrathen eine kunstmäßige Behandlung; man sieht deutlich, daß die rege Liebe zur Kunst, welche gerade während dieser 30 Jahre in Danzig herrschte *), und die großen Werke, welche hier aus den Werkstätten eines Anton Möller, Fredemann de Vries, der Künstlerfamilie von dem Block u. a. hervorgingen, auf Oliva nicht ohne Einfluß blieben. Unter den Künstlern, welche in dieser Zeit in Oliva beschäftigt waren, treten in ihren charakteristisch verschiedenen Arbeiten vier als Maler oder Bildhauer hervor. Dem Namen nach ist sicher nur einer bekannt: Wolfgang Spörer. Wir wissen von ihm, daß er, aus Baireuth gebürtig, schon 1593 in Oliva arbeitete, 5. Febr. 1605 in Danzig seinen Namen ins Bürgerbuch eintrug, während der Jahre 1604 und 1605 in der S. Marienkirche daselbst die Malereien und das Schnitzwerk an der Kanzel und der kleinen Orgel restaurirte und, wie es scheint, noch nach 1615 in unserm Kloster thätig war. Von seinen Arbeiten ist noch jetzt in Oliva vorhanden: zunächst ein Bild, die Kreuzigung Christi, welches er, wie aus Inschrift und Monogramm hervorgeht, auf Kosten des Waldmeisters Thomas Geschkaw 1593 im Kreuzgange malte. Obgleich ein späterer Restaurator die Augen

*) Vgl. meine Abhandlung: Ueber den Handelsverkehr Danzigs mit den Italienischen Staaten ꝛc. S. 23 ff.

sämmtlicher Figuren des Bildes verunstaltete, ragt dasselbe dennoch als das einzige werthvolle unter allen Gemälden des Kreuzganges hervor. Das zweite Werk ist der ehemalige Hochaltar, welcher jetzt als S. Trinitatis-Altar an der Ostwand des nördlichen Queerschiffes steht. Nachdem Raphael Koß, ein Neffe des Abtes David Konarski, bei seinem Eintritte als Novize 1603 1400 Gulden zum Bau desselben angewiesen hatte, wurde die Ausführung an Spörer übertragen, der sie im Juli 1604 begann und im Sept. 1606 beendigte. Spörer zeigt sich in diesem Werke, zumal da die gemalte Predella (eine Bundeslade) ein offenbar später eingesetztes Bild ist, hauptsächlich als ein geschickter Bildschnitzer und Vergolder. Der Altar, der außer dem erwähnten Bilde, ganz aus Schnitzwerk mit reichvergoldeten, vollrunden und in den Fleischtheilen übermalten Figuren besteht, hat, die Predella abgerechnet, zwei Hauptheile; in dem untern in der Mitte: die h. Trinität, links: die Geburt Christi und die Auferstehung, rechts: die Himmelfahrt und die Sendung des h. Geistes; in dem obern Theile in einer Spitzbogennische: die Madonna, auf den geöffneten Flügeln: die Verkündigung. Ueber der Nische bildet den Abschluß der gekreuzigte Christus mit vier freischwebenden Engeln, welche mit dem Kelche aus den Wunden das Blut auffangen; unter dem Kreuze: Johannes und Maria. Zur Seite des untern Theiles links: Moses und das Wappen der Konarski's mit den Buchstaben D. K.; rechts: Johannes der Täufer, das Wappen der Familie Koß und die Buchstaben F. R. K (Frater Raphael Kosz).

Mit ziemlicher Sicherheit kann man ferner demselben Künstler wegen gleicher Manier in der Behandlung der Farben und des Schnitzwerkes das Epitaph zuschreiben, das dem auch als Geschichtsschreiber bekannten kgl. Polnischen Secretair Reinhold Heidenstein *), einem katholischen Preussischen Edelmann, der in dem

*) Ich schließe auf die Zeit der Anfertigung daraus, daß Heidenstein, nachdem er im Mai 1615 für sich und seine Frau in Oliva eine Grabstätte, über welcher sich ein Epitaph erheben sollte, für 500 Gulden gekauft hatte, nach dem Berichte der Annalen des Klosters Carthaus 25. Dez. 1620 gestorben ist. Da Heidenstein als Staatsmann sowie als Gelehrter zu den bedeutendsten Männern, welche das Pommerellische Hochland hervorgebracht hat, zu zählen ist, so mag

benachbarten Sollenczin in der Nähe des Radaunen-Sees wohnte, neben dem Bilde des Detharbus auf der Rückseite der Fundatorenwand um das Jahr 1620 errichtet wurde. Auf der großen mit Schnitzwerk eingefaßten Schrifttafel sind oben die Portraits Heidenstein's und seiner Gattin; ringsum in vier Medaillons, links: der Jüngling zu Nain und Lazarus, rechts: Jairi Töchterlein und die Auferstehung.

Bedeutender als die Spörerschen Arbeiten sind die oft erwähnten Gemälde der Fundatoren und der Wohlthäter auf den Holztafeln im Presbyterium. Der Maler hat zwar, wie wir wissen, nur die alten Fresken nachgebildet, zu deren Darstellungen er noch *rechts die Figur Stephan Batori's, links die Sigismund's* **III.** hinzufügte. Aber die seelenvollen Gesichter und die Tüchtigkeit in Zeichnung und Colorit zeigen, daß der Nachbildner auch zugleich ein eminenter Künstler war. Leider wissen wir außer der Notiz,

auch der Inhalt der Schrifttafel, die einige weniger bekannte Momente seines Lebens erwähnt, hier eine Stelle finden:

D. O. M. S.

Prussia mi patria est, Heidenstinio patre natus
Edidit in gelidas Anna Krokowna plagas,
Grata Solencinium Domus optatissima nobis,
Nupta Konarscinii nominis uxor erat,
Cara Erdmunda, Thori quae pignora terna iugalis
Virginei Sexus filiolumque dedit.
Post natale solum Germana atque Italia tellus
Gallia post artes me docuere bonas.
Queis Stephano placui regi, Regique Simundo
Forsan et a sera posteritate sciar.
Nondum prima aetas cinxit lanugine malas
Aetas, jam norat me Stephani aula suum.
Assidue hinc tracto dum magna negocia regum
Quando etiam Orator publica jussa fero.
Sunt tamen ingenii quoque quae monumenta reliqui
Plura quidem sed quae plurima fama ferat.
Scripsimus indomitos modo fractos viribus hostes
Moschos et Latio gesta Polona stylo.
Inter tristia laeta labores inter et horum
Praemia mors tacito venit et ipse pede
Vita quid est? umbrae nisi transcurrentis imago
Christe tibi tantum sic placuisse precor.

daß sie im Nov. 1613 in der Kirche aufgehängt sind, über diese Bilder eben so wenig etwas Näheres anzuführen als über das Epitaph des 2. August 1616 verstorbenen Abtes David Konarski an dem südöstlichen Hauptfeiler, auf welchem Epitaph das Portrait des Abtes und die kleinen Nebenbilder einen andern gleichfalls ausgezeichneten Maler verrathen.

Das letzte aus dieser Zeit nennenswerthe Monument, das Sandsteinepitaph der Familie Koß, zunächst dem Schwager des Abtes Konarski, dem 18. Jan. 1600 in der Kirche begrabenen Nicolaus Koß gewidmet und die fast lebensgroßen Figuren des Koß, seiner Gattin und seiner zwei Kinder darstellend, ursprünglich im Hauptschiff an der nördlichen Arcadenwand, unterhalb des frühern Holzgitters, jetzt am westlichen Ende des nördlichen Seitenschiffes aufgestellt, dürfte, wenn man es mit dem Epitaph der Familie Bahr in der Danziger S. Marienkirche vergleicht, die Vermuthung gestatten, daß es aus der Werkstätte Wilhelm's v. d. Block stamme. Jedenfalls ist das Olivaer Denkmal in der Blüthezeit dieses Künstlers vor 1620 aufgerichtet worden.

Noch manche andere Kunstwerke mag Oliva in diesen Zeiten erworben haben, wie denn namentlich 1620 noch ein S. Marienaltar erbaut wurde, welche 1000 Preussische Mark kostete. Als aber die Schweden 15. August 1626 das Kloster überfielen, hat ihr Anführer Carl Carlssohn, nachdem er mehrere Altäre hatte verstümmeln und die Orgel ganz und gar zerstören lassen, sieben ohne Zweifel der bessern Altäre samt den Kirchenglocken nach Schweden fortgesandt.

2. Die Zeit zwischen den beiden Schwedenkriegen (1635—1656). Seitdem 1635 ein sicherer Frieden in Aussicht stand und Papst Urban VIII. durch einen dem Kloster (22. Juni 1635) verliehenen Ablaßbrief den ersten Anstoß gegeben hatte, bemühete man sich in Oliva eifrigst den von den Schweden geraubten oder verstümmelten Kirchenschmuck durch neuen zu ersetzen. Um diese Restaurationen haben sich insbesondere die beiden Aebte Johann Grabinski (1630—1638) und Alexander von Bautzendorf-Kensowski (1641—1667) sehr verdient gemacht. Pater Werner, der unter dem letzt genannten Abte lebte, berichtet, daß um 1655 von den 26 Altären der Kirche nur vier aus Holz, alle

andern aus Stein waren, und daß Abt Kensowski allein acht Marmoraltäre erbaut habe. Auch unter den Bildern und Bildwerken dieser Zeit besitzen wir gegenwärtig neben vielen mittelmäßigen manche werthvolle Arbeiten. Man unterscheidet in diesen deutlich die Werke von vier Künstlern. Der eine, welcher sich in der Unterschrift A. B. Sprengel nennt, hat 1649 das Bild des S. Stephanusaltars im nördlichen Seitenschiffe auf Kupfer gemalt; es stellt die Steinigung des Stephanus in einem mehr genreartigen Style dar und hat interessante Köpfe. Ein zweiter ist der Maler Hermann Han. Ein Maler dieses Namens, aus Neuß geboren, schrieb sich 28. Juni 1614 ins Danziger Bürgerbuch ein, wurde 1615 zur Restauration von alten Bildern und Schnitzwerken in S. Marien gebraucht und schenkte 1616 an diese Kirche ein Oelbild: Christus am Oelberge, das noch, aber in sehr desolatem Zustande, vorhanden ist. Er muß schon nach wenigen Jahren und zwar durch seine Kunst zu äußerm Ansehn und zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt sein. Als er 1622 einen bedeutenden Theil des Dorfes Strieß auf Olivaischem Grundgebiete zur Erbpacht erwirbt, rühmt der Abt Adam Trebnitz in einer über diesen Kauf (4. Sept. 1622) ausgestellten Urkunde *) die Arbeiten, die der Maler zur Verherrlichung der Klosterkirche bereits ausgeführt habe, namentlich die kürzlich gemalten zwei Altäre von S. Petri und Pauli und den h. Jungfrauen und spricht die Erwartung aus, daß Han, wie er versprochen habe, noch andere liefern werde; zu derselben Zeit **) wird auch seiner in Danzig ge-

*) „Deßen so hat auch offtgemeldter Herr Hermann Hahn bey vns zu mehrermahlen fleißig angehalten vndt gebeten, wir ihn vndt seine Erben mitt den Scharwerckdiensten wollten vbersehen vndt verschonen, Alldiweil wir dan vermercket, daß ihm alß ein Künstler vndt freyen Bürger in Dantzigk solche Dienste zu verrichten gar nicht dienstlich, auch zuuor vnsere Vorfahren solche auch andere daselbst saßhafftig erlaßen; darzu auch angesehen, daß er mit seiner Mahlerkunst vnserm Gotteshauß mehrmallen dienstlich gewesen; itzo auch derentwegen zwo Altar als **S. S. Petri Pauli**, vndt **Sanctarum Virginum** vmbsonsten gemahlet vnd hernach zur Zeit seines Lebens für ein billiches mehrmalen dienstlich zu sein sich erbothen: Alß vergönnen wir krafft dieses vndt geben zue, das derselbe Hoff sambt den zugehörig Huben von solchen beschwerden iëtzo vndt zue ewigen zeitten soll vndt moge befreyet sein vndt bleiben." Das Original dieser Urkunde befindet sich noch jetzt auf Hochstrieß.

) **Apparatus ad Annal. Cartusiae P. B. M. Tom. IV. F. 148 s. a.

dacht, wo er auf Neugarten neben seinem Studiengenossen, dem Maler Denck seine Wohnung hatte. Die beiden oben genannten Bilder sind jetzt nicht mehr in der Olivaer Klosterkirche aufzufinden und mögen wohl in dem ersten Schwedenkriege 1626 ihren Untergang gefunden haben. Dagegen hat sich Han daselbst in einem andern Werke seiner späteren Jahre ein glänzendes Denkmal gestiftet. Das Bild im Aller-Heiligen-altar in Oliva nämlich (gleichfalls im nördlichen Seitenschiffe): die Madonna von Gott dem Vater gekrönt und von Gruppen hochgestellter Personen, Königen, Bischöfen u. s. w. angebetet, 1653 gemalt, in dessen langer aber schwer zu entziffernder Unterschrift ich deutlich die Worte **Hermanno Han — Largitori** unterscheide, stellt ihn den besten Malern dieses Jahrhundertes in unsern Gegenden zur Seite. Wir wissen überdies, daß der in Danzig damals sehr beliebte Künstler Adolf Boy*) längere Zeit für Oliva beschäftigt war und für seine Dienste von dem Abte Kensowski mit einem Wohnhause beschenkt wurde. Leider sind wir, da Boy's Monogramm unter den Klosterbildern nicht gefunden wird, und die übrigen von ihm hinterbliebenen Arbeiten, Portraits, Ornamente und kleinere Genrebilder, keinen Maaßstab für historische Kirchenbilder darbieten, nicht im Stande mit Sicherheit seine Gemälde herauszufinden. Vielleicht gehören ihm zwei Bilder an, welche jedenfalls beide von Einer Hand geschaffen sind und einem Rufe, wie Boy ihn genoß, entsprechen. Das eine, 1645 gemalt, ziert den Altar Mariä Heimsuchung (auf der nördlichen Seite des Chorumganges), stellt den Besuch der Maria bei der h. Anna dar, und ist ungeachtet späterer Uebermalung, noch immer von vielem Interesse; das zweite Bild gehört zu dem auch durch sein Bildwerk ausgezeichneten, 1637 beim Eingange in die Sacristei errichteten S. Josephsaltare. Dieser Altar aus farbigem und weißem Marmor hat zwischen seinen marmornen Säulen treffliche

1622: Altare illud pinxit D. Mathias Denck, Pictor, oriundus ex Tyroli von Hall, manens Gedani auf dem Newen-Garten, iuxta D. Hermannum Hahn, Pictorem.

*) Näheres über ihn in meiner Abhandlung: Literarische und künstlerische Bestrebungen in Danzig während der Jahre 1630—40 in den N P P B. Bd. VII. 52 ff. Die Notiz über das Wohnhaus verdanke ich H. Referend. Seibel, der sie im Olivaer Hypothekenakten vermerkt fand.

Figuren von Alabaster, Statuen des h. Guilelmus und des Propheten Malachias, oben eine Madonna, unten zwei priesterliche Männer. Das von den Säulen eingefaßte Oelbild: Christus reicht dem Petrus die Schlüssel, entspricht der Schönheit des Bildwerkes. Einen vierten tüchtigen Maler, in dessen Arbeiten ein starker Italienischer Einfluß wahrnehmbar ist, verdanken wir das schöne Bild in dem 1635 von der Familie Grabinski an der Nordwand des nördlichen Queerschiffes errichteten S. Marienaltare (G), eine Verkündigung Mariä. Unverkennbar findet eine innere Uebereinstimmung zwischen diesem Gemälde und dem Bilde des Altares der Geburt Christi im nördlichen Theile des Chorumganges statt, und deshalb dürfte sich das Hackische Wappen, welches das letztere einer viel späteren Zeit anzuweisen scheint, nur auf eine spätere auch an dem Bilde noch erkennbare Restauration beziehen. Auch die Bilder dieser Periode sind von Kriegsunfällen nicht verschont geblieben, indem sogleich beim Ausbruche des zweiten Schwedenkrieges 14. März 1656 Danziger Söldner, die in das von den Schweden besetzte Kloster eindrangen, in ihrem Uebermuthe 13 Altäre verstümmelten.

3. Das Zeitalter des Abtes Hacki (1683—1703). Der fromme Abt hat an Zahl der gestifteten Altäre und gewidmeten Kirchenbilder die Gaben seiner Vorgänger bei Weitem übertroffen; aber in allen seinen Bildern herrscht seine auserlesene Geschmacklosigkeit. Nur für den neuen Hochaltar hat er den besten damaligen Danziger Maler, den protestantischen Kirchenvorsteher von S. Catharinen, Andreas Stech gewonnen, dessen in bekannter Manier ausgeführtes Altarbild: Mönche, die bei dem gestifteten Kloster beten, mit der Unterschrift des Malers versehen, die Hauptzierde des neumodischen Werkes ist. Aus innern Gründen dürfte eine andere nennenswerthe Arbeit, die jetzige Kanzel, über deren Erbauung alle Nachrichten fehlen, mit kunstvoll eingelegtem vergoldetem Schnitzwerk, welches Scenen aus dem Leben des h. Bernhard darstellt, diese Zeit zuzuschreiben sein.

4. In den letzten Zeiten des Klosters fand während der Jahre 1744—1749 die oft erwähnte große Restauration der Kirchenbilder statt. Schwer zu rechtfertigende Sparsamkeit bewog den Convent sich dabei sehr untergeordneter Kräfte zu bedienen, so namentlich eines Bildhauers und Stuckarbeiters, Ignatius Mül-

ler, der zugleich Hakenbüdner in Zoppot war. Nachdem dieser längere Zeit für die Kapelle des h. Johannes Nepomuk beschäftigt worden war, übernahm er 1744 für die erhaltene Erlaubniß, seine Hakenbude an einen Mennoniten verpachten zu dürfen, auf eigene Kosten die Ausschmückung des S. Bernardus-Altars. Gleich unbedeutend waren, nach ihren Arbeiten zu urtheilen, der gleichfalls im Olivaischen Gebiete ansäßige Maler Heidreich, der sich für das Bild in der Kapelle des h. Johannes Nepomuk 1747 die Mitbruderschaft des Klosters erwarb, und der Maler Wenzel, der im December 1749 die Bilder im Kreuzgange anfertigte. Die werthvollste Arbeit dieser Zeit verdanken wir den damaligen musikalischen Bestrebungen des Convents — die jetzigen Orgeln der Kirche. Nachdem schon 18. April 1748, da die alten durch langen Gebrauch und durch Feuchtigkeit fast unbrauchbar geworden, der Bau von zwei neuen Orgeln vom Convent beschlossen worden war, ist dieser Bau um das Jahr 1763 durch den Orgelbauer Johannes Wulff ausgeführt worden. In dem Testamente, welches dieser Künstler 22. Januar 1763, wo er Mönch in Oliva wurde und den Klosternamen: Bruder Michael annahm, abfaßte, schenkt er 200 Gulden, die er in Danzig in Verwahrung gegeben hatte, seinem Bruder; die 100 G. aber, welche ihm der Convent in früherer Zeit für die neuen Orgeln versprochen hatte, behält er sich für seinen Privatgebrauch vor. Diese Orgeln verdienen in vieler Beziehung eine nähere Besprechung, die ich mir jedoch, da sie sich von dem Zwecke dieser Arbeit zu weit entfernt, für eine andere Gelegenheit vorbehalte.

Anhang.

Ueber das Chronicon Olivense und sein Verhältniß zu den übrigen Olivaischen Geschichtsdenkmälern.

Es dürfte nicht leicht noch eine zweite Handschrift in Deutschland geben, welche von so Vielen besprochen und bekrittelt, und

doch von so Wenigen mit eigenen Augen gesehen und gelesen worden wäre, als das auf dem Geh. Archive in Königsberg niedergelegte sogenannte Chronicon Olivense. Unter den vielen neuern Bearbeitern Preussischer, Pommerischer und Polnischer Geschichte haben meines Wissens nur Voigt, Lucas und Jacobson das Buch gelesen und selbstständig benutzt, und auch diese haben sich, wie ich aus der Art der Benutzung schließen muß, das Verhältniß desselben zu andern gleichartig scheinenden Quellen nicht klar gemacht, wenigstens sich nirgends auf eine bestimmte Weise darüber ausgesprochen. Um so nothwendiger scheint es mir an dieser Stelle, wo ich die Grundsätze, nach welchen ich dasselbe benutzte, zu rechtfertigen habe, auf eine genauere Analyse des Buches einzugehen.

Diejenige Schrift, welche Voigt in seiner Geschichte Preussens das Chronicon Olivense nennt, nennt sich selbst: **Annalium Primae Monasterii B. M. de Oliva Fundationis Tomus Primus. Collectus partim ex antiquissimis ejusdem Ecclesiae Olivensis Tabulis partim vetustissimis M. S. Codicibus per venerabiles patres Monasterii B. M. de Colbacz et Fratres Olivenses conscriptis, qui vel ipsimet haec fieri oculis conspexere vel ab iis qui illustris Ducis Swantopolci contemporanei fuere sese audisse contestati sunt.** Das Buch, eine sauber geschriebene Quart-Handschrift von 105 Seiten, welchen auf der 106ten ein bis auf die letzten Zeiten fortgesetztes Verzeichniß der Aebte folgt, endet mit den Worten: **Haec de his, quae Olivae aut in vicinia illius ab a. Dni 1170 usq. ad annum 1545 actitata, tum etiam de Magistris Generalibus Cruciferorum, qui protunc coaevi fuere, necnon aliis notabilibus et scitu dignis, quae circa eadem tempora contigere.** Aus dem ganz modernen Charakter der Handschrift und aus dem Umstande, daß ebendieselbe Handschrift das Verzeichniß der Aebte bis auf Adam Trebnitz, der zwischen 1617 und 1630 Abt war, fortgeführt hat, ergiebt sich zunächst, daß das Buch zwischen den genannten Jahren und zwar, wie man aus den argen Schreibfehlern schließen muß (p. 46 ist aus **inimicus humani generis, nuncius Hermani gravis** gemacht) von einem mechanischen Copisten geschrieben worden. Wie er jedoch schon auf dem Titelblatte andeutet, hat er zwei alte Dokumente abgeschrieben, zwei Schrifttafeln und eine Chronik.

1. Die Schrifttafeln. Ueber ihre Bedeutung erhalten wir eine authentische Erklärung in einer eigenthümlichen Urkunde [1]), welche in den Annalen des Pater Werner (p. 195) aufbewahrt ist. 1616, 2. Dez. erscheint nämlich der Prior von Oliva, Philipp Adler vor dem Notar Georg Erich und zwei zu Zeugen berufenen Danziger Bürgern und giebt vor ihnen die Erklärung ab, daß das Kloster 1170 von Herzog Subislav dem ältern gestiftet sei. Als Beweisstücke bringt er außer der bekannten Urkunde Sambors von 1178, welche ein schon gegründetes Oliva voraussetzt, noch Zweierlei vor, erstlich eine sehr alte Schrift, welche, wie er behauptete, immer und insbesondere noch vor der letzten Zerstörung des Klosters (1577) in der Kirche gegen den Altar hin in der Nähe des Grabmales der Fundatoren auf einer Tafel an der Wand befestigt hing, auf welcher der Notar bald nach dem Anfang eine Stelle, deren Wortlaut er vollständig mittheilte, und welche sich auf Subislav bezog, las. Außerdem aber sah der Notar noch ein Gemälde (picturae objectum), welches in alten Zeiten den dort begrabenen Fundatoren errichtet und vor wenigen Jahren erneuert worden war, auf welchem derselbe Herzog als Stifter angenommen, und diese Aussage als eine von den frühern Mönchen auf die spätern übergegangene und jetzt allgemein anerkannte Ueberlieferung bezeichnet wird.

Wir ersehen aus dieser Erklärung, daß 1616 in der Olivaer Kirche neben den noch jetzt rechts vom Hochaltar am Grabmale der Fundatoren befindlichen Wandbildern und ihren Inschriften, an der Wand eine an einer Tafel befestigte alte Schrift das Leben der Fundatoren behandelte und dürfen schließen, daß an der gegenüberstehenden Wand, welche die Bilder der sog. Wohlthäter enthielt, eine ähnliche Schrifttafel sich befunden haben werde. Diese zwei Tafeln (die Tabulae Fundatorum et Benefactorum) sind es, welche den ersten Theil des Chronicon Olivense füllen; die vom Notar angeführten Worte stehen genau und wörtlich an der bezeichneten Stelle der Tafel. Die erste Tafel, welche 9 Seiten der Handschrift (p. 2—10) einnimmt, beginnt: Docente nos Seneca, enthält zunächst eine Aufforderung an die Brüder dieses Hauses zur Dankbarkeit gegen die Stifter desselben, „deren Verdienste in Erinnerung zu halten, heißt es weiter, „wir nothwendig fanden den Brüdern ihre Thaten in einem Bilde und in einer

Schrift entgegenzuhalten.“ Hierauf folgt eine kurze Geschichte der 5 Herzoge. Am Schlusse heißt es: **Horum itaq. Illustrium Principum Fundatorum Dotatorum Fautorum ac Protectorum nostrorum celebris in hoc loco memoria sequenti die post Dedicationem Ecclae agitur anuatim. Et ut pro eorum animab. Dnum sedulo depcemur perpetuos nos cognoscimus Debitores.** Die zweite Tafel (p. 11—15) erzählt ohne irgend eine fromme Unterbrechung die Geschichte der Beherrscher Pommerellens von Primislaus bis auf Casimir [III.]. Allen wird Wohlwollen gegen das Kloster nachgerühmt, ganz besonderes Lob den Kreuzherren, namentlich dem Hochmeister Winrich von Kniprode gespendet und bei dem Polnischen Könige Casimir nur angemerkt, daß er dem Kloster die Freiheiten und Rechte, quas ante iusto titulo posséderat, bestätigt habe.

2. Die Chronik. Sie hat zur Ueberschrift: **De Prima Fundatione Monasterii Olivae**, reicht von p. 16—105 und besteht, wie auch schon der Schreiber es äußerlich andeutet, aus zwei ganz verschiedenartigen Hälften, welche das Jahr 1350 (p. 69) scheidet. Der erste längere Theil (p. 16—69) macht sogleich am Anfang den wohlthätigen Eindruck, daß man es nicht wie in den Tafeln und in den meisten unserer Preussischen Chroniken mit todten zusammengerafften Notizen, sondern bei aller Mangelhaftigkeit mit dem geistigen Produkte eines denkenden und empfindenden Wesens zu thun hat. Mit unbehülflichem, eckigem aber verständlichem Ausdrucke beginnt er in erster Person sprechend: damit die wachsende Bosheit der Menschen an geschehenen Dingen nicht Wahrheit und Gerechtigkeit verdunkele, so will ich, daß man Folgendes wisse. (volo ergo hoc notum esse.) Darauf erzählt er die Geschichte des Klosters unter den 5 Herzogen; man bemerkt zunächst eine große Zurückhaltung und Vorsicht in der Mittheilung alter Dinge; kaum eine Notiz über Oliva, bei der nicht die Quelle: ein Monument, eine Urkunde, die schriftliche Aufzeichnung eines gleichzeitigen Mönches genannt oder angedeutet wäre; in chronologischen Angaben ist er durchweg sehr sparsam, wiewohl er sich später über die Aufeinanderfolge der Begebenheiten sehr genau ausdrückt; die Jahreszahlen — 1224 ist die erste — stehen im Texte in lateinischen Ziffern, und daher geben sich die am Anfange an den Rand in arabischen Ziffern gesetzten Zahlen

1170 und 1178 schon dadurch als einen spätern Zusatz zu erkennen. Man gewahrt jedoch auch, daß er dem 13. Jahrh. nicht sogar ferne steht. Wenn er von dem um 1230 zum Christenthum bekehrten Preussen Matta spricht (p. 21), so weiß er von dessen pronepotes und proneptes: hodierna die veri sunt Dei amatores et christianae fidei professores. Von dem Kopfe der h. Barbara, den die Ordensritter in Burg Sartowitz erbeuten, bemerkt er, daß derselbe nach Culm gebracht wäre (p. 28), ubi hodierna die manet et multa signa ibidem facta et adhuc fieri quotidie dignoscuntur, während doch diese Reliquie 1457 und gewiß schon längere Zeit vorher zu den Hauptheiligthümern der Marienburg gehörte, von wo sie nach Danzig kam [2]. Mit dem Anfange des 14. Jahrh. tritt der Vf. dem Kloster näher. Der Abt Rüdiger, dessen fromme Sorgfalt für die bei der Erstürmung Danzigs (1309) ermordeten Pommerellischen Ritter er rühmt, ist augenscheinlich der erste Olivaische Abt, mit dem er in persönlicher Berührung ist; Rüdiger, sagt er (p. 45) et forte praedecessores sui haben das Recht des Klosters zum Fischfange auf dem frischen Haffe in Anspruch genommen; über den Gang der hierüber und wegen anderer Streitpunkte mit dem Orden geflogenen Unterhandlungen spricht er wie ein persönlich daran enge Betheiligter; indem er den Gefühlen der Liebe und Dankbarkeit, die er für den Orden, insbesondere die Hochmeister Carl von Trier und Luther von Braunschweig empfindet, einen würdigen Ausdruck giebt, deutet er klar genug auch die Stellung an, die er damals im Kloster einnahm. Iste magister, sagt er vom H. M. Luther von Braunschweig, fuit in moribus generosus et praecipue in hoc, quod se omni clero et specialiter Religiosis se exhibuit gratiosum, de quo experientia me saepius fecit certum, cum coram eo aliquot Monasterii negotia placitarem (soll wohl heißen practitarem); ad partem Monasterii defendendam ipsum sensi proniorem etc. Solche Sprache kann doch wohl nur der Abt, der Prior, der Notar oder ein anderer von den obersten Würdeträgern des Klosters führen. Eine solche höhere Stellung hat er auch noch 1348 eingenommen, wo er seine Nachrichten über die Türken den Mittheilungen eines Erzbischofes von Armenien und eines Griechischen Bischofes verdankt, die damals Oliva besuchten. Vidimus etiam, fügt er p. 65 hinzu,

quod idem Dominus in celebratione Missae — nobiscum totaliter concordavit. Auch über die Zeit, in welcher er seine Chronik beendete, läßt er uns nicht im Unklaren. Schon bei der Erwähnung des zwischen dem Orden und den Polen 1343 geschlossenen Friedens bemerkt er (p. 59), dieser Frieden bestehe noch jetzt unverändert (adhuc usque stat et manet immutata) und beschränkt uns somit auf die Zeit vor dem Tode Winrichs von Kniprode. Noch näher erklärt er sich kurz vor dem Schluß der Chronik. Er erwähnt (p. 67) die Rückkehr des Markgrafen Waldemar, der 29 Jahre für todt gegolten hatte. Wie es möglich gewesen, daß ein anderer für den Fürsten habe in Chorin begraben werden können, darüber, äußert der Vf., sei ihm noch keine sichere Kunde geworden (nondum ad nos pervenerat certus rumor); das aber sei gewiß, daß bis auf den heutigen Tag die Macht dieses Waldemar wachse, während die seines Gegners abnehme (et quotidie usque ad praesens in dies potentia crescit et Ludovici — minuitur et decrescit). Das kann spätestens im Jahre 1349 geschrieben sein. Wahrscheinlich waren neue Berichte über jenes Ereigniß in Oliva noch nicht eingetroffen, als der Vf. seine Chronik mit der Schilderung der Feuersbrunst, die im Frühjahr 1350 Oliva verwüstete, und mit der Aufforderung zum Danke gegen die damaligen Wohlthäter des Klosters schloß, — ein im Geiste jener Zeit wahrhaft frommer und zugleich deutsch gesinnter [3]) Mann, ein Zeitgenosse Jeroschins und Wigands, nächst Dusburg der älteste, der uns bekannt gewordenen heimathlichen Schriftsteller.

Von p. 70 ab geht die Chronik in den gewöhnlichen Annalenstyl über; es folgen chronologisch aneinander gereiht im Ganzen dürftige Notizen, die meistens Oliva betreffen, Wahl der Aebte, Klosterbauten, daneben auch allgemeine Angelegenheiten; die ersten Notizen mögen in frühe Zeiten fallen; schon bei der Wahl des Abts Nicolaus Runge 1388 begegnet jedoch der verdächtige Ausdruck: alibi scribitur electus anno 1389. Beim Jahre 1464 endlich giebt sich die späte Zeit der Abfassung deutlich genug zu erkennen. Indem nämlich das Resultat des zwölfjährigen Krieges mitgetheilt wird, bemerkt der Vf. (p. 82), der Hochmeister habe nur denjenigen Theil Preussens behalten, qua usque hodie Du-

ces Prussiae potiuntur. Wir sind somit auf die Zeit nach 1525 verwiesen.

Vergleicht man die beiden Haupttheile des Chronicons mit einander, so gehört kein besonderer Scharfblick dazu, um in der Chronik ein früheres und ursprüngliches, in den Tafeln ein späteres und von jener abgeleitetes Werk zu erkennen. Mindestens drei Viertel der Tafeln sind aus beiden Abtheilungen der Chronik wörtlich entnommtn; fast alle Abweichungen [4]) ergeben sich als bloße Aenderungen im Ausdrucke und erklären sich theils aus dem Bestreben, die weitläuftigere Erzählung der Chronik etwas abzukürzen, theils daraus, daß man mit Bezug auf die daneben befindlichen Bilder, z. B. bei der Darstellung der Verwüstungen des Klosters den Ausdruck etwas drastischer faßte. Wirkliche Abweichungen im Inhalte giebt es nur vier. Eine von diesen besteht darin, daß auf den Tafeln Winrich von Kniprode, der zufällig in der Chronik als Hochmeister gar nicht vorkommt, als Wohlthäter des Klosters gepriesen wird. Die Thatsache konnte einem Spätern, der sich in den Urkunden des Klosters umsah, nicht entgehen. So sehr ist aber auch hier der Vf. der Tafeln von seiner Hauptquelle abhängig, daß er für Winrich keine andern Bezeichnungen des Lobes findet, als die, welche der alte Chronist über Carl von Trier und Luther von Braunschweig ausspricht. Zweitens sind der Lebensbeschreibung des Herzogs Swantopolk zwei Gedichte hinzugefügt, die in der Chronik nicht vorkommen. Beide Gedichte, ebenso inhaltsleer als wortreich und ohne allen Charakter können schon wegen der geglätteten Sprache nur als müßige Spielereien eines Spätern angesehen werden. Eine dritte Abweichung betrifft die Genealogie der Pommerellischen Herzöge, welche von den Tafeln regelrechter geordnet wird als von dem Chronisten. Die Chronik nennt unter den Söhnen des Subislav zuerst den Mistwin und dann den Sambor, obgleich sie den letztern vor dem ersten regieren läßt, sie nennt den Sohn Sambors einfach Subislav und giebt dem Swantopolk an einer Stelle (p. 17) nur zwei Brüder, wiewohl sie später (p. 36) auch den dritten nennt. Das verbessert der Vf. der Tafeln; er setzt Sambor früher als Mistwin, giebt dem Subislav den Zusatz juniorem und fügt den Brüdern Swantopolks auch noch den Wratislav hinzu. Die vierte Abweichung ist eine wesentliche, es ist eine in Wort und Inhalt neu gefaßte

Notiz über die Stiftung des Klosters und über seinen Stifter. Der Chronist sagt einfach: Volo notum esse, quod primus Monasterii Olivensis fundator creditur fuisse Subislaus Dux, cuius memoria non bene potest haberi. Die Tafeln sagen: Noverint universi Filii Domus hujus quod illustris Princeps Dux Pomeranorum Subislaus Senior primus Monasterii in Oliva Fuudator extitit A. D. 1170. Qui paucis supervivens annis in senectute bona moritur et in ipsa quam fundaverat Oliva sepelitur. De hoc Principe nihil aliud in Chronicis invenitur: traditur tamen primus inter Duces Pomeraniae fidem catholicam suscepisse. Zwischen beiden Nachrichten besteht eine zwiefache wesentliche Differenz. Indem nämlich der alte Chronist das Dasein aller derjenigen Pommerellischen Herzoge, welche er anführt, mit ihrem Grabmale in Oliva oder einer Urkunde beglaubigt, von dem traditionellen Subislav aber sagt, man könne (etwa wegen der zu entlegenen Zeit) nicht wohl eine Erinnerung von ihm aufbehalten haben, so muß offenbar zu seiner Zeit weder Subislavs Grabmal noch irgend eine Nachricht über diesen Fürsten in Oliva zu finden gewesen sein. Wenn nun die Tafeln das Gegentheil behaupten, auf sein Grab in Oliva hinweisen und die Tradition von seinem Uebertritte zum Christenthum hinzufügen, so könnte eine, wie ich gezeigt habe, in jeder andern Beziehung so ganz unselbstständige Quelle nur dann Beachtung verdienen, wenn ihr ein besonders hohes Alter oder ihren abweichenden Behauptungen eine anderweitige Beglaubigung nachzuweisen wäre. In Betreff der Zeit ihrer Abfassung kann es nun keinem Zweifel unterliegen, daß die Tafeln aus der Mitte des 16. Jahrhundertes stammen. Der einfache Beweis dafür liegt darin, daß sie aus der zweiten Abtheilung der Chronik gerade jene Notiz vom Jahre 1464 und zwar fast ganz wörtlich entnehmen, welche, wie ich oben bemerkte, wegen der dabei vorkommenden Erwähnung der Herzoge von Preussen selbst erst nach 1525 niedergeschrieben sein kann.[5])

Es wäre aber allerdings denkbar, daß es im 16. Jahrh. noch alte Monumente gegeben hätte, nach welchen man die bisher über die Vorzeit bekannten Thatsachen berichtigte. Je genauer man jedoch die Schriften durchsieht, welche nach dem Chronicon Olivense im 16. und 17. Jahrh. diese Begebenheiten behandeln, um so

mehr wird man gegen alles dasjenige, was sich in Beziehung auf die Geschichte des Klosters für eine alte Quelle ausgiebt, mit dem gerechtesten Mißtrauen erfüllt.

Die nächste Erweiterung der Olivaischen Berichte finde ich in Schützens 1592 zum ersten Male herausgegebener Preussischen Chronik. Während Schütz in seinen früher geschriebenen Annales Civitatis Dantiscanae (MSc.) ganz andern Nachrichten folgt, beruft er sich in der Chronik bei den Pommerellischen Verhältnissen auf die Monumente von Oliva, unter welchen er jedoch, so weit man aus seinen zahlreichen wörtlichen Anführungen ersieht, nur die beiden Tafeln versteht. Schon die Art, wie er die wörtlich angeführte Quelle ausbeutet, stellt ihn in die Reihe der Antiquitätskrämer seines Jahrhunderts, welche so lange an den alten Berichten deuten und zerren, bis sie zu neuen Thatsachen gelangen. Man vergleiche nur, welche Tragweite er der oben angeführten Aussage der Tafeln über Subislav (F. 12 d. deutsch. Ausg.) giebt. Die Tradition über die Taufe des Subislav ist schon feste Thatsache, und Subislav hat nicht bloß Oliva gebaut, sondern „mit ziemlichen Priuilegien, Freyheiten, Gütern und einkunfften zum ersten begabet und begnadet." Diese Uebertreibungen steigern sich zu der offenbarsten Unredlichkeit, wenn Schütz (S. 13) eine Genealogie von den Voreltern und Nachkommen des Subislav entwirft und hinzufügt: „Und ist diese Genealogia an sich selbst die warhafftigste und bewehrlichste, die aus den alten Monumenten des Klosters Oliuen, da die meisten und fürnembsten dieses Geschlechts begraben und ihre Geschichte von alters daselbst fleißig verzeichnet sind, getrewlich außgezogen." Mindestens täuschte er hierin den Leser, indem er ihn im guten Glauben ließ, als meinte er hier dieselben Monumente, von welchen er sonst in seinem Werke Auszüge giebt, oder wenigstens alte Inscriptionen, Grabesdenkmäler, die etwa das Dasein eines Mestiboxus ergeben. So viel können wir an der Hand der Urkunden urtheilen, daß die Quelle, auf Grund welcher Schütz den Subislav bis 1187 regieren ließ, keine alte und bewährte gewesen sein kann. Bedenklicherweise hat Schütz in seiner spätern lateinischen Ausgabe der Chronik jene Bemerkung, keineswegs aber die Genealogie selbst, ausgelassen.

Wahrscheinlich waren schon im 16. Jahrh. den einzelnen Bildern der Fundatoren noch besondere Inscriptionen hinzugefügt, welche

den Tafeln entnommen wurden. Jedenfalls wurde dieses Verfahren befolgt, als man im November 1613 die alten mit den noch jetzt an derselben Stelle befindlichen neuen Bildern ersetzte. Da man aber bei dieser Gelegenheit die Zahl der Wohlthäter um zwei, die Polnischen Könige Stephan und Sigismund III. vermehrte und dem Könige Casimir III. außerdem ein langes Lobgedicht widmete, so sah man sich zur Abkürzung und theilweisen Abänderung des Ausdruckes der Tafeln veranlaßt. Diese Abänderungen sind an manchen Stellen so bedeutend, daß man an die Benutzung neuer Quellen denken könnte, namentlich bei den Bildern von der Verwüstung Oliva's, indem bei der ersten der Tag der Verwüstung auf den 27. September fixirt wird, bei der zweiten den fünf getödteten Mönchen die Namen Elgus, Tidlifus, Gerboldus, Syboldus, Wulfardus und Barthusus beigelegt werden. Man darf sich jedoch hiedurch um so weniger beirren lassen, da der Vf. dieser Inscriptionen sich an zwei Stellen unzweifelhaft als einen unwissenden Lügner kund giebt, einmal bei dem Lobliede auf Swantopolk, das er im Widerspruch mit den Tafeln und der Chronik einem Zeitgenossen des Swantopolk zuschreibt und in noch gröberer Weise beim Könige Casimir, indem er, um dessen Verdienste zu erhöhen, im offenen Widerspruche mit allen alten Dokumenten die Kreuzherren als Räuber der Klostergüter bezeichnet.[6])

Um die Zeit der Erneuerung jener Bilder, um 1615, wurde in Oliva Alles, was man vom Alterthume wußte, in einer neuen Chronik gesammelt. Sie führt den Titel: **Annalium Monasterii B. Mariae de Oliva novae collectionis Tomus Primus**, füllt einen Quartband von 92 Seiten, endet beim Jahre 1548 und ist wahrscheinlich später als der zweite Theil dieser Sammlung, den ich oben als eine Arbeit Philipp Adlers bezeichnete, geschrieben, da dieser zweiter Theil, wie man aus den durchstrichenen Worten sieht, ursprünglich der erste hieß. Von dieser späten Abfassung der Annalen macht der Vf. gar kein Hehl. Beim Jahre 1204 erzählt er die Schicksale, welche das versteinerte Brod 1577 erfahren habe. Beim Jahre 1330 nimmt er die Gelegenheit wahr, seinem großen Zeitgenossen, dem Großkanzler Johann Zamoyski (st. 1604) Worte des Lobes zu spenden; beim Jahre 1395 beruft er sich für eine Wundererzählung auf eine 1604 erschienene Schrift des Braunsberger Domherrn Thomas Treter, und endlich zitirt er

1492 das auf den neuen Fundatorenbildern 1613 aufgezeichnete Loblied König Casimirs. Man sieht deutlich, daß der fleißige Vf. sich Mühe gab, alle Notizen über Oliva, wofern sie nur nicht die Zeichen der Unächtheit auf der Stirne trugen, zusammen zu bringen; er hat nicht nur die im alten Chronikon angedeuteten Urkunden nachgelesen, um ihren Inhalt noch genauer zu excerpiren, sondern auch andere Urkunden, wiewohl keine, die nicht auch jetzt noch vorhanden wären, gelesen und benutzt; er hat die in den Tafeln und im Chronikon enthaltenen sonstigen Nachrichten möglichst breitgetreten und in eine strenge Annalenform eingezwängt, sich's endlich auch nicht übel genommen, da eine Menge seiner Jahresräume sonst unausgefüllt geblieben wären, Begebenheiten anderer Länder, besonders Wundergeschichten, aufzunehmen. Sondert man aber alle diese letztern, fast nur aus Dlugoß und Cromer excerpirten Historien aus, dazu die aus Simon Grunau (Tr. 13, 10) mit einer kleinen Variante abgeschriebene Geschichte vom versteinerten Brode und endlich alle die Begebenheiten, welche den Urkunden, den Tafeln und der alten Chronik oder endlich dem Bestreben die divergirenden Ansichten des Chronikons einerseits und Dlugoß's und Cromers andrerseits (z. B. in den Geschichten der Jahre 1308 und 1309) mit einander zu vereinigen, ihren Ursprung verdanken; was bleibt noch übrig? Zunächst die Erwähnung einiger Aebte, die in den alten Quellen nicht vorkommen. Von diesen steht jedoch dem Annalisten selbst nur einer, der angeblich erste Abt Dethard als eine sichere historische Person fest, und zwar deshalb, weil sich auf einer Wand der alten Kirche sein Bildniß mit einer auf ihn bezüglichen Inscription befand, welche beide, Bild und Inscription, auch in der neuen Kirche nach 1577 wieder erneuert waren. Nun finde auch ich es insbesondere wegen der Eigenthümlichkeit der Stelle, an welcher sich dieses Bild in der alten Kirche vor 1577 befand, für wahrscheinlich, daß man hier die Erinnerung an den ersten Abt bewahrte; aber die ganz inhaltsleeren Verse der Inscription, die eben so gut im 19. wie im 13. Jahrh. verfaßt werden konnten, beweisen, daß, als man dieses Bild ihm widmete, keine lebendige Erinnerung weder des Mannes noch seiner Zeit im Kloster vorhanden war. Noch bedenklicher steht es um die beiden andern Aebte, welchen der Annalist selbst mit der Bemerkung conjicitur, legitur, den chronologischen Platz anweist. Am Aller-

wenigsten aber begreife ich, wie man einem Schriftsteller des 17ten Jahrh., der neue und alte Quellen durch einander gebraucht, in den speciellen chronologischen Jahres- und Tagesangaben, mit denen er das 13. Jh. bevölkert hat, so unbedingt hat folgen können, da er sie eben so gut aus Kantzow, Micraeli, Schütz u. a. entnehmen konnte, als man gewohnt ist, die Angaben dieser Schriftsteller mit unserm Annalisten zu beglaubigen. Den einzigen Gewinn, den wir aus diesen Annalen von Oliva jetzt ziehen können, setze ich darin, daß man mit ihrer Hülfe die vielen Schreibfehler, welche im alten Chronikon vorkommen, verbessern kann.

Nun giebt es noch einen spätern Schriftsteller, der über diese problematischen Namen und Zahlen einigen Aufschluß verspricht. Das ist Pater Werner, der in Oliva 4. Okt. 1665 starb, und einen Quartanten von 604 Seiten mit dem Titel Annales Abbatiae **B. Mariae de Oliva** hinterließ, in welcher er mit ermüdender Weitschweifigkeit die Geschichte des ersten Jahrhunderts seines Klosters bis 1270 behandelt. Durch alle seine Pralereien mit den vetustissimis und antiquissimis MSc., welche es in Oliva geben soll, hindurch erblickt man leicht, daß er in der Hauptsache nur Micraeli, Schütz und Cromer benutzt. Wesentlich neu in Betreff der alten Zeiten Oliva's ist in dem dickleibigen Buche nur erstlich ein vollständiges Verzeichniß der Aebte, deren jedem Werner selbst nach dem Vorbilde des Swantopolksliedes gleich inhaltsleere Reimereien gewidmet hat, und eine noch genauere Chronologie als in den Annalen, namentlich in Betreff der Todestage. Jenes Verzeichniß der Aebte ist nun offenbar ein Fabrikat dieser Zeit, indem man wahrscheinlich zwischen die nachläßig aus den Urkunden excerpirten Namen der Aebte so viele Namen zwischenschob, als der Zwischenraum der Zeit ungefähr nothwendig machte. Der Beweis hiefür liegt theils darin, daß dies Verzeichniß bis zum Jahre 1450 mit demjenigen, welcher sich mit Hülfe der noch jetzt vorhandenen Urkunden zusammenstellen läßt, gar nicht in Uebereinstimmung zu bringen ist, und überdies gleichzeitig in Oliva ein Katalog vorhanden war, der zwei Namen mehr enthielt, theils in dem Urtheile seines Zeitgenossen, des Annalisten, der von allen diesen neugeschaffenen Namen nur zwei und auch diese nicht unbedenklich annimmt, vielmehr gerade den angeblich zweiten Abt Henricus, von welchem Werner mit großer Bestimmtheit weiß, daß er früher „non sine

laude“ Prior des Dethardus gewesen sei, nur vermuthungsweise [7]) gelten lassen will. Wahrscheinlich wurde dieser Katalog der Aebte angefertigt, als man das Refectorium mit den Bildern der Aebte verzierte, und wie man dem Fabrikanten jener Portraits die unerhörte Freiheit gab, sämmtliche Aebte bis 1577 als leibliche Brüder darzustellen, so wird man auch wohl um ihre Taufnamen nicht ängstlich besorgt gewesen sein. Was die neuen Zahlen betrifft, so verweist Werner in Betreff derselben auf ein, wie er vorgiebt, altes Mortilogium, welches sogar die Todestage des alten Subislav und des Abtes Dethardus enthielt. Sieht man jedoch näher nach, so ergiebt sich aus den eigenen Mittheilungen Werner's (p. 186 und 337), daß in diesem Todtenbuche nur gewisse Tage (eine Jahreszahl war nicht beigeschrieben) vermerkt waren, an welchen man gewissen Personen Seelenmessen zu lesen hatte, woraus Werner den Schluß macht, daß diese Personen an den bezeichneten Tagen gestorben wären, während es auf der Hand liegt, daß der Prior Philipp Adler, als er 1595 die seit langer Zeit in Vergessenheit gerathenen Seelenmessen für die Wohlthäter wieder einführte, bestimmte Tage für einen jeden derselben anordnete. Hätte dieses allen Mönchen zugängliche Todtenbuch Spuren hohen Alters und ächter Thatsachen gehabt, so würde man unzweifelhaft bei den neuen Tafeln von demselben Gebrauch gemacht haben. Aber weder in diese noch in die Annalen ist einer jener von Werner speciell angeführten Todestage aufgenommen worden, vielmehr war der einzige Jahrestag, den beide den Zeitbestimmungen der alten Tafeln hinzufügten, der 27. September, der Tag nämlich, auf den beide die Zerstörung des Klosters im Jahre 1224 fixirten, im Widerspruch mit dem Mortilogium, welches den 15. October angab, (Werner 335) nach einem fremden Martyrologium angenommen worden, wiewohl beide Tage, der 27. Sept. und der 15. Oct., wenn man die Urkunde vom 9. Aug. 1224 zu Rathe zieht, evident aus der Luft gegriffen erscheinen. Ich glaube in dem Gesagten den Beweis geführt zu haben, daß man im 16. Jh. über die Vorzeit Olivas keine andern Quellen gekannt habe, als diejenigen, welche uns noch jetzt zu Gebote stehen, nämlich Urkunden, einige statuarische Monumente und das alte Chronikon, und daß Alles dasjenige, was das 16. und 17. Jahrhundert außerdem noch zu wissen vorgab, als leeres Gebilde der Eitelkeit oder einer falschen

Gelehrsamkeit aus der Geschichte zu verweisen sei. Wie ein so bedeutendes Kloster so arm an historischen Denkmalen habe bleiben können, kann Niemanden Wunder nehmen, der die Geschichte Olivas bedenkt: die unruhigen Zeiten des 13. Jahrhunderts, den Mangel alles wissenschaftlichen Lebens während der drei folgenden Jahrhunderte und — vier große Feuersbrünste. Werden wir auch durch diese Kritik um eine Anzahl von Thatsachen ärmer, so erhalten wir dafür doch mindestens den Ersatz, daß die unmittelbare Anschauung der ältern Zeiten, welche uns unsere ächten Quellen verschaffen, nicht mehr durch die Nebel späterer Träumereien verdüstert wird [8]).

Anmerkungen zum Anhang.

[1]) In Nomine Domini Amen. - Per hoc praesens publicum Instrumentum pateat notumque sit omnibus et singulis maxime vero iis quorum interest aut quomodolibet interesse poterit, quod anno Dni currente Millesimo Sexcentesimo Decimo Sexto. Indictione Romanorum Decima quarta, Pontificatus Ssmi Dni Nri D. Pauli divina providentiâ Papae V., anno undecimo. regnante atque imperante Serenissimo ac Potentissimo Dno Sigismundo III. Dei gra Rege Poloniae ac Sueciae etc. Maiestatis illius Polonici quidem uigesimo nono Suetici vero uigesimo tertio anno die secunda mensis Decemb. hora tertia postmeridiana Gedani in mei publici Aplica et regia authoritatibus Notarii testiumque infrascriptorum praesentiâ personaliter constitutus adm. Rndus Dnus Pr. Philippus Adler Prior et Administrator ad praesens Oliuensis asseruit, quomodo Mnrium dictum B. Mariae de Oliua Cisterc. Ord. Dioec. Wladisl. fundatum sit ab Illustri optimae memoriae Principe ac Duce Pomeranorum, nimirum Subislav Seniore, in anno post Christum natum Millmo Centmo Septuagesimo: quod sic probavit. Imprimis produxit antiquissima Monumenta, quae, ut asserebat, semper et ingiter ante tumultum Gedanensem et ultimam eius Mnrii destructionem pependerunt in Ecla Oliuensi uersus altare e regione sepulchri Fundatorum in tabula parieti a ueneranda antiquitate affixa, ubi omnibus de illa constare potuit, eademque mihi legenda obtulit, in quibus paulo post initium haec uerba continebantur: Nouerint uniuersii filii Domus huius, quod Illustris Princeps Dux Pomeranorum Subislaus Senior primus Mnrii in Oliua fundator exstitit Ao Millmo Centmo Septuagesimo, qui paucis superuiuens annis in Senectute bona moritur et in ipsa quam fundauerat Oliua sepelitur. Constare quoq. affirmavit ex antiquo

picturae objecto quod eadem ueneranda antiquitas Fundatoribus ibidem sepultis erectum posteris reliquit et paucos ante annos renouatum est ubi idem Illustris Dux iuxta Mnrii Annales uetustissimos primus Fundator assignatur et a quibusdam Chronographis quoq. notatur, ab antiquis Monachis Oliuensibus Patribus eorum fuisse ad nostra tempora usq. derivatum, imo hactenus ab omnibus creditum et etiamnum ore fratrum ibidem et opinione circumferri. Habuit proinde in manu quoddam Priuilegium Ducis Pomeraniae Samborii, Filii Subislai Senioris authenticum, in quo idem Dux Samborius Anno Domini Millmo Centmo Septuagesimo Octauo Decima quinta Cal. Aprillis fatetur iam collocatos fuisse in Oliua Fratres constructamq. Oliuam antequam hanc confirmationem scripsit, iamq. Mnrio Oliuensi assignare et sub testamento dare septem Villas, cuius Privilegii tenor sequitur de uerbo ad uerbum, ut est talis. Es folgt die bekannte Urkunde. — Acta et facta sunt haec Anno, Indictione, Pontificatu, Regimine, Die, hora, Loco ut supra praesentibus Famatis et Honestis Francisco von Zornhausen et Christophoro Gurko testibus fidei dignis et Incolis Ciuitatis Gedanensis ad hunc actum legitime uocatis et requisitis. Et ego Petrus Ericius Gothus etc. Es folgen die üblichen Notariatsformeln.

[2]) Voigt Geschichte Marienburg's S. 455. Meine Geschichte der S. Marienkirche Th. I. 390.

[3]) Vgl. Chronic. Oliv. p. 67.

[4]) Die handgreiflich falsche Jahrzahl 1333, 4. Dez. für den Durchzug der Hussiten (p 14.) kann wohl nur ein Schreibefehler sein.

[5])

Die Tafeln p. 15.	Das Chronicon p. 82.
Post multa ergo mala, post gravissimas hominum caedes, post agrorum depopulationes, flebilemque totius terrae desolationem tandem pace reddita et inita concordia Pomerania Dui Casimiri Regis Poloniae subjicitur ditioni.	nam post multa mala, post gravissimas hominum caedes, post agrorum depopulationes, flebilemque totius terrae desolationem, post 13 onnos in communi clade et strage expensos, tandem Pomerellia tota et maior pars Prussiae cum celeberrimo castro Mariaeburg (quod usque hodie Regibus Poloniae subest) Regiae ditioni subjicitur. Porro Magister magnus Crucigerorum rebus non pro voto suo currentibus Regimontum secessit, ibique sedem suam posuit et per pacis conditiones eam Prussiae partem obtinuit, qua usque hodie Duces Prussiae potiuntur.

[6])

Die Tafeln.	Das neue Monument.
Hic Serenissimus Rex cleri fautor et Religionis Monasterio Olivensi omnes haereditates libertates et Jura, quas ante iusto titulo possederat, confirmat.	Seren. Casimirus III. Rex Poloniae superatis crucigeris jura et bona ablata Olivae restituit.

[7]) Die Vermuthung stützt sich unzweifelhaft darauf, daß in der bekannten Urkunde Sambors von 1178 neben dem Abt von Colbatz ein **sacerdos Henricus** als Zeuge vorkommt. Auch den Abt Lambertus läßt der Annalist mit einem hinzugefügten: „**praefuisse legitur**" um das Jahr 1285 wohl nur deshalb gelten, weil in den Urkunden der Jahre 1288—1297 häufig als Zeuge, später (1297) auch als Wohlthäter des Klosters ein **Lambertus** genannt wird, der freilich nicht ein Mönch, sondern Pfarrherr von Danzig, später von Putzig war.

[8]) Nur um vor einer leicht zu machenden und bereits öfters gemachten Verwechselung zu warnen, bemerke ich, daß in zwei Zeitschriften des vorigen Jahrhunderts, nämlich in Simonetti's Sammlung vermischter Beiträge zum Dienste der Wahrheit, Vernunft, Freiheit und Religion B. II. Frankf. a. O. 1751 p. 67—82 und in Lieberkühn's Miscellaneen Erstes Stück Stettin 1777. 8. p. 19—31 ein **Chronicon Olivense** abgedruckt ist, welches Simonetti aus Oliva selbst handschriftlich erhalten zu haben behauptet. Diese Handschrift bestand aus 12 Quartblättern: jedes Blatt hatte auf der Rückseite die Bildnisse und Wappen der im Texte erwähnten fürstlichen Personen; nur die zwei Bilder auf der letzten Seite bezogen sich nicht auf den Text und waren daher Simonetti unverständlich. [sie dürften wohl die Könige Sigismund III. und Stephan Batori dargestellt haben]. Den freundlichen persönlichen Bemühungen des H. Dr. Breyßig in Berlin verdanke ich eine vollständige genaue Abschrift des Simonettischen Chronicons und eine sorgfältige Sammlung aller Varianten der Lieberkühnschen Ausgabe und ersehe daraus, daß zunächst Lieberkühn, ohne seine Quelle zu nennen, auf eine handgreifliche und zugleich nachläßige Weise den Simonettischen Text nachgedruckt hat, und alle jene Varianten nur den Werth stehengebliebener Druckfehler haben, und daß ferner die Handschrift des Simonettischen Chronicon's nichts weiter als eine mangelhafte Abschrift der oben erwähnten mit Bildern ausgestatteten Tafeln der Fundatoren ist, von denen sie, wenn man von einer großen Zahl unwesentlicher Varianten absieht, nur an zwei Stellen in auffälliger Weise abweicht. Die eine bildet bei Simonetti den Schluß und fügt zu dem aus den Tafeln oben (Note 6.) mitgetheilten Lobe König Casimir's die Worte: **necnon dedit nobis ornatum glaucum, quod utimur diebus Sabbatis ad missam beatae Virginis Mariae**. Die zweite Verschiedenheit besteht darin, daß bei Simonetti die lange Stelle der Tafeln, die von dem Brande Olivas 1350 und von den Zerstörungen der Hussiten 1433 handelt, ausgelassen ist und deshalb unmittelbar auf eine Stelle, welche von König Wladislaus Lokietek handelt, das Lob des Königs Casimir folgt. Daraus erklärt es sich, wie nicht nur Simonetti, sondern auch der gelehrte Oelrichs. (Neue Vorrede zu Dregers **Codex Pomeran. I. p. IV. n.**) auf die wunderliche Meinung verfallen konnten, der hier als Bestätiger der Freiheiten Oliva's genannte König Casimir sei Casimir der Große, der bekanntlich 1332 dem Wladislav Lokietek folgte, und dieses Chronicon daher ein Werk des 14. Jahrhunderts; ein Irrthum, der auf guten Glauben von Barthold und andern Neuern adoptirt worden ist.

Erklärung der auf der Lithographie gebrauchten Zeichen.

A. B. D. E. F. H. Wahrscheinlicher Umfang der Romanischen Kirche von 1239. C. Josephusaltar. G. Marienaltar. I. Das Portal K. h. Kreuz-Kapelle. L. Die vordere Sakristei. M. Die hintere Sakristei. N. Der Kapitelsaal. O. Das Refectorium. P. Der Kreuzgang. Q. Der Springbrunnen. R. Die S. Marien-Kapelle. S. Kapelle des h. Johannes Nepomuk.

Fig. 1. Ein Arcadenpfeiler. Fig. 2. Das Würfelkapitäl an einer Halbsäule desselben im vergrößerten Maasstabe. Fig. 3. 4. Zwei Consolen des Spitzbogengewölbes im Kreuzgange. Fig. 5. Console eines Gewölbegurtes in der hintern Sakristei (M.) Fig. 6. Base eines Pfeilers im Kapitelsaale (N). Fig. 7. Eine der vier Wandfigurren im Kapitelsaale (S. 42). Fig. 8. Spitzbogen-Ornament an der äußern Wand des Presbyteriums (bei a. b. c. im Grundriß. Oben S. 35.) Fig. 9. Profil der Gewölbe im südlichen Seitenschiffe.

Das Bernsteinland.

Das letzte Werk des seligen Berendt, die organischen Einflüsse im Bernstein betreffend, ist des hohen Preises halber leider nicht so in das Publikum gedrungen, als es die Sache und das Werk selbst verdienen. Der nachstehende Aufsatz sucht, so weit es in Kürze möglich war, die Hauptstücke der von Berendt gegebenen klassischen Beschreibung des Bernsteinlandes einem weiteren Leserkreise vorzuführen. Daß dabei, so oft es nur anging, Berendts eigene Worte wiederholt wurden, versteht sich von selbst und bedarf deshalb keiner Entschuldigung. Sollte es gewünscht werden, so wird später in gleicher Weise über die übrigen Theile jenes Werkes berichtet werden.

So weit die Geschichte reicht, ist des Bernstein stets als eines merkwürdigen und kostbaren Naturproduktes gedacht worden, und obgleich in den Denkmalen ägyptischer und später griechischer Baukunst, meines Wissens niemals Bernsteinfragmente entdeckt wurden, so ist es doch über jeden Zweifel erhaben, daß wenigstens in den letzten drei Jahrhunderten vor Christo den Römern und Griechen der Bernstein nicht unbekannt geblieben sei. Woher er ihnen kam, welche Handelswege er benutzte oder schuf, ist in mythisches Dunkel gehüllt. Wir können um so weniger hoffen diesen Schleier zu lüften, als selbst für das erste Jahrtausend nach Christo dieselbe Dunkelheit herrscht, und nur die nicht selten in den Ostseeküsten gefundenen Goldmünzen aus der Römerzeit und später aus der der Chalifen zu beweisen scheinen, daß unser vaterländische Schatz, wie die Sage ging, mit Gold aufgewogen wurde. Soweit schriftliche Nachrichten reichen, wurde die Heimath des Bernsteins stets östlich von England gesetzt. Ein Inselland, die Electriden, Glessarien, später die Insel Baunona und Abalus werden als Fundorte angegeben. Erst nach der Occupation Preussens durch den deutschen Orden verlassen wir die Sage, um uns an der Hand des ältesten Chronisten Peter von Duisburg 1226 im Heimathlande

umzusehen. Das ganze südliche Littorale der Nord- und Ostsee hat schon in historischen Zeiten bedeutenden Veränderungen unterlegen und ist noch in steter Fortbildung begriffen. Kaum vor sechs Jahrhunderten entstand der große Dollart, wobei das Meer an 50 Städte und Dörfer verschlang. Die blühenden Inseln an Dänemarks Westküste, von denen uns Kohl unlängst eine treue Schilderung lieferte, verschwinden mehr und mehr unter den Fluthen des Oceans, um bald in das Reich der Vergessenheit zu versinken. Doch wozu in der Ferne Beispiele sammeln, die uns unsere nächste Umgebung in Menge beut. Die frische Nehrung, deren Name ihr frisches Entstehen nicht unwahrscheinlich macht, bildet auf Preussens ältesten Karten drei Inseln. Im Verlauf der nächsten Jahrhunderte änderte sie häufig ihren Umfang und ihre Form, mehrfache Durchbrüche bei Balga und Lochstädt wiesen dem ausfließenden Wasser der Weichsel und des Pregels einen andern Weg, bis nach vieltägigen Stürmen der seit 1520 fahrbare Durchbruch bei Pillau entstand. Zur Zeit des Ordens noch versank zwischen Pillau und Balga die ganze Provinz Witland und über sie trat das frische Haff, in welchem der gläubige Fischhauser noch heutzutage Ruinen bei klarem Wasser zu sehen versucht. Wo einst Schiffe ankerten, stehen jetzt hohe Sandberge, der Drausensee schäumte an Elbinger Ufern, von denen es jetzt eine Meile entfernt liegt, und die Wogen der Ostsee reichten bis Culm und Mewe hinab. Es ist leicht erklärlich, daß eine feste Grenze für das Littorale Preussens in Betreff der früheren Jahrhunderte zu bilden eine schwierige und meist vergebliche Arbeit sei. Wurde doch Königsberg an dem Ufer der Ostsee begründet und die Adalberts-Kapelle zu Tenkitten mindestens eine Meile vom Strande errichtet, während jetzt jenes weit davon entfernt liegt und diese in das Meer zu sinken droht. Ist daher Samland, das in früheren Zeiten durch Verbindung des Pregel- und Deimethals Insel gewesen sein mag, wirklich das fabelhafte Abalus, so wird es in jenen Zeiten ganz anders begrenzt gewesen sein. Genug daß sich damals, wie heute daselbst, Bernstein fand und uns ihren wahrscheinlichen Ort andeutet.

Ein wichtiger später in Beachtung zu ziehender Moment ist, daß sich gegenwärtig wie damals der Bernstein nur in einer sekundären Lagerung vorfindet. Das heißt, wir finden ihn ver-

schwemmt und entfernt von seinem Ursprungsorte, der Gegend, in der er gewachsen. Das ganze südliche Küstenland der Ostsee besteht aus angeschwemmtem Boden, Diluvial und Alluvialschichten, Thon, Sand und Humus, und in diesem findet sich der Bernstein stück- oder nesterweise mit Braunkohle und fossilem Holz vermischt eingelagert. Es streichen diese Erdschichten bald horizontal, bald mehr oder minder geneigt wenige Fuß oder viele Lachter tief unter dem jetzigen Erdboden hin und gehen an der Küste ins Meer hinab. Während also auf dem Festlande durch mühsames Graben der kostbare Stein gewonnen wird, erleichtern den Strandbewohnern starke Nordoststürme die Arbeit. Sie wühlen die reichen Bernsteinschichten auf und treiben in günstigen Fällen Massen von bedeutendem Werthe auf einmal den harrenden Schöpfern entgegen.

Ist nun aber erwiesen, daß der Bernstein an der Stelle, die ihn gegenwärtig liefert, nicht wuchs, so tritt uns sehr natürlich die Frage entgegen: Wo war seine eigentliche Heimath?

Leider läßt auch diese Frage sich nicht mit Sicherheit lösen; was die scharfsinnigen Schlüsse neuerer Geologen aus dem großen Buche der Vergangenheit zu entziffern vermochten, ist in Kurzem dieses. Die großen Revolutionen, welche unsern Erdball in einer Reihe von Jahren, für die selbst glaubwürdige Autoritäten die Zahl von Millionen noch zu klein halten, zu dem umschufen, was es heut zu Tage ist, fand in mehrfachen Epochen einen dauernden Ruhepunkt. Die Natur mußte sich gleichsam erholen, um sich zu neuer Bildung anzustählen. Wie noch heute beim kleinsten Pflänzchen, beim größten Baume Jugend, Mannesalter und Greisenthum deutlich geschieden werden kann, so sehen wir auch dort nach jeder bedeutenden Umwandlung ein frisches jugendliches Aufsprießen, kräftiges Wachsthum und endliches Versinken um einer neuen Kette lebensfrischer Gebilde den Platz zu räumen. Eine solche Epoche, von den Geologen die sekundäre genannt, endete vor Myriaden mit der Bildung der Kreidegebirge, die Kreideformation. Man hat sich bemüht, den Umfang des jetzigen Deutschlands, der damals außer Wasser lag, bildlich darzustellen. Der Umfang ist klein und reicht ungefähr von Basel bis Dresden, und nördlich bis Braunschweig; alles was nördlich und östlich lag, bildete eine ungeheure Wasserfläche, Nordsee, Ostsee und das weiße Meer bei Archangel, hingen mit dem schwarzen und kaspischen Meere zu-

sammen. Die ganze Nordküste Europas und namentlich Preussens lag damals tief unter den Fluthen begraben. Nach dieser Epoche treten wir in die der Tertiären Formationen, deren Gebilde sich durch überraschenden Reichthum an Pflanzen und Thierüberresten auszeichnen. In diese Zeit, deren jüngster Abschnitt der geschichtlichen Rechnung vorausgeht, fällt die Bildung der Braunkohle und mit ihr vereinigt sehen wir den Bernstein auftreten. Thon, Mergel und Bernstein haben uns in merkwürdiger Fülle Ueberreste aufbewahrt, deren genaues Studium uns ein Bild jener Vorzeit entwerfen läßt. Große Nadelwaldungen, untermischt mit zahlreichen Laubhölzern, vielleicht auch Palmen, Tulpen- und Wallnußbäume umschränkten die duftenden Wiesen, Lorbeeren, Myrten und Brombeersträuche durchzogen vermischt mit Farrenkräutern das Unterholz. Zahlreiche Infusionsthiere, den heutigen nicht unähnlich, kleine Polypen, Korallen und ein ganzes Heer von Muscheln, unter denen sich die unsere heutigen Donnerkeile tragenden Tintenfische auszeichneten, dienten dem Meeresbewohner zum Fraß. Insekten von den heutigen der Art nach verschieden bevölkerten den Boden, Fische der mannigfachsten Formen, Eidechsen von einer Größe, wie sie jetzt nur Japan beut, und riesige Wallfische durchfurchten die Fluthen zu ihrer Verfolgung. Vögel gehören wie immer in den vorweltlichen Schichten zu den Seltenheiten, doch kennt man fast 50 Gattungen. Um so zahlreicher waren die Säugethiere vertreten. Riesige Elephanten, Mamuthe, deren noch einige im sibirischen Eise mit Fleisch und Haar wohlbehalten aufgefunden sind, geben als Pflanzenfresser einen Begriff vom Reichthum der Vegetation, wenn man erfährt, daß an einzelnen Orten allein tausende von Zähnen aufgefunden sind. Rhinocerosse, Nilpferde, Tapire, Hirsche und Elenne, Faulthiere und Beutelthiere, oft von gigantischer Größe, finden sich in Menge. Bären, Löwen und Hyänen belebten die ihnen jetzt so fremden Regionen. Es erweckt ein unheimliches Gefühl, dieses wirre Gemisch von Ungeheuern untereinander zu mengen, es erfüllt mit Furcht und Grausen, die Masse zu übersehen, welche jene Wälder belebte, wenn man erfährt, daß aus der einzigen kleinen Gailenreyter-Höhle allein 1000 Schädel und Skelette von Hölenbären erbeutet wurden, und noch ist diese einzige Fundgrube weit entfernt erschöpft zu sein. Wie hätte der Mensch es vermocht, sich gegen jene Uebermacht zu erhalten, und

wirklich fehlt er dieser Epoche, und tritt uns erst in der nächsten historischen Zeitperiode entgegen, wie er selbst behauptet, als Muster und Schlußstein der Schöpfung.

Die Zerstörung des Bernsteinwaldes ist wahrscheinlich nicht auf einmal, nicht mit einem Schlage, sondern stoßweise erfolgt. Nicht allein überstürzende Meereswasser, sondern auch Stürme mögen zeitweise ganze Waldungen niedergestreckt haben, aber mit der rückkehrenden Ruhe, die den geologischen und größeren atmosphärischen Ereignissen stets zu folgen pflegt, trat neuer Ersatz und Ergänzung ein. Solcher Wechsel von partieller Zerstörung und Wiederaufwuchs mochte sich häufig wiederholen, bis endlich eine abermals aus Norden einbrechende, umfangreichere Katastrophe auch die letzten Reste des Urgehölzes versenkte, inundirte und das organische Leben vollständig in denselben erstickte. Wie lange jene Trümmer im Meeresgrunde geruht haben mögen, ehe sie ihr jetziges Lager erreichten, ist nicht zu bestimmen, jedenfalls aber ein Zeitraum von vielen tausend Jahren. Gegenwärtig hebt sich das Becken der Ostsee an einzelnen Stellen in einem Jahrhundert um 4 Fuß. Striche, die etwa 1750 in schwedische Felsen eingehauen wurden, beweisen deutlich eine stete Veränderung des Niveau, das Zurücktreten des Wassers. Denken wir uns nun die Küsten Preussens langsam durch Alluvien in die Höhe steigend, so führte schon damals wie jetzt jeder Sturm eine bedeutende Menge Bernsteins zur Ablagerung an die flachen Ufer. Jeder von uns hat wohl öfter am Strande die bedeutenden Tangmassen bemerkt, welche vermischt mit Holz und Bernstein bei abgestillter See einen dunklen Gürtel bilden, als sicheres Anzeichen, wie hoch die stärkste Welle gereicht habe. Ganz in derselben Art sind nun die Schichten, aus denen jetzt der Bernstein gegraben wird, entstanden. Auch gegenwärtig würde ihrer erneuten Bildung nichts im Wege stehen, wenn der Mensch nicht begierige Eingriffe thäte. Den nutzlosen Tang bedeckt der nächste Wind mit frischem Sande und schon wenige Wochen nachher finden wir ihn vollständig begraben. Es hat bei dieser Ansicht von der Bildung der Bernsteinschichten nichts Auffälliges, wenn wir zwei oder gar drei derselben übereinander, getrennt durch viele Fuß starke Sand- und Schluffschichten antreffen. Diese sogenannten Bernsteinadern sind die eigentliche jetzige Lagerungsstätte des Bernsteins und der vom Meere ausgespülte erst nur

aus denselben losgeschält. Es streichen die Bernsteinadern meistens horizontal oder etwas nach dem Meere geneigt, entweder nur wenige Fuß unter der Oberfläche des Bodens oder tiefer unter dem Niveau des Meeres fort. Es stößt hier sehr natürlich die Frage auf: Wie konnte diese Lagerung theils unter, theils über der Meeresfläche stattfinden, wenn angenommen wird, die Bernsteinadern seien durch Auswurf an der Küste entstanden? Auch diese Frage ist nur hypothetisch zu lösen und bedingt die Annahme einer wechselweisen Erhebung und Senkung des Bodens. Für beides finden sich übrigens selbst in der historischen Zeit hinreichende Beläge. Wie schon erwähnt, beträgt die jährliche Erhebung Schwedens fast ½ Zoll, also über 4 Fuß im Jahrhundert, und noch jetzt zeigen die schwedischen Gebirge am Rande des bothnischen Meerbusens in bedeutender Höhe Spuren Schrammen, die nur dem steten Anprallen der Meereswogen zugeschrieben werden können. Beim Bau der neuen Trolhätta-Schleuse fand man zahlreiche Muschellager mehr als hundert Fuß über dem Meere, und alle zu Arten gehörig, welche noch heut zu Tage die nahe See so massenhaft erzeugt. Selbst hier in Preussen finden sich ähnliche Muschellager noch jetzt in der Ostsee lebender Thiere, und Niemand möchte es wohl einfallen zu glauben, daß Muscheln, die sich im Sande des Quednauer Berges finden, durch Menschenhand dahin versetzt sein. Daß diese Erhebungen schon der historischen Zeit angehören, daß der Mensch ihnen beiwohnte, und theilweise von ihnen betroffen ward, beweisen Schiffstrümmer, die auf dem Gipfel des Karpathischen Gebirges entdeckt wurden. Dies sind in Kurzem die Beweise für die Hebung des Bodens, für die Senkung desselben sind wir um ähnliche Beispiele nicht verlegen. Das Verschwinden der Provinz Witland wurde schon erwähnt und bei der vor einigen Jahren unternommenen Entwässerung des Goplosees bei Bromberg traten Ruinen alter Bauwerke zu Tage, welche das dortige Klosterarchiv als versunkene Vorwerke des ehemaligen Klostergebietes nachwies. In Norwegen hat man sogar 60 Fuß unter dem Meeresboden eine Fischerhütte entdeckt, auf deren Heerde die Kohlen noch unversehrt angetroffen wurden. Es bleibt also die zeitweilige Senkung und Hebung des Bodens nicht vollständig unerklärlich. Wohl zu beachten ist jedoch dabei, daß nicht das ganze Littoral der Ostsee stets auf gleiche Weise an diesen Schwankungen Theil

genommen hat, sie waren oft nur auf kleine Flächen beschränkt und noch gegenwärtig beweisen geologische Verhältnisse, daß sich die Insel Bornholm im letzten Jahrtausend kaum 10 Fuß gehoben hat, während das nahe gelegene Schweden viel rascher aus dem Meere emporsteigt. Sehr anziehend weiß Lyell zu schildern, wie an den dortigen Küsten sich Bänke mit Kies, Gerölle, Sand und Muscheln bedecken und als winzige Inseln, anfangs nur Ruheplätze für eine Seemöve, die ihre Beute verzehrt, sich aus dem Meere heben. Wenige Flechten, ein Kieferpflänzchen und einige Grashalmen zeigen, daß die Sandbank in trockenes Land verwandelt wurde. Im weitern Verlaufe der Zeit trocknet der zwischen den kleinen Inseln vorhandene Meeresboden allmählig aus, wird zur Wiese, und der sie umgebende Hügelrand zum kieferbewachsenen Walde. Ein treffendes Bild, wie sich vor Jahrtausenden in ähnlicher Art die Bernsteininseln aus den Fluthen erhoben und langsam vergrößert haben.

Nicht an der Meeresküste allein, auch weiter im Lande werden die Bernstein führenden Schichten angetroffen. In ihrer Gesellschaft und eigentlich nur eine geringe Modifikation derselben, sind die sogenannnten Nester. In Gruben oft nur zwei Fuß tief unter der Erde finden sich mitunter bedeutende Quantitäten zusammengehäuft. Ihr Entstehen erklärt sich ziemlich einfach, wenn man annimmt, daß bei Bernstein führenden Stürmen die Ablagerung in zufällig vorhandenen Vertiefungen geschah. Vielleicht in der Art, daß hinter dem Wellenschlage sich eine kleine Düne bildete, wie wir es noch gegenwärtig bei jedem Sturme am Rande der Ostsee beobachten. Hinter denselben entsteht ein kleiner ruhiger See, an den der Bernstein leicht durch die Wogen hinübergeführt werden konnte. Tang, Holz und die übrigen Beimischungen flossen mit dem Wasser in die See zurück, während der schwerere Bernstein Zeit gewann, sich am Boden zu sammeln. Die Menge der so vereinten Stücke ist mitunter sehr bedeutend. Bei Elbing wurden einst in wenigen Tagen 700 Pfd. gesammelt und bei Danzig erbeutete vor einigen Jahren ein Landbesitzer so viel, um sein Gut schuldenfrei zu machen. Sie liegen oft bis 30 Fuß und mehr unter dem Boden, mitunter der Oberfläche aber so nahe, daß schon beim Ausroden eines Ellerstubben eine reichhaltige Fundgrube eröffnet wurde. In ganz Preussen giebt

es wohl kaum ein Dorf oder Gut, in dessen Grenze nicht schon Bernstein entdeckt ward, kaum einen Fluß, der nicht hin und und wieder Bernstein liefert. Tiefe Brunnen, Landseen und Teiche fördern ihn mitunter in solcher Menge zu Tage, daß, wie Hartmann erzählt, bisweilen mehr Bernstein als Fische im Netze gefunden wurde. Selbst eine stark sprudelnde Quelle unweit Bartenstein war früher durch Auswerfen von Bernstein berühmt. Doch auch in den angrenzenden Provinzen und Ländern hat man zuweilen reichhaltige Lager entdeckt. In der Tuchler Haide gräbt der dortige Insasse jährlich noch Bernstein und selten vergebens, in Westpreußen, Pommern, Mark, Schlesien, Polen, Curland sind Bernsteinschichten entdeckt worden. Nicht ohne Interesse ist dabei, daß sich meistens bestimmte gerade Linien von Samlands Küste gegen Süden streichend durch konstanten Bernsteinreichthum auszeichnen. Eine geht durch Litthauen nach Rußland, eine zweite über Ortelsburg nach Polen, eine dritte über Elbing nach Westpreußen. Alle drei vereinigen sich nordwärts verlängert zwischen Palmniken und Hubnicken, also gerade in der Gegend der reichsten Fundgrube. Berendt nimmt diesen merkwürdigen Umstand, auf welchen er zuerst aufmerksam gemacht hat, mit zum Beweise, daß dort die eigentliche Heimath des Bernsteins lag, und daß er von dort durch nördliche Stürme verschleppt wurde. Läßt sich diese Thatsache auch für die nicht zu entfernt liegenden Orte als möglich annehmen, so findet dies bei anderen ferneren Gegenden seine Grenze. In der Themse hat man Bernsteinstücke von bedeutender Größe entdeckt, Sicilien und zwar seine Ostküste ist seit lange durch häufigen Auswurf von Bernstein bekannt und selbst in Sibirien, am Caspischen Meere, in Birma und auf Madagaskar wird Bernstein gefunden, der wenigstens für einen Theil der angegebenen Orte sich nicht von dem preussischen unterscheiden läßt. Natürlich wird es Niemand einfallen zu glauben, er sei von unseren Küsten durch geologische Katastrophen in so entfernte Gegenden verführt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Topographie.

1. Fernere Nachträge zu Herrn v. Selasinski's Landkarten-Verzeichniß.

Vgl. Bd. VII. S. 139.

1. In der Wallenrodtschen Bibliothek hieselbst befindet sich eine handschriftliche Karte von Ostpreußen, etwa 22″ breit und 15″ hoch, auf Leinewand gezogen, unter folgendem Titel:

   Delineation von dem souverainen (Königreich) PREUSSEN. Wie dieselbe in 3 Kreyse, gewiße Ambter und die Zeit Hauptleute vertheilet worden, Ungefehr entworffen An° 1(701 am preussischen Jubeltage).

Die in Parenthesen eingeschlossenen Stellen sind, nachdem die frühere Schrift ausradirt worden, später mit blasserer Tinte überschrieben. Offenbar stand daselbst Herzogthum statt Königreich und eine frühere Jahrzahl. Auch die Königskrone, die sich über der Titelverzierung befindet, ist erst später auf die frühere Zeichnung aufgeklebt; unter derselben scheint nur der einfache Rand der Karte, nicht etwa ein Kurfürstenhut, sich zu befinden.

Die Karte liegt so, daß oben Nordwest ist. Die drei Hauptlandschaften Samland, Natangen und Oberland sind durch Farben unterschieden; die Unterabtheilungen scheinen ursprünglich nur die Aemter geschieden zu haben; es finden sich jetzt aber, wahrscheinlich von späterer Hand nachgetragen, hin und wieder auch kleinere Abtheilungen vor. Zu beiden Seiten innerhalb des Randes der Karte ist ein Verzeichniß der Aemter und Unterämter, nach den drei Landschaften geordnet, und der derzeitigen Amtshauptleute angebracht. Auch in den Namen der letzteren finden sich Radirungen und spätere Zusätze; auch ist an einer Stelle noch einmal der Titel Herzogthum weggekratzt und Königreich

darüber geschrieben. Desgleichen sind im Innern der Karte einige Namen später eingetragen. Die Gegend der Tilsiter Niederung ist leider etwas beschädigt.

2. Ebendaselbst befindet sich ein handschriftliches Blatt in groß Folio unter dem Titel:

Plan du Campement de Kalthof et des Environs. Levé et dessiné par de Douailly, Capit. Ingen. à Königsb. 1768.

Die Ecke rechts unten umspannt den Wall der Stadt vom Tragheimer Thor bis zum Littauischen Baum; rechts oben liegt Lapsau, links oben Neuhausen, links unten zunächst Quednau. Die Zeichnung ist sehr sauber.

Außerdem vermisse ich in Hr. v. S's Verzeichniß folgende Karten:

3. 4. Zwei Karten des Danziger Hauptes, mit den Befestigungen von 1656 und 1659 befinden sich in Puffendorffs Thaten Karl Gustav's.

Bei der Karte des Danziger Hauptes, deren das Verzeichniß Bd. VI. S. 455. No. 5. Erwähnung thut, ist zu bemerken, daß auf der kleinen Nebenkarte, welche den Lauf der Weichsel darstellt, die im Haupttitel erwähnte Schwedenschanze irrthümlicher Weise an die Montauer Spitze verlegt ist.

5. Eine gespaltene Karte in klein Folio, deren untere Hälfte den Lauf des Nogatstroms, die obere die Montauer Spitze darstellt, jede Hälfte mit besonderem Titel. Der obere Titel lautet: **Delineatio et Situs Montower Spitze, ut et fortalitii, quod S. R. M. Sueciae in eo extrui curavit A°. 1656.** Der untere Titel: **Exquisita Delineatio Fluvii Nogat Terraeque adjacentis Montower Spitze dictae, usque ad Mare Balthicum. A. 1659** Der Kraffohlkanal ist als „alter Strom" bezeichnet.

6. Karte von West- Süd- und Neu-Ostpreussen und den übrigen angränzenden Ländern. Eine schlechte Karte ohne Firma, die wahrscheinlich zu irgend einem Buche gehört.

7. Darstellung der Bezirke und Sitze sämmtlicher Verwaltungs-Behörden in der Provinz Westpreussen.

Eine rohe Karte ebenfalls ohne Firma, welche mit Hilfe von 78 verschiedenen Zeichen noch weit mehr angiebt, als der Titel verspricht. Sie gründet sich auf die heutige Eintheilung der Provinz.

8. Ein sauberes Blatt in Folio, ohne Titel, welches in detaillirter Ausführung den Pilkalner, den südlichen Theil des Ragniter, den größeren Theil des Insterburger, Gumbinner und Stallupöner und den nördlichen Theil des Darkehmer Kreises, jedoch ohne Angabe der Kreisgrenzen umfaßt. Von der großen Zahl der darauf befindlichen Ortschaften sind nur die Städte, Insterburg, Gumbinnen, Stallupönen, Pilkallen und Schirwindt mit Namen versehen. Dagegen ist eine große Anzahl von Forsten durch Zeichen und Namen angedeutet, so daß es scheint, als sei die Darstellung derselben Hauptzweck der Karte gewesen. Um den Umfang der Karte genauer anzugeben, bemerke ich, daß die Südgrenze etwa durch die Kirchdörfer Pillupönen und Balleten bestimmt wird, die Westgrenze Gr. Bubainen am Pregel berührt, die Ost- und Nordgrenze von der Scheschuppe eingeschlossen wird. Auch diese Karte gehört wahrscheinlich zu einem mir nicht bekannten Buche.

9. Ein Plan von Danzig und Umgegend bis Weichselmünde hin, lithographirt von Schäde, befindet sich im 11. Bande des Archivs für Artillerie- und Ingenieur-Officiere.

Nesselmann.

---

2. Beitrag zur Geschichte der Preußischen Landtafel von Kaspar Henneberger.

(Vgl. N P P B. Bd. VI. H. 5. S. 372.)

Es hat sich im Geheim. Archiv zu Königsberg ein Schreiben des Herzogs Albrecht Friedrich an den bischöflichen Statthalter und Domherrn Martin Cromer zu Heilsberg, an den Landvogt zu Allenstein und den Vogt zu Seeburg vorgefunden, welches für die Geschichte der Preußischen Landtafel von Caspar Henneberger be-

kannt zu werden verdient, indem es zugleich zeigt, welches Interesse der Herzog an diesem Werke nahm. Es lautet so:

Wir geben Euch gnädiger Wohlmeinung zu vernehmen, daß Zeiger dieses der ehrwürdige, unser lieber getreuer Caspar Hennenberger dem gemeinen Nutzen zum Besten eine Zeitlang die Gelegenheit und Gegend der Lande Preußen in eine ordentliche Mappe zu bringen, nachmals solch nützliches Werk im Druck zu verfertigen mit allem Fleiß sich bearbeitet und auch nunmehr so weit gekommen, daß er die Gegend der umliegenden Benachbarten gleicher Gestalt zu beschreiben. Damit er nun zu solchem nützlichen vorhabenden Werke um so viel mehr Förderung haben möchte, haben wir ihm dieses unser Schreiben mitzutheilen für gut angesehen; gelangt demnach an Euch unser gnädiges Sinnen und Begehren, Ihr wollet Euch gegen obgedachten unsern Diener zur Beförderung eines solchen nützlichen Werkes willfährig erzeigen und ihm die Oerter und Gelegenheiten zu besichtigen bekannter Leute, so dazu dienlich, zuordnen, damit er desto bequemer solches Werk verrichten möge. Ingleichem sinnen wir an Euch mit Gnaden, Ihr wollet ihn in Euerem Gebiet, so weit Euere Botschaft sich erstrecken thut, mit der Fuhre und was sonst ihm dienlich seyn wird, versehen.

Dat. den 16. Juni 1575. J. Voigt.

Nachdem wir aus vorstehender Mittheilung ersehen haben, wie Albrecht Friedrich das Unternehmen Hennenbergers möglichst zu fördern suchte, wird es nicht unpassend erscheinen, wenn ich die herzogliche Genehmigung zur Publication der Erklärung der Preußischen Landtafel, gleichsam den Schluß der ganzen Arbeit, an den Beitrag zur Entstehungsgeschichte derselben anzureihen mir erlaube. Der von den herzoglichen Räthen ausgefertigte Abschied lautet folgendermaßen:

Es wissen sich die Herren Räthe eines Theils zu erinnern, daß Herrn Caspar Hennenbergers, Pfarrherrn und Predigers im Hospital, Historienwerk, oder die Erklärung über die preussische Landtafel ihnen offerirt und durch den Druck publiciren zu lassen gebeten sein. Wann dann in Uebersehung desselben Werks, soviel damals in der Eile geschehen können, bedenkliches und anderes nichts angemerkt, dann daß solches in der Wahrheit bestehen

könnte, nun aber durch etliche das Werk, doch mit wenig Grund, angefochten werden wollen, daher die Inhibition mit dem Drucke zu verfahren, geschehen: aber der Autor, Herr Hennenberger gebeten (weil ihm und seinen Mitverlegern an dem Werke ihr bestes Vermögen und Wohlfarth hinge), das Werk nicht allein zum Ende verfertigen, sondern dasselbe publiciren zu lassen, daß er vor allen und jeden An- und Zuspruch, so der eine und andere zu dem Werke haben möchte, stehen, Rede und Rechtens jedem sein wollte, doch mit dem bedinglichen Anhang, daß anstatt fürstlicher Durchlaucht die Herren Räthe in billigen Dingen ihn schützen, zur Ungebühr ihn nicht beschweren lassen, oder Zunöthigung und Cavillationes gestatten, als haben die Herren Räthe auf sein des Herrn Hennenbergers Erbieten dem Drucker, das Werk zu fertigen und dieses nachgegeben, daß er, Pfarrherr, sein Historienbuch jetzt im stehenden Jahrmarkt verkaufen und seinen Nutzen und Bestes damit suchen möge, mit dem Erbieten, ihn Hennenberger wider ungebührliches Anlaufen und Cavillationen anstatt Fürstlicher Durchlaucht zu schützen und zu handhaben, und auf Anklagen derer, so ihren Anspruch nicht zu erlassen vermeinten, gebührliches Recht jedesmal widerfahren zu lassen. Actum Königsberg, den 2. Juli 1595.

Zum Schlusse möge noch folgende Notiz über Hennenbergers Leben eine Stelle finden. Im Erl. Prß. Bd. 5. S. 597 wird aus einer Stelle in der Erklärung der preußischen Landtafel der Schluß gezogen, daß Hennenberger noch 1555 Student gewesen sei. Da er aber nach Ausweis des akademischen Albums den 12. Mai 1550 inscribirt worden ist, so wird ein von ihm an jener Stelle gebrauchter Ausdruck „für vierzig Jahren" wohl nicht so haarscharf zu nehmen sein. Die eben erwähnte Stelle des Albums aber lautet: „Rector Wolfg. v. Koterizsch nobilis et ordinarius Institutionum iuris civilis professor. 1550. 12. Mai Caspar Hennenberger. Francus. nihil." d. h. er bezahlte nichts für die Immatrikulation). M.

---

3. Theatrum Vrbium.

In dem gründlichen Aufsatz: „Ueber die Landkarten Ost- und Westpreußens" ist Bd. VI. S. 450. unter den Ansichten Königsbergs eine übergangen, die dem Referenten die älteste der ihm bekannten ist, die aber füglich nur Wiederholnng einer andern seyn kann. In dem Buch: „Theatrum Vrbium Wahrhafftige Contrafeytung und Summarische Beschreibung vast aller Vornehmen und namhafftigen Stätten, Schlössern vnd Klöster weiland durch M. Abraham Sauer zusammen getragen. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn 1595 8°." ist auch von preußischen Städten und Schlössern die Rede, in welcher Art geht schon aus der Wahl hervor. Wir finden Königsberg und Danzig, aber weder Elbing noch Thorn oder Culm, unter den Schlössern Marienburg und außer Bartenstein und Brandenburg sonst keine andere und mehr ist nicht von Preußen aufgezeichnet. Abraham Sauer (oder Sawer Hessischer Advokat, Procurator und Notarius publ.) sagt, er habe das Büchlein auf Anregung des Buchdruckers schon vor etlichen Jahren in die Welt treten lassen und bereits zum dritten Mal zum Druck ausgearbeitet. Demnach ist die Ausgabe von 1597 bereits die vierte. Der Verfasser nennt die Autoren, die er zu Rathe gezogen, Plinius und Strabo, Sebastian Münster und Melanchthon. Die in Holzschnitt hie und da beigefügten Abbildungen dürften dem gleichfalls angeführten Theatro Vrbium Abrahami Ortelii*). und Henrici Buntingii Itinerario entnommen seyn. In einem von diesen Büchern ist vielleicht die älteste Ansicht Königsbergs enthalten.

Die vorliegende ist 3½ Z. breit und 2½ Zoll hoch und zeigt uns die Stadt in der gewöhnlichen Vogelperspective. Das Oblong des Kneiphofs nimmt die Mitte ein. Nur nach der Lage kann man die Kirchen unterscheiden. Demnach sehn wir das Georg-Hospital, den Dom, die polnische, die abgebrochene altstädtische,

*) Ortelii theatrum orbis terrarum (nicht urbium), das sowohl auf der K. Universitäts- als auf der Stadtbibliothek vorhanden ist, enthält keine Stadtansichten. M.

die Schloßkirche, die löbenichtsche und die littauische Kirche, das jetzige Militärgefängniß. Merkwürdig auf dem Plan ist nur eine Brücke, die wir auf dem Beringschen von 1613 vermissen und die da gestanden haben soll, wo sich ehemals ein also genanntes Sackheimsches Thor am Ende der löbenichtschen Langgasse b fand. Demnach wäre damals noch der Löbenicht vom Sackheim durch einen Graben abgegrenzt gewesen.

Was von Königsberg mit Berufung von Eberi Calendarium gesagt wird, ist richtig, nur daß das Erbauungsjahr 1240 seyn soll, jedoch liest man: „Andere sagen 1255."

Von Danzig heißt es „Dantzig eine Hauptstatt in Preussen, von Wisimaro dem zwölfften Könige der Abetriter in Mechelburg, da er die Dännemärker bezwungen, bemauret und gebauet, darvon sie den Namen bekommen (denn sie vorhin Gedanum genannt). Ist itzunder dem Königreich Polen eingeleibet." Hier wie bei den folgenden Artikeln fehlt eine Abbildung.

„Marienburg eine Hauptstadt in Preussen umb diese Zeit (um 1280) gebauet under Conrado von Feuchtwangen, Groß- und Hochmeister in Liefland, und Dietrich von Gatterslevon, dem achten Herrnmeister in Preußen." Als Quelle wird angeführt: Math. Mechovii Annales Polon. s. Chronica Polonorum cap. 60. Unter Dietrich ist Dietrich von Altenburg gemeint, denn es heißt:

„Bartenstein, auch von dem obgenannten Diterichen Graffen von Altenburg Hochmeister in Preussen auffgebawet"

„Brandenburg, ein Schloß in Preussen, von Marggraffen Otten dem langen, Marggraffen Ottonis Pii, des dritten Sohn zu Brandenburg gebauet, da er sammt Könige Ottocar in Behmen König Vladislaum Locticum in Polen bekriegte und bezwang, welcher gestorben Anno 1298." H.

---

4. Von zwei alten Landkarten.

Der Architekt T. E. Jester in seiner Schrift: Historische Abhandlung von der Vier-Brüder-Säule. Königsberg 1784 sagt von Connovedit S. 13: „Man findet auch den Namen dieses

Schlosses an eben diesem Orte in einer ganz alten Landkarte betitelt: die Gestalt und Gelegenheit des Landes Preußen, wie dasselbe zu der Zeit, da es die alten heidnischen Preußen bewohnt hatten, ehedem es von den deutschen Ordensbrüdern bestritten und bebauet worden ist. Doch wird dieses Schloß in dieser Karte Connodedit benannt.

Mag die Karte noch existiren?

Neu entdeckte Danziger Urkunden und Siegel.

In einer Schieblade, welche zur Aufschrift: Kahnen- und Bordingsführer-Angelegenheiten hatte, fand ich in diesen Tagen im Danziger Archive 35 wohlerhaltene Archiv-Urkunden, welche meines Wissens allen wissenschaftlichen vaterländischen Geschichtsschreibern bis jetzt unbekannt geblieben sind. Sie sind sämmtlich zwischen den Jahren 1342 und 1370 abgefaßt, behandeln meistens die innern Verhältnisse der neu entstandenen Reichsstadt Danzig, ihrer ältern Nebenstädte und der Danziger Komthurei und bieten für die Geschichte derselben ein durchaus neues in vieler Beziehung sehr interessantes Material dar. Auch schon äußerlich erhält unsere vaterländische Siegelkunde durch diese Urkunden eine nicht unbedeutende Berührung. Voßberg's sorgfältige Bemühungen vermochten in Betreff der Danziger Siegel nicht alle Punkte zu erledigen. Das große Stadtsiegel der Rechtstadt kannte er nur in Abdrücken aus dem 15. Jahrhunderte; das Siegel der Altstadt kannte er gar nicht; von dem Siegel der Danziger Komthurei konnte er nur im Anfange seines trefflichen Werkes nach einem einzigen Exemplare eine Beschreibung geben. Jetzt erhalten wir von dem großen Stadtsiegel einen Abdruck vom Jahre 1352, also aus dem neueren Jahre der Stadt; es enthält schon Schiff und Stern, doch in einer von dem spätern Stadtsiegel sehr abweichenden Form. Das Siegel der Altstadt habe ich schon vor zwei

Jahren aufgefunden. Von dem Siegel der Danziger Komthurei liegen jetzt sechs Exemplare vor, nach welchen **Voßbergs** Beschreibung gleichfalls eine Aenderung erfährt. Als ganz neu erhalten wir das Amtssiegel der Danziger Hauskomthure und des Ordens-Waldmeisters, sowie mehrere der ältesten Familien Danzigs.

Danzig den 26. Mai 1850. **Hirsch.**

Notiz.

Vergl. Bd. IX. S. 452.

Wenn Herr Pfarrer **Weber** die Güte haben wollte, die von ihm beschriebene Trajan-Münze noch einmal genau in Augenschein zu nehmen, so würde er in der Umschrift des Averses statt der von ihm wiedergegebenen Buchstaben . . IMTRP . . ohne Zweifel PMTRP erkennen. Sollte aber auch der Rand der Münze der Art abgerieben sein, daß der obere Theil des P nicht mehr zu erkennen wäre, so wäre deßungeachtet jedenfalls P, nicht I zu lesen. Denn abgesehen davon, daß sich wohl schwerlich auf irgend einer Münze die Abkürzung IM statt IMP (Imperator) finden dürfte, so wurde nicht die Imperatorenwürde, sondern das Pontificat mit der Tribunicia Potestas verbunden, und bekanntlich findet sich die Bezeichnung PMTRP, d. h. Pontifex Maximus TRibunicia Potestate in der That auf unzähligen Imperatorenmünzen. Darnach werden einige Bemerkungen in Herrn W's Beschreibung der Münze zu modificiren sein.

G. H. F. **Nesselmann.**

Literatur.

Dritter Bericht des preußischen Provinzial-Vereins für Blinden-Unterricht. Königsberg 1850.

Von dem Vorstande Bürgermeister Sperling, Geh. Reg.-Rath Bergen, Kaufmann Eichler, Stadtrath Funke, Prediger Dr. Lau, Oberamtmann Möller, Tribunalsrath Richelot, Prediger Dr. Simson und Kaufmann Wiener ist eine Schrift an die Mitglieder vertheilt, aus der ein Auszug hier eine Stelle finden mag. In der Einleitung heißt es: Es sind „Jahrhunderte, ja Jahrtausende dahin gegangen, ohne eine Spur davon zurückzulassen, daß man irgend einen Versuch gemacht habe, die Blinden zu bilden. Zwar gründete schon Ludwig IX. von Frankreich nach seinem ägyptischen Kreuzzuge im Jahre 1260, in seiner Hauptstadt eine große Blindenpflege, oder das Hospital der Dreihundert, um seinen durch die ägyptische Augenpest erblindeten, oder durch die Saracenen geblendeten Kriegern ein Asyl zu gewähren: allein, wie dies eigentlich nur ein Versorgungshaus gewesen und geblieben ist, so hat sich auch Alles, was bis zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderes zum Wohle der Blinden geschehen ist, nur auf die Errichtuug von solchen Versorgungshäusern beschränkt. Sie unterschieden sich in nichts von den gewöhnlichen Armen- und Krankenhäusern. Diese Sorglosigkeit für das Schicksal einer der mitleidswerthesten Menschenklassen dauerte fort, bis es der Menschenliebe eines Franzosen gelang, die öffentliche Theilnahme für sie anzufachen.

Dieser Franzose war Valentin Hauy, Bruder des berühmten Mineralogen. Angeregt durch den von dem trefflichen Abbe de l'Epee erfundenen Taubstummenunterricht und überrascht durch die Leistungen einer jungen Deutschen — des blinden Fräuleins v. Paradis aus Wien, welches 1780 nach Paris kam und auf der Orgel sich hören ließ, auch mit einem Blinden in Mannheim, Namens Weißenburg einen Briefwechsel unterhielt — beschloß er, eine Blinden-Erziehungs-Anstalt zu gründen und mit Hülfe eines

neuen Erziehungssystems den Blinden den Verlust der Augen so viel als möglich zu ersetzen. Nur mit nahmhaften Opfern und großer Ausdauer und unterstützt durch die philanthropische Gesellschaft in Paris, brachte er es, nachdem seine ersten, mühevollen Versuche gelangen dahin, 1784 eine Blindenschule zu errichten, worin zwischen 20 bis 30 Blindenkinder unentgeltlich erzogen und unterhalten wurden. Diese kleine Schule ist der Anfang und das Vorbild der vielen gleichartigen Anstalten gewesen, welche nun in den bedeutendsten Städten Europas errichtet sind, von denen Hauy persönlich die beiden Institute von Berlin und Petersburg organisirt hat.

Die von Hauy gegründete Anstalt wurde schon 1791 zur Staatsanstalt erhoben, und die französische Regierung hat im Jahre 1843 in Paris ein Prachtgebäude vollenden lassen, zu dessen Errichtung die Kammern eine Summe von 1,600,000 Franken bewilligt hatten. Dieses auf 200 Zöglinge berechnete Blinden-Unterrichts-Gebäude ist auch das einzige in ganz Frankreich, in welchem die Gesammtzahl der vorhandenen Blinden auf 36,000 bis 40,000 geschätzt wird. Im preußischen Staate hat man sie auf mindestens 10,000 anzunehmen.

In Deutschland zählte man im Jahre 1847 bereits 20 Blinden-Unterrichts-Anstalten; kaum einige wenige mehr zählt man im ganzen übrigen Europa, und nur 5 in Amerika.

In unserer vaterländischen Provinz Preussen brach sich die gute Sache, der wir dienen, erst im Jahre 1846 Bahn. Die Anwesenheit eines gebildeten Blinden aus Breslau, Namens Friebe, in unserer Stadt regte in einigen unserer Mitbürger den Gedanken an, den bildungsfähigen Blinden in unsern nächsten Umgebungen die Wohlthat der Erziehung und Gesittung angedeihen zu lassen. Ein Aufruf an die Theilnahme der Bewohner unserer Stadt und Provinz fand Anklang, und so wurde im Oktober 1846 die noch jetzt auf dem Unterhaberberge befindliche Blinden-Unterrichts-Anstalt mit nur 4 Zöglingen eröffnet. In drei darauf gehaltenen Generalversammlungen am 26. März, am 23. September und am 21. Oktober 1847 wurde das die Verfassung und Verwaltung des preussischen Provinzial-Vereins für Blinden-Unterricht regelnde Statut berathen und angenommen und in der letzten auch der Vorstand, aus 9 Mitgliedern bestehend, erwählt. Die Bestätigung

des Statuts erfolgte durch das Königl. Ministerium der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten unterm 10. December 1847.

Die bei der Anstalt beschäftigten Beamten sind:

1. der Lehrer Born, welcher in der Anstalt wohnt, die Stelle eines Hausvaters und Erziehers versieht und den Zöglingen in wöchentlich 24 Stunden Unterricht ertheilt;
2. der Gesanglehrer Skoglund, welcher wöchentlich 4 Stunden giebt;
3. der Musiklehrer, Stadtmusikus Wurst; er ertheilt wöchentlich 6 Stunden;
4. die Lehrerin für weibliche Handarbeiten, Madame Schilfert, deren Geschäftsumfang durch eine besondere Festsetzung normirt ist;
5. der Werklehrer, Korbmachermeister Schenk;
6. die Oeconomin, Madame Hellwig;
7. Der Hauswart Link.

Seit Errichtung der Anstalt sind in dieselbe 38 Personen beiderlei Geschlechts aufgenommen. Von ihnen sind 13 nach erlangter vollständiger Ausbildung in ihre heimathlichen Kreise entlassen worden. Von diesen 13 ist dreien durch eine gelungene Operation das Augenlicht verschafft worden; die übrigen 10, an Thätigkeit gewöhnt, machen zur Erwerbung ihres Unterhalts von den erlangten Fertigkeiten und Geschicklichkeiten Gebrauch, und es befindet sich darunter ein Mann, der seinen eigenen Hausstand gegründet und geheirathet hat. Gegenwärtig befinden sich in der Anstalt 22 Zöglinge, und über die Aufnahme von 5 andern stehen wir noch in Unterhandlung.

Was die geistige Entwickelung der Blinden und die Ausbildung ihrer Anlagen und Kräfte betrifft, so nehmen an dem Unterrichte im Gesange sämmtliche Zöglinge Theil; an dem in der Musik diejenigen männlichen, denen die Natur nicht alle und jede musikalische Anlage versagt hat. Von den Leistungen unserer Anstalt in diesem Unterrichtsgegenstande gab vor einem größern Publikum das Concert Zeugniß, welches unser Musiklehrer mit den Geübteren seiner Schüler am 17. März d. J. im Kneiphöfschen Junkerhofe aufführte, und das sich eines zahlreichen Besuches und der anerkennendsten Beurtheilung zu erfreuen hatte. An dem eigentlichen Schulunterrichte nehmen nur die noch nicht

eingesegneten Zöglinge beiderlei Geschlechts Theil. Für den Religionsunterricht der drei noch nicht confirmirten katholischen Zöglinge sorgt mit dankenswerther Bereitwilligkeit ausschließlich Herr Probst Dr. Wunder. An den Sonn- und Festtagen werden die evangelischen Zöglinge zur Beiwohnung des Gottesdienstes in die der Anstalt am nächsten liegende St. Georgen-Hospitalskirche, die katholischen aber in die Kirche ihrer Konfession geführt. In technischen Handarbeiten werden sämmtliche Zöglinge unterrichtet.

Es wurden Strohdecken, Taudecken, Tuchdecken, Rohrsitze, Körbe, Fußbänke, Stühle, Gartentische, Kindermützen, Strümpfe, Socken u. s. w gefertigt.

Für die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit der gefertigten Arbeiten spricht der Umstand, daß beständig sehr reichliche Bestellungen, einige sogar von außerhalb Königsbergs, gemacht worden sind.

Zur Aufmunterung des Fleißes unserer Blinden und um ihnen wenigstens einige Mittel in die Hand zu geben, sich beim Austritt aus der Anstalt die nöthigen Geräthschaften, Werkzeuge und Instrumente anschaffen und so von den erworbenen Geschicklichkeiten Gebrauch machen zu können, gewähren wir ihnen einen kleinen Antheil an dem Arbeitsverdienste, und diese Antheile jedes Einzelnen werden monatlich der hiesigen Sparkasse überwiesen.

Einer der Zöglinge erwarb sich so 41 Thlr.

Der Verein erhält von Seiten des Staats 1000 Thlr. jährlich. Durch Kirchenkollekten in der Provinz Preußen sind ihm 1848 über 384 und 1849 über 381 Thlr. zugeflossen. Die Einnahme wird vermehrt durch feststehend gezeichnete Jahresbeiträge aus fast allen 37 Kreisen der Provinz, durch einzelne freiwillige Gaben und Unterstützungen, durch Arbeitsverdienst u. s. w. Alles zusammen betrug für das abgelaufene Jahr 3736 Thlr. 20 Sgr. 9 Pf.

Die Männer, die sich um unsere Provinz durch das Institut ein unsterbliches Verdienst erworben, denen der Dank in reichen Gaben zu umfassender Erfüllung des wohlthätigen Zwecks zufließen möge! schließen ihren Bericht also:

„Wir haben uns bei der Förderung unserer Vereinszwecke und bei der Verwaltung unserer Anstalt jeder Ostentation enthalten und alles Schaugepränge und alle Effecthascherei geflissentlich ver-

mieden, indem wir von der Ueberzeugung geleitet sind, daß jede organische, naturwüchsige Entwickelung nur allmählig fortschreiten und die entgegenstehenden Hindernisse überwinden kann, und daß auch unserer, aus warmer Theilnahme an dem Loose der Blinden von uns ergriffenen, Sache das Gedeihen um so weniger fehlen wird, je stiller und geräuschloser wir sie treiben. Je mehr Zöglinge wir, wohlausgebildet, aus unserer Anstalt in die heimathlichen Kreise werden entlassen, je mehr wir den Bewohnern der Provinz werden Gelegenheit geben können, von den Leistungen unserer Anstalt durch den Augenschein sich zu überzeugen, desto lebendiger wird auch die Theilnahme an unsern Bestrebungen werden. Je reger wir aber das Wohl der Blinden im Herzen tragen, desto schmerzhafter berührt es uns, daß wir zur Zeit immer nur erst einer verhältnißmäßig sehr kleinen *) Anzahl von Blinden die Wohlthat der Bildung und Gesittung zu Theil werden lassen können, indem die beschränkte Räumlichkeit in unserm Miethslokale nur die Aufnahme von höchstens 26 Zöglingen gestattet, während doch die von uns zu verwendenden Lehrkosten auch bei einer dreifachen Anzahl von Zöglingen nicht höher zu stehen kommen würden. Deshalb haben wir schon seit 2 Jahren uns bemüht, in hiesiger Stadt ein eigenes Grundstück, sei es durch Kauf oder durch Neubau, zu gewinnen und zu einer Blinden-Unterrichts-Anstalt einzurichten. Unsere deshalb begonnenen Vorarbeiten und angeknüpften Unterhaudlungen werden noch fortgesetzt und dürften in der nächsten Zukunft zu einem befriedigenden Resultate gelangen."

*) Nach einer auf amtlichen Angaben beruhenden Ermittelung vom Jahre 1846 waren damals in der Provinz Preußen 309 bildungsfähige Blinde vorhanden.

Professor Breysig,

Director der K. Prov. Kunstschule in Danzig.

Ein Vortrag von Prof. Dr. Anger.

Meine Herren!

Wenn ich mir erlaube, Ihnen, in dieser Stunde das Leben und Wirken eines Mannes zu schildern, dessen Name nicht über den Erdkreis verbreitet, wie der eines Tycho de Brahe, Frauenhofer oder Herschel, sondern wenngleich von gutem Klange, selbst über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, doch kein allgemein bekannter ist, so ist die eigenthümliche Entwickelung seiner Bildung und die großartige Auffassung seiner Lebensaufgabe wohl geeignet, dem vor noch nicht zwei Decennien Dahingeschiedenen einige Worte der Erinnerung zu weihen. Der Umstand, daß dieser Mann in unsern Mauern lebte, ja in den Räumen, die uns in diesem Augenblicke umgeben einen Theil seines thätigen Lebens zubrachte, und daß er mehrern der Anwesenden persönlich bekannt war, dürfte das Interesse für ihn nicht beeinträchtigen; daß ich aber wage Ihnen sein Bild vorzuführen, findet vielleicht darin Entschuldigung, daß mir einst in früher Jugend das Glück zu Theil wurde, ihn zu meinen Lehrern zählen zu dürfen. Weit entfernt hier eine Art Pietät ausüben zu wollen ist es keinesweges meine Absicht eine Lobrede auf den Verewigten zu halten. Wahrheit in sofern sie zu erkennen möglich ist, darf unter allen Umständen gefordert werden, — wir nähern uns ihr wenigstens gewiß, wenn wir den objectiven Standpunkt festhalten und Thatsachen sprechen lassen. Den Zusammenhang dieser zu finden, bedarf es aber oft der Zeit, und so wie jedes Gemälde seinen Gesichtspunkt hat, aus welchem die Schlagschatten nicht wie dunkle Flecken erscheinen, sondern als Thaten des Lichtes, so muß auch der Mensch mit seinem Leben und Wirken dem geistigen Auge in angemessener Ferne entrückt sein, wenn unsere Seele ein reines und treues Bild von ihm erhalten soll. Nur in diesem Sinne kann ich mir die Worte des Dichters deuten:

„Ach in der Ferne zeigt sich alles rein,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.“

Bereits vor 19 Jahren war es meine Absicht, eine kurze Lebensbeschreibung des damals eben Verstorbenen dem Publikum zu übergeben, allein der Mangel einiger wichtiger Notizen, die mir erst viel später zu Theil wurden, als ich wünschte, hielt mich davon ab. Das novem prematur in annum ist also mehr als doppelt befolgt worden. Doch bitte ich, deshalb Ihre Erwartungen nicht zu steigern. Was ich hier darbiete, ist nichts als eine flüchtige Lebensskizze, mit welcher hervorzutreten nur die Hoffuung auf nachsichtige Aufnahme mich ermuthigen kann.

Johann Adam Breysig wurde am 1. April des Jahres 1766 zu Leudesdorf am Rheine, wo sein Vater Schiffer und Weingärtner war, geboren. Nach vollendetem Schulunterrichte trat er in Bonn bei einem Anstreicher in die Lehre. Doch solche Thätigkeit, wie sie hier dargeboten wurde, war zu geistlos, als daß sie ihm hätte genügen können. In Coblenz lebte ihm ein naher Verwandter, der Theater-Decorationsmaler Beckenkamp. Dieser machte ihn mit diesem Zweige der Malerei zuerst bekannt, wenigstens scheint es daß er diesem Lehrer die Anfangsgründe des technischen Verfahrens zu verdanken hatte. Mit großem Eifer und, wie es scheint ohne fremde Anleitung wandte er sich nun der Theorie zu, in welcher er bald große Fortschritte machte. Namentlich beschäftigte ihn die Perspective, von deren richtiger Anwendung er die Hauptwirkung der Decorationen erfolgen sah. Der Mangel literarischer Hülfsmittel, vielleicht auch der Umstand, daß ihm genügende mathematische Kenntnisse fehlten, um die Perspective aus Büchern zu erlernen, veranlaßte ihn sich dieselbe selbst zu erfinden und practische Methoden zur Entwerfung richtiger Bilder zu erdenken. Der von ihm gewählte Kunstzweig führte ihn aber auch ganz natürlich auf die Baukunst, da die darzustellenden Gegenstände nicht immer in der Wirklichkeit vorhanden sind, sondern oft erdacht werden müssen, welches ohne Sachkenntniß nicht möglich ist. Wieviel er hier fremden Unterrichte verdankte, läßt sich nicht ermitteln, so viel aber ist gewiß, daß wenn ein solcher vorhanden war, ihm das Studium nicht so leicht gemacht wurde, als gegenwärtig zu geschehen pflegt, sondern dem eigenen selbständigen Fleiße

und Nachdenken ein weiter Spielraum nicht zum Nachtheile der Gründlichkeit dargeboten wurde.

Nichts war natürlicher, als daß der Wunsch erwachte, erworbene Kenntniß und Fertigkeit in der Wirklichkeit anwenden zu können, und weil dazu an einem größeren Theater noch die Gelegenheit fehlte, so schloß er sich einer reisenden Schauspielergesellschaft an, für welche er die erforderlichen Scenen zu malen sich anheischich machte. Die von der verschiedenartigsten Localität abhängigen, oft sehr schwierigen Aufgaben, welche hier sein erfinderischer Geist mit Glück zu lösen wußte, sind wohl von entschiedenem Einflusse auf die ungewöhnlich hohe Kunst geworden, die er später beim Malen von Scenen für Cöln, Leipzig, Breslau, Magdeburg und Königsberg an den Tag legte. Eine weise Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, den schon längst gefühlten Wunsch eine größere Kunstreise in Erfüllung gehen zu sehen. Im Jahre 1792 trat er seine Reise nach Italien an. In Rom verweilte er längere Zeit und gab sich von dem edelsten Eifer beseelt dem Studium der Kunstschätze hin. Die Sammlung seiner Skizzen und Zeichnungen, welche, wie wir später sehen werden, durch ein tragisches Schicksal ihm geraubt wurde, muß nach der Beschreibung von nicht geringem Umfange und hohem Werthe gewesen sein, der Verlust derselben wurde seiner Zeit in Deutschland vielfach bedauert.

Einige jüngere in Rom wohnende Maler ersuchten ihn um seinen Unterricht in der Perspective, zu welchem er die frühe Morgenstunde festsetzte, da der Tag ihm zu kostbar war, allein diese unbequeme Zeit hielt jene wißbegierige Jünger der Kunst nicht zurück, und oft wurde der Unterricht vom Bette aus ertheilt. Wie groß das Interesse für die Perspective damals in Rom gewesen sein muß, geht aus mehreren Erzählungen hervor, von denen ich nur eine hier anführen will. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß wenn das Auge des Beschauers sich in sehr großer Nähe an einer rechtwinkligen lothrechtstehenden Fläche befindet, in welcher die wagrechten Seiten gegen die lothrecht stehenden klein sind, der Gegenstand nach oben hin sich zu verkürzen scheint, so daß man statt eines Rechtecks ein Trapez erblickt, in welchem die divergirenden Seiten, hier die langen merkliche, wiewohl allmählige Krümmung erhalten haben. Hiemit steht in unmittelbarer Verbindung, daß man in der Nähe einer langen, horizontalen erhöhten geraden Li-

nie, wenn man sich ungefähr in der Mitte befindet, statt einer geraden Linie, eine krumme erblickt, die in der Mitte ihren höchsten Punkt hat und zu beiden Seiten symmetrisch abschweift. Unser Stockthurm kann zur Ausführung des ersten Experiments, die Säulen-Colonade auf dem Kohlenmarkte für das zweite empfohlen werden. Was soll nun der Zeichner thun, wenn er solche Gegenstände wie die genannten aus nahem Gesichtspunkte abzubilden hat? Dies war die Frage, welche man in Rom sich vorlegte. Einige waren der Meinung, daß jenes Rechteck auch in der Zeichnung bei paralleler Bildfläche Rechteck bleiben müsse und bewiesen dieses aus den Grundsätzen der Perspective, andere behaupteten die Perspective führe hier zu einem Irrthume, denn die Maler müßten das Bild so zeichnen, wie der Gegenstand dem Auge erscheine, wenn er Täuschung hervorzubringen beabsichtige. Beide Partheien waren zwar darüber einig, daß ein solcher Fall in der Wirklichkeit nicht oft vorkommen könne, dennoch sei er denkbar. Da man sich nicht einigen konnte, so wurde ein Circular umhergeschickt, man sollte sich unterzeichnen, ob man für oder gegen die allgemeinen Regeln der Perspective stimme. Das Circular kam auch zu Breysig, der natürlich für stimmte, und auf die Bemerkung des Boten, daß Hofrath Hirt, der damals in Rom anwesend war, sich mit gegen erklärt habe, ein lakonisches: „um so besser" erwiederte.

Es ist mir nicht bekannt, ob und mit welcher Majorität Breysig's richtige Ansicht den Sieg erhielt, wohl aber erinnere ich mich eines dialektischen Beweises, welcher die Nicht-Mathematiker in Verlegenheit setzte und an der Richtigkeit ihrer Behauptung zweifeln ließ. Man sagte diesen Gegnern der Perspective ungefähr Folgendes: „Angenommen ihr habt Recht, jener hohe viereckige Thurm muß sich in der Zeichnung nach oben hin verkürzen. Setzt nun den Fall, daß mehrere solcher Thürme unmittelbar nebeneinander stehen, so daß keine Zwischendurchsicht möglich ist. Eure Regel muß nun doch für alle Thürme befolgt werden. Was wird aber die Folge davon sein? Man wird in eurer Zeichnung zwischen je zwei einander berührende Thürme eine Durchsicht erhalten, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Ihr werdet also, indem Ihr behauptet so zu malen, wie man sieht, malen was man nicht sieht." Dieser sophistische Beweis kann leicht als ein solcher er-

kannt werden und ist in der That keine Widerlegung der Anti-Mathematiker. Betrachtet man die Sache ernsthaft, so kann keine Frage sein, daß die Anwendung der Perspective das Richtige giebt, denn der Einwurf, daß in dem gedachten Falle, wenn man nach den mathematischen Regeln verfahre, man nicht so zeichne, wie man den Gegenstand sehe, ist leicht zu widerlegen. Das kleine Oblongum auf dem Papier als das Bild, welches die Zeichnung des Thurms ist, macht aus dem nahen Gesichtspunkte betrachtet denselben Eindruck wie der Gegenstand selbst, d. h. er erscheint eben so als ein Trapez, in welchem die divergirenden Linien allmählig gekrümmte sind.

Wenn man erwägt, daß Breysig schon längere Zeit vor der italienischen Reise mit der Theater-Decorationsmalerei beschäftigt war, also einem Kunstzweige huldigte, in welchem Täuschung des Beschauers die Haupt-Aufgabe ist, so findet man es auch natürlich, daß er diese bei der Verfertigung seiner andern Bilder nicht aus dem Auge verlor. In seinen im Jahre 1799 in Magdeburg herausgegebenen Skizzen bemerkt er folgendes: „Vor 10 oder mehr Jahren fiel ich auf den Gedanken: daß ein Saal zu Concerten, Bällen u. dgl., der bei Abend oder in der Nachtzeit gebraucht würde, auf eine ganz besondere Art anzulegen sei, und zwar der Gestalt, daß er so aussähe, als befände man sich in ihm wie im Freien. Das Gebäude könne von außen 16- oder mehreckig, aber von innen müßte es zirkelrund und der Form nach kugelhohl gewölbt sein. Das Ganze hätte keine Fenster zur Beleuchtung, sondern nur versteckte Oeffnungen für den Luftwechsel. Ferner sollte das Gewölbe und die runden Wände so bemalt werden, daß sie eine freie offene Scene vorstellten, wozu der Gesichtspunkt in dem Mittelpunkte des Gewölbes sein müßte. Eine Gartenscene würde sich wohl am besten hier schicken, die zugleich eine schöne Illumination zuließ. — Die Eingänge in diese Scene könnten wirkliche Thüren sein, an gemalten Gebäuden (Pavillons), wobei es den Schein hätte, wenn Personen hineinträten, als kämen diese aus Gebäuden ins Freie. — Diese Idee erregte unter andern auch folgende bei mir: In einer Gartenlandschaft ein rundes Gebäude zu errichten von ähnlicher Form wie das vorhergehende. Dieß sollte sein Licht, gleich der Rotunde des Pantheons in Rom, aus der Mitte von oben erhalten, nur mit dem Unter-

schiede, daß man durch die Oeffnung der Kuppel nicht in die wirkliche Luft hinauf sähe, damit die an den Wänden gemalte Luft hell genug scheinen möge und das Auge nicht geblendet werde. Das Gewölbe sollte nun einem Gewölbe ähnlich bemalt sein, das auf frei stehenden Säulen zu ruhen schiene. Zwischen diesen scheinbar frei stehenden Säulen nun könne eine Scene, aus der Natur entlehnt, gemalt werden, welche eine Ferne oder kurze Gegend vorstelle, so, daß man das Gebäude selbst für einen im Freien stehenden runden offenen Tempel hielte, in welchem der offene Nabel des Gewölbes mit einer sogenannten Laterne gedeckt sei"

Mit diesen und ähnlichen Gedanken trug sich Breysig, bis er wie erwähnt in Jahre 1792 das Glück hatte, Italien zu sehen. Zu Rom in der Kaiservilla auf den Ruinen des Kaiserpalastes fand er eine besonders reiche und große Aussicht, welche er zur Ausführung seines Vorhabens am geeignetsten hielt. Er zeichnete diese auf acht Blätter mit der Absicht, sie später als Rundgemälde auszuführen. Während dieser Arbeit erhielt er häufig Besuche von Fremden, denen er seinen Plan mittheilte, welcher zu vielen Besprechungen unter Künstlern und Nichtkünstlern Anlaß gab. Er nahm die Zeichnungen mit nach Deutschland, fand aber noch nicht Gelegenheit, dies kostspielige Unternehmen im Großen auszuführen. Als er darauf in den Jahren 1793 und 94 für das Leipziger Theater einige Scenen malte und mehrere Mal mit Künstlern seinen Plan besprach, besuchte ihn ein Kunstfreund und zeigte ihm in der Zeitung die Nachricht, daß man nun denselben Plan zu London unter dem Namen Panorama ausgeführt habe. Vermuthlich haben nur äußere Hindernisse ihn abgehalten, die Ausführung zu verschieben, denn es ist unverkennbar, daß er mit großer Wärme stets seines Vorhabens eingedenk war. Im Jahre 1800 trat dasselbe endlich ins Leben, er malte das Panorama von Rom nach seinen Zeichnungen während der Monate April, Mai und Juni zu Magdeburg mit Hülfe des Landschaftsmalers Katz, für den Maler und Kupferstecher Tielke zu Berlin, der es in genannter Stadt zuerst öffentlich sehen ließ, worauf es in vielen andern Städten, Magdeburg, Breslau, Danzig, Königsberg, Petersburg u. a. m. aufgestellt wurde; ich bemerke noch, daß es anfangs nicht wie die spätern Panoramen bei Tage, sondern Abends bei Licht gezeigt wurde, für welche Beleuchtung es jedoch nicht gemalt war. Die

Journale jener Zeit sprachen davon mit vieler Anerkennung, doch erwähnten sie kaum unseres Breysig und stellten Katz in den Vordergrund. Eins gab es sogar als von Katz allein gemalt aus. Daß ein deutscher Maler selbständiger Erfinder der neuen Gemäldegattung sei, konnte kein deutscher Journalist über die Lippen bringen, höchstens ließ er sich herab zu sagen, das von Barker in London erfundene Panorama, in Deutschland glücklich nachgeahmt von Breysig und Katz. Solche Aeußerungen konnten unserem Breysig nicht gleichgültig sein, aber er versäumte zur rechten Zeit zu reclamiren, als er es später that, z. B. im Jahre 1820 bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin in der Spenerschen Zeitung war er natürlich für seine Landsleute ein Prediger in der Wüste.

Die Theatermalerei und die damit verwandte der Panoramen haben das mit der Kunst des Schauspielers gemein, daß ihre Leistungen der Nachwelt nicht lange aufgehoben bleiben. Die häufige wiederholte Aufstellung solcher meistens in Leimfarbe gemalter Bilder ist Ursache daß sie sich bald abnutzen und überhaupt kaum ein Menschenalter hindurch existiren. Wenn es gerechtfertigt erscheint, daß die dankbare Mitwelt den Heroen der Schauspielkunst durch möglichst genaue Berichte ihrer nur zu schnell dahinfließenden Darstellungen ein längeres Andenken bei den Nachkommen sichert und große Leistungen dem Strome der Vergessenheit entreißt, so wird es auch nicht getadelt werden können, wenn den Theatermalern die wie Breysig auf der Höhe ihrer Kunst zu ihrer Zeit unübertroffenes schufen ein Gleiches wiederfährt. Noch jetzt ahnden wir in einigen Scenen, welche der genannte Künstler für unser Theater malte, die Triumphe, welche durch ihn die Perspective feierte, indem er den kleinen Raum der Bühne durch Anwendung seiner Wissenschaft, in welcher er Meister war ins Unabsehbare zu vergrößern wußte; ich erinnere hier an die Scene des großen Rittersaales mit dem Tabernakel auf der Haupt-Decoration. Beinahe ein halbes Jahrhundert, (der Saal wurde im Jahre 1806 zugleich mit 5 andern Scenen gemalt) hindurch hat er der Zeit und, was noch entstellender wirkt, schlechten Uebermalungen getrotzt. Noch vor wenigen Jahren gab der ausländische Wald, zu welchem er die Studien in Italien gezeichnet hatte, und die nur selten gebrauchte Winterlandschaft eine Vorstellung von dem Effecte, welchen er auch als Landschaftsmaler hervorzubringen vermochte. Wie man bei

großen mimischen Künstlern, den Künstler als solchen vergißt und die dargestellte Person zu sehn glaubt, so sieht man bei solchen Bildern nicht mehr ein schönes Bild, sondern die Gegend selbst. — Folgen Sie mir nun meine Herren nur für einen Augenblick auf den Estrich des Kaiserpallastes und überzeugen sie sich, welche Aufgabe der Künstler sich stellte und wie die Zeitgenossen bezeugten, glücklich löste, als er das erste Panorama zeichnete. Gegen Nordwest das in der Nähe stehende Kapuzinerkloster mit dem (in Rom einzigen) Palmbaume. Weiter rechts der Triumphbogen des Constantin; dahinter rechts hinaus breitet sich das zum Theil erhaltene, im Umfange 1612 Fuß große Colosseum aus. Zwischen diesem, der Laterankirche, mehren Ruinen und Kirchen, sieht man gegen Osten ein entferntes Gebirge (welches im Monat Mai 1792 größten Theils mit Schnee bedeckt war) ohnweit Frascati. Gegen Südost sieht man neben einer an die Lateran-Kirche sich anschließenden Gruppe von Pinien Ruinen, mehrere in der Nähe stehende Klöster, Gebäude, Parthien von Cypressen u. s. w. über die Stadtmauer hinaus nach dem Gebirge hin Albano. Weiter rechts über dem mit Aloen bewachsenem Vordergrunde über mehrere Kirchen und die Porta latina hin, entdeckt man in der Ferne das Mausoleum der Cäcilia (Capo di bova), an der appischen Heerstraße; weiter rechts die größten Ruinen in der Stadt. Gegen Südwest hinaus geht das Auge über stark bewachsene Anhöhen und zerstreut bebaute Hügeln nach der Pyramide des Cestius und dem St. Pauls-Thor und über die Mauer in die größte Ferne bis zur See hin. In dem Thale des Vordergrundes schlängelt sich die mit Pappeln bepflanzte Acqua Marcia, rechts von üppig bewachsenen und mit verschiedenen Gebäuden besetzten Bergen vorbei bis zur Tiber, wo man jenseits einen kleinen Theil des bewohnten Roms, im rothgelblichen Dunste der Abendbeleuchtung erblickt. Gegen Nordwest und Norden sieht man über den Estrich der Ruine des Kaiserpallastes hinüber, zwischen verschiedenen aus dem üppigsten Gesträuche emporsteigenden Ruinen bewohnter Klöster und anderer Gebäude, die Peterskuppel im Glanze der Sonne schweben. — Wenn gleich so wohl von der Zeichnung als von dem Gemälde selbst zur Zeit keine Spur vorhanden ist, so wollte doch das Geschick, daß eine Erinnerung an jenes Bild uns nicht gänzlich verloren ginge. Dreißig Jahre später stand auf der Ruine

des Kaiserpallastes der beste Schüler Breysig's und zeichnete auf mehreren Blättern ein zweites Panorama der eben beschriebenen Gegend.

Unter den vielen Gemälden, die Breysig nach seiner Rückkehr aus Italien für deutsche Bühnen malte, war der Feensaal für das Leipziger Theater dasjenige, welches den höchsten Beifall erhielt. Man findet diese Decoration in dem von dem Prof. Grohmann herausgegebenen Handwörterbuche über die schönen Künste ausführlich beschrieben. In diesem Werke sowohl, als in dem Lexicon der Baukunst von Stieglitz findet man die überraschende Wirkung, welche dieses Theatergemälde hervorbrachte, hauptsächlich der von ihm erfundenen Farben-Tabelle zugeschrieben. In dieser sind alle Arten Farben, ganze und vermischt, augenblicklich zu übersehen; da sie in einer ihnen zukommenden Ordnung, so wie eine aus der anderen entsteht, neben einander gesetzt sind. In 13 Ränge oder Classen sind sie alle eingetheilt, so wie sie von der höchsten bis zur niedrigsten auf einander folgen. In einer flüchtigen Uebersicht sieht man sogleich, wie eine Farbe gegen die andere mehr oder weniger absticht oder harmonirt, wie alle verschiedene Benennungen entstehen, — wie durch die Vermischung des Gelben, Blauen und Rothen alle andere Farben hervorzubringen sind. Diese Tabelle enthält 55 Fächer, genau in alle Art Mischung eingetheilt, wird aber in Ansehung der Stärke und Schwäche der Farben 15 mal genommen; also sind 825 merklich verschiedene Mischungen vorhanden. — Ich habe mich überzeugt, daß diese Farbentabelle in ihren Grundprincipien mit der des berühmten Astronomen Tobias Mayer übereinstimmt, nur darf man nicht vergessen, daß der Maler noch andere Zwecke zu verfolgen hat als der Mathematiker. Uebrigens hat Breysig sie selbständig erfunden ohne die Mayersche vorher zu kennen. Die Uebereinstimmung mit Mayer kann nur veranlassen, die erwähnte Tabelle weniger gleichgültig zu betrachten, als dies früher hier am Orte geschah.

Wir haben bereits oben gesehen, wie Breysig's geistige Entwickelung durch die Praxis angeregt und erweitert wurde. Die Wirklichkeit mit ihren Aufgaben führte ihn zur Abstraction. Die Theorie erzeugt sich in jedem denkenden Kopfe mit um so größerer Triebkraft, je mehr sie von dem Nahrungssafte der Praxis durchströmt wird. Eine so ursprüngliche Natur wie Breysig's

konnte sich nur von innen heraus zu kräftiger und freier Bewegung entfalten. Ein systematischer Unterricht würde jene Selbstständigkeit behindert, vielleicht gelähmt haben. Aber indem er zum Autodidacten geboren, das Ueberlieferte nur wenig beachtend sich selbst neue Wege bahnte, sollte auch er der Unvollkommenheit alles menschlichen Strebens seinen Tribut nicht schuldig bleiben. Der Mangel positiver Kenntnisse in den höheren Theilen der mathematischen Wissenschaften, in späteren Jahren leichter gefühlt als ergänzt, ließ ihn in Speculationen verfallen, welche, wenn auch nicht immer schon längst von Anderen auf wohlgebahntem Wege angestellt und durchgeführt, dennoch seine Kraft auf längere Zeit zersplitterten, während sie ihn solchen Arbeiten entzogen, denen er in dem Maße gewachsen war, als ihre Unterlassung noch jetzt bedauert wird. Ich glaube z. B. überzeugt zu sein, daß er mit den übrigens nicht veröffentlichten Regeln für die Perspective auf krummer Bildfläche, welche er durch das Panorama als nothwendig erkennen mußte, und die noch heute in allen Schriften über Perspective fehlen, ungleich leichter ins Reine gekommen wäre, wenn er sich dabei der analytisch-geometrischen Methode hätte bedienen können. Ihm wäre es dann nicht schwer geworden, aus der allgemeinsten Lösung des Problems die besondern Regeln für die Construction in der Weise und mit denjenigen Erleichterungen abzuleiten, wie der Zeichner wenn er in den Fall kommt sie anzuwenden, ihrer bedarf. Anders verhält sich die Aufgabe der Basreliefsperspective. Hier war es möglich, aus rein geometrischen Betrachtungen das Rechte zu finden. Das Werk, welches er darüber im Jahre 1798 in Magdeburg bei Keil herausgab, wird für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Literatur behaupten, und ist auch, wie ich bei einer andern Gelegenheit zu berichten mir erlaubte, in Frankreich (freilich erst vor kurzem) bekannt geworden. Die Regeln, welche der berühmte Mathematiker Poncelet 20 Jahre später erdachte, stimmen mit den von Breysig gegebenen vollkommen überein, und sind nur in der Darstellung verschieden. Diese Anerkennung hat nicht wenig dazu beigetragen, seinen Lebens-Abend zu verschönern.

Bis zu seinem 30sten Jahre bekleidete Breysig kein öffentliches Amt. Im Jahre 1796 trat er jedoch als Bau-Kommissar in die Dienste des Fürsten von Anhalt-Bernburg. Dieses Amt gestattete ihm Muße um den Aufträgen, welche ihm von auswärtigen

Bühnen zu Theil wurden, als Theatermaler zu genügen. Am Hofe war er vielfach beschäftigt bei Kunstbauten und als Decorateur. Mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts beginnt seine Thätigkeit als öffentlicher Lehrer. Der König von Preußen ernannte ihn zum Professor der schönen Künste und zum ersten Lehrer an der Provinzial-Kunstschule zu Magdeburg. Mit großem Eifer gab er sich diesem Amte hin, welches so völlig seinen Neigungen entsprach. Das vollständige System der bildenden Künste, welches er längst mit großem Scharfsinne sich selbst zusammengestellt hatte, konnte nun, wenigstens in Beziehung auf die Zeichenkunst, zur Anwendung gelangen, seine Haltbarkeit beim Unterrichte unmittelbar geprüft werden. Die Anstalt, welche ihm allein ihre neue Organisation verdankte, gab schon in den ersten Jahren sehr erfreuliche Lebenszeichen und gewann später immer mehr einen nicht zu verkennenden Einfluß auf die Ausbildung junger Techniker und Gewerbtreibender. Der Regierungspräsident v. Vangerow, dessen Gattin eine geschätzte Dilettantin war, stand an der Spitze des Directoriums und zeigte ein so lebhaftes Interesse für die neue Kunstschule, daß Breysig sich mit Freudigkeit seinem eben so schweren als nützlichem Berufe hingab. Der Maler Furste war als zweiter Lehrer sein einziger Gehülfe. Später wurde noch der Baukondukteur Costerohls angestellt. Das Local befand sich im Gymnasium der Altstadt. Im Jahre 1799 besuchten bereits 203 Schüler das Institut; auch wurden 2 Schülern von Seiten der Akademie in Berlin silberne Medaillen als Prämien zuerkannt. Außerdem, daß Breysig die Zeichnungen der Schüler von Zeit zu Zeit öffentlich ausstellte, wurde auch durch ihn im Jahre 1799 die erste größere Kunst-Ausstellung in Magdeburg im Kunstschul-locale veranlaßt, zu welcher auch mehrere auswärtige nahmhafte Künstler und Dilettanten ihre Gemälde und Zeichnungen bereitwillig einsandten. Dieser folgte im Jahre 1800 die zweite öffentliche Ausstellung in dem Saale und den Zimmern des Seidenkrämer-Innungs-Hauses auf dem alten Markte. Beide hatten sich der regsten Theilnahme des Publikums zu erfreuen, wie denn überhaupt die Bewohner Magdeburgs in mannigfacher Weise ihren Kunstsinn bethätigten. Das Aufblühen der dortigen Kunstschule und deren segensreiches Gedeihen veranlaßte das Preußische Staats-Ministerium auch in anderen Provinzen der Monarchie ähnliche

Anstalten zu errichten; Breysig wurde mit der Organisation einer solchen am hiesigen Orte beauftragt. Es war damals die Zeit, in welcher Pestalozzi die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Breysig war bei der Methode, welche er für den ersten Unterricht im freien Handzeichnen sich erdacht hatte von Principien ausgegangen, welche mit denen des Pädagogen von Neuhoff Aehnlichkeit hatten. Er versäumte daher nicht bei Gelegenheit einer großen Reise im Jahre 1803 Burgdorff zu besuchen und in dem Institute des verdienten Menschenfreundes acht Tage lang dem Unterrichte beizuwohnen. „Unvergeßlich bleibt mir, so schrieb er damals, das überaus liebreiche Benehmen des vortrefflichen Mannes. Dank! Dank Ihm für den lehrreichen Genuß und besonders für den Abend in der Gesellschaft seiner Lehrer, Mitarbeiter und der, seiner Lehre wegen dort sich aufhaltenden vielen Fremden, und vorzüglich für die mir höchst anziehende Mittheilung des Ganges seiner Selbstbildung, — während seiner Begleitung bis Bern. Zum Zeichenunterrichte war damals noch kein eigentlicher Lehrer angestellt. Die Schüler zeichneten mit freier Hand theils nach wörtlicher Vorsagung der Linien und Winkel, aus der planimetrische Linearzeichnungen entstanden, anderen Theils beliebig aus der Einbildung dergleichen symmetrische Figuren, und denn nach Landkarten auf ähnliche Weise. Gedrucktes hierüber und über die Folgen, so wie eine neue Zeichnungslehre des Pestalozzi ist mir nicht bekannt."

Später veröffentlichte er eine kleine Schrift unter dem Titel: Grundlage zum Zeichnen mit freier Hand mit Kupfern, in welcher er seine Methode bekannt machte. Leider ist dieselbe nicht in den Buchhandel gekommen und daher, wie so manche andere seiner Schriften beinahe unbekannt geblieben, hat jedoch hier am Orte vielfachen Nutzen gestiftet. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Methode in allen Lehranstalten, namentlich in Special-Schulen befolgt würde.

Die erwähnte Reise, welche er bis Paris ausdehnte, sollte auch noch in anderer Hinsicht ihm angenehm werden. Auf dem Wege von Karlsruhe nach Burgdorff hatte er einen jungen Mann zum Reisegefährten, dessen Ziel der letztgenannte Ort war, um daselbst des Pestalozzi Methode kennen zu lernen. Diesem brachte er durch seine lehrreiche Unterhaltung über die bildenden Künste eine solche Liebe zu diesen bei, daß derselbe sich schon in Basel

zu einem Umwege entschloß, um mit Breysig an dem Orte, wo er sich aufhielt, die schöne Natur zu genießen, die Sammlungen von Kunstprodukten zu betrachten und Künstler von Rang kennen zu lernen. In Burgdorff reifte bei dem jungen Reisegefährten der Entschluß, seinem Lehrer nach Paris zu folgen, woselbst er mit ihm mehrere Monate verweilte und sich nach eigenem öffentlich abgelegtem Geständniß nicht nur rhapsodisch ins Studium der Kunst leiten ließ, sondern auch besonders seines gründlichen Unterrichtes über die verschiedenen Theile der Perspective zu erfreuen hatte. Dieser junge Mann war der noch jetzt in Carlsruhe lebende Geheime Hofrath Ladomus, welcher seit vielen Jahren daselbst als Professor der Mathematik an dem polytechnischen Institute sehr erfolgreich gewirkt und sich in der gelehrten Welt einen geachteten Namen erworben hat.

Daß Breysig seinen Aufenthalt in Paris zu nutzen wußte, läßt sich denken. In Beziehung auf die Theatergemälde fand er jedoch seine Erwartungen durchaus nicht erfüllt. Mit Schrecken, wie er sich ausdrückte, bemerkte er, daß die Seitenwände gewöhnlich wie rothseidene Gardinen gemalt, und die Hinterwände, wenn sie Architekturgegenstände enthielten, auffallend verzeichnet waren. Dagegen wurde er durch die Panoramen von Lion und Neapel im hohen Grade befriedigt. — Gekräftigt an Geist und Körper kehrte er an Hoffnungen reich gegen das Ende des Jahres 1803 nach Preußen zurück.

Im März des Jahres 1804 eröffnete er die Königliche Kunstschule in Danzig. Das Direktorium war damals dem Kammerpräsidenten v. Buddenbrock, dem Stadtpräsidenten Bax, Kriegsrath Cochius, v. Weickhmann sen. Aycke, Stadtrath v. Schröder, und Professor Breysig übertragen. Das jetzige Local konnte wegen eines nothwendigen Baues noch nicht sogleich bezogen werden; man benutzte für einige Zeit das zu dem Rathhause gehörige Nebengebäude. Vorläufig war Breysig der einzige technische Lehrer, der Unterricht in der Arithmetik, Geometrie. Mechanik und Statik wurde dem Deichinspector Hartmann (später Reg.-Baurath in Marienwerder) übertragen. Schon während des ersten Jahres betrug die Schülerzahl über 50, ja es fanden selbst vor der öffentlichen Bekanntmachung Meldungen statt. Als Programm erschien: Umfang und Eintheilung der Prospective mit 4 Tabellen von

J. F. Ladomus. „Herausgegeben mit einigen, nur kleinen Zusätzen, bei Eröffnung der neuen Königl. Kunst- und Bauhandwerks-Schule zu Danzig von J. A. Breysig, Prof d. s. K. Kunst-Schuldirector und Mitgl. der Königl. Gelehrten Gesellschaft zu Halberstadt. Königsberg bei Göbbels und Unzer 1804."

Nicht leicht konnte zur Ankündigungsschrift ein Gegenstand gewählt werden, der geeigneter gewesen wäre die Richtung, welche Breysig als Kunstphilosoph und Lehrer bereits eingeschlagen hatte und unermüdlich weiter verfolgte, an den Tag zu legen. Die Prospective ist ihm eine Schaustellkunst, die, verbunden mit der Kolorirkunst und der Schattirkunst, eigene Produkte hervorbringt; und zwar solche, bei denen Höhe und Breite im natürlichen, die Tiefe oder Dicke aber zur Höhe und Breite nicht im natürlichen Verhältnisse stehen und gleichwohl darin zu stehen scheinen. Nach dieser allgemeinsten Auffassung ergeben sich nun die Eintheilungen, welche mit logischer Schärfe durchgeführt sind. Jene Wissenschaft und Kunst zerfällt zunächst in zwei Hauptabtheilungen. Entweder beschäftigt sie sich mit dem Extensiven oder mit dem Intensiven der Gegenstände; es ergeben sich die Linear-Prospective und die Licht- oder Farbenprospective. Die Produkte der ersteren nehmen entweder einen Flächenraum oder einen körperlichen Raum ein. In jenem Falle beschäftigt sie sich nur mit Breite und Höhe und keiner wirklichen, sondern nur scheinbaren Tiefe oder Dicke und heißt die Linienprospective auf Flächen. Im zweiten Falle beschäftigt sie sich mit Breite und Höhe und nicht bloß scheinbarer, sondern auch wirklicher Tiefe oder Dicke und heißt die Reliefsprospective. Das Hauptgeschäft der Linien-Prospective auf Flächen besteht in der Bestimmung der Durchschnitte von Linien und Flächen, beruht folglich auf geometrischen Sätzen, und ist daher sichern untrüglichen Regeln unterworfen. Da aber die wissenschaftlich-prospectivische Zeichnungsart von irregulärförmigen Gegenständen zu langwierig wäre, indem der geometrischen Zeichnungen theils mehrere gemacht werden müßten, theils die Maaßbestimmungen zu verwickelt würden, so kommt die hierin geschwinder arbeitende Freihand-Zeichenkunst dem Künstler zu Hülfe. Diese ist also nur Mitgehülfin, aber nicht schlechterdings nothwendige Mitarbeiterin der Prospective. Die Freihand-Zeichnenkunst taugt eigentlich nur zur Vorstellung irregulärförmiger Gegenstände; sie hüte sich aber

ja mit ihrer Sicherheit prahlen zu wollen, denn sie schöpft ihre Gewißheit aus unsicheren Quellen, nämlich dem Augenmaaße und der Fertigkeit der Hand, die Prospective hingegen aus einer reinen sichern Quelle der Wahrheit. Je nachdem nun der Gegenstand sich hinter, vor oder in der Bildfläche befindet, entstehen die Perspective, Präspective und Planospective. Ich übergehe hier, was sich gegen die Trennung der Prospective in diese 3 Abtheilungen vorbringen läßt, die zuletzt genannte begreift das planimetrische Zeichnen in sich. Die Verschiedenheit der Form der Bildfläche bietet nun wieder einen neuen Theilungsgrund dar. Es entstehen die Prospective auf gerader und krummer Bildfläche. Unter letztern treten die hohle Cylinderfläche (Panoramen) und die hohle Kugelfläche (Kugelgewölbe) besonders für die Anwendung wichtig hervor. Aehnliche Eintheilungen, wie die angegebenen, werden nun auch mit der Reliefsprospective vorgenommen. — Die Lichtprospective endlich (Farbenprospective), welche sich mit den Intensiven beschäftigt, ist die Kunst, die eigenthümlichen Farben der Gegenstände zu untermischen so wie sie für jeden Ort passen; sie zu lokalisiren, ihnen verhältnißmäßig die Mischung zu geben, welche die Farben an Orten, wenn man sie vermischt mit der Farbe eines andern durchscheinenden Körpers sieht, erhalten, so daß sie so angewandt wieder eigenthümlich zu sein scheinen. Auch sie zerfällt ähnlich wie die Linienprospective in ihre verschiedenen Unterabtheilungen. — Wie nach diesen nur dürftigen Andeutungen die Eintheilung der zeichnenden Künste seine Aufgabe war, so unternahm er auch die der bildenden Künste überhaupt und gerieth dabei auf Kunstzweige, die bis dahin noch nicht einmal erfunden waren. In den Magdeburger Skizzen und im Anhange des Werkes von Ladomus finden sich die darauf bezüglichen ausführlichen Tabellen. Dieser Eintheilung verdankten die verschiedenen Klassen der Kunstschule ihre Entstehung. Wenn man Breysig einen Vorwurf machen wollte, so könnte es nur der sein, daß er seine Aufgabe als Kunstschuldirektor in einer Provinz zu großartig auffaßte. — Es waren zwei Rücksichten, die mich bestimmten, Ihnen meine Herren die kunstphilosophischen Arbeiten Breysigs hier zu nennen. Einmal den Einfluß derselben auf seine Wirksamkeit als Lehrer, welche durch die streng logische Behandlung seines Gegenstandes so bedeutend unterstützt wurde, daß er als Stifter einer Schule anzu-

sehen ist, zu welcher sich jetzt lange nach seinem Tode Künstler, Architekten und andere mit Freudigkeit bekennen, einer Schule, welche bei consequent wissenschaftlichem Fortschritte die selbstbewußte Entwickelung als ihr Banner voranträgt und jeder faden Abweichung den Krieg erklärt. Dann aber auch das Verdienst, welches mit Bearbeitung eines früher nur kümmerlich bebauten Feldes der Kunsttheorie verknüpft ist und selbst von der Akademie der Künste zu Berlin so hochgeachtet wurde, daß sie sich veranlaßt sah, unsern Breysig zu ihrem ordentlichen Mitgliede zu erwählen. Noch in dem im vorigen Jahre erschienenen Werke Schadow's des Bildhauers ist dieses Verdienst anerkannt worden.

Seine practische Thätigkeit al Lehrer am hiesigen Orte sollte nicht lange ihren ungestörten Fortgang behaupten. Die Kriegs-Ereignisse des Jahres 1806 veranlaßten ihn, sich für längere Zeit nach Königsberg zu begeben, wo ihm das Malen sämmtlicher Scenen für das neu erbaute große Schuspielhaus übertragen. Hier war es nun, wo ihm im Jahre 1808, nachdem alle Gemälde gefertigt waren, das herbe Schicksal traf, daß jenes Gebäude, in welchem er seine Wohnung hatte noch vor der Vollendung abbrannte. Alle seit einer Reihe von Jahren gemachte Studien und Zeichnungen, wurden zugleich mit einem großen Theile seiner Bücher und sonstigen Habe ein Raub der Flammen. Wenn man in dem Verzeichnisse der Kunstausstellung zu Magdeburg während der Jahre 1799 und 1800 die Nummern überblickt, welche Breysigsche Arbeiten bezeichnen und bedenkt, wie bei seinem Fleiße die Productionen sich häufen mußten, so darf es nicht befremden, daß jenes Unglück ihn für längere Zeit muthlos machte. Nur allmählig gelang es dem Zuspruche theilnehmender Freunde, unter denen dem Professor Knorre ein ehrenvoller Platz gebührt, den Tiefgebeugten einigermaßen wieder aufzurichten. Noch in den letzten Jahren seines Lebens konnte er an Königsberg nicht denken, ohne schmerzlich erregt zu werden. — Gegen Ende des für ihn so verhängnißvollen Jahres begab er sich nach Danzig zurück, und errichtete, durch patriotische Gönner unterstützt, die Kunstschule von neuem, welche als Kunst- und Handwerksschule am 1. Jan. 1809 zum zweiten Male eröffnet wurde, und selbst während der Belagerung nicht geschlossen werden durfte. Dem Gelüste der militärischen Machthaber nach einigermaßen größeren Localitäten in

unserer Stadt wußte er in Beziehung auf den Kunstschul-Saal dadurch zu begegnen, daß er denselben durch Balkone und Abtheilungen in mehreren Piecen kleiner erscheinen ließ, als er wirklich war, so daß man von der Absicht ihn als Casernen-Lazareth oder dergleichen zu benutzen, Abstand nahm; der geschickte Theatermaler weiß nicht nur einen kleinen Raum scheinbar zu vergrößern, ihm ist auch die umgekehrte Aufgabe nicht fremd. — Die alte Freudigkeit im Leben und Wirken kehrte zurück und beinahe ein Vierteljahrhundert hindurch war es ihm vergönnt, als Lehrer, Theoretiker und Künstler hier an unserem Orte nützlich zu werden. Unter seinen Schülern nenne ich Buschius (aus Marienwerder), Stengel, v. Gersdorff, Zielke, Gregorovius, Grentzenberg (Lehrer an der hiesigen Provinzial-Gewerbeschule), Randt, Reichenberg (in Posen), Ludwig (in Frankfurt a. d. O.), Feyerabendt (Lehrer am Gewerbeinstut in Berlin), Busch (Director der Königl. Universitäts-Sternwarte in Königsberg) und sein unmittelbarer Nachfolger Schultz. Die Geschichte der durch ihn begründeten Anstalt wird dereinst seine Verdienste als Lehrer vollständig zu würdigen wissen. — Seine Arbeiten in der Kunstphilosophie gewannen immer mehr an Ausdehnung. Auch die Symbolik beschäftigte ihn durch viele Jahre. Das Resultat dieser letzten Arbeit war das große Wörterbuch der Bildersprache, Leipzig 1830 bei Vogel, welches jedoch nicht eine dem darauf verwandten Fleiße entsprechende Anerkennung gefunden hat. Möglich, daß ihm auf diesem Felde doch nicht alle Mittel zu Gebote standen, die zur Lösung seiner Aufgabe erforderlich waren. Mit größerer Theilnahme wurde sein kleineres Werk aufgenommen, das bereits im Jahre 1809 in Berlin unter dem Titel: „Symbolik durch Kränze und Kronen" erschien.

Als Künstler war er leider für das Theater nicht so viel beschäftigt wie früher; doch sah man noch in den zwanziger Jahren einige neue von ihm für die hiesige Bühne gemalte Scenen, unter welchen eine ländliche Gegend, die zuerst bei der Vorstellung des Mädchens von Marienburg gebraucht wurde, den lauten Beifall des zahlreich versammelten Publikums hervorrief.

Als Zeichner nach der Natur war er ungemein fleißig, nicht nur hier, sondern auch im Schloße zu Marienburg, wobei er von seinen Schülern Randt, Ludwig, Feyerabendt u. a. in Beziehung auf die Konturzeichnung unterstützt wurde. Mehrere seiner Zeich-

nungen sind in Kupfer gestochen, die 6 großen Blätter von Danziger Gegenden, welche er mit dem hiesigen Maler Hinkel, der die Staffage besorgte, gemeinschaftlich zeichnete, wurden durch den berühmten Kupferstecher Haldenwarg in Carlsruhe, in dessen bekannter Glanz-Tuschmanier in Kupfer gearbeitet. — Seine Handzeichnungen ließen übrigens in Hinsicht technischer Ausführung die Vollständigkeit vermissen, welche man sonst wohl gewohnt ist; es ist auffallend, daß derselbe Künstler, welcher bei Bühnengemälden durch die glänzendste Pracht der Farben das Auge überraschen, ja entzücken konnte, auf die Farbengebung bei andern Bildern nur wenig Fleiß verwandte Dieß lag wohl daran, daß er meistens zuvor in schwarzer Tusche Licht und Schatten hineinbrachte und dann das Bild mit Saftfarben colorirte; doch sind auch Aquarellgemälde in der jetzt allgemein üblichen Manier von ihm vorhanden.

Einem Manne wie ihm konnte die moralische Verpflichtung, in seiner Stellung auch dem größeren Publikum nützlich zu werden, nicht fremd bleiben. Ungeachtet aller Hindernisse, welche sich solchem Vorhaben entgegenstellen, gelang es ihm doch im Jahre 1821 die erste größere öffentliche Kunstausstellung zu Stande zu bringen, welcher im Jahre 1822 die zweite und, so viel mir bekannt, letzte folgte. Die Cataloge enthalten respective 425 und 595 Nummern. Beide Ausstellungen fanden in Sälen des Eggerschen und Normannschen Hauses auf dem Langenmarkte statt und wurden fleißig besucht. Außer mehreren von einheimischen und auswärtigen Dilettanten anvertrauten Gemälden und Zeichnungen sah man auch einige werthvolle Gemälde von auswärtigen Künstlern. Ein Theil der ausgestellten Bilder gehört zur Kabrunschen Gallerie, deren Ordnung, namentlich der 10883 Kupferstiche Breysig mit Hülfe seines Schülers Randt ins Werk gesetzt hatte.

Breysigs Charakter war durchaus edel und wohlwollend. Sein Herz schlug nicht minder für allgemeines Menschenglück als für Wissenschaft und Kunst. Die Verhältnisse hatten es so gestaltet, daß er auf das Glück der Häuslichkeit Verzicht leisten mußte; seine feste Einnahme war stets eine sehr unbedeutende. In der Familie seines Neffen wurde ihm aber in späteren Jahren einiger Ersatz für die Entbehrung, welche das Schicksal ihm auferlegt hatte.

Als ich vor 19 Jahren nach Danzig zurückkehrte, war er ein

gemüthlicher Greis, über dessen Wesen sich eine ruhige Heiterkeit und Milde verbreitet hatte; man weilte gern in seiner Nähe. Nur zu bald sollte er seinen Verehrern und Freunden entzogen werden. Er starb nach kurzem Krankenlager in Folge einer Unterleibskrankheit am 29. August 1831, in der Frühe des Tages.

Preußischer Volkswitz.

Sprache der Königsberger Glocken.

Der Schloßkirche: Sammt und Seide, Sammt und Seide!

Des Kneiphöfischen Doms: Gold und Silber, Gold und Silber!

Des Hospitals: Plundern und Koddern,

Der Haberberger Kirche: Geelmähre on Peterzellge!

Die Anspielung bei dem Schlosse auf den Hofstaat und bei dem Hospital auf die Armuth springt jedem in die Augen, für den Fremden setze ich aber hinzu, daß der Kneiphof der Sitz unserer meist reichen Kaufmannschaft ist, und daß der größte Theil des Gemüses für die Stadt vom Haberberge, dem s. g. nassen Garten bezogen wird.

In Anhalt-Dessau spricht die Schloßglocke gerade so wie bei uns; die St. Georgen-Glocke ähnlich unserer Hospitalglocke: Armeleie, Betteleie! Die Glocke der St. Johannskirche durchaus materiell: Klump und Pflaumen! (Pflaumen und Keilchen); die der katholischen Kirche endlich höchst treuherzig: 's is man Blendwerk Vergl. Fiedler's Volksreime. S. 92.

Nachträge zum Volkskalender.

Bd. VI. S. 205.

Von **Jasch** in Wittenberg, **Harnack** in Bürgersdorf, **Mühling** in Rössel, **Philippi** in Königsberg, **Polenz** in Jusnick, **Seydler** in Heiligenbeil.

Weihnachten. **152)** Bär und Schimmel ziehen umher; letzterer fragt die Mädchen, ob sie fleißig gesponnen, die Jungen, ob sie die Pferde gut gefüttert, und lohnt die faulen mit Peitschenhieben. — **153)** Das Schießen der jungen Leute auf den Dörfern; aus der Zeit, da noch Wölfe abzuwehren waren. **154)** Damit die Obstbäume gut tragen, werden sie mit Seilen aus Stroh umwunden, auf welchem die Würste bei'm Verfertigen gelegen haben. **155)** Kreuze werden an die Thüren geschrieben. — **Zwölften.** **156)** Helle (mondhelle) Zwölften, helle (leere) Scheunen. **157)** In den Zwölften darf weder Quirl noch Rocken gedreht werden, weil sonst die Wölfe Macht bekommen, das Vieh zu zerreißen. Deshalb flicht man lieber Körbe oder schließt Federn, die sich dann hundert Jahre halten und weder von Würmern noch Motten zerfressen werden sollen. **158)** Die in den Zwölften gebrannte Asche bewahrt man, vermengt sie im Frühjahr und Herbst mit etwas Saatgetreide und wirft den Saamen ins Kreuz auf den Acker, indem man spricht: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, dann wird die Ernte gut schütten. — **Sylvester** und **Neujahr**. **159)** Am Sylvester der Ofen stark geheizt, damit die Todten sich wärmen können. **160)** Wenn man in der Neujahrsnacht zwischen 11 und 12 Uhr im Ofen Feuer anzündet, eine Bank an denselben stellt und sie mit Asche bestreut, so findet man am Morgen die Spuren des Todten in der Asche, der sich Nachts gewärmt hat. **161)** Am Sylvester-Abend muß das Häckselmesser abgenommen und das Stroh zusammengebunden in die Lade gelegt werden; sonst findet man in ihr Morgens einen Menschen ohne Kopf. **162)** Das Mädchen nimmt Sylvester das Tischtuch, auf welchem Abendbrod gegessen ist,

zusammen und schüttet es vor der Thüre aus; dann kommt der Bräutigam und sagt ihr guten Abend. **163)** Wenn man am Sylvester-Abend das Gemülle zusammenfegt, so daß es einen Haufen bildet, dann dasselbe mit einem zinnernen Löffel bedeckt, das Ohr hinauflegt und hört, daß unter dem Löffel etwas klopft oder hämmert: so ist man eines Bräutigams, einer Braut gewiß. **164)** Am Sylvester muß man sehen, was auf dem Hause steht. **165)** Wenn in der Sylvester-Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ein Mächen ein Kinderhemde näht, dann aufsteht und in den Ofen sieht, in welchem Holz brennen muß, so erblickt sie darin ihren künftigen Bräutigam. **166)** Wer am Sylvester arbeitet, dem schwären die Finger. **167)** Am Sylvester müssen die Zäume zusammengebunden werden, sonst zerstreuen sich die Pferde auf der Weide und sind schwer zusammen zu halten. **168)** Menschen und Thiere, die am Neujahrsmorgen weiße Erbsen essen, bekommen keine Geschwüre. — **Pauli Bekehrung. 169)** Des Winters erste Hälfte (d. 25. Jan.) ist vorbei. **170)** Die Würmer kehren sich in der Erde herum. — **Lichtmeß. 171)** Man muß nicht mit Fett kochen, sonst zerreißen die Krähen das Strohdach. **172)** Der Schäfer sagt: Besser ist's der Wolf kuckt zu Lichtmeß in den Schaafstall, als die Sonne; dann kommt nemlich ein spätes Frühjahr. — **Fastnacht. 173)** Alle Knechte, ein geputzter mit einem geschmückten Reifen voran, die andern mit Körben hinterdrein, ziehen durch das Dorf von Haus zu Haus, und nach dem Takte der Musik wird jede Magd, ja jede Hausfrau und deren Töchter aus besonderer Hochachtung, gebügelt (vgl. Nr. 69.) Sie müssen dafür Geld, Eier, Wurst und Speck geben, was Abends bei Tanz verschmaust wird. Nath. **174)** Fastnachtslied: Ock sah ee Schornsteen rooke, da käm öck hergeloope! Ock sach opp jennem lange Dösch, watt daropp Gebacknes öss; nuscht aff Fastelawendskoke! Gewe sie mi enn, denn bliew öck stahn; gewe se mi twei, denn warr öck gahn; gewe se mi drei toglick, denn kaame se önnt Hömmelriek! Wenn se mi nuscht gewe, warre se nicht lang lewe; wenn se mi watt gewe, warre se recht lang lewe! **175)** Kinder und Gesinde schaukeln sich, damit der Flachs gut gedeihe. Nath. — **Gertrud. 176)** Die Störche beginnen ihren Anzug zu rüsten. — **Marientag. 177)** Gartensämereien, an diesem Tage gelegt, gedeihen vorzugs-

weise. — **Den 1. April.** 178) Reisen, Umzug, überhaupt nichts von Bedeutung muß man am 1. April vornehmen, denn an diesem Tage ist Judas geboren. 179) Der 1. April, der 1. August und 1. September sind zu Unternehmungen die schlechtesten Tage im Jahre. — **Gründonnerstag.** 180) Die an diesem Tage gebackenen Kringel werden zum nächsten Jahre aufbewahrt und heilen dann das Fieber. — **Ostern.** 181) Zweit Feiertag ziehen arme Jungen und Mädchen von Haus zu Haus, um die Bewohner mit Ruthen zu schmackostern, wofür sie Geschenke erhalten. Ihr Vers, den sie während des Ruthenstreichens hersagen, heißt: Grün Ostern, Schmackostern! Seſſ Schilling, füf Eier on ee Stöck Speck, denn gah öck weck! Nath. 182) Jeder Dienstbote erhält eine Anzahl Eier. Masuren. 183) Der Dorfshirte trägt lange Ruthen in die Häuser, mit denen das Vieh beim Austjagen getrieben wird, damit es stets gut zurückkehrt; auch er erhält Geschenke. Nath. **St. Georgstag.** (B. 7. S. 335). 184) Oft, besonders in Dörfern, die mehr an dichten Waldungen liegen, und namentlich die Hirten fasten an diesem Tage, damit der Wolf ihre Heerden verschone; denn der Wolf ist St. Georgs Reitpferd Wenn er beim Laufen die Zunge aus dem Halse streckt, so reitet ihn der Heilige und man muß ihm dann nicht in den Weg kommen; St. Georg rächt es. — **Waldpurgis** (Wulpacht). 185) Kein Hirte jagt das Vieh aus, weil er sonst vom Wolfe gefressen wird. 186) Der Roggen muß schon so hoch sein, daß sich die Krucho unter ihm verstecken kann. **Himmelfahrt.** 187) Spruch: Himmelfahrt, Pelz und Handschuh verwahrt! 188) Spott auf unsern kurzen Sommer: Ein Preuße von alter Art, zieht den Pelz aus zu Himmelfahrt; wenn man aber schreibt Johann, zieht er ihn wieder (von Neuem) an Vergl. Nr. 99. 189) In Natangen hält man strenge darauf, daß an diesem Tage nicht gearbeitet wird; das Gewitter sucht den Uebertreter heim. 190) Um schöne und große Kürbisse zu ziehen, muß man an diesem Tage die Kerne in einem Pantoffel auf dem Acker fahren und setzen. Erm. — **Medardus.** 191) Heut ist die letzte Zeit den spätern Flachs, zu säen. — **Pfingsten.** 192) Knechte und Jungen haben an dem Wirthshause eine Laube gebaut und mit Tannen- oder Birkenzweigen besteckt. Jeder Vorüberkommende wird von einem geschmückten Knechte zu einem

Trunk Bier genöthigt, wobei Trompetenstöße erschallen, und muß ein Stück Geld spenden, wofür Abends freier Tanz gegeben wird. Dies Fest heißt die Gill. — **Johann.** **193**) Man sucht unter den Wurzeln des Beifußes Kohlen, welche fein gerieben und mit Wasser eingegeben, die Epilepsie heilen sollen. **194**) Man sucht das s. g. Johannskraut: Nachtschatten (solanum), Nachtlilie (orchis), Christi-Wundenkraut (hypericum perforatum), Alant (inula), Larant (gentiana pneumonantia), Udrano (glechoma hederacea), Liebstock, Besenmill (Beinmill, symphytum?) ꝛc. Sieben, neun oder dreizehn solcher Kräuter nimmt man zusammen, streicht damit den Rücken jeder Kuh ins Kreuz und giebt ihr eine Hand voll ein; dann hat die Hexe keine Macht, die Milch zu benehmen. **195**) Streut man Leinsamen in's Bett und spricht: „Ich säe Leinen-Saamen, in Gottes Jesu Namen, in Abrahams Garten, will ich mein Feinslieb erwarten!“ so erscheint der Bräutigam im Traume. **196**) Nach Johann darf man nie ohne Geld oder Brod ausgehen, denn man wird zum künftigen Jahr Mangel leiden, wenn der Kuckuk über den Weg schreit und man keins von beiden bei sich hat. — **Margareth.** **197**) Spruch: Wenn Margareth pißt (regnet), gerathen die Nüsse nicht. — **Michael.** **198**) Viele Meister geben ihren Gesellen die s. g. Lichtgans, weil von diesem Tage ab bei Licht gearbeitet wird. — **Gallus.** **199**) Vor diesem Tage ist's nicht gut, den Kumst zu schneiden. — **Katharina.** **200**) Hirten dürfen nur bis zu diesem Tage hüten; für die Folge bekommen sie besonders bezahlt. — **Nicasius.** **201**) Als Mittel gegen Ratten und Mäuse schreibt man an diesem Tage an alle Thüren den Namen des Heiligen.

Quartember. **202**) Stehen die Quartembertage im zunehmenden Lichte, so steigen die Getreidepreise, und umgekehrt.

Wochentage. **203**) Wenn Montags jemand begraben wird, so holt er in kurzer Frist einen Verwandten nach. **204**) Am Donnerstage spinnen die Leute nur bis Abendbrod, weil an diesem Wochentage ein schwarzer Hund mit feurigen Augen zu ihren Großeltern in die Stube gekommen, zwischen allen Spinnerinnen herumgegangen und dann spurlos verschwunden ist. **205**) Wenn ein Pferd eine Hasenscharte hat, so muß man sie an drei Freitagen hinter einander bei abnehmendem Lichte unter dem allgemeinen Segen: Im Namen Gottes ꝛc. bestreichen. **206**) Wer

ein böses Weib hat, der gehe in den Wald am Montag und schneide einen Stock auf den Dienstag und komme nach Hause am Mittwoch und prügle sein Weib am Donnerstag: so stirbt sie auf dem Freitag; begräbt er sie am Sonnabend: denn hat er einen lustigen Sonntag.

Monate. 207) Wenn die Katze im Februar in der Sonne liegt, so wärmt sie sich im April hinter dem Ofen.

Das Bernsteinland.

(Fortsetzung)

Außer dem Vorkommen des Bernsteins in Schichten und Nestern ist noch der häufigen ganz isolirten einzelnen Stücke Erwähnung zu thun, die bald dicht unter der Ackerkrume, bald fußtief unter dem Rasen angetroffen werden. Es ist diese Art seiner Verbreitung um so merkwürdiger, als dabei mitunter Stücke von seltener Größe und Schönheit erbeutet werden. Ja das größte bis jetzt bekannte Stück wurde in Litthauen dicht unter dem Rasen eines Wiesengrabens entdeckt. Es wiegt viele Pfunde und wird gegenwärtig im Berliner Museum aufbewahrt. Diese einzelne Verschleppung ist um so weniger auffällig, als wir daneben und oft sogar in den darüberliegenden Schichten in unserem Vaterlande unzählige Granitblöcke, Kalksteine und Gerölle zerstreut gelagert finden, die unbedingt fernen meist nördlichen Regionen angehören und durch Wasser und Eisblöcke herübergeführt wurden, als Preussen noch von den Wogen bedeckt war. Nur hin und wieder nehmen diese Fremdlinge in großer Anzahl die Gestalt fester Linien an und bilden dann wahre Steingürtel, ähnlich denjenigen Linien, in deren Richtung der Bernstein so ergiebige Lager darbietet.

Wenden wir uns nach Erwähnung dessen, was sich über das Vorkommen des Bernsteins sagen läßt, zu ihm selbst, so steht es nach den sorgfältigen Untersuchungen von Berendt und Göppert unumstößlich fest, daß er das Produkt einer Fichte, die sie **Pinus**

succinifer genannt haben, gewesen sei. In Bernsteinstücken erhaltenes Holz kommt nicht so selten vor, als gewöhnlich geglaubt wird, da aber solche Stücke im Handel keinen Werth besitzen, so werden sie oft schon beim Graben weggeworfen und zerstört In Lappönen habe ich jährlich bei den Bernsteingräbereien solche Stücke und bisweilen von ausgezeichneter Schönheit erhalten können. Die microscopische Untersuchung dieses Holzes wies deutlich die Textur der Fichtenarten und die noch mit Bernstein gefüllten Zellen setzen es außer Zweifel, daß er gerade diesem Baume entsproß Die Coniferenflora des Bernsteinlandes war reichhaltiger versehen, als die des heutigen Preußens, denn es lassen sich in den mit dem Bernstein oder in analogen Braunkohlenschichten gefundenen Zapfen mit Sicherheit fünf Arten unterscheiden. Welche dieser Arten den Bernstein geliefert hat, kann nicht bestimmt werden. vielleicht haben sogar einige derselben dazu beigetragen. Das Holz des Bernsteinbaumes ist so wie die übrigen Hölzer dieser Periode, auf nassem Wege in Braunkohle verwandelt, oft reich mit Schwefelkies versetzt, und verbreitet erhitzt, den bekannten Bernsteingeruch, der es von den übrigen fossilen Fichtenhölzern leicht unterscheiden läßt. Dies sind fast die einzigen und bekannten Reste des Bernsteinbaumes, denn merkwürdiger Weise gehören Nadeln von Coniferen im Bernstein zu den großen Seltenheiten, vielleicht weil die Bäume zur Zeit des Blätterfalles kein Harz ergossen. Doch haben die wenigen erhaltenen Stücke unsere Kenntniß insofern gefördert, als sie durch die eigenthümliche Stellung der Nadeln den Bernsteinbaum wahrscheinlich in die Nähe einer Nordamerikanischen Fichtenart (Pinus rigidus) verweisen. Der Erguß des Harzes muß ungemein reichlich gewesen sein, denn die Bernsteinschätze unserer Küste scheinen unerschöpflich. Gewiß ist, daß in den 150 Jahren vor 1811 der funfzehnjährige Durchschnitts-Gewinn keine beträchtliche Schwankung oder Verminderung zeigt. Diese reichliche Harzproduction ist übrigens um so weniger auffällig, als noch heute zu Tage Copal, Anime, Dammar, Benzoi, Eleniharz und Mastix in ähnlicher Menge zu Tage gefördert werden, in Brasilien fand Spix an den Pfahlwurzeln der Hymenäen 6 bis 8 Pfd. schwere Harzmassen und selbst in den schlesischen Wäldern entdeckte Göppert um die Wurzeln von Pinus alies faustgroße Klumpen. Auf diese Weise sind wahrscheinlich

auch die meisten größeren Bernsteinstücke, die wie aus einem Gusse geformt und im Handel vorzüglich gesucht sind, entstanden, bei einigen, deren Oberfläche weniger abgerieben war, konnte es Berendt mit Sicherheit nachweisen. Daß aber nicht blos dort, sondern überall am Stamme zwischen der Rinde und selbst aus den Aesten Bernstein vorquoll, zeigen mannigfache Stücke zur Genüge.

In der ursprünglichen Konsistenz des ausgeflossenen Harzsaftes sind mehrfache Abstufungen erweislich. Bei einigen Stücken liegt dasselbe strangförmig gewunden übereinander, ähnlich den Harzstücken unserer Kirschbäume, die fast durch die Rinde hervorgepreßt zu sein scheinen. Bei andern, den sogenannten Tropfen war die Dichtigkeit schon geringer, obgleich auch hier schon, während die Tropfen sich lösten und langsam sich ausziehend senkten, die Erstarrung stattfand. Auf solche Weise entstanden die sogenannten Bernsteinnadeln. In beiden Formationen sind Einschlüsse nicht vorhanden, finden sich aber in andern Stücken reichlich. Sehen wir Blätter und Insekten leicht schwebend und in natürlicher Stellung in denselben erhalten, so können sie beim Ausflusse höchstens die Consistenz des frischen Honigs gehabt haben. Noch andere Stücke mit zarteren Objekten, Schmetterlingsschuppen, microscopischen Cryptogamen, kleinen Mücken mit befiederten Fühlern können sogar den Cohäsionsgrad ätherischer Oele wenig überstiegen haben, denn es ist mitunter deutlich sichtbar, daß der zarte Fühler vor dem Tode in eine andere Lage gebracht wurde, und doch ist seine feine Haarbekleidung unverletzt und unverklebt erhalten. Vielleicht mag die Jahreszeit, in welcher der Erguß geschah oder das Alter der Bäume dabei von Einfluß gewesen sein und auch auf diese Weise die verschiedene Färbung des Bernsteins erklären, zumal da sich noch gegenwärtig beim Harz der Fichte etwas ähnliches beobachten läßt. Kein bekanntes Harz zeigt jedoch größere Farbennüancen als der Bernstein. Von dem kohlweiß und weingelb an bis zum schwarz lassen sich alle Mittelstufen verfolgen. Reines Grün und Blau ist aber wohl nur im sicilischen Bernstein zu finden, der überhaupt lebhafter gefärbt und tiefer saturirt als der Preußische erscheint. Ein chemischer Unterschied ist dabei nur in sofern bemerkbar, als der weiße Bernstein mehr freie Bernsteinsäure enthält. — Es ist oft die Frage aufgeworfen, ob der Bernstein sich im Laufe der Jahrhunderte verändert habe,

das heißt, ob er fossil geworden, oder mineralisirt sei, oder wie man es sonst nennen mag. Berendt hat diese Frage verneint, und, wie es mir scheint, mit Recht. Die noch jetzt fortdauernde Bildung des Kopals bietet so ähnliche Verhältnisse, daß uns nichts zur Annahme einer wesentlichen Veränderung durchs Fossil-Werden berechtigt, und die aufgestellte Hypothese, daß Schwefelsäure den Bernstein zu dem umgeschaffen, was er heut zu Tage ist, entbehrt jeder Begründung. Daß er durch dieselbe schon beim Ausfließen verändert sei, behauptet wohl Niemand, und daß eine spätere nahe Vereinigung mit derselben in Braunkohlenlagern und in mancherlei Erdschichten irgend eine Modifikation bewirke, findet seinen Gegenbeweis leicht in den Strandschichten der Ostsee. Trotz ihrem Reichthum an vitriolhaltigen Quellen zeigt der in denselben enthaltene Bernstein nicht den mindesten palpablen Unterschied von dem, welcher in durchaus vitriolleeren Gegenden gefunden wird.

Ist der Bernstein nun aber schon an und für sich von hohem naturhistorischem Interesse, so wird dieses bedeutend gesteigert durch die mannigfachen Einschlüsse organischer und unorganischer Art, die in oft krystallklaren Stücken aufbewahrt gefunden werden. Es gewährt ein eigenthümliches Vergnügen, aus diesen Ruinen längst verschollener Jahrtausende die damalige Welt und ihre Bewohner sich herauf zu zaubern. Allerdings sind die Bernsteinstücke nur klein, und schließen daher das Vorkommen größerer Organismen aus. Auch lieferten die Bäume nicht zu allen Jahreszeiten Harz, und selbst, wenn dieses floß, konnten nur Landthiere und Pflänzchen in demselben aufgenommen werden. Doch auch dieser kleine bedingte Kreis von Gegenständen läßt uns einen ziemlich klaren Blick in das bunte Gemisch der Bewohner jener Wälder thun, die nie das verletzende Beil entweihte. Unterstützt werden wir bei diesen Untersuchungen durch Fossilien, welche in anderen mit dem Bernstein vereinigt vorkommenden Straten in Menge aufgefunden werden. So enthalten die Schichten von eisenhaltigem Sande, welche bei Klein-Kuhren zu Tage treten, eine reiche Menge von Muscheln, Echiniten und andern Seethieren, welche der Fauna des Bernsteinlandes angehörten, und die mit jenen fast vereint vorkommenden Lehrschichten bieten ein buntes Gemisch von Pflanzenüberresten. Beides ist leider noch zu wenig untersucht, um sichere Schlüsse daraus ziehen zu können. In Be-

treff der unorganischen Einschüsse des Bernsteins verdienen hauptsächlich die mannigfachen Krystalle eine Erwähnung. Ein Theil derselben, aus Schwefelkies in verschiedener Form gebildet, kam wohl schon als Krystall in das Harz, andere vielleicht Bernsteinsäure mag sich erst später entwickelt haben.

Die genaue Untersuchung der organischen Ueberreste im Bernstein hat, wie bei allen übrigen Fossilien erwiesen, daß sämmtliche Arten als heut zu Tage ausgestorben zu betrachten sind. Kein Thier, keine Pflanze, die damals lebte, wird heute auf der Erde angetroffen. Der Untergang der Epoche bedingte den Untergang der Zeitgenossen, nur für einige der kleinsten und unvollkommensten Organismen für einige Infusorien nimmt Ehrenberg eine längere Dauer, ein Fortbestehen in der jetzigen Welt in Anspruch. Die Zahl der Pflanzen, von denen bis jetzt Ueberreste im Bernstein entdeckt sind, übersteigt kaum ein halbes hundert Arten, und selbst von diesen sind uns meistens nur Bruchstücke enthalten. Ericeen ähnliche Blätter, Buchen, Fichten, Tannen, Cypressen, Taxus, Thuja, Wacholder, Epheu, Pappeln, Ellern, Farren, Laub und Lebermoose und mikroskopische Flechten. Von vierfüßigen Säugethieren finden wir in dem so eigenthümlich gebildeten Haar der Fledermäuse nur eine unbedeutende Spur, von dem Heer der Vögel nur eine einzige kleine Feder. Fische und Reptilien fehlen ganz, selbst kleine Landschnecken gehören zu den größten Seltenheiten. Um so reichhaltiger ist hier die Insektenfauna vertreten, 51 Arten Wanzen, fast 300 Käfer, 150 Spinnen und Vielfüße, über 300 Fliegen, 50 Netzflügler, viele Hymenopteren und eine kleine Anzahl Schmetterlinge sind bis jetzt verzeichnet, und doch fand Berendt noch unter jedem hundert neuer Stücke vielleicht $\frac{1}{5}$ ihm fehlender Arten. Diese Insecten geben uns den wichtigsten Anhaltspunkt für die Konstruktion der Bernsteinfauna. Oder sollte es unrecht sein zu schließen, daß dieselben Fliegen-Gattungen, welche heut zu Tage das Vieh durch ihre Stiche so unbarmherzig quälen, damals milder gewesen sein? Sollten die Aaskäfer damals einen andern Aufenthalt gesucht haben? die Milben, Vögel und andere Thiere nicht geplagt haben? Ich glaube, daß es mit Recht vorausgesetzt werden kann, daß die Nahrung und Lebensweise der Thiere damals dieselbe wie heute war. Nur die Arten sind ausgestorben, die Gattungen meist erhalten, und wo selbst diese fehlen,

geben die übrigen Mitglieder der Familie den Aufschluß. Damals wie heute lösten Käfer die Rinde der Bäume, und zerschroteten das Holz, damals wie heute jagten die flüchtigen Libellen raubgierig nach Beute, damals wie heute lauerten zahlreiche Spinnen heimtückisch auf jedes Opfer, das sich in ihren Netzen fing. Schaaren von Phryganiden umschwärmten die Büsche und Bäume, Ameisen gingen auf Raub, um ihre Brut zu sichern, und volkreiche Termitenbaue übten durch rasche Zerstörung eine heilsame Gesundheitspolizei. Ungeziefer aller Art war vorhanden, nur der treue Genosse des Menschen, der Floh blieb, wie sein Domizil einem besseren gebildeteren Zeitalter vorbehalten.

Ob damals in unseren Gegenden ein besseres, wärmeres Klima als gegenwärtig geherrscht habe, ist eine vielfach untersuchte Frage. Vergleichen wir die Ueberreste der Flora und Fauna, so stellt sich ein merkwürdiges Verhältniß heraus. Neben einer großen Anzahl von Thieren und Pflanzen, deren nahe Verwandte noch heute Preussen angehören, finden wir unbezweifelt exotische Formen, und zwar solche, deren Repräsentanten gegenwärtig unter den Tropen leben. Während die Flora sich der Nordamerikas zu nähern scheint, ist die Fauna der Egyptens und für einige Arten sogar Brasiliens zu vergleichen, so daß mit Recht auf einen damals längern und wärmern Sommer geschlossen werden kann.

Was wir gegenwärtig über die damaligen Verhältnisse wissen, ist allerdings noch wenig bedeutend, die Forschung scheint aber endlich den richtigen Weg betreten zu haben, so daß wir hoffen können, einer fruchtreicheren Zeit entgegen zu gehen.

Von den Provinzialschulen und den Schulen in den kleinen Städten

im siebenzehnten Jahrhundert.

Aus Pisanski's Entwurf der Preußischen Litterärgeschichte.

I.

Die drei Provinzialschulen hatten in Hinsicht ihrer äußerlichen Beschaffenheit in diesem Jahrhundert eben keiner Verbesserung sich zu erfreuen. Die bei ihrer Stiftung für sie ausgesetzten Gefälle fingen nach und nach an, bei dem immer höher steigenden Preise der Lebensmittel, zu ihrer Unterhaltung unzulänglich zu werden; wie solches aus den von den Ständen auf den Landtagen wiederholt darüber geführten Klagen abzunehmen ist. Man sah die Nothwendigkeit ein, ihrem weiteren Verfalle durch Vermehrung der Einkünfte vorzubeugen; aber es war schwer, die Quellen dazu ausfindig zu machen. In der Resolution der Regimentsräthe auf die deshalb im Jahr 1621 von den Landständen angebrachten Beschwerden, wird Nr. 14. für nöthig erachtet, daß zur nothwendigen bessern Bestellung und Unterhaltung dieser Fürstenschulen, auch Vermehrung der Gehalte, das ganze Land einen Beitrag gebe; auch Hoffnung gemacht, daß Ihro Churfürstl. Durchl. an Dero Mildigkeit es gleichfalls nicht werden ermangeln lassen Es kam aber nichts zu Stande; und fünf Jahre darauf führte der Hofprediger D. Behm darüber diese Klagen: „Also sind diejenigen gar dünne gesäet, welche an die Provincial-Schulen im Lande gedenken, damit dieselbigen dem lieben Vaterland, und sonderlich der lieben Jugend zum Besten, an etwas besser möchten bestellet, und den Präceptoribus in diesen schweren Zeiten bessere Besoldung gemacht werden. Mancher will andere neue Schulen im Lande aufrichten; und wäre viel nöthiger, daß diejenigen Schulen, welche schon aufgerichtet sind, möchten erhalten oder vielmehr in einen

bessern Wohlstand gesetzet werden" [1]). In der vom Churfürsten Friedrich Wilhelm, nach erhaltener Souverainität, den 1. Dec. 1661 den preussischen Ständen ertheilten Assecuration und Instrumentum Regiminis verbindet sich derselbe für sich und seine Nachkommen, diese drei Fürstenschulen beständig zu erhalten und für ihre Aufnahme Sorge zu tragen [2]). Gleichwohl wiederholten die Stände auf dem 1690 gehaltenen Landtage, in ihrer den 8. April übergebenen Replik über die Churfürstliche Resolution ad Gravamina No. 2. die vorigen Klagen, daß diese drei Schulen ganz in Abnahme geriethen, theils die Gebäude verfielen, theils den Lehrern die Gehalte nicht gereicht würden; weshalb sie baten, die Ursachen dieses Verfalles untersuchen zu lassen und die Schulen wieder in guten Zustand zu bringen. Der Churfürst versprach darauf in seiner ertheilten Resolution, daß solches geschehen sollte [3]). Was ihre innere Beschaffenheit betrifft, so that 1616 der akademische Senat bei der Landesherrschaft Ansuchung, daß eine Visitation dieser Provinzialschulen von einigen aus seiner Mitte angestellt werden möchte: weil es nöthig wäre, anstatt der bisher gebräuchlichen, andere Bücher einzuführen. Es ward auch nachher 1631 eine solche Visitation durch den Professor der Theologie D. Johann Behm vorgenommen und den befundenen Mängeln nach Möglichkeit abgeholfen. Ein gleiches geschah 1638 durch den Professor der Theologie D. Cölestin Mislenta und den Professor der Logik M. Michael Eifler.

Die Provinzialschule in Lyck betrafen theils einige glückliche, theils traurige Schicksale. Zu jenen gehört, daß die Anzahl der Lehrer, die bisher nur aus drei bestanden hatte, im Jahr 1635 mit dem vierten, der den Titel Prorektor und die nächste Stelle nach dem Rektor erhielt, vermehrt wurde. Sie hat diese Wohlthat der patriotischen Gesinnung eines ihrer ehemaligen Schüler, des wohl verdienten Balthasar von Fuchs, zu verdanken; welcher aus eigenen Mitteln soviel hergab, daß aus den Zinsen der Prorektor besoldet werden konnte. Er richtete bei die-

[1]) In seinen 1626 herausgegebenen „drei Landtagespredigten." S. G 4. a.
[2]) Nach den Landtags-Akten von 1661.
[3]) Ausführlicher findet man dieses in den Landtags-Akten von 1690.

ser Stiftung sein Absehen vornämlich darauf, daß die polnische Sprache, zu deren Erlernung die Schule eben in Lyck angelegt worden war, daselbst desto fleißiger getrieben werden möchte. Denn in seinem Testamente heißt es davon also: „Weil denn auch die polnische Sprache in diesen Landen sehr üblich, und bei Kirchen und Schulen vonnöthen; so habe ich dieses auch bedacht, und zehn tausend Mark Hauptstuhl der Fürstenschule zu Lyck deputiret, welche an einen gewissen Ort auf Zins sollen ausgethan, von welchen Zinsen ein polnischer Collega, so der rechten und reinen polnischen Sprache kundig und mächtig ist, von den Interessen, so davon gefallen, gehalten werden, welcher nicht anders als die polnische Sprache profitiren soll; und wo so einer zu bekommen, der in Musica instrumentali zugleich geübet ist, die Studiosos auch darinnen zu unterweisen, demselben sollen von den Interessen der zehn tausend Mark, jährlichen hundert und fünfzig Mark pro Salario gereichet werden." Eben dieser von Fuchs errichtete bei der Schule ein Alumnat für neun Schüler, von denen jeder jährlich 50 Mark zu genießen hatte; und den aus dieser Schule auf die Akademie Dimittirten widmete er das oben früher bereits angeführte Stipendium, welches jährlich 26 Rthlr. 60 Gr. trägt. Auch erneuerte der Churfürst George Wilhelm die der Provinzialschule ertheilten Gesetze, und der Churfürst Friedrich Wilhelm vermehrte die Besoldungen der Lehrer [1]). So vortheilhaft dieses für sie war, so unglückliche Verhängnisse betrafen sie nachher. Bei dem Ueberfalle der Tartaren ward den 9. Octbr. 1656 die ganze Stadt Lyck, und auch das Schulgebäude in Asche gelegt; wobei die Einwohner theils erschlagen, theils in die Sklaverei geführt wurden; und die übrig geblieben waren, sich hin und wieder zerstreuten. Hiedurch hörte die Schule eine Zeit lang gänzlich auf, bis die Stadt allmälich wieder erbaut ward, und der Unterricht in gemietheten Bürgerhäusern ertheilt werden konnte. Bei dieser Verheerung ging auch das errichtete Alumnat ein, und das dazu gewidmete Kapital verloren. Es währte länger als 18 Jahre, ehe ein neues Schulgebäude durch die Milde des Churfürsten Friedrich Wilhelm zu Stande kam. Dieses hatte aber kaum 14 Jahre

[1]) Wie solches der Rektor Boretius in der zur Feier des preussischen Krönungsfestes 1735 in Fol. ausgefertigten Einladungsschrift meldet.

gestanden, so wurde es 1688 durch eine Feuersbrunst eingeäschert und ein neues erst im folgenden Jahrhundert wieder erbaut. Die Landstände thaten daher auf dem Landtage 1698 den Vorschlag, die Provinzialschule von Lyck nach Rastenburg zu verlegen, was wohl vermuthlich darum nicht erfolgt ist, weil in dieser Stadt die polnische Sprache nicht so stark im Gebrauch ist, als in jener. Unter den Lehrern [1]) sind vor anderen zu merken:

M. George Rhetelius, aus Gerdauen in Preussen Er war vorher bis 1626 Professor am Gymnasium Ruthenicum in Wilda gewesen, wurde 1629 hier Rektor, auch in demselben Jahre in Königsberg Magister, und ist 1632 als Pfarrer zu Groß-Lesewitz im marienburgischen Werder gestorben [2]). — M. Joachim Columbus. Er war in Marggrabowa den 14. Febr. 1649 geboren, erhielt 1671 die Conrektor- und 1674 die Rektorstelle, auch in demselben Jahre den 29. März in Königsberg die Magisterwürde. Nachdem er darauf 1686 Pfarrer in Liebstadt, 1697 aber Erzpriester in Lyck geworden war, starb er den 5. August 1710 an der Pest Er hat eine Abhandlung de causis exstructae turris Babylonicae 1675 herausgegeben. — Martin a Deyka. Er war von 1630 bis 1633 Lector der polnischen Sprache am Gymnasium in Danzig gewesen [3]), wurde 1635 in Lyck Prorektor, dankte aber nachher ab. Von ihm sind einige lateinische Gedichte im Druck ausgegangen.

Die Provinzialschule in Saalfeld blieb in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts größtentheils in derselben Verfassung, in welcher sie im vorigen sich befunden hatte. Nachher mußte sie seit 1655 unter dem Elend, welches der schwedische Krieg über diese Gegend verbreitete, mitleiden. Besonders erlitt sie einen harten Stoß, als die Schweden die Stadt Saalfeld einnahmen, mit

[1]) Ein vollständiges Verzeichniß der sämmtlichen Lehrer steht in „L. R. v W., historische Nachricht von der Stadt Lyck. Königsberg, 1751. 4." S. 30—37.

[2]) Bergau, Marienburgische Priesterschaft S. 42

[3]) Mehreres über ihn findet man in Praetorius, Athenae Gedanenses S. 83. und in Andr. Schottus, additamenta ad Praetorii Athen. Gedan. S. 12., welche auch in den „Jubelschriften des Danzigschen Gymnasii (1758)." S. 225. stehen.

einer starken Brandschatzung belegten und die Einwohner in die äußerste Dürftigkeit geriethen. Dadurch ging die Schule fast zu Grunde, und innerhalb sieben Jahren blieben bald das Rektorat, bald das Conrektorat, bald beide zugleich unbesetzt, bis die Stadt nach und nach sich wieder erholte. Unter ihren Lehrern hat sich insonderheit berühmt gemacht M. Balthasar Voidius[1], aus Wernigerode, wo er den 2. Mai 1592 geboren war. Nachdem er seit 1613 Rektor zu Isenburg in der Grafschaft Stolberg gewesen, und 1615 in Helmstädt Magister geworden war, kam er nach Preussen und wurde 1616 Rektor in Saalfeld. Diese Stelle bekleidete er bis 1618, da er anfänglich zu Katzenase, nachher in Morungen, und zuletzt bei der Marienkirche in Elbing Pfarrer und Senior des Ministerii geworden ist. Er war ein kaiserlicher gekrönter Poet, und seine hübschen lateinischen Gedichte wurden mit vielem Beifall aufgenommen. Weil auch aus seinem Namen durch einen Buchstabenwechsel das Wort Ovidius herauskam, wurde er der preussische Ovidius genannt [1]).

In Tilsit war die Provinzialschule glücklicher daran, daß Kriege und Feuersbrünste ihr keinen Schaden zufügten. Wurde gleich die Stadt Tilsit 1679 von den aus Livland in Preussen eingefallenen Schweden besetzt, so hatte dieses doch keine sehr gefährlichen Folgen für sie, viel weniger zog es ihren gänzlichen Ruin nach sich: wie denn auch bald darauf, nach der bei Splitter erlittenen Niederlage des schwedischen Heeres, die Stadt Tilsit diese Gäste los wurde. Dagegen erhielt die Schule 1684 ein neues und vortreffliches Gebäude, welches Churfürst Friedrich Wilhelm mit großen Kosten von einem holländischen Baumeister aufführen ließ [2]). Da aber die Anlage dieser Schule vornämlich die Kultur der litthauischen Sprache zur Absicht gehabt hatte, und solches

[1]) Die vollständigste Nachricht von seinem Leben, nebst dem Verzeichnisse seiner Schriften findet man in „Tolckemit, Elbingscher Lehrer-Gedächtniß" S. 46—57, und einige Zusätze in „Arnoldt, Zusätze zur Hist. der Univ." S. 110 u. 111.

[2]) Es wurde den 11. Decbr. desselben Jahres vom Rektor M. Hehl durch eine nachmals gedruckte Rede eingeweiht. Eine Beschreibung des Gebäudes steht in Erl. Preußen Bd. 4. S. 618.

nicht immer beobachtet ward, so daß zuweilen unter den Lehrern kein einziger derselben kundig war; suchte man diesem Mangel abzuhelfen. Es wurde daher 1638 in dem sogenannten Insterburgischen Kirchenrecesse Cap. 3. N. 1. festgesetzt, daß ein besonderer, der litthauischen Sprache recht kundiger, sehr wohl erfahrener und geübter Collega angenommen werden sollte, der zwanzig, dreißig, auch wohl mehrere Knaben, Kinder von Pfarrern, Bürgern oder gebornen Litthauern, in dieser Sprache aufs gründlichste zu unterrichten hätte [1]). Allein dieser Vorschlag kam vermuthlich darum nicht zur Ausführung, weil keine Quellen zur Besoldung eines solchen Lehrers ausfindig zu machen waren. Dagegen wurde bei der Schule ein Pauperhaus im Jahr 1698 errichtet, welche Stiftung Tilsit vor allen andern Schulen in den kleinen Städten voraus hat, und wozu der Vicebürgermeister und Medizinapotheker George Falk die Mittel hergegeben.

Folgende sind unter den Lehrern vor anderen zu merken: Heinrich Crusius. Er war von 1613 bis 1617 Rektor, und bekleidete nachher Predigtämter in Brandenburg, Saalfeld, Sensburg, Wilda und Tapiau, wo er den 8. März 1665 gestorben ist. Von 1642 bis 1644 hat er, wie unten gemeldet werden wird, in Königsberg theologische Vorlesungen gehalten. — M. Caspar Devitz, aus Pasewalk in Pommern. Er erhielt 1643 das Rektorat, welches er bis 1664 verwaltete. Außer einer gelehrten Abhandlung de Luna hat er auch eine Sammlung kurzer lateinischer Gedichte unter dem Titel Murmelius continuatus herausgegeben, die in Königsberg 1653, 1666, 1678 und 1707. 8. gedruckt, und viele Jahre in den preussischen Schulen als eine Vorübung zur lateinischen Dichtkunst gebraucht ist. — M. Jacob Reich. Vom hiesigen Rektorat, welches er von 1665 bis 1667 verwaltet hatte, wurde er als ordentlicher Professor der Beredsamkeit nach Königsberg berufen. — M. Burchard Heyl. Er war vorher 6 Jahre Feldprediger bei dem Dönhoffischen Regimente gewesen, wurde darauf hier Conrektor und 1682 Rektor. Eine von ihm verfaßte Schrift, welche den Titel führt: Specimen de barbara et ethnica religione veterum Ducatus (Prussiae) inco-

[1]) Gruber, Corp. Constitut. Pruten. Th. 1. S 43.

larum, und 1680 in Folio gedruckt ist, erläutert die preussischen Alterthümer. — M. Samuel Friedrichs, ein Danziger, wurde 1668 hier Conrektor und in demselben Jahre von Sigismund von Birken zum gekrönten Poeten erklärt [1]). Von ihm sind verschiedene deutsche Gedichte im Druck ausgegangen. — George Motz, aus Augsburg in Schwaben, wo er den 24. Decbr. 1653 geboren war. Er stand anfänglich als Musikus bei der päbstlichen Capelle in Rom, wurde 1682 bei einer Durchreise durch Tilsit unvermuthet zum Cantorat berufen, und bekleidete diese Stelle 51 Jahre bis an sein den 2. Septbr. 1733 erfolgtes Absterben. Es sind von ihm zur Vertheidigung der Kirchenmusik verschiedene Schriften herausgegebenen.

II.

Zu den Städten, die vor anderen gut bestellt waren, gehören:

Bartenstein. Sie hat in diesem ganzen Jahrhunderte geblüht. Die Anzahl der Lehrer ward 1625 mit dem vierten vermehrt; nachdem schon 1621 die Leges Scholae durch den Druck waren bekannt gemacht worden. Unter den Rektoren ist zu merken: M. Nicolaus Harder, aus Demmin in Pommern. Er wurde vom Rektorat der lutherischen Schule in Wilda 1626 hieher berufen. Der bekannte Unitarier Michael Gittichius hatte schon im Jahre 1624 durch einige an ihn geschriebene Briefe [2]) versucht, ihn zu seinen Irrthümern zu verleiten. Diese widerlegte D. Mislenta in einer besonderen Disputation de Christi persona vere divina, die Harder als Respondent 1627 unter ihm vertheidigte.

[1]) Der königsbergische Dichter Martin von Kempen hat ihm in einem langen Gedichte Glück dazu gewünscht. In der „Nachricht von den gekrönten Poeten in Preußen," die in der 1sten Sammlung der „Schriften der königsbergischen deutschen Gesellschaft" S. 372—402 steht, kommt Friedrichs, wie verschiedene andere, nicht vor.

[2]) Diese stehen in „Bock, historia Antitrinitariorum Th. 1. S. 386—92.

Friedland. Diese Schule blieb größtentheils noch in guter Verfassung und war mit drei Lehrern besetzt, von welchen der dritte gegen das Ende dieses Jahrhunderts den Titel als Conrektor nebst einem vermehrten Gehalt erhielt. Als einen Liederdichter hat unter den Lehrern sich bekannt gemacht: George Weissel. Er war in Domnau 1590 geboren, und stand dieser Schule von 1614 bis 1617 als Rektor vor. Nachher ist er Pfarrer auf dem Roßgarten in Königsberg geworden; seine Kirchengesänge werden unten namhaft gemacht werden.

Heiligenbeil. Bei dieser Schule standen gleichfalls drei Lehrer, welche Anzahl sie auch nachher behalten hat. Unter ihnen kommt ein lateinischer Dichter vor, Erasmus Rothmaler, ein kaiserlicher gekrönter Poet. Nachdem er von 1628 Cantor in Rastenburg, und von 1629 Rektor in Riesenburg gewesen, wurde er 1636 Rektor in Heiligenbeil, und ging darauf 1639 als Prediger nach Neukirch und Schönhorst im marienburgischen, 1642 aber nach Gütland im danziger Werder, wo er den 28. Novbr. 1662 gestorben ist. Seine Deliciae poëticae s. Epigrammata sind in drei Abtheilungen in Danzig 1651 und in den beiden folgenden Jahren in 8. herausgekommen [1]).

Insterburg. Die lateinische Schule in dieser Stadt, welche im vorigen Jahrhundert ihren Anfang genommen hatte, kam bald in Flor, und es haben seitdem immer vier Lehrer bei derselben gestanden. Verschiedene nachmals berühmte und gelehrte Männer haben um diese Zeit des Unterrichts darin genossen.

Unter ihren Rektoren haben sich durch Schriften bekannt gemacht: M. Bartholomäus Bilovius, aus Stendal in der Mark, wo er den 14. Septbr. 1573 geboren war. Er hatte den 13. Aug. 1596 in Prag den poetischen Lorbeerkranz erhalten, war auch in Italien Comes Palatinus geworden, und führte danächst den Titel eines Eques auratus und Civis Romanus. Nach seiner Ankunft in Preussen wurde er 1603 Rektor in Wehlau und 1604 in Insterburg. Von hier ging er 1608 wieder in sein Vaterland [2]). Seine Gedichte werden unten ange-

[1]) Mehrere Nachricht von ihm findet man in den „Schriften der königsbergischen deutschen Gesellschaft" 1. Samml. S. 394—95.

[2]) Ebendas. S. 375—76.

führt werden. — M. Christoph Langhansen, aus Friedland im brandenburgischen Preussen. Er war von 1660 bis 1662 Subinspector des Collegiums in Königsberg gewesen, wurde sodann hier Rektor, und starb 1673, nachdem er 12 Disputationen über verschiedene philosophische Themata herausgegeben hatte [1]). — M. Johann Piker, vorher Prorektor im Kneiphofe (S. 165), wurde hier 1681 Rektor und starb den 29. Septbr. 1693 [2]). Unter ihm stand die Schule in ihrem größten Flor, und er hat sehr viele geschickte Leute auf die Akademie dimittirt. Außer der 1669 herausgegebenen Abhandlung de prudentia, arte et scientiis de iis, verschiedenen Einladungsschriften zu Redeübungen und einigen Predigten, hat er auch die Aretologia Christiana geschrieben, von der unten gehandelt werden wird. — D. Johann Piker, ein Sohn des vorigen. Er war Doctor der Medicin, folgte 1693 seinem Vater im Rektorat, und verwaltete es bis an sein 1699 erfolgtes Absterben.

Unter den Conrektoren hat sich hervorgethan Simon Segers, aus Tangermünde in der Mark, wo er den 2. Dezbr. 1623 in die Welt trat. Er war von 1648 bis 1652 hier Conrektor, legte darauf diese Stelle nieder, und that eine Reise fast durch alle Länder Europa's, die Inseln des mittelländischen Meeres und

[1]) Die vier Disputationen de coeli politici planetis septem werden in „Hamberger, zweiter Nachtrag zu dem gelehrten Teutschland" S. 773. irrig Dr. Langhansen, Prof. der Theol. u. Math. zu Königsberg, zugeschrieben.

[2]) Spener hielt ihn sehr werth und stand mit ihm in Briefwechsel. Ein Schreiben an ihn, nebst den Anmerkungen über die Aretologia Christiana, ist in den „Theol. Bedenken" Th. 3. S. 328—334 abgedruckt. Eben daselbst S. 376. zählt er den Piker unter die drei christlichen gottseligen Schullehrer, die ihm bekannt wären; und im 4. Th. S 184 nennt er ihn „seinen lieben durch Correspondenz gewordenen Freund, dessen christliche Arbeit an der Jugend Gott sehr gesegnet." Es lobt ihn auch Arnoldt in der Kirchen- und Ketzer-Historie Th. 4. Absch. 3. No. 18. sehr und zählt ihn unter die Zeugen der Wahrheit. Ein gleiches thut Lysius in seiner Synopsis controversiarum S. 7., und Lilienthal bezeugt in der „Exeget. Bibliothek" S. 689, daß er Speners Lehrsätze vom thätigen Christenthum wohl gefaßt und dieselben zuerst in Preussen bekannt gemacht, auch deßhalb manche Widerwärtigkeiten habe erdulden müssen. Unter Pikers Namen ist auch des Bartholomäus Georgievitz Epitome de moribus Turcarum zu Hanau 1686. 12mo herausgekommen. Daß aber damit ein Betrug begangen sei, hat Bayer in den „Preußischen Zehnden." Bd. 2. S. 150. angemerkt.

die Küsten von Afrika und Asien. Nach seiner Wiederkunft wurde er 1665 churfürstlicher Legationssekretair, darauf Beisitzer des samländischen Consistoriums, auch nachher churfürstlicher Rath und Aufseher der Wallenrodtischen Bibliothek. Er starb den 11. Mai 1684, und hinterließ eine Reisebeschreibung im Manuscript. Sein Bildniß ist in Kupfer gestochen [1]).

Liebstadt. In der hiesigen Schule ist sonst niemals der Unterricht in den Anfangsgründen der höheren Wissenschaften ertheilt worden, und sie hatte in diesem Jahrhunderte das traurige Schicksal, daß, als den 30. Mai 1659 die Stadt, welche von den Schweden besetzt war, durch das Bombardement fast gänzlich eingeäschert wurde, das Schulgebäude gleichfalls im Feuer aufging, und erst 50 Jahre nachher, 1710, wieder erbaut ward. Indessen befand sich um diese Zeit unter ihren Lehrern ein Mann, der sie auf eine Zeit lang in solche Aufnahme brachte, als weder zuvor noch nachher geschehen ist. Es war der Rektor Christian George Klöttner. Er wurde 1686 Conrektor in Pillau, erhielt darauf 1689 das hiesige Rektorat und bekleidete es bis an seinen 1733 erfolgten Tod. Durch seine Geschicklichkeit und Treue kam die Schule in einen guten Ruf und erhielt einen bedeutenden Zuwachs an Schülern, von denen er nach und nach dreißig zur Akademie tüchtig gemacht und auf dieselbe dimittirt hat [2]).

Marienwerder. Diese Schule erhielt sich eine Zeit lang in guter Verfassung, fing aber zuletzt an, in einige Abnahme zu kommen; weshalb 1684 die bisherige Conrektorstelle einging. Unter den Rektoren sind zu merken: Adam Volland, aus Sprottau in Schlesien. Er wurde 1663 Rektor und war ein gekrönter Poet [3]). — M. Bartholomäus Wilhelmi, gleichfalls ein gekrönter Poet, wurde 1601 Professor am Gymnasium zu Thorn, 1605 Conrektor daselbst, 1607 Rektor in Marienwerder, 1612 Hypodidascalus am königsbergischen Pädagogium, 1613 Oberin-

[1]) Ausführlich steht sein Lebenslauf bei der ihm von Bernh. v. Sanden gehaltenen und 1684. 4. gedruckten Leichenpredigt.

[2]) Unter seinen Schülern war auch der nachmals berühmt gewordene M. Lilienthal, der in den Acta Boruss. Bd. 3. S. 791. Klöttner's unermüdeten Fleiß und Treue, die er an die Jugend gewandt, sehr rühmt.

[3]) Schriften der königsbergisch deutsch. Gesellschaft, 1. Samml. S. 400.

spektor des Alumnats daselbst, und 1618 Professor der lateinischen Sprache auf dortiger Akademie. Als hiesiger Rektor hat er Triumphus Poëtices scholasticus in Danzig 1609 herausgegeben.

Preussisch-Holland. Es hat dieser Schule nicht an geschickten Lehrern gefehlt, welche verschiedene junge Leute tüchtig gemacht haben, die akademischen Vorlesungen mit Nutzen zu besuchen. Sie erhielt auch 1618 ein neues Gebäude, wozu der Churfürst Johann Sigismund die Baumaterialien schenkte [1]). Doch waren ihr einige Male theils die Drangsale des Krieges, theils andere widrige Umstände nachtheilig: wie denn das Rektorat von 1662 bis 1674 unbesetzt blieb, und so lange vom Diakonus verwaltet werden mußte. Als ein poetischer Schriftsteller kommt unter den Rektoren vor George Werner. Er war in Preussisch-Holland den 22. März 1589 geboren, wurde 1614 Collega im Löbenicht, 1616 Rektor in seiner Vaterstadt, 1621 aber Diakonus im Löbenicht, wo er den 15. Juli 1653 starb. Von ihm eine poetische Uebersetzung der Psalmen.

Rastenburg. Die gute Beschaffenheit, in welcher die hiesige Schule sich im vorigen Jahrhunderte befunden hatte, währte im jetzigen so lange fort, bis einige traurige Ereignisse ihr einen harten Stoß gaben, wodurch sie beinahe zu Grunde ging, jedoch auch bald sich wieder erholte. Eine wüthende Pest raffte im Jahre 1620 zwei Lehrer nebst 130 Schülern weg, und eine andere entvölkerte 1625 die Stadt fast gänzlich: indem drittehalb tausend Einwohner daran starben, und auch die Schule leer ward. Im Jahr 1658 war ihr die Seuche abermals gefährlich, da durch sie zwei Rektoren nach einander und nicht wenige Schüler ihr Leben einbüßten. Das Unglück, welches Rastenburg im ersten schwedischen Kriege durch den feindlichen Ueberfall und eine barbarische Plünderung betraf, mußte auch die Schule empfinden, als deren Gebäude 1629 bei der Einquartirung der irländischen Soldaten sehr beschädigt und fast unbrauchbar gemacht wurde [2]). Diese Plage war noch nicht verschmerzt, so ward 1631 in der nur zwei

[1]) Erl. Preussen Bd. 4. S. 500.

[2]) Weitläuftigere Nachricht ertheilt davon des dortigen Erzpriesters Prätorius „Danksagungspredigt für die Befreyung von dieser Einquartirung." Königsberg, 1630. S. C. 2.

Meilen entlegenen Stadt Rößel im Bisthum Ermland ein Jesuitencollegium angelegt. Dasselbe kam bald in solchen Ruf, daß Adelige und Bürgerliche aus dieser Gegend sich haufenweise dahin begaben, wodurch die Schule in Rastenburg gänzlich in Verfall gerieth; weshalb auch die beiden Stellen eines Conrektors und Collegen aufgehoben werden mußten. Es währte aber nur wenige Jahre, so kam die Schule wieder in Flor, die beiden Lehrämter wurden besetzt, und 1691 ein neues wohl gelegenes Gebäude aufgeführt. — Vor anderen hat sich unter den Rektoren um diese Schule verdient gemacht: Johann Waldau. Er erhielt das Rektorat 1625 und wurde darauf 1632 Pfarrer in Schönfließ. Aber aus stärkerer Neigung zum Lehramt in der Schule als in der Kirche, legte er 1638 sein Predigtamt nieder, und nahm die vorige Rektorstelle wieder an. Durch seine unermüdete Sorgfalt wurde die verfallene Schule nach und nach wieder in einen blühenden Zustand gebracht.

Wehlau. In dieser Stadt blieb die Schule gut bestellt, erhielt 1612 ein neues Gebäude, welches den 16. Octbr. eingeweiht ward, und die Anzahl der Lehrer wurde 1623 mit einem dritten vermehrt, der anfänglich den Titel eines Collegen, nachher eines Conrektors führte. Unter diesen letzteren hat sich bekannt gemacht Johann Christoph Diezel, der aus Walterkehmen bei Insterburg gebürtig war, und diese Stelle von 1695 bis 1700 bekleidete. Er hat einige sehr sinnreiche Gedichte im Druck ausgehen lassen.

In Hinsicht der inneren Beschaffenheit dieser Schulen blieb es, was die Lectionen und Lehrart betrifft, in den meisten Stücken bei dem Alten, außer daß einige bisherige Lehrbücher mit andern verwechselt wurden. Bei dem Vortrage der Theologie wählte man, anstatt des bisher gebräuchlich gewesenen Corpusculum doctrinae des Bischofs Wigand, nunmehr Conrad Dieterici's Praecepta catechetica zum Leitfaden. Dieses Buch ward zuerst in die kneiphöfischen Schule eingeführt, wo man es in den oberen Klassen in lateinischer, in den unteren in deutscher Sprache erklärte. Die übrigen großen Schulen folgten diesem Beispiel; zu ihrem Gebrauche ward es in Königsberg 1642. 8.

gedruckt und 1674 von neuem aufgelegt. Es empfahl sich besonders dadurch, daß darin die Kunstwörter der in Preussen so sehr beliebten aristotelischen Philosophie zur Erklärung des Catechismus angewandt sind. Da aber, was näher angezeigt zu werden verdient, die Polemik damals fast die vornehmste theologische Wissenschaft ausmachte, und man es für nöthig hielt, daß auch schon in den Schulen die Jugend einen Vorschmack davon bekäme, so waren diese Praecepta catechetica dem Zwecke nicht völlig angemessen. Daher wurden neben ihnen auch desselben Dieterici Institutiones catecheticae, worin die über jeden Glaubensartikel entstandenen Streitigkeiten vorgetragen werden, in die oberen Klassen eingeführt; und diese fanden desto mehr Beifall, da das Dogmatische und Polemische den Regeln der damaligen Dialektik und Analytik gemäß darin abgehandelt war [1]). Demnächst blieb die Erlernung der lateinischen Sprache die vornehmste Beschäftigung in den Schulen. Anfangs wurden die bisher zum Grunde gelegten Sprachlehren noch beibehalten, und für die Anfänger gab der damalige Professor der griechischen Sprache George Ratiche den Donatus purior atque correctior zu Königsberg 1611. 8. heraus. Nachher aber ward des Johann Rhenius lateinische Grammatik mit allgemeiner Uebereinstimmung in den Schulen eingeführt, die auch, wie es ausdrücklich auf dem Titel heißt, in usum scholarum in Ducatu Prussiae, in Königsberg 1677. 8. gedruckt wurde, so wie desselben Verfassers Tirocinium Latinae linguae gleichfalls pro scholis in Prussia ducali in Königsberg 1692. 8. aus der Presse trat [2]).

[1]) D. Mislenta lobt daher in der Vorrede, welche er dieser königsbergischen Ausgabe der **Praecepta catechetica** vorgesetzt hat, dieselben besonders aus dem Grunde, „weil darinnen der Text des Catechismi nach der Logik-Kunst fein artig resolviret und analysiret wird; hingegen die irrige und schwermerische Meynungen der Ketzer und Irrgeister gründlich widerleget werden." Und M. Hoynovius nennt in seiner Abhandlung **de vitio Apostasiae a Lutheranismo ad Papatum (1710. 4.)** S. 4. den Dieterici **communem in scholis nostris Theologiae orthodoxae Doctorem**

[2]) Preussen war eins der ersten Länder, in deren Schulen des Rhenius Grammatik eingeführt ward, als man noch in Sachsen selbst, wo sie verfaßt und herausgekommen war, Bedenklichkeiten deßhalb hegte, und die Universität Wittenberg verschiedene Fehler daran bemerkt haben wollte; wie dieses in **Erasmus Schmidius, centuriae praecipuarum falsitatum in libris grammaticis Rhenii. Vitemb, 1616. 8.** S. **A. 5. b.** gemeldet wird.

Allein die lateinische Sprache, in der diese Grammatiken abgefaßt sind, so wie die Weitläuftigkeit und Dunkelheit mancher Regeln, vermehrten sehr die Schwierigkeiten des Unterrichts; und die übrigen hiebei zu Hülfe genommenen Lehrbücher waren auch nicht hinlänglich, sie überall zu erleichtern. Die in dieser Absicht von dem bekannten Johann Amos Comenius ausgearbeiteten Schriften waren fast in allen Ländern Europas bekannt geworden und erhielten auch in den preussischen Schulen ein classisches Ansehen. Seine Janua linguarum aurea reserata oder Seminarium ward daher nicht nur in Königsberg 1678. 8. neu aufgelegt, sondern auch, um sie für Preussen desto brauchbarer zu machen, mit einer polnischen Uebersetzung versehen; so wie sein Vestibulum gleichfalls hier 1690. 8. in einem neuen Abdrucke erschien. Unter den römischen Schriftstellern wurden Terenz und Cicero am häufigsten, seltener Cornelius Nepos, und zuweilen auch Valerius Maximus, von den neueren aber Muretus erklärt. Auf die lateinische Wohlredenheit wandte man sowohl theoretisch als praktisch vielen Fleiß. Neben des Aphthonius Progymnasmata dienten hier anfangs die früher bereits angezeigten Institutiones rhetoricae des Raschius zum Leitfaden, und der Archipädagogus Crebs gab gleichfalls zum Gebrauche des Pädagogiums seine Praxis rhetorica 1611. 8. heraus. Allein beide wurden nachher von des Vossius Rhetorik, die vor ihnen allerdings den Vorzug behauptete, verdrängt; und diese trat in einer neuen Auflage, zum Gebrauche der Schulen dieses Landes, zu Königsberg 1654. 12. an das Licht. Doch mußte sie bald des Joh. Martini rudimenta Rhetoricae weichen, die in Danzig 1643. 8. und in Königsberg 1673. 8. nachgedruckt wurden. Es ward aber bei dem Unterrichte in der Beredsamkeit vornämlich die Lehre von den Tropen und Figuren eingeschärft, demnächst wurden genau zergliederte Entwürfe der Reden abgefaßt und häufige Ausarbeitungen geliefert. Da man nun bei diesen oratorischen Uebungen hauptsächlich die Cultur der lateinischen Sprache im Auge hatte, welches auch von den poetischen galt; hingegen nach der damaligen Einrichtung einige Sprachen und Wissenschaften, die jetzt in den Schulen gelehrt werden, in denselben theils gar nicht, theils nur dem Anfange nach getrieben wurden; so ward dadurch desto mehr Zeit für das Lateinische gewonnen, und die Jugend konnte es darin zu einer größeren Fer-

tigkeit bringen. Hiezu trug auch die damals allgemein übliche Gewohnheit, in den Schulen nur Lateinisch zu sprechen, zwar etwas bei; aber sie ward zugleich ein starkes Hinderniß, die ächte Reinigkeit und Zierlichkeit in dieser Sprache zu erlangen, indem die deutschen Wortfügungen sich in die lateinischen einschlichen und unvermerkt so geläufig wurden, daß es nachmals zu spät war, sie sich abzugewöhnen. Nächst der lateinischen war die griechische Sprache einer der vornehmsten Gegenstände des Unterrichts in den Schulen, und man ging darin schon weiter, als es in den vorigen Zeiten geschehen war. Anstatt Metzlers Grammatik ward nunmehr die von Otto Gvalperius und nachher die von Johann Rhenius verfaßte gebraucht; letztere auch von den Rektoren der drei großen Schulen in Königsberg verbessert und vermehrt. Sie trat hier 1646. 8., und darauf in einer neuen Auflage 1680 aus der Presse. Das Neue Testament und des Posselius Colloquia wurden von den Anfängern, so wie Hesiod, Isokrates und Plutarch, zuweilen auch Herodian und Pindar, von denen, die schon weiter gekommen waren, übersetzt; und einige junge Leute brachten es damals, schon in ihren Schuljahren, zu einer vorzüglichen Stärke im Griechischen [1]). Zu dem Ende wurden die Schüler in allerlei griechischen Ausarbeitungen in gebundener und ungebundener Schreibart geübt. Desto weniger beschäftigte man sich mit der hebräischen Sprache. Sie blieb entweder aus dem Umfange der Schulwissenschaften gänzlich ausgeschlossen, oder es wurden nur ihre ersten Anfangsgründe vorgetragen [2]). Ein besseres Glück hatte die

[1]) Zu diesen gehört z. B. der nachmals berühmte hiesige Professor der Mathematik Linemann, von dem Thilo in der auf ihn gehaltenen Laudatio funebris S. B. 3. meldet, er habe schon in der hiesigen Kathedralschule den Lucian, Isokrates, Hesiod und Homer durchgelesen, besonders aber mit dem Pindar sich so bekannt gemacht, daß er ihn fast auswendig konnte.

[2]) Rittangel schreibt in der „Erinnerung an den christlichen Leser," gleich nach der Dedication seiner „Hochfeyerliche Solennitäten, der Juden", von den orientalischen Sprachen: „Weil die Sachen in den Schulen nicht getrieben werden; muß die Jugend alsdenn erst die Buchstaben kennen lernen, wenn schon eine vollkommene Uebung in den Sprachen seyn sollte." Zwar sagt D. Johann Behm in der Vorrede vor dem in Königsberg 1625. 4. herausgegebenen „Littauischer Psalter": „Die liebe Jugend muß bey uns in Schulen die beste Blüthe ihres Lebens zubringen, ehe sie die lateinische, griechische und ebräische Sprache recht

lateinische Poesie, mit deren Regeln man sich genau bekannt machte, und aus den besten Dichtern, Virgil, Ovid, Horaz, auch zuweilen aus dem Prudentius und Buchanan, ihre eigenthümlichen Schönheiten zu schöpfen suchte. Für Anfänger war von Devitz der Murmelius continuatus herausgegeben. In Ausarbeitung lateinischer Gedichte wetteiferte die Jugend desto emsiger, da eine darin erworbene Fertigkeit für das beste Zeugniß von ihrer Geschicklichkeit überhaupt gehalten ward. In der Logik ward das Augenmerk vornämlich auf die Syllogistik gerichtet, und diese nach allen Subtilitäten der Figuren, Moden, Reduction und Fallacien vorgetragen. Hiebei diente des Raschius Dialektik eine geraume Zeit zum Wegweiser, bis später Johann Scharff's Manuale logicum den Vorzug erhielt. Dieses ist daher in Königsberg dreimal nach einander, 1650, 1662 und 1685 im Druck ausgegangen, und vom kneiphöfischen Rektor Neufeld noch mit besonderen Anmerkungen, welche 1651. 12. herauskamen, begleitet und erläutert worden. Dramatische Handlungen sind das ganze Jahrhundert hindurch sehr häufig in den Schulen angestellt; und eine Menge im Druck ausgegangener Einladungsschriften zeugt sowohl von dem Fleiße, welchen man auf diese Schauspiele verwandt hat, als auch von den Regeln, nach denen sie verfaßt sind. Die Vokalmusik ward aus denselben Gründen, als vorher, stark getrieben, und einige herausgegebene Anweisungen dazu werden unten angeführt werden. Dagegen blieben die Anfangsgründe der Mathematik, die Rechenkunst ausgenommen, so wie die historischen und geographischen Wissenschaften in den Schulen größtentheils unbekannt.

fasset." Aber in Hinsicht der letzteren wird er wohl mehr die hohen als die niedrigen Schulen gemeint haben. Daß indessen zuweilen auch in diesen das Hebräische, wenn die Lehrer desselben kundig waren, getrieben sei, ersieht man z. B. aus der Lebensbeschreibung des Bischofs von Sanden, in welcher (Erl. Preuß. Bd. 4. S. 435) gemeldet wird, daß er in der Schule zu Insterburg nicht nur die griechische, sondern auch die hebräische Sprache wohl gefaßt habe.

Erinnerungen *).

Von E. Heinel.

3.

Die lateinische Schule.

„Die Schule dumpf und düster,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernste Küster
Ein Weltgebieter schien."
Matthisson.

Wenn man die geräumigen, oft prächtigen Gebäude betrachtet, welche die heutige Zeit dem höhern Schulunterrichte allenthalben herzustellen bemüht ist, die oft eben soviel geschmackvolle Würde in ihrem Aeußern, als bequeme und zweckmäßige Anordnung im Innern darbieten, und dabei doch die Klage der Unzufriedenheit über diese und jene Mängel laut werden hört; wenn man das Personal der an den höheren Schulen festangestellten Lehrer zählt, das oft noch durch Hilfslehrer beträchtlich vermehrt wird, und doch schwere Seufzer wegen Ueberbürdung mit Lehrstunden vernimmt; wenn man die heutige Besoldung der Lehrer mit derjenigen vergleicht, welche noch vor fünfzig Jahren gebräuchlich war, und doch erfährt, daß sie vielfach noch als ungenügend bezeichnet wird: dann muß man in der That die Genügsamkeit der Vorfahren bewundern und es fast unbegreiflich finden, wie sie, unter unendlich beschränkten Verhältnissen, oft in Lokalen, die man heute kaum für eine dreiklassige Elementarschule ausreichend finden möchte und mit einem Lehrerpersonale, das bisweilen nicht einmal so viele Männer zähle, als die Schule Klassen, dennoch Resultate erzielte, die den Anforderungen der Zeit vollkommen genügten, dem Staate wie der Kirche sehr tüchtige Beamte erzogen und selbst Gelehrte, Schriftsteller, Dichter und Künstler heranbildeten. Es ist gewiß kein geringes Lob unserer Zeit, daß sie dem Jugendunterrichte vor-

*) Vergl. N P P B. Bd. VII. S. 317. Bd. VIII. S. 161.

zugsweise ihre rege Theilnahme zugewandt hat und fort und fort alle die Hindernisse wegzuräumen bemüht ist, die dem großen und heiligen Zwecke entgegenstehen, vielseitige Geistesbildung nach allen Richtungen hin zu verbreiten. Aber um so größere Anerkennung verdienen jene Männer, welche mit tausend Schwierigkeiten und Hemmnissen ringend, dasselbe Ziel verfolgten und den Geist erweckten, den die Erreichung dieses Zieles so unendlich erleichtert. Wenn irgendwo die höheren Schulen unserer Zeit nicht leisten, was sie sollen: so ist das lediglich nur ihre Schuld. Denn an den nöthigen Mitteln fehlt es nicht mehr.

Wenn ich dich betrachte, du alte lateinische Schule von Marienburg, wie du dich so bescheiden in eine Seitengasse zurückgezogen hattest, die man „hinter den Ställen" nannte, wie du von vorne so grau und düster aussahst, daß man dich eher für ein Spital, oder höchstens für eine Art Kloster, als für eine Gelehrtenschule halten mußte, und wie du von der Nogatseite betrachtet, vollkommen wie ein geräumiger, hoher Gefängnißthurm aussahst, eine Aehnlichkeit, welche durch die Eisengitter vor den Schulfenstern bis zur Täuschung gesteigert wurde; wenn ich im Geiste deine drei Schulzimmer durchwandere, nämlich „das große und das kleine Auditorium" und eine Treppe höher das, von den Tertianern sehnlichst gewünschte Paradies, in welchem Prima und Sekunda friedlich zusammen wohnten, und endlich das dunkle, dicht neben der Treppe belegene, winkliche Dachstübchen, welches dem Namen nach die vierte Schulstube war, aber wegen seines unbrauchbaren Ofens im Winter nicht benutzt werden konnte und selbst auch im Sommer nur für einzelne Stunden in Anspruch genommen wurde: so kommt mir die Einrichtung einer lateinischen Schule jener Zeit wie ein romantischer Traum vor, dessen Verwirklichung man heute zu Tage geradezu in das phantastische Reich der Unmöglichkeiten verweisen möchte. Doch, ich will versuchen, dein würdiges Bild so klar, als möglich vor die Augen der staunenden Gegenwart zu stellen, damit die graue Steintafel, welche über deiner Hausthüre mit erloschenen goldenen Buchstaben in lateinischer Sprache der Nachwelt verkündigt, daß ein Herr Kakelbey gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts dich auf seine Kosten ausgebaut und dem Jugendunterrichte gewidmet habe, gehörig gewürdiget und verstanden werde.

Ganz offenbar hat nämlich das jetzige Schulgebäude zu den Vertheidigungsthürmen der Stadt gehört und ist der Sage nach auch zu Gefängnissen benutzt worden. Es ist an den Uferberg der Nogat so angebaut, daß es auf der hoch gelegenen Straße nur zwei Stock, von der Stromseite betrachtet deren aber vier bildet. Natürlich sind hier die beiden unteren nur Kellergeschosse, welche so viele dunkle und kühle Räumlichkeiten darbieten, daß die ganze Stadt ihre Vorräthe darin unterbringen könnte. Alles durch und durch symbolisch! Vertheidigungsthurm und Gefängniß, von der einen Seite hoch, von der andern niedrig anzusehen, in ihrem tiefsten Grunde dazu bestimmt, die Vorrathskammern ganzer Generationen zu sein, stellt dieses Gebäude gleichsam die begriffliche Gestalt der Schule in äußern Formen dar.

Von den elf Zimmern des Hauses waren, wie schon erwähnt, nur vier dem Schulunterrichte gewidmet, die übrigen dienten als Lehrerwohnungen. Durch die dunkle, anfangs schmale, dann zur ganzen Breite des Hauses anwachsende Flur gelangte man, an den nach der Straße zu belegenen Wohnzimmern des Prorektors und an seiner Küche und Speisekammer vorüber, zunächst nach dem großen Auditorium, dessen Fenster nach dem Werder ausschauen und die Nogat unter sich haben. Es war wol zweckmäßig genug, daß man diese Fenster von außen mit Eisenstäben vergittert hatte, da die liebe Jugend vor dem Anfange der Lehrstunden und bei jedem Wechsel derselben, allemal ungestüm hinandrängte, um freie Luft zu schöpfen, oder sich an der herrlichen Aussicht zu erquicken, die, je nach den verschiedenen Jahreszeiten, immer neue, lebende Bilder darbot. Im Sommer die Mannichfaltigkeit der vorüberschiffenden Stromfahrzeuge, im Winter die Schlitten und jenseits auf dem Damme jederzeit wandernde, reitende und fahrende Landleute, die auch wohl zuweilen, wenn wir des, den Sammlungen der Schule angehörigen Sprachrohrs habhaft werden konnten, durch allerlei Anreden in die höchste Verwunderung und Bestürzung gesetzt wurden. Am großartigsten aber war und blieb doch der Anblick des Eisgangs, wenn das Heer der riesigen Schollen brausend und krachend daherzog, und von der Schutzmauer, die rings um den Fuß des Schulgebäudes gezogen ist, ganze Ziegelreihen so glatt schnitt, als ob ein Kind einen Apfel durchschneidet, und wir das Dröhnen des zitternden Hauses sehr merklich in den Fußsohlen

verspürten. Oft führte denn dieser furchtbare Heereszug des geschlagenen Winters auch Fragmente zerstörter Häuser, ja ganze Geräthschaften und einmal sogar auch eine Wiege mit einem schreienden Kinde darin, als gute Beute vorüber. Ohne die starken Eisenstäbe an den Fenstern, welche die unruhigen Knabenköpfe zurückhielten, hätte sich bei solchen Gelegenheiten, wo einer den andern drängte, unfehlbar manches Unglück ereignen müssen.

Das große Auditorium ist ein geräumiger Saal, in welchem die beiden Klassen Tertia und Quarta, durch einen hinreichenden Zwischenraum geschieden, genugsamen Platz fanden, der keineswegs dadurch beengt wurde, wenn sich auch die andern Klassen zum täglichen Morgengebete einfanden. Dann betrat einer der Lehrer das Katheder und hielt, nachdem ein Morgenlied gesungen worden, ein kurzes Gebet.

Ausgeschmückt war das Zimmer mit roh gearbeiteten Schultischen und Bänken, die bereits vor Alter braun geworden waren, und unzählige Denkmale der Schnitzkunst von den Händen der Schüler aufzuweisen hatten, wahre Stammbücher der Vorzeit und Gegenwart. Die Wände waren rings mit schwarz eingerahmten Bildern verziert, und unter diesen bei weitem die meisten Probezeichnungen früherer Schüler, die für werth gehalten wurden, einem spätern Geschlechte als Muster vor Augen gestellt zu werden. Unter ihnen befindet sich auch eine sehr zierlich aus Wachs gearbeitete Landschaft, von dem in Danzig verstorbenen Regierungsrathe Cannot. — Nicht weit vom Eingange des Zimmers zeigten sich zwei riesige, verschließbare Schränke, von denen der eine in seiner obern Etage die Naturaliensammlung, in der untern eine Sammlung physikalischer Instrumente enthielt. In dem andern war die Schulbibliothek untergebracht.

Neben der Thüre, die in das kleine Auditorium führte, stand ein alter Uhrkasten mit einer noch älteren Uhr, die schon der heranwachsenden Jugend der Vorzeit schon manche Stunde des Schmerzes und der Freude geschlagen hatte. Sinnbildlich wurde in diesem Uhrkasten auch das eigentliche Schulscepter, eine gewaltige, aus Leder geflochtene Peitsche aufbewahrt, die nur bei feierlichen Strafexempeln ihr Amt verwaltete. Sie war der eigentliche Weiser und Perpendikel der Schulordnung, und ohne nach den Ziffern zu sehen, wußte jeder, welche Stunde es geschlagen hatte, wenn der

Rektor gravitätisch aus der Tasche den Urkastenschlüssel hervorzog, um sie aus ihrer dunklen Behausung an das Licht des Tages zu befördern. Ihr Perpendikelschlag regelte immer auf lange Zeit hin den Gang des ganzen Schuluhrwerkes. Diesem verhängnißvollen Uhrkasten gegenüber, prangte auf der andern Seite des Zimmers, das alte, schwarze Lehrerkatheder, das aber leider schon in den ersten Jahren meines Schullebens, durch ein modernes, aschgraues ersetzt wurde. Zur Seite des Katheders wurde um dieselbe Zeit, etwa fünf bis sechs Fuß vom Fußboden, eine kleine schwarze Nische in die Mauer gearbeitet, und darin die Gypsbüste des Stadtdirektors Benjamin John aufgestellt, welcher, wie die goldene Unterschrift besagt, „Consul civitatis Marienb. et protoscholarchus, de schola bene meritus", gewesen. Nur schwach erinnere ich mich noch der Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes, der nicht bloß durch eine verständige und kräftige Leitung des Gemeinwesens und durch fleißige Sammlungen über die früheren Zustände Marienburgs sich nicht unbedeutende Verdienste erworben hat, sondern auch in jeder Beziehung geistreich genannt zu werden verdiente. Dabei besaß er einen Witz, der eben so fein als derbe und schlagend sein konnte. Nur von der letztern Art will ich eine Probe mittheilen. Bei Gelegenheit einer Hochzeit war er mit einem sehr bauerstolzen, weil reichen und brutal zudringlichen Einsassen des kleinen Werders zusammen. „Wissen Sie auch, mein lieber N. N.", fragte er diesen, „wie sich am besten dreschen läßt?" Als der Befragte nun ungenügende Antworten gab, ergriff er die Hand desselben und indem er sie heftig auf- und abschwang, sagte er: „Wenn man den Flegel in der Hand hat!" Wenn ihm das Lob ertheilt wurde, daß er sich um die Schule wohl verdient gemacht, so war dies keine leere Schmeichelei. Denn er verstand es meisterhaft, zu allen Verbesserungen der Schule, die eingerosteten Kassen der Bürger Marienburgs liquid zu machen. — Wenn ich an ihn denke, so sehe ich ihn immer bei Gelegenheit des öffentlichen Schulexamens, vorn an in der ersten Reihe der Zuhörer sitzen, wie er aus einer gewaltigen Dose mit einem hörnernen Schaufelchen seine Nase fütterte. Er war Vater des in Wien verstorbenen, berühmten Kupferstechers John. Ein zweiter, sehr talentvoller Sohn ist frühzeitig als Prediger verstorben.

Das kleine Auditorium war eben so möblirt, als das große,

nur daß statt der Bilder große hölzerne Schreibtafeln an den Wänden hingen. Auch an zwei kleinen Schränken fehlte es nicht, von denen der eine zur Aufbewahrung von Steintafeln, Tintfässern und dergl. diente, der andre aber in seiner höchst unscheinbaren Hülle einen Schatz in sich schloß, der wenigstens für mich von unendlichem Werthe war, nämlich einen vollständigen Panzer, bestehend aus Brustharnisch, Arm- und Beinschienen, Halsberge, Helm und Pickelhaube, als sehr dauerhaft und stark aus Eisen gearbeitet. Da dem Helme Visir und Halsstück fehlte, so schloß ich späterhin daraus, daß die Rüstung keinem Ritter, sondern nur einen zur Heeresfolge verpflichteten Bürger angehört haben müsse, was meiner Ehrfurcht für sie allerdings einigen Eintrag that, da ich für das Ritterwesen schwärmte. — Unbegreiflich aber bleibt es mir noch jetzt, wie man diesem kostbaren Andenken der Vorzeit damals so wenig Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwandte. Der Schrank nämlich, worin sich der Panzer befand, war unverschlossen und so wurden denn die einzelnen Stücke der Rüstung von den Kindern vielfach herumgeschleppt und beschädigt. Den Helm fand man einmal hinter dem Ofen, wo ihn kleine Knaben zu einem Geschirre benutzt hatten, dessen ordnnngsmäßigen Gebrauch außerhalb des Schulzimmers der Lehrer ihnen verweigert, weil er ihr Anliegen nicht als dringend erkannt hatte, und darüber zur Tagesordnung gegangen war. — Solche Verweigerung aber mußte den Oppositionsgeist der kleinen Knaben um so reger machen, als der eigenthümliche Geruch, der in diesem Zimmer allezeit vorwaltete, sie belehrte, daß das Ziel ihrer Wünsche nur durch eine dünne Wand von ihnen getrennt war. —

In dieser Stube fand man allezeit die beiden untersten Schulklassen, Quinta und Sexta beisammen, die aber beständig nur von einem Lehrer regiert wurden, der die Quintaner mit dem Lineal, die Sextaner mit einer Weidenruthe in Ordnung hielt.

Das Lehrerpersonal zählte bei meinem Eintritt in die Schule bis zum Jahre 1809 im Ganzen genommen nur fünf Häupter, nämlich den Rektor, Prorektor, Konrektor, Kantor und Kollaborator oder Schulkollegen. Einige Jahre früher hatte sich die Schule mit vier, noch früher mit drei Lehrern behelfen müssen. Das gesammte Lehrerpersonal, bis auf den Kollaborator, der vorher Dorfschulmeister gewesen war, bestand aus Mitgliedern des geistlichen

Standes. Die Rektorstelle war mit der zweiten, die Prorektorstelle mit der dritten Predigerstelle bei der evangelischen Kirche verbunden; Konrektor und Kantor waren Kandidaten des Predigtamts. Hier liegt wenigstens der rein kirchliche Ursprung der Schule klar zu Tage. Mein Vater war als erster Prediger zugleich Ephorus der Schule, an der er, aus Liebe zur Sache, freiwillig und unentgeltlich einige Stunden übernommen hatte. — In ältern Zeiten war nur der dritte Prediger als Rektor bei der Schule angestellt. Auf die dringenden Bitten meines Vaters behielt aber Häbler das Rektorat bei, als er in die zweite Predigerstelle einrückte, und sein Nachfolger wurde nun zugleich als Prorektor zum dritten Prediger berufen. Ein bedeutender Gewinn für die Anstalt! Eben so hatte mein Vater schon früher für die Anstellung des Kollaborators Sorge getragen. Trotz dem bleibt es noch immer räthselhaft, wie sechs Klassen in drei Schulzimmern von fünf Lehrern gehörig unterrichtet werden konnten, zumal da drei dieser Lehrer noch an der Kirche beschäftigt waren, die ihnen damals, auch an Wochentagen, genug zu thun gab; denn der Kantor mußte fast ohne Unterschied jede Leiche besingen, zu welchem Behufe dann eine, auch wol zwei oder drei Schulklassen, ihm zu folgen kommandirt wurden. Eben so begleiteten in der Regel alle drei Prediger die Leichen, so daß nur Konrektor und Kollaborator für die Schule zurückblieben. Dazu kamen Wochengottesdienste, die wenigstens in der Passionszeit regelmäßig gehalten wurden und andere kirchliche Amtsgeschäfte, wie sie bei einer Gemeine von 6000 Seelen und bei dem damals vorherrschenden kirchlichen Sinne sehr häufig vorfallen mußten.

Die enge Verbindung der Schule mit der Kirche wurde aber hier noch ganz besonders dadurch bethätigt, daß die Schüler auch zum eigentlichen Kirchendienste, als Chorknaben verwandt wurden. So mußten bei jeder Beichthandlung ein Sekundaner und ein Tertianer, beide in Chorhemden, über welchen der erstere einen blauen, der andere einen rothen Mantel trug, zu beiden Seiten des Altars an die unterste Stufe desselben treten und die s. g. Fragstücke aus dem Katechismus ablesen, wobei der Sekundaner fragte und der Tertianer antwortete. Unsere Zeit möchte über diesen Dialog gewiß in heitere Verwunderung gerathen. Sekundaner: Glaubest du, daß du ein Sünder bist? — Tertianer: Ja

ich glaube es, ich bin ein Sünder. — Sekundaner: Woher weißt du das? — Tertianer: Aus den heiligen zehn Geboten, die ich nicht gehalten habe u. s. w. — Auch beim Abendmahle mußten zwei Schüler fungiren, um den Kommunikanten die seidenen Tücher unterzuhalten, welche verhindern sollten, daß von dem geweihten Brote und Wein etwas auf den Fußboden verschüttet würde. Eben so lag ihnen die Verpflichtung ob, sonntäglich an den Kirchenhallen mit den Becken auszustehen, um die Kollekte in Empfang zu nehmen. — Alles nicht so übel, weil es das jugendliche Gemüth frühzeitig gewöhnte, sich als aktives Mitglied der Kirche zu betrachten.

Wenn nun die Schule dessenungeachtet Tüchtiges leistete und viele Jünglinge zur Universität beförderte, die ihr alle Ehre machten, so konnten solche Resultate nur durch den unermüdlichen Fleiß der Lehrer und durch die Handhabung einer sehr ernsten und strengen Disziplin erzielt werden. Und in der That, die Schulzucht, obgleich ganz im Sinne des alten Prügelsystems, war so gut, wie sie es sein mußte, wenn zwei Klassen von einem Lehrer beschäftigt werden sollten. Nur Prima hatte den Vorzug, den sprachlichen und mathematischen Unterricht in der Privatwohnung des betreffenden Lehrers zu empfangen; in den übrigen Lehrgegenständen war auch diese Klasse mit Sekunda kombinirt. Von Widersetzlichkeit und Trotz, oder auch nur von Unehrerbietigkeit gegen die Lehrer, war niemals oder doch nur höchst selten die Rede. Nur durften die beiden untersten Lehrer, der Kantor und der Kollaborator, in den beiden Oberklassen keine Autorität fordern, was für sie freilich sehr schlimm war, da sie bei Krankheitsfällen der Oberlehrer wol bisweilen in die Verlegenheit gesetzt wurden, Prima und Sekunda zu beschäftigen, oder wenigstens zu beaufsichtigen. Da die Oberlehrer und selbst der Kantor dem geistlichen Stande angehörten, so durften sie keine Zöpfe tragen. Dieses weltliche Vorrecht stand allein dem Kollaborator zu, der sich desselben auch in ziemlich großem Maße bediente. So geschah es denn, daß die Sekundaner ihn eines Tages, als er sie beaufsichtigen mußte, ein Quartblatt Papier, auf welchem das Wort: „Zoppke" in Frakturschrift zu lesen war, so geschickt an seinem ansehnlichen Zopfe befestigten, daß er selbst von dieser Zierde keine Ahnung hatte. Ganz unbefangen trat er nun in das große Auditorium, wo er die fol-

gende Stunde halten sollte und wo sein Erscheinen eine so stürmische Heiterkeit unter den Knaben erregte, daß er zum Lineal griff, um die allgemeine Freude zu dämpfen. Da half aber keine Züchtigung. Denn je mächtiger der Erzürnte zum Schlagen ausholte, desto possirlicher bewegte sich die Inskriptionstafel des Zopfes. Die Knaben reichten geduldig ihre Hände hin, um die harten Schläge in Empfang zu nehmen und lachten doch, weil Niemand es wagte, die Ehrerbietung so weit zu verletzen, dem Lehrer die Ursache des Gelächters zu entdecken. Erst der eintretende Konrektor beendete diese tragikomische Scene. Der Kollaborator aber behielt seitdem den Spitznamen: „Zoppke" bis an sein Lebensende, obwohl er nicht gar lange nach jenem Vorfalle den Unglückszopf abgeschnitten hatte. Dieß ist aber auch der einzige Fall verletzter Ehrerbietung gegen einen Lehrer, den die Geschichte der Schule seit meinem Eintritte in dieselbe (1803) bis zum Jahre 1813 aufzuweisen hat.

Das Lineal war das gewöhnliche Strafinstrument der Lehrer und die Tischler hatten es gut, weil fast monatlich ein neues angefertigt werden mußte, da es bei heftigen Schlägen sehr leicht zerbrach, obgleich manches wol fast einen Viertelzoll dick war. Wol wenige Schüler, welche von den untersten Klassen an die Schule durchgemacht haben, werden sich rühmen können, ganz ohne Erfahrung von der Süßigkeit dieses Holzes geblieben zn sein. Denn das geringste Versehen konnte sofort zur nähern Bekanntschaft mit dem Lineal führen, welches die Lehrer zu diesem Behufe beständig in der Hand führten. Es war ganz der Willkür des einzelnen Lehrers überlassen, so viel zu prügeln, als er wollte, obgleich der Rektor, wie ich späterhin erfuhr, in jeder Konferenz zur Mäßigung ermahnte. Wer auch nur eine Frage in der aufgegebenen Lektion verfehlte, (besonders im Auswendiglernen der lateinischen Konjugationen und sonstigen grammatischen Regeln), wer schlecht geschrieben hatte, in der Stunde plauderte, seine Hände nicht gehörig gewaschen, sein Schnupftuch oder ein Buch vergessen hatte, bekam ohne Barmherzigkeit seine Hiebe, ja oft auch mancher, der nur zufällig seine Augen nach dem Fenster oder nach der Wand richtete, statt den vortragenden Lehrer anzusehen. Oft wurden diese Strafen noch durch stundenlanges Knieen, durch Nachbleiben u. dgl. geschärft. Nun bin ich weit entfernt, eine

solche grausame Behandlung der Schuljugend als Ideal der Schulzucht aufzustellen. Auch mit weniger Prügeln wäre gewiß ganz gut durchzukommen gewesen. Wenn ich aber die Schulzucht gut nannte, so bezieht sich dieses Lob nur auf den Erfolg, nicht auf das Mittel. Es herrschte Ordnung, Gehorsam, Sittlichkeit und Fleiß in der Schule, wenn es auch zweifelhaft bleiben mag, ob diese Tugenden gerade durch Lineal und Peitsche hervorgebracht wurden.

Eines großartigen Strafaktes erinnere ich mich noch sehr lebhaft und weil ähnliche Beispiele in den Schulannalen gewiß zu den Seltenheiten gehören, so will ich seiner hier näher erwähnen. Die beiden zahlreichsten Klassen der Schule, Tertia und Quarta, mit Hinzunahme der jüngern Sekundaner und der ältern Quintaner, hatten Monate lang ein Kriegsspiel getrieben, das nicht ohne traurige Folgen blieb und wahrscheinlich noch größeres Unheil herbeigeführt haben würde, wenn ihm nicht durch die äußerste Strenge ein plötzliches Ende gemacht worden wäre.

Die dabei Betheiligten hatten sich nämlich in zwei Parteien gesondert, deren eine den deutschen Orden unter Plauen, die andern die Polen unter Jagello darstellte. Mit Armbrüsten und Schwertern, Helmen und Schildern waren sie wohl versehen und gewährten, wenn sie gerüstet dastanden, einen recht stattlichen Anblick. Daß beide Heerschaaren nur eine und dieselbe Kriegsmusik hatten, erregte weiter kein Bedenken, und noch weniger fiel der Anachronismus auf, daß es eine moderne Janitscharenmusik war, die zu ihren Schlachten aufspielte. Da waren Roßschweif und Bekken, Triangel und türkische Pauke u. s. w., alles sauber und gut gearbeitet. Nur ein beklagenswerther Umstand fand sich dabei vor. Da nämlich das Taschengeld der Knaben zur Anschaffung dieser kostbaren Instrumente nicht ausreichte, so war einer unter ihnen schlecht oder leichtsinnig genug, die Kasse seines Pflegevaters, eines Schnittwaarenhändlers, zu bestehlen, um das nöthige Geld herbeizuschaffen. Die andern hatten von diesem Verbrechen keine Ahnung, weil der junge Dieb beständig die Taschen voll Geld trug und sich von jeher rühmte, von seinen Pflegeältern so viel Geld zu erhalten, als er nur irgend wollte. In solcher Weise nun war er Oberst-Feldzeugmeister für beide Heere. An den glückseligen Mittwochs- und Sonnabends-Nachmittagen, auch wol hin

und wieder an den Abenden anderer Wochentage zogen die feindlichen Heere in denjenigen Theil des Schloßgrabens, der vor der St. Annenkapelle liegt. Hier nahm das Ordensheer auf der breiten und verhältnißmäßig niedrigen Mauer der ehemaligen Wasserleitung seine Stellung, während die Polen von unten her stürmten. Die Mauer ist hie und da verfallen und bietet bequeme Stellen zum Emporklimmen. Diese wurden von den Stürmenden aufgesucht und erstiegen, während es von oben herab Pfeile, Ziegelfragmente und Schwerthiebe regnete. Die Hinangeklimmten wurden nun mit der Besatzung im eigentlichsten Sinne des Wortes handgemein. Sie rangen mit einander und suchten sich von der Mauer hinabzustürzen, wobei leider ein Paar Arm- und Beinbrüche vorfielen. Die Beschädigten aber verheimlichten vor ihren Angehörigen die Ursache des Schadens und gaben nur vor, unglücklich gefallen zu sein. Einst aber fanden die Ordensritter es für nöthig, höher hinauf besondere Schanzen aufzuwerfen und zu diesem Behufe entblößten und beschädigten sie die Bretterbekleidung des Blitzableiters, der das Schloß beschützt. Es war ein rechter Unglückstag! Denn der Kampf wurde so heftig, daß einige Armbrustbolzen über die ganze Breite des Schloßgrabens hin auf den neuen Weg flogen und hier einige sorglos vorübergehende Standespersonen trafen, die sofort dem Rektor der Schule davon Anzeige machten. — Jetzt ging eine Untersuchung los, die fast so großartig war, als der berühmte Polenprozeß. Beinahe eine Woche über wurde täglich inquirirt, was den Schulstunden allerdings bedeutenden Eintrag that, aber durch Allegirung des Sprichworts: qui proficit in litteris et deficit inmonibus, non proficit, sed deficit, gedeckt wurde. Ich lebte damals harmlos in Quinta. Mein Geschoß war auf Schmetterlinge und Sperlinge nur gerichtet, und wenn ich mit meinen Gespielen einmal einen größern Kriegszug unternahm, um auf Robinsons Insel die Wilden zu bekämpfen, oder dem tapfern Kortez nach Amerika Hilfe zu bringen, so waren wir mit einem Trichter statt der Trompete, mit blechernen Topfdeckeln statt der Becken, mit Trommelstöcken statt der Trommeln zufrieden. Je unschuldiger wir uns aber fühlten, desto größeres Interesse hatte für uns die Untersuchung, welche im großen Auditorium abgehalten wurde. Da bei derselben das ganze Lehrer-Kollegium fast beständig zugegen war,

so hatte Prima und Sekunda Ferien; Quinta und Serta aber war der Leitung eines jungen Mannes überlassen, der als Seminarist dem Unterrichte der Elementarklasse beiwohnte. Als nun der Sonnabend herankam, fällte die Lehrerjuri ihren Urtheilsspruch. Sämmtliche Theilnehmer des ruhmvollen Krieges, wurden verurtheilt, „vor die Hosen" zu bekommen (terminus technicus, euphemisticus), nur wurde nach Maßgabe der Schuld die Anzahl der Hiebe zugemessen. Der Generalfeldzeugmeister kam natürlich am schlimmsten fort, denn er empfing nicht nur die größte Prämie, sondern sollte auch aus der Schule verstoßen werden, ein Urtheil, das nur auf dringende Fürbitte seines Pflegevaters zurückgenommen wurde. Vier Stunden lang dauerte diese unerhörte Exekution, bei der sich alle Lehrer gleichzeitig oder abwechselnd betheiligten, weil die Kraft von Einem oder Zweien nicht ausgereicht haben würde. Außer dem ersten Bewohner des verhängnißvollen Uhrkastens, waren auch viele andre Lederscepter in Bewegung, die bereitwillig von einigen patriotischen Riemermeistern zu Nutz und Frommen der Jugend geliehen worden waren. Das war ein Klappen und ein Geschrei, das gar kein Ende nehmen wollte! Wir Bewohner des kleinen Auditoriums drängten uns aber wechselsweise an das Schlüsselloch der scheidenden Thüre und bohrten noch außerdem diverse Guckloscher in das dünne Brett, und im Gefühle eigener Sicherheit mit „wonnevollem Grauen", zu sehen, wie der Sturm der Gerechtigkeit die mächtigen Häupter beugte, die uns sonst als Wesen höherer Art erschienen waren. — Die gezüchtigten Knaben aber verleugneten ihren feindlichen Parteihaß selbst bei dieser Gelegenheit nicht. Die Operation, die an ihnen vollzogen wurde, war so schmerzhaft, daß fast niemand, aus eigener Willenskraft, auf der Folterbank still zu liegen vermochte. Da mußten sie sich denn gegenseitig den Liebesdienst erweisen, den gepeinigten Leib in der gehörigen Lage festzuhalten, und das thaten viele mit solcher Grausamkeit, daß der Schmerz des Gehaltenwerdens fast noch den Schmerz der Peitschenhiebe überstiegen haben soll.

Bei gewöhnlichen Exekutionen dieser Art wurden die untern Schulklassen in das große Auditorium berufen, und einer der kräftigsten Primaner mußte die Strafe vollziehen. In spätern Zeiten

kam es wol bisweilen vor, daß der Aufgeforderte sich weigerte. Und in der That lag in dem Auftrage nicht viel Ehrenhaftes.

Trotz dieser Strenge, die ja damals in allen Schulen üblich war und vielleicht in Marienburg sich noch weniger fühlbar machte, als anderswo, herrschte hier im Ganzen genommen ein heiterer lebensfrischer Ton und es fehlte auch an Vergnügungen nicht. So war es immer ein Festtag für uns, wenn an irgend einem, durch die Luftbeschaffenheit besonders dazu geeigneten Tage mit der Elektrisirmaschine, galvanischen Säule und Luftpumpe, Experimente angestellt wurden. Wir hatten dann den ganzen Tag über nichts weiter zu thun, als höchst erfreut zuzusehn, und lernten dabei mehr, als in allen physikalischen Lehrstunden. Die Experimente gelangen unserm verehrtem Häbler allemal vortrefflich und für einen möglichst vollständigen Apparat hatte er gesorgt. Selbst die Schüler der untersten Klassen, die noch keinen physikalischen Unterricht genossen, erlangten hier praktisch manche Vorkenntnisse, die ihnen späterhin sehr zu Statten kamen. Denn Häbler unterließ nicht, jedes Experiment, entweder fragend, oder geradezu belehrend, so populär zu erläutern, daß kein aufmerksamer Schüler dem an und für sich unterhaltenden Schauspiele gedankenlos zusehen durfte.

An einem andern Tage kamen die optischen und magnetischen Instrumente an die Reihe, wo uns besonders das Sonnenmikroskop und die Experimente mit konischen und Hohlspiegeln ergötzten.

Allgemeine Spaziergänge der ganzen Schule waren nicht gebräuchlich. Dagegen wurde wol zuweilen, bei ausgezeichnet schönem Sommerwetter, ein halber oder auch ein ganzer Tag, auf Bitten einer oder der andern Klasse frei gegeben, wo denn viele Familien sich vereinigten, um mit ihren Kindern gemeinsam nach Obschalken, einem damals recht hübschen Lustwäldchen, etwa eine halbe Meile von der Stadt entfernt, einen Spaziergang zu machen und sich an der Freude der Jugend mitzufreuen.

Wenn der Winter herankam, so wurde uns vorgestellt, daß, wenn wir ein warmes Lehrzimmer haben wollten, wir die Fensterrahmen mit Papier verkleben müßten, und zu diesem Behufe Freiwillige aufgerufen. Natürlich meldete sich beinahe die ganze Schule. Der Eine brachte Mehl zum Kleister, der andre Papier, und so wurde das Geschäft, unter Beaufsichtigung eines Lehrers, an ei-

nem Mittwochs- oder Sonnabends-Nachmittage mit großem Jubel vollzogen.

Die Schule war damals überhaupt enger mit der Familie verbunden. Auch das häusliche Leben der Kinder stand unter der Aufsicht der Lehrer, und diese wurden nicht selten von den Aeltern ersucht, für Vergehungen, die dort vorgefallen waren, das Strafamt zu übernehmen, wie auf der andern Seite wiederum die Lehrer eine gleiche Bereitwilligkeit von den Aeltern in Anspruch nahmen. Dennoch hielten einige Lehrer mit großer Strenge darauf, daß Niemand „aus der Schule plaudern" solle; wahrscheinlich um ihre bisweilen ungerechte und grausame Behandlung der armen Knaben nicht ins Publikum, oder gar vor die Ohren des Ephorus oder Rektors gelangen zu lassen.

Die Schule erfreute sich einer sehr bedeutenden Frequenz; sie hatte Zöglinge, selbst aus Königsberg, Danzig und Elbing und trotzdem, daß sie fast ausschließlich von evangelischen Geistlichen geleitet wurde, fehlte es nie an Söhnen des polnischen Adels, der damals noch in der näheren und entfernteren Umgegend der Stadt vielen Grundbesitz hatte. Das gebrochene Deutsch, das viele dieser jungen Leute sprachen, so wie die Eigenthümlichkeiten des polnischen Charakters, die oft sehr lebhaft hervortraten, gaben häufig genug zu allgemeiner Heiterkeit Veranlassung. So schrieb einer von ihnen in einer deutschen Ausarbeitung, die er „über den Nutzen des Wassers" (!!!) anzufertigen hatte, unter andern: „wenn es kein Wasser gäbe, wie wollte man denn zu den Inseln gelangen?" Ein anderer fand in einer ähnlichen Arbeit den Hauptvortheil der Schulferien darin, „daß die Lehrer sich von ihrer Bosheit, die Schüler aber von ihrer großen Arbeit und Herzkränkung erholen könnten." — Am merkwürdigsten aber war mir folgender Auftritt, der freilich einer späteren Zeit angehört, weil ich ihm schon als Sekundaner beiwohnte. Es wurde die Reformationsgeschichte vorgetragen und der Lehrer unterließ nicht, Luthers Verdienste nach Kräften in ein glänzendes Licht zu stellen. Da sprang ein junger, hoch aufgeschossener Pole, der in Prima saß, voll Ingrimm auf und rief: „Was Sie da vortragen, Herr Professor, ist alles verflucht gelogen!" — und wandte den Rücken und ging davon und kam nie wieder.

Der neue Morgen, welcher nach dem Tilsiter Frieden für das

gesammte vaterländische Schulwesen aufging, führte auch für die Schulen Marienburgs mancherlei Verbesserungen herbei. Zunächst wurde die bisherige „lateinische Kantorstelle" von der Kirche emanzipirt und in eine Subrektorstelle verwandelt, die mit dem Kirchendienste nichts mehr zu schaffen hatte. Eben so ging die Stelle eines „polnischen Kantors", die mit dem allmähligen Erlöschen der polnischen Zunge in der evangelischen Stadtgemeine überflüssig geworden war, vollkommen ein. Der polnische Kantor hatte seine Wohnung dicht neben der lateinischen Schule und unter seiner Leitung befand sich hier eine städtische Lehranstalt, die von Knaben und Mädchen gleichzeitig besucht wurde. Nachdem nun der letzte polnische Kantor (Tibusch mit Namen) glücklich zu einer Pfarrstelle promovirt worden, wußte es mein Vater zu bewirken, daß auch die von jenem bisher geleitete Schule eine heilsame Umwandlung erlitt. Die Knaben, welche dieselbe besucht hatten, wurden in die lateinische Schule übergesiedelt und der neuangestellte Kantor — von jetzt ab der alleinige (deutsche) nur zum Unterrichte für Mädchen und zur Ertheilung des Gesangunterrichtes in der lateinischen Schule verpflichtet. So entstand die erste städtische Mädchenschule in Marienburg, deren Direktion Häbler gleichfalls übernahm, während auch Konrektor und Subrektor der lateinischen Schule einige Stunden in ihr ertheilten.

Bald darauf ging der preußischen Schulwelt in Zeller, dem Apostel Pestalozzi's, ein neues Gestirn auf, das wol kaum an einem andern Orte mit größerer Anerkennung begrüßt sein dürfte, als eben in meiner Vaterstadt. Häbler ging selbst auf längere Zeit nach Königsberg, wo Zeller einen Lehrkursus für sein Evangelium eröffnet hatte, und kam erfüllt und durchdrungen von neuen Gedanken zurück. Es war wunderbar, wie die höhern Ideen des politischen Lebens in der Schulwelt ihren Reflex fanden. Die Wiedergeburt Preussens, die in den großartigen Verfassungsplänen Steins ihren Grund hatten, und leider! nur in der Städteordnung im Militairwesen und einzelnen vortrefflichen Gesetzen ihre Verwirklichung fanden, übte ihren Einfluß auch auf die Schulzucht. Pestalozzi war als Schweizer Bürger an die Freiheit gewöhnt, und so war es natürlich, daß auch seine Erziehungsmethode den Geist der Freiheit athmete. — Die willkürlichen Prügel wurden abgeschafft. An ihre Stelle trat die Notatentafel, die öffentlich

die Namen derjenigen Schüler zur Schau trug, welche sich ein strafwürdiges Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen. Nur wer sechsmal in einer Woche notirt war, durfte körperlich gezüchtigt werden, wenn er kein Billet abzubringen hatte. Es wurde nämlich nach der letzten Lehrstunde jedes Sonnabends eine allgemeine Censur gehalten. Prima ausgenommen, versammelten sich alle Klassen im großen Auditorium. Der Lehrer (abwechselnd bald dieser bald jener) bestieg das Katheder und stimmte das Lied an: „Holde Tugend, wohn' in meiner Brust!" — Dann trat jeder einzelne Schüler der Reihe nach vor, um Gericht über sich halten zu lassen. Die Notirten durften sich nicht wieder setzen, sondern mußten an einen, ihnen zugewiesenen Ort des Zimmers treten. Die Tadellosen traten an den Tisch des Lehrers und empfingen von diesem ein Billet mit dem Bibelspruche: „Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wirds zuletzt wohlgehen." — Doch stand es jedem Schüler frei, ja es war ihm sogar zur Pflicht gemacht, gegen die Vortretenden Anklagen zu erheben und gegen den Empfang ihrer Belohnung Einspruch zu thun. Solcher Einspruch wurde durch Aufheben der Hand zu erkennen gegeben, durfte sich aber nur auf das sittliche Verhalten des Angeklagten beziehen. Auch die Angeklagten durften nicht auf ihren Platz zurückkehren, sondern mußten sich an einen bestimmten Ort stellen. Kläger und Angeklagte blieben nach dem Schlusse der Feier zurück und ihre Sache wurde dann von dem Lehrer untersucht und entschieden. — Wer zehn Billette ohne Unterbrechung hintereinander empfangen hatte, wurde in das Buch der „Vorzüglichen" eingeschrieben und ihm darüber ein feierliches Zeugniß eingehändigt, das er aber durch schlechtes Betragen und Unfleiß wieder verlieren konnte. — Nach Beendigung der Censur (Wochenfeier genannt), wählte jede Klasse durch Stimmenmehrheit ihren „Ordnungsbeamten" für die nächste Woche. Des Ordnungsbeamten Pflicht bestand darin, für Ruhe und Ordnung vor dem Anfange und nach Beendigung der Lehrstunden, eben so für die materiellen Bedürfnisse des Unterrichts, Kreide, Schwamm, Waschbecken u. dgl. zu sorgen, auch um 10 Uhr die Schüler seiner Klasse namentlich aufzurufen und die Abwesenden zu bemerken. Er war also die Polizeibehörde der Klasse und sein Wort hatte großes Gewicht bei den Lehrern; doch durften Einwendun-

gen dagegen nicht unbeachtet bleiben. In solcher Weise regierten die Schüler sich gewissermaßen selbst und es war diese Einrichtung als eine nicht üble Vorbereitung für eine konstitutionelle Staatsverfassung zu betrachten, obwol mir die wöchentliche Censur mit ihren Angebern niemals gefallen hat. Man wollte unfehlbar damit dem Aufkommen geheimer Sünden entgegenarbeiten, vergaß aber, daß die Gewöhnung, seine Genossen anzuklagen, ein viel tieferes moralisches Verderben herbeiführt, als selbst das Laster, welches man zu verhüten beabsichtigte. — Indessen machte die neue Schulordnung uns ein unendliches Vergnügen, da sie uns wenigstens einen Schein von Selbstständigkeit gewährte und dadurch das Selbstbewußtsein erhöhte.

Gleichzeitig mit der neuen Schuldisziplin, ward auch Zellers Lehrmethode in unsere Schule eingeführt, eine Veränderung, die aber nur die Elementarklassen berührte, denn zur Erlernung der alten Sprachen und der übrigen Schulwissenschaften hatte Zeller keine Bücher geschrieben. Doch erinnere ich mich, daß auch in Tertia und Sekunda die Mathematik abgeschafft und statt ihrer eine Formen-, Größen- und Zahlenlehre nach Zellerschem Zuschnitt eingeführt wurde, ein Umstand, dem ich es besonders verdanke, daß ich späterhin, als ich das Elbinger Gymnasium besuchte, trotz meiner Neigung für die Mathematik, dem Unterrichte nicht zu folgen im Stande war, weil mir die nöthigen Vorkenntnisse mangelten.

Im Jahre 1810 kam Zeller selbst nach Marienburg und man kann denken, mit welchem Enthusiasmus er empfangen wurde! — Die Honoratioren der Stadt rechneten es sich zur Ehre, den ausgezeichneten Mann, der in der Umgestaltung des Schulwesens das nahe Himmelreich verkündete, festlich zu bewirthen, und wir Schüler veranstalteten ihm aus eigener Bewegung einen solennen Aufzug mit Stocklaternen und Musik, wobei ihm ein Karmen und ein Ehrengeschenk überreicht wurden. Es war an dem Abende gerade ihm zu Ehren eine große Gesellschaft bei dem nachmaligen Landrathe, damaligen Landgerichts-Direktor Hüllmann, und die beiden Ersten jeder Schulklasse, — ich war Primus von Tertia — wurden von dem humanen und freundlichen Wirthe genöthiget, an der Gesellschaft Theil zu nehmen. Auch gefiel es dem Gefeierten unter den gemüthlichen Bewohnern Marienburgs so wohl,

daß er bald darauf für längere Zeit seinen Wohnsitz hier aufschlug. Allein Göthe's weise Lehre:

„Bist du wo gut aufgenommen,
Mußt du ja nicht wiederkommen!"

bewährte sich auch an ihm. Die Verehrung schwand bis auf den Gefrierpunkt, als man die großen, handgreiflichen Schwächen des Mannes näher kennen lernte.

Da es lateinische, oder wie Häbler sie gern nannte: „Gelehrtenschulen," fortan nur noch in der Form und unter dem Namen von Gymnasien geben sollte, denen ein bestimmtes, den Marienburger Schuletat mindestens um das Doppelte überschreitendes Lehrerpersonale zugewiesen war: so schwebte jetzt über der ehrwürdigen Stiftung die Waage der Entscheidung, welche Sein oder Nichtsein in ihren schwankenden Schaalen hielt. Die Stadt machte gewaltige Anstrengungen und der Staat bewilligte Kompetenzgelder. Es wurde eine zweite Subrektorstelle gegründet und dem ersten Subrektor eine Wohnung außerhalb des Schulgebäudes gemiethet, wodurch die Schule zwei neue und anständige Lehrzimmer gewann, so daß die früher erwähnte Dachstube miteingerechnet, jetzt wirklich alle sechs Klassen gesondert unterrichtet werden konnten. Die Schule hatte nun einen Direktor, einen Prorektor, einen Konrektor und zwei Subrektoren, wurde also di-, pro-, con- und sub- regirt, und außerdem ward dem Kollaborator noch ein Gehilfe beigegeben und der cantor communis mußte den Gesangunterricht übernehmen. So waren im Ganzen acht Lehrer thätig. Ein ungeheurer Glanz und Aufwand gegen frühere Zeiten! und wie freuten wir Sekundaner uns, als wir unser neues Lehrzimmer in der früheren Subrektorwohnung bezogen, wo wir vor zierlichen, mit grauer Oelfarbe angestrichenen Tischen auf hölzernen, gleichfarbigen Stühlen sitzen konnten, die wir für unser Geld hatten machen lassen!

Wir athmeten stolze Gymnasialluft und ahnten nicht, daß es möglich wäre, an ein Gymnasium noch höhere Ansprüche zu machen.

Mittlerweile starb mein Vater (Januar 1813), der mit unermüdeter Thätigkeit bis dahin die Umwandlung der Schule in

ein Gymnasium betrieben hatte. Häbler rückte in seine Stelle, legte das Direktorat nieder und übernahm nur das Direktorat des inzwischen gegründeten Elementar-Schullehrer-Seminars. Die übrigen vorhandenen Lehrer, meist Theologen, genügten nicht den Anforderungen, welche an Gymnasial-Oberlehrer gestellt wurden, geschweige denn an einen Gymnasial-Direktor. Nach ihrer theilweisen Entfernung wurde da die Schule mit neuen tüchtigen Oberlehrern versorgt. Dr. Freitag, derselbe, der sich später als Prof. der morgenländischen Sprachen in Bonn einen Namen erwarb, Stiemer, der später als Oberlehrer der Mathematik dem Altst. Gymnasium in Königsberg seine Kräfte widmete, und Höpfner *), der kürzlich als Schulrath zu Danzig gestorben ist, traten ein. Aber die Stadt war unvermögend, die für ein Gymnasium erforderliche Anzahl von Lehrern zu besolden und der Staat wollte zu diesem Zwecke keine neue Zulage bewilligen, da ja bereits in den Nachbarstädten Danzig, Elbing und Marienwerder sich Gymnasien befanden, so siechte die Anstalt anderthalb Jahre hin, bis ihr endlich eine sichere Existenz als Bürgerschule verbürgt wurde. — Jetzt hat sie sich seit einigen Jahren wieder zu dem Range einer höhern Bürgerschule emporgeschwungen.

*) Stiemer und Höpfner waren Zöglinge der Marienburger Schule.

Die Theilung der Diöcese Samland und die Hypothese über Witland.

Ein Beitrag zur Chorographie des alten Preußens.

Von Dr. Max Töppen.

Die Diöcese Samland sollte nach der Verordnung des päbstlichen Legaten Wilhelm, einst Bischof von Modena, vom Jahre 1243 die Landschaften zwischen dem Pregel und der Memel und zwischen der Ostsee und den Grenzen Litthauens umfassen, ein Drittel derselben, wie aller andern preußischen Diöcesen, dem Bischof unmittelbar, zwei Drittel dem Orden zufallen. Aber es verging noch eine lange Zeit, ehe die ganze Diöcese in die Hände der Christen kam; im Winter des Jahres 1256 wurde die Landschaft Samland mit Hülfe des Königs Ottokar von Böhmen, im folgenden Jahre Wehlau und die Umgegend unterworfen; den weiteren Fortschritt der Eroberungen hemmte der Abfall der Preußen, welcher sich bald darauf über alle schon überwundenen Landschaften verbreitete. Bischof Heinrich mochte nicht die Unterwerfung der ganzen Diöcese abwarten, sondern drang bald nach der Eroberung der Landschaft Samland auf die Theilung dieser. Der Landmeister Gerhard von Hirzberg konnte diese Forderung nicht verweigern, und schloß am 11. März 1258 unter Vermittelung der Bischöfe Anselm von Ermland und Heidenreich von Culm mit Bischof Heinrich einen Vertrag, nach welchem der Orden die Theilung innerhalb dreier Wochen vollziehen, der Bischof aber sodann innerhalb eines Monats einen der drei von jenem bezeichneten Theile wählen sollte. Man fügte in denselben Tagen durch einen zweiten Vertrag noch die Bestimmung hinzu, daß die gegenwärtige Theilung nur die Landschaft Samland, so weit sie bewohnt wurde, und die Insel Nehrung umfassen, die Theilung der Insel Nestland aber und der übrigen zur Diöcese geschlagenen Landschaften

von späterer Anregung dieses oder jenes Theiles abhängig bleiben sollte *). Diese Verträge wurden schnell vollzogen; schon im März desselben Jahres war die Theilung ausgeführt, im Mai wurde die Urkunde darüber zu Elbing ausgefertigt **).

So wichtig diese Urkunde nicht nur für die Topographie des Samlandes, sondern in manchem Betracht für die preußische Geschichte überhaupt ist, so ist sie doch bis vor kurzem ein beinahe verschlossenes Blatt geblieben. Herr Pfarrer Dr. Gebauer in Medenau hat sich zuerst veranlaßt gesehen, dieselbe in dem achten Bande der Neuen Preussischen Provinzialblätter Seite 342 ff. öffentlich näher zu besprechen. Ich benutze diese Gelegenheit, auch meine Meinung über dieselbe vorzutragen.

Vor allem ist hervorzuheben, daß die durch diese Urkunde vollzogene Theilung sich nicht bloß auf die Landschaft Samland im Westen der Deime erstreckte, sondern daß sie auch noch Gebiete im Osten derselben umfaßte; denn als im Jahre 1352 unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode auch die Landschaften zwischen dem obern Laufe des Pregel und der Memel näher den Grenzen Litthauens zwischen dem Orden und dem Bisthume getheilt wurden, gedachte man ausdrücklich „der ersten teilunge der lande dy gesehen ist bys hin jensyt Welaw und Lawkisken" ***).

Sodann lehrt der erste Blick in die zu eeläuternde Urkunde, daß jeder der drei Theile, in welche die Ordensritter Samland zerlegten, noch ganz abgesehen von gewissen kleineren Accidentien, aus mehreren Stücken bestehe. Nun genügt es nicht, die Namen dieser einzelnen Stücke auf heutige Namen zu deuten (wie wünschenswerth es auch ist, daß es überall gelänge); die interessantere Frage ist die, nach welchem Plane die Theilung erfolgt sei. Es scheint, daß sich dieser Plan in seinen Hauptzügen noch ermitteln lasse.

Zunächst theilte der Orden die Landschaft Samland sammt den bezeichneten Gebieten jenseits der Deime in zwei Hälften, eine östliche und eine westliche, durch eine Linie getrennt, die man sich vorläufig etwa von der nordöstlichen Ecke des frischen bis zur südwest-

*) Urkk. vom März 1258. Cod. dipl. Pruss. I. n. 114. 115.
**) Urk. vom May 1258. Cod. dipl. Pruss. I. n. 116.
***) Urk. von 1352. Cod. dipl. Pruss. III. n. 70.

lichen Ecke des kurischen Haffs gezogen denke. Die östliche etwas größere Hälfte zerlegte er sodann in drei Theile, unter welchen der erste, bezeichnet durch die Hauptorte Gundnau (Quedemnowe) und Laptau (Lowbuthe), sich längs der eben bezeichneten Linie aus der Nähe Königsbergs bis an das kurische Haff zog. Die beiden andern Theile dieser Hälfte haben ihre größte Ausdehnung nicht wie jener von S. nach N., sondern von W. nach O. Einer derselben erstreckt sich aus der Gegend von Königsberg längs des Pregels, der andere aus der Gegend von Schaaken, längs des kurischen Haffs, beide über die Deime. Der letztere wird durch die Hauptorte Laukischken (Lowke), Kaimen (Cayme), Labiau (Labegowe) und Lethanen oder Legitten (Leythyn), der erstere durch die Hauptorte Wehlau (Velowe), Tapiau (Tapiom), Waldau (Waldowe) und Derne, welches im Westen von Königsberg lag, bezeichnet.

In der Deutung der alten Namen wird man mir vielleicht nicht überall unbedingt beistimmen; einige erläutern sich auf den ersten Blick von selbst; über die andern ein Wort zu meiner Rechtfertigung. Daß Lowbuthe Laptau bezeichnen, bemerkt Gebauer mit Recht; wenn er aber in Lowke das heutige Lawsken wiederfindet, so bin ich entschieden anderer Meinung *); daß Lowke wie Velowe die Beschreibung eines der drei Theile anfängt, daß es wie jenes mit dem Zusatz usque ad extremum saltum (bis zur Waldgrenze) steht, sind mir zu schlagende Indicien. Auch in der allgemeinen Grenzbezeichnung der zu theilenden Landschaften führt die Urkunde die exteriores saltus seu indagines (die äußeren Waldungen und Gehege) auf, und diese werden ganz natürlich auch bei der Begrenzung der einzelnen Theile wieder angeführt; was soll man sich aber dabei denken, wenn jener Ausdruck auf die Capornsche Haide bezogen wird, die sich in alten Zeiten, wie Gebauer selbst andeutet, gegen Königsberg hin, ohne Zweifel über Lawsken hinaus erstreckte? Leythyn deutet noch auf Lethenen, vielleicht mit Recht; doch könnte es auch Legitten sein, da y oft in ji oder gi aufzulösen ist. Daß endlich

*) Lawsken heißt in der Handfeste der Altstadt Lauchsen, Lowke scheint neben Laukischken zu stehen, wie wosegowiske in einer noch näher zu besprechenden Urk. von 1330 neben wosegowe.

Derne (auch Derume geschrieben) im Westen von Königsberg und zwar in nächster Nähe der Stadt lag, ist urkundlich zu erweisen *).

Bei der Theilung der östlichen Hälfte des Samlandes leitete offenbar der Gedanke, das eine Drittel vor den Angriffen heidnischer Feinde, welche besonders von Osten her zu fürchten waren, möglichst zu sichern. Der Bischof wurde dadurch schon halb gezwungen, gerade diesen Theil zu wählen. Bei der Theilung der westlichen Hälfte kam besonders die Benutzung der ringsum angrenzenden Gewässer und der Bernsteinertrag der Westküste in Betracht. Die Auffassung derselben ist aber viel schwieriger als die der bisher besprochenen Theilung. Doch kann folgendes als ziemlich sicher angenommen werden.

Man denke sich eine Linie, die von Marschenen am frischen Haf ziemlich genau in nördlicher Richtung gegen Pobethen fortläuft, eine Meile vor Pobethen aber nach Westen, endlich wieder nach Norden sich wendet und in der Gegend von Großkuren die Ostsee trifft, und eine zweite, welche von der Westküste Samlands ausgehend und zu derselben zurückkehrend im Innern des Landes bei Romehnen und Kalten vorbeigeht. Man erhält durch diese Linien wieder drei Landgebiete, ein nordöstliches, ein mittleres und ein westliches, welche aber an Größe sehr verschieden sind. Auch sind sie keinesweges alle einzeln mit den einzelnen Landgebieten der Osthälfte verbunden worden, nur das mittlere sollte in dieser Gestalt mit Quednau-Laptau zusammengehören. Es ist durch folgende Orte bezeichnet: Arissau (Arys), Rinau oder Galtgarben (Ereyno), Wischenen (Weyskyn), Bludau (Blodewe), Geidau (Geydowe) und einige andere, welche aber keine sichere Deutung zulassen. Unter diesen letztern wird Sabenuwe auch anderweitig nicht selten erwähnt; gewiß ist, daß es an Samlands Westküste lag **), nördlich von Neuendorf ***); Gebauer führt wahrscheinlich aus einer ungedruckten Urkunde an, daß der Fluß Lasse sich daselbst in die See ergossen habe, und scheint um dieses Namens willen Sabenouve bei Lesnicken zu suchen. Aber der Fluß Lasse ist wohl, wie sich zeigen wird, nördlicher anzunehmen.

*) Urk. von 1257. Dreger n. 289, 290.

**) Urk. von 1277. Cod. dipl. Pruss. I. n. 162

***) Urk. von 1327. Matr. Fischus. fol. 29 (p. 76.)

Das nordöstliche und das westliche Landgebiet von Westsamland gehörten zum Theil zum zweiten, zum Theil aber auch zum dritten Landgebiet von Ostsamland. Man hat sich nämlich beide wiederum zerlegt zu denken. Der Landausschnitt an der Westküste zerfällt in zwei Theile, von denen der eine bezeichnet durch die Orte Bonau (**Bonowe**) und Linkau (**Lynthowe**) zu Kaimen-Labiau, der andre, bezeichnet durch die Orte Germau (**Gyrme**) und Powaine (**Powyke**), zu Wehlau-Waldau geschlagen wurde. Das dritte noch übrige Landgebiet scheint in drei Theile zerlegt zu sein, von denen der nördliche, durch Pobethen (**Poberi**) bezeichnet, und der südliche, durch Greibau (**Grebowe**) bezeichnet, sicher zu Wehlau-Waldau gehörten, der mittlere für Kaimen-Labiau bestimmt zu sein scheint.

Es hat aber in der That nur eine untergeordnete Bedeutung, die Zerlegung des westlichen und nordöstlichen Abschnittes von Westsamland weiter zu verfolgen: denn der Bischof wählte das Drittel, zu welchem Quednau, Laptau, Rinau ꝛc. gehörten, und so blieben also die beiden bezeichneten Abschnitte ganz in der Hand des Ordens. Stellt man nun den Besitz des Bischofs dem des Ordens entgegen, so findet man, daß in der Hauptsache jener aus zwei, dieser aus drei von einander getrennten Stücken bestand, und daß nur vier Grenzlinien politische Bedeutung erhalten haben. Diese vier Grenzlinien sind uns aber aus einer Urkunde, welche bisher mehr die Aufmerksamkeit der Sprachforscher als der Geschichtsschreiber erregt hat *) noch genauer bekannt. Es belohnt sich, diese Grenzlinien noch einmal nach dem Leitfaden dieser Urkunde zu verfolgen; ja es wäre zu wünschen, daß die letztere vollständig in den Provinzialblättern abgedruckt und übersetzt würde, da sie eine Menge von Namen und Ortsangaben enthält, deren Verfolgung mit Hülfe der Herrn Gutsbesitzer des Samlandes **) leicht und interessant und für die Wissenschaft sehr ersprießlich wäre.

Die Urkunde stammt aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich von 1330 und zieht die bezeichneten

*) Vater Sprache der alten Preußen p. **XXI.** hat sie benutzt, auch Voigt 1, 640. der erstere bemerkt mit Recht, daß sie in das Jahr 1330 (oder in die nächstfolgende Zeit) gehörte.

**) Einer derselben ist so freundlich gewesen, der Prussia die altpreußischen Namen seiner Felder mitzutheilen, die man auf keiner Karte mehr findet.

Grenzlinien, so wie sie nach einigen bis dahin vorgekommenen kleinen Veränderungen zu liegen kamen. Man muß diese Veränderungen beachten, um auf die ursprüngliche Lage derselben zurückzuschließen. Es waren aber nur folgende. Sabenau kam im Jahre 1277 an den Orden, welcher dem Bischofe dafür die Dörfer Drebnau (Drabnow) südlich von Pobethen, und Mettkeim (Metkaym) im Kaimenschen abtrat *). Die Dörfer Wischehnen und Schorschenen, beide in der Gegend von Medenau, welche Bischof Siegfried im Jahre 1302 der Kathedralkirche zu Königsberg zugewiesen hatte, wurden später, doch vor 1322, von den Ordensrittern gegen das Dorf Rachsitten (Raxica) bei Neuhausen eingetauscht **). Endlich strebte der Orden auch darnach, das heilige Feld in der nordwestlichen Ecke von Samland an sich zu bringen, obwohl es nach der Theilung von 1258, wie die Bischöfe wenigstens behaupteten, zum bischöflichen Antheile gehörte ***). Er bemächtigte sich gewaltsam des Dorfes Kreislacken (Graselauke) †) und des sudauischen Winkels (Schadevinkel) ††), verstand sich aber später zu einer Theilung des heiligen Feldes, welches nach derselben doch zum größten Theil dem Bischofe geblieben zu sein scheint. Auf gewisse kleine Veränderungen in der Nähe von Königsberg kommen wir später zurück.

Erleichtert wird das Verständniß der Urkunde besonders durch die Bemerkung, daß die heutigen Grenzen der Kirchspiele mit den alten Grenzen der von den Bischöfen sowohl, als von dem Orden in ihren Antheilen errichteten Kammerämtern meistentheils zusammenfallen, sofern nicht etwa ein Kammeramt aus zweien Kir-

*) Urk. von 1277. Cod. dipl. Pruss. I. n. 162.

**) Urkk. von 1302 bei Gebser Gesch. der Domkirche in Königsberg S. 61. Urk. von 1322 im Cod. dipl. Pruss. II. n. 99. p. 126.

***) Urk. von 1322 a. a. O.

†) Daß Graselauke Kreislacken bezeichne, also nicht, wie Gebauer vermuthet, im Territorium Derna zu suchen sei, geht aus der Urk. bei Gebser S. 134. hervor.

††) Kreislacken führt auf diese Deutung. Ueberdies ist es augenfällig, daß die Theilung des heiligen Feldes in der Urk. Cod. dipl. Pruss. II. n. 100 dazu bestimmt war, die Klagen der Geistlichkeit wegen der Besetzung von Graselauke und Schadevinkel in der Urk. Cod. dipl. Pruss. II. n. 99. zu beseitigen.

chensprengeln besteht, wie dies z. B. bei Pobethen, Thierenberg, Wargen, Quednau, Waldau der Fall ist.

Bischöfliche Kammerämter waren Thierenberg, Medenau, Fischausen, Quednau, [Neuhausen], Laptau, Powunden; Kammerämter des Ordens waren: Germau, Pobethen, Rudau, Wargen, Schaaken, Kaimen, Waldau und Kremitten — von dem Landstriche jenseits der Deime abgesehen.

Die Schwierigkeit, die Urkunde zu deuten, liegt darin, daß die Grenzlinien großentheils nur durch die Hindeutung auf umwallte Bäume, Pfähle, Steine 2c. bezeichnet wird, und darin, daß auch von den Ortsnamen, welche allerdings nicht in geringer Zahl vorkommen, viele vielleicht erst nach genauerer Nachforschung an Ort und Stelle ihre Erklärung finden können. Nur einen Theil derselben vermögen wir mit Hülfe der Karte sogleich zu deuten.

Die Urkunde beginnt mit der westlichen Hälfte Samlands, zunächst mit der Grenze zwischen den Kammerämtern Medenau und Wargen. So weit wir sie verfolgen können, stimmt sie mit der heutigen Grenze der gleichnamigen Kirchspiele ganz überein, wir benutzen daher die letztere zur Erklärung der ersteren. Die Grenze soll anfangen am frischen Haff bei einer Eiche nahe dem Wege Barbalenx — wahrscheinlich in der Gegend von Marschenen und Heidekrug; später trifft sie einen Pfahl zwischen den Wiesen derer von Kondehnen (Candeyn) *) und derer von Greibau (Greybow), in welcher Gegend jedoch Scherschenen erst geraume Zeit nach der ursprünglichen Theilung an Wargen kam; ferner durchschneidet sie die Straße von Königsberg nach Fischausen und die von Greibau nach Medenau; sodann ist sie durch eine Eiche bei Laserkeim (Lasanos), wo Albert der Teufel seine Güter hatte, bezeichnet; endlich läuft sie über die Straße, die von Greibau nach Wickau (Wycow) führt, und zwischen den Weiden von Wickau und Quanditten (? Gnotin) hin. Weiter hinauf grenzt das Kammeramt Wargen auf eine kurze Strecke auch noch an das Kammeramt Rinau, wie noch jetzt die Kirchspiele Wargen und Cumehnen; ein Grenzmahl zwischen beiden stand auf den Wiesen

*) Candym Dusb. III, 70. Gundeynis Urk. von 1302 bei Gebser. Seite 62.

von Drebnau (Drabnow). Das Kammeramt Rinau grenzte eine gewisse Strecke hin auch an das Kammeramt Rudau, obwohl die Kirchspiele Kumehnen und Rudau heutzutage nicht mehr zusammenstoßen; ein Grenzmahl stand auf dem Wege von Königsberg nach Pobethen, gerade eine Meile von Pobethen. Die Grenze zwischen den Kammerämtern Rinau und Pobethen lief zwischen Drabnau und Pertelnicken (?Girtiniten) über Ladtkeim (Laytkayme) gegen Sindau (Syndow) hin, entsprechend der heutigen Grenze der Kirchspiele Kumehnen und Pobethen. Die Ecke von Drebnau wird man von dem bischöflichen Gebiete ausgeschlossen denken müssen, um die Grenze der ursprünglichen Theilung zwischen dem Orden und dem Bischof zu erhalten. Bei der weiteren Grenzbestimmung wird nicht bemerkt, welche Theile des bischöflichen und des Ordensgebietes hier zusammentreffen; wir befinden uns bereits bei dem Kammeramt Thierenberg und bei der nordwestlichen Ecke des Samlandes, wo der Bischof später zwischen den Kammerämtern des Ordens Pobethen und Germau das Kirchspiel Heiligenkreuz gründete, welches wahrscheinlich auch zum Kammeramte Thierenberg gezählt wurde. Die ursprünglichen Grenzen in diesen Gegenden werden nicht mehr zu ermitteln sein; denn die in der Urkunde angegebenen sind keine andern als die nach dem Obigen im Jahre 1322 festgesetzten: eine Eiche bei Sindau, eine Eiche zwischen Rowyten(?) und Plautwehnen (Plautowyn), eine Eiche am Wege nach Wangnicken (Waugnyken), eine Eiche beim heiligen Felde (prope Heyligevelt), ein Pfahl am Salzmeere. Sie stimmen mit den Grenzen der heutigen Kirchspiele Heiligenkreuz und St. Lorenz (im Kammeramt Pobethen) überein.

Die zweite Scheidelinie zwischen bischöflichem und Ordensgebiet beginnt und endet an der Westküste Samlands, die ersten Grenzmarken sind folgende: ein Pfahl an dem Bache Lasse (wohl der Bach bei Craxtepellen), ein Pfahl auf der Brandstadt (in loco Brandestat), ein Pfahl zwischen den Dörfern Romehnen (Romaynis) und Lengnieten (Lenkinitin); unter den späteren Grenzmarken sind dann erst wieder die Eichen auf der Grenze und auf dem Anger von Kalten (Kaldeyn) sicher nachweisbar. Die nachweisbaren Punkte zeigen auch hier, daß die Grenzen zwischen den Kammerämtern Germau einerseits Thierenberg, Rinau und Me-

denau andrerseits von den heutigen Grenzen der Kirchspiele Germau einerseits, Heiligenkreuz, Thierenberg, Kumehnen und Medenau andrerseits nicht verschieden gewesen sind. Im Süden wird das Kammeramt Germau von dem Kammeramt Fischausen durch den Bach Kaukstirn getrennt, dann durch eine Linie, welche von dem Vereinigungspunkte dieses Baches mit dem Germauer Flusse längs der Feldmark von Neuendorf nach einem andern Bach geht, der sich ins Meer ergießt. Das Kirchspiel Germau zieht sich so weit nicht hinab, da einige südliche Ortschaften des Kammeramtes zur Kirche Lochstädt gehören.

Die dritte Grenzlinie scheidet die Kammerämter des Ordens, Wargen und Rudau, einerseits, von den bischöflichen Kammerämtern Quednau, Laptau und Powunden andererseits. Sie begann bei zweien Pfählen neben dem Wege, auf welchem man von Königsberg geht, von denen einer Grenzpfahl der Bürger ist." und berührte den Teich Steypata, wo die drei Kammerämter Wargen, Rudau und Quednau zusammentrafen, wie noch jetzt die gleichnamigen Kirchspiele. Aber den weitern Verlauf dieser Linie nach der uns leitenden Urkunde zu verfolgen ist schwer, da es ganz an hervorstechenden Haltpunkten fehlt. Eine Grenzmark stand neben der Brücke eines Flusses, über welchen der Weg von Rudau nach Plunsen führte; dieses Plunsen darf nicht auf Plutwinnen im SW. von Rudau gedeutet werden; es bezeichnet wahrscheinlich Mülsen. In der späteren Beschreibung wird der Ort Wosegowiskapirus, und der Bach Wosegowiske, erwähnt; beides erinnert an Wosegau. Im Ganzen aber haben wir auch hier schon nach diesen Andeutungen nicht zu zweifeln, daß wir uns nach den Grenzen der anstoßenden Kirchspiele richten dürfen.

Die vierte Grenzlinie beginnt bei der Mündung des Baches Aucopte, welcher von Schaaken her in das kurische Haff fließt, und scheidet zunächst das Kammeramt Schaaken von den Kammerämtern Powunden und Laptau. An einer Stelle des Weges von Königsberg nach Schaaken (zwischen Wangen und Trempau) stießen die Kammerämter Schaaken, Laptau und Quednau zusammen, wie noch jetzt die Kirchspiele Neuhausen, welches zum Kammeramt Quednau gehört, Laptau und Schaaken. Die weitere Grenze zwischen den Kammerämtern Schaaken und Quednau trifft auf eine Strecke weit mit der Grenze der Feldmark Conradswalde

(Konradi silva) zusammen. Dann schließt sich die Grenze zwischen den Kammerämtern Waldau und Quednau an, welche früher westlich von dem Dorfe Rachsitten gelegen haben muß. Nach Abtretung desselben an das Capitel fiel sie mit der Grenze des Dorfes Schönwalde (Schonewatt) zusammen. Ihr weiterer Verlauf bis zum Pregel bietet keine bemerkenswerthen Haltpunkte mehr. Man sieht aber auch hier, daß die Grenzen der heutigen Kirchspiele eine ziemlich sichere Richtschnur gewähren.

Einer besondern Erwägung bedürfen die Verhältnisse des Besitzes in der nächsten Umgebung von Königsberg, über welche bis dahin weder in den allgemeinen Geschichten Preußens, noch auch, obwohl die sechste Säcularfeier der Stadt nahe herangerückt ist, in den Monographien über Königsberg die wünschenswerthe Aufklärung gefunden haben. Bekannt ist, daß schon vor der Theilung Samlands im Jahre 1257 ein Vertrag zwischen Bischof Heinrich und dem Landmeister Gerhard von Hirzberg über den Besitz der Burg Königsberg und einige Landstriche in der Nähe derselben geschlossen wurde *). Am sorgfältigsten hat Lucas David **) sich mit der Urkunde dieses Vertrages beschäftigt, und er zuerst hat auch richtig erkannt, was von Faber später noch weiter belegt ist ***), daß das älteste im Jahre 1255 erbaute Schloß auf der Stelle stand, wo später der herzogliche Marstall angelegt wurde; daß das neue Schloß, dessen Bau der Orden eben im Jahre 1257 vorhatte, an der Stelle errichtet werden sollte, wo das heutige Schloß steht; endlich, daß die schon damals vorhandene Stadt Königsberg an der Stelle des heutigen Steindamm erbaut war. Aber der weitere Inhalt der Urkunde ist weder von ihm, noch nach ihm richtig gedeutet worden.

Nach derselben sollte nicht nur der Berg, mit dem alten Schlosse, mit dem Bauplatze für das zu errichtende neue, und mit der Stadt, sondern auch ein gewisses benachbartes Gebiet getheilt werden. Der Berg wurde in die genannten drei Theile zerlegt, deren Abgrenzung keine erhebliche Schwierigkeit macht. Nun meint aber Lucas David weiter, daß die Urkunde dem Bischofe, welcher

*) Urk. vom 14 April 1257 bei Dreger n. 290.

**) Preuß. Chronik 4, 100.

***) Königsberg S. 20, 21.

das alte Schloß für sich erwählte, außerdem ein Gebiet von sechs Seilen Breite und einer halben Meile Länge im Osten seines Schlosses, dem Orden ein doppelt so breites und eben so langes Gebiet im Westen seines Schlosses zugesprochen habe. Diese Auffassung ist aber, um andere Schwierigkeiten nicht zu berühren, mit der Urkunde selbst nicht zu vereinigen, da in derselben nur von Linien die Rede ist, wo Lucas David von Flächen spricht und da nach derselben eine Abmessung von sechs Seilen im Osten wie im Westen des für die Schlösser und für die Stadt bestimmten Raumes, nicht von sechs Seilen hier und zwölf Seilen dort, vorgenommen wurde. Die Sache verhält sich vielmehr so: von der für die Schlösser und für die Stadt bestimmten Höhe werden zunächst sechs Seile nach Osten und eben so viele nach Westen hin abgemessen; durch die Endpunkte der so gewonnenen Linien im Osten und Westen werden andere Linien in der Richtung von Norden nach Süden gezogen, welche im Süden den Pregel treffen und vom Pregel nach Norden sich eine halbe Meile weit in das Land erstrecken. Es wird ausdrücklich bemerkt, daß diese Linien sowohl unten, wo sie an das Wasser stoßen, als auch in der Mitte (wo zwischen ihnen Schlösser und Stadt liegen) als auch oben (wo sie enden) gleich weit von einander abstehen sollten. Der Raum zwischen diesen beiden Linien wird so getheilt, daß mit jedem Schloßtheile der ihm zunächst liegende Theil des ersteren verbunden wird, mit dem Schlosse des Bischofs also der östliche. Hieraus ergab sich, daß der Schloßteich, wie die Urkunde ferner andeutet, voraussichtlich dem Bischof zufiel; da aber der Orden auch von der Wasserfläche seine zwei Drittel verlangte, so einigte man sich, daß der Bischof zum Ersatz eine Ackerfläche von gleichem Umfange außerhalb der östlichen Grenzlinie erhalten sollte *).

*) Die einen sechs Seile werden gemessen **a fossato, quod est in pede montis inter molendinum et partem nostram** (von der Katzbach) **contra arborem super montem ex opposito molendini** (gegen einen Baum auf dem schiefen Berge) **et ulterius in campum.** Die zweiten sechs Seile werden gemessen **a medietate vallis, que est juxta aream, quam fratres edificare proponunt** (die **area** der Ordensritter kann sich sehr wohl bis zu den Bergen an der Laak erstreckt haben; es soll von der Mitte der Linie, welche ihre Westgrenze mit dem Pregel verbindet, angefangen werden) **in terram que Dernen vocatur.** Von den beiden andern Linien erstreckt sich die eine **inferius ad**

Diese zuletzt erwähnte unbeträchtliche Ackerfläche abgerechnet, lag also alles, was getheilt werden sollte, in einem regelmäßigen Viereck beisammen, dessen Länge vom Pregel nach Norden sich eine halbe Meile weit ausdehnte, dessen Breite sich aber nur annähe-rungsweise bestimmen läßt, da wir zu sechs und sechs Seilen noch einen nicht genau bekannten Summanden hinzufügen müssen. Schätzen wir die Breite der Bergfläche, welche zwischen den Anfangspunkten jener liegt, auf zwölf Seile, so würde die ganze Breite des Vierecks vier und zwanzig Seile d. h. etwa eine Achtel Meile, also ein Viertel der Länge betragen. Dieses Oblongum umschloß außer dem Bauplane der Ansiedelung einige Aecker und Weiden, viel Wald und den Wasserfaden, der sich von Maraunen gegen den Pregel hinzieht, einen Lebensnerv des jungen Königsberg.

Dieses Oblongums wird nur ein Jahr später in der Theilungsurkunde über Samland gedacht; es wird von derselben durch die Worte: quedomnowe excepto miliari dimidio, quod ab hoc divisum est, von vornherein beseitigt. Westlich von diesem Viereck liegt das Territorium Derne, welches, wie wir wissen, dem Orden zufiel; zu diesem Territorium Derne muß unter andern auch der Landstrich gehört haben, den der Landmeister Conrad von Thierberg später (1286) der Stadt Königsberg in deren Handfeste verschrieb, und welcher in gleicher Höhe mit dem vorher bezeichneten Oblongum sich bis Lawsken erstreckte.

In denselben Tagen, als dieses Oblongum getheilt wurde, schloß Bischof Heinrich mit dem Orden auch noch eine zweite Abkunft, nach welcher der Ertrag der an der Katzbach bereits erbauten Mühle in dem bekannten Verhältnisse getheilt werden und beiden Theilen freigestellt sein sollte, in dem Territorium Derne oder Quednau je ein Allodium anzulegen (1. Mai 1257) *). Wir verfolgen auch die Geschichte dieser Allodien einen Augenblick, nicht

aquam, que Pregore dicitur, die andere ad proximam aquam, que cadit de Pregore (ich übersetze: bis zu dem Wasser, welches — wegen der hier besonders niedrigen Ufer — aus dem Pregel übertritt), beide in terram, quoad usque compleatur dimidium miliare. Sie sollen so gezogen werden, quod superius et in medietate et inferius juxta predictas aquas, ubi incipiunt, in latitudine coequentur (in der Breite gleich, d. h. gleich weit von einander entfernt, gehalten werden).

*) Urk. v. d. T. bei Dreger n. 289.

nur, weil sie für die Topographie des Samlandes überhaupt von Interesse ist, sondern auch, weil sie den Sinn der Theilungsurkunde von 1258 über diese Landschaft noch in einem zweifelhaften Punkte beleuchtet.

Der Orden wählte sich zu seinem Allodium in Laut eine Stelle, wo ähnlich wie bei Königsberg, ein Teich durch einen Bach mit dem Pregel in Verbindung gesetzt wird; er legte daselbst außer dem Allodium eine zweite Mühle an, von deren Ertrag wieder ein Drittel dem Bischof zufiel. Dieser gründete sein Allodium dagegen so nahe als möglich seiner Burg, unmittelbar an der Ostgrenze des mehrerwähnten Oblongums auf dem Gefilde Absau (Absowe) *). Hätte der Orden sich von derselben Rücksicht leiten lassen, wie der Bischof, so würde er sein Allodium in Derne gegründet haben; nun aber lagen beide in dem Territorium Quednau. In der Theilungsurkunde über Samland wird dieser beiden Allodien nicht ausdrücklich gedacht, was in Hinsicht auf Laut zu erwarten gewesen wäre, da es von übrigens bischöflichem Gebiete umschlossen lag.

Einige Jahre darauf, als der Aufstand der Preußen besonders den Besitz von Samland in Frage stellte, ließ sich der Bischof Heinrich gegen Anweisung von fünfzig Hufen in dem mehr gesicherten Culmerlande zu bedeutenden Abtretungen in Samland bewegen. Die Urkunde hierüber ist vom 9. Febr. 1263. Er übergab dem Orden in derselben unter anderem sein Allod neben seiner Burg und dazu noch so viel Hufen, daß ihrer mit Einschluß des Allodes siebenzig wären. Sie sollten an dreien verschiedenen Stellen in möglichst quadratischen Stücken abgemessen werden; zuerst dreißig Hufen unmittelbar neben der Ostgrenze des mehrerwähnten Königsberger Oblongums auf dem Felde Absau den Pregel hinauf, welche also das Allod enthielten; ferner zehn Hufen im Osten des Lautschen Teiches; endlich aber noch dreißig

*) Nach der gleich näher zu erläuternden Urk. von 1263, Cod. dipl. Pruss. I. n. 143, in welcher das bischöfliche allodium juxta castrum nostrum (des Bischofs) und das allodium fratrum, quod in Lawete situm est, auch der campus in absowe ausdrücklich erwähnt werden. Daß Absau nicht auf Lapsau bei Laut gedeutet werden dürfe, wie Faber Königsberg S. 168., thut, wird sich zeigen.

Hufen an der Stelle, wo die Güter der Bürger von Königsberg endigen den Pregel hinab *).

Die ersten dreißig und die folgenden zehn Hufen wird man nach der gegebenen Andeutung unschwer an die rechte Stelle bringen; aber wo, fragt man, sind die letzten dreißig Hufen hinzuverlegen? Im Osten des Königsberger Oblongums hatten die Bürger der Stadt doch keine Güter. Wäre dies der Fall, so könnten die dreißig Hufen sich pregelabwärts erstreckt und doch im Osten des königsberger Oblongums, also im Lande des Bischofs, gelegen haben. Es ist aber nicht der Fall; sie müssen also im Westen des Königsberger Oblongums gelegen haben, wo doch nach dem Vorigen das Ordensland Derne lag. Man fragt also zweitens, wie konnte der Bischof dem Orden in diesen Gegenden Land verschreiben?

Ich glaube, beide Fragen beantworten zu können. Zunächst ist es an sich nicht unmöglich, daß das Landgebiet für die Stadt Königsberg gleich in den Zeiten ihrer Entstehung, also noch vor der Zeit des Vertrages, bei welchem wir stehen, angewiesen, wenn auch noch nicht urkundlich verschrieben, sei. Die Geschichte der preußischen Städte bietet dafür mehrere Analogien, die merkwürdigste Frauenburg, welches sein Landgebiet und sein lübisches Recht wenigstens schon ein und dreißig Jahre besessen hatte, ehe es seine erste Handfeste erhielt **). Die Annahme dieser Voraussetzung bahnt den Weg zur Beantwortung der zweiten Frage, ja die in der letztern enthaltene Schwierigkeit ist ohne dieselbe gar nicht zu beseitigen. Ich beantworte also die erste Frage dahin, die Güter der Bürger von Königsberg erstreckten sich schon im Jahre 1263, wie nach der Verschreibung von 1286, bis gegen Lawsken hin.

Derne im Westen von Königsberg gehörte allerdings dem Orden, doch mag es sich über das Landgebiet der Stadt, besonders nach Nordosten hin, noch fortgesetzt haben; daß es aber längs

*) Urk. vom 9. Febr. 1263. Cod. dipl. Pruss. I. n. 143.

**) Frauenburg erhielt seine Handfeste 1318. Cod. dipl. Pruss. II. n. 87. Aber schon im Jahre 1287 werden von Bischof Heinrich consensu civium de castro domine nostre zwölf Hufen in mensura civitatis — — jure sepedicte civitatis ausgegeben, nach der merkwürdigen aber noch nicht beachteten Urk. im Fol. Ermel. Privil. S. 4. Sie ist auch für die Auffassung der culmischen Handfeste belehrend.

des Pregels bis zum frischen Haff gereicht habe, ist nicht behauptet. Sehen wir uns vielmehr in der Theilungsurkunde über Samland noch einmal um, ob nicht auch in diesen Gegenden dem Bischof etwas zugefallen sei, so bietet sich uns wie von selbst der Name Maudytyn, den ich ohne Bedenken auf Moditten deute *). Erstreckte sich das Stadtgebiet (unter der Oberhoheit des Ordens) bis Lawsken und gehörte dem Bischof Moditten mit der Umgegend, so konnte er den Ordensrittern sehr wohl an der Grenze des erstern pregelabwärts dreißig Hufen verschreiben.

Ich kann hier eine Vermuthung über noch zwei andere Namen der samländischen Theilungsurkunde nicht unterdrücken, die nach der Gegend von Moditten zu weisen scheinen, über Werchelen villa und Leydene. Jenes zum bischöflichen Antheile gehörig, könnte auf Warglitten, dieses zu einem der Ordenstheile gehörig auf Lehden im Wargenschen deuten **). Es ließe sich wohl denken, daß zu dieser Zerstückelung die Wichtigkeit der Pregelmündung und der nach dem Westen Samlands führenden Landstraße Veranlassung gegeben habe ***).

Außer den siebenzig Hufen, über deren Lage wir uns bis dahin aufzuklären suchten, trat Bischof Heinrich dem Orden in dem Vertrage von 1263 auch „den dritten Theil der kleineren Insel" ab. Man wird leicht auf den Gedanken gerathen, die kleinere Insel bezeichne den Kneiphof im Gegensatze zu der größeren Insel, die sich gegen Arnau hinzieht. Allein was der Orden sich vom Bischof abtreten ließ, das mußte vor allem wirkliches Eigenthum des letzteren sein. Von einer Theilung des Kneiphofs vor 1263 aber ist nirgends die Rede. Ziehn wir dagegen die Theilungsurkunde über Samland zu Rathe, so ergiebt sich folgende Deu-

*) Was Gebauer gegen diese Deutung einwendet, ist bei ganz veränderten Voraussetzungen ohne Belang.

**) Gebauer deutet Leydene auf Lehden (soll wohl heißen Legden) im Kaimenschen, wozu ich mich nicht entschließen kann.

***) Beiläufig bemerke ich hier, daß auch die Urk. des Komthurs Berthold Brühaven von 1299 im Anhang zu Luc. David. Bd. 4. S. 7. für die weitere Untersuchung über die Chorographie dieser Gegenden zu benutzen sein wird: denn statt Lauten ist hier ohne Zweifel Lawsen (Lawsken) zu lesen, obwohl es verführerisch ist, sie mit den Klagen der Geistlichkeit über Gewaltthätigkeiten des Ordens in Laut in Zusammenhang zu setzen. Cod. dipl. Pruss. II. p. 126, 129.

tung. Man erinnere sich, daß der Pregel früher in zwei Armen dem Haff zuströmte, also auch unterhalb Königsbergs noch eine Insel bildete, die jetzt verschwunden ist. Nun wird in der bezeichneten Urkunde eine Insel schräg gegenüber der Stadt (ex transverso civitatis) getheilt, und neunzehn Seile auf dem unteren Theile derselben dem bischöflichen, und je achtzehn Seile oberhalb jener den beiden Ordenstheilen zugeschlagen. Die Summe dieser Seile zeigt deutlich, daß in der That von einer beträchtlicheren Insel als der Kneiphof die Rede ist. Ich zweifle nicht, daß hier die Insel zwischen den beiden Mündungsarmen des Pregels unterhalb der Stadt gemeint sei — so grell diese Ansicht auch gegen eine bisher unangefochtene gelehrte Meinung absticht.

Der Kneiphof mit den noch höher gelegenen Pregelinseln wurde nicht mit dem übrigen Samland zugleich getheilt. Der Orden hoffte ohne Zweifel, sie ganz für sich zu behalten, wie er denn der Altstadt in den Jahren 1286 und 1299 bereits bedeutende Stücke der zwischen Königsberg und Arnau liegenden, ohne Rücksicht auf den Bischof zuwies *), aber endlich mußte er im Jahre 1322 sich doch dazu verstehen, dem letztern die Hälfte des Kneiphofs, einen Roßgarten auf der großen nach Arnau hin sich erstreckenden Insel, und eine gewisse Heumahd auf der Arnau gegenüberliegenden abzutreten. In derselben Zeit kam auch die Ordensbesitzung Laut mit den beiden Orten Lapsau und Wangnicken und den vorerwähnten zehn Hufen an den Bischof und sein Kapitel **).

Die Inseln bei Königsberg führen uns zu den Extremitäten des Samlandes, welche im Jahre 1258 mit der Hauptmasse des Körpers zugleich getheilt wurden. Als solche sind Wischlandsort, der Wald Wogram und die Nehrung anzusehn, über welche in der Urkunde von dem genannten Jahre noch genaue Bestimmungen vorhanden sind.

Aber auch hier stellen sich uns große Schwierigkeiten entgegen: denn so sicher auch die Lage dieser drei Landestheile bekannt ist, und so genau die einzelnen Parcellen derselben durch Seilenmaaß bestimmt sind, so hat man doch Gründe gefunden zu der Annahme

*) Urkk. von diesen Jahren im Erl. Preuß. 2, 456 und in Luc. David. Bd. 4. Anh. S. 7.

**) Cod. dipl. Pruss. II. n. 100. p. 129, 130.

daß hier eigentlich von der Theilung eines großen Landes die Rede sei. — Es handelt sich um nichts geringeres, als um die Frage, ob nicht der ganze nördliche Theil des Haffs von Königsberg bis Pillau und bis über Balga hinaus in den Zeiten der Theilung Samlands — festes Land gewesen sei.

Herr Geheimrath Professor Dr. Voigt stellt die Behauptung auf, daß es in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, „außer Samland auch noch ein Land gab unter dem Namen Witland, ein Ueberbleibsel des ehemaligen Witlandes, welches sich bis an das östliche Ufer der Weichsel erstreckte" und daß diese Landschaft „an der jetzigen Südküste von Samland" zu suchen sei. Eine eigene Beilage zum ersten Theile seiner Geschichte Preußens ist allein der Untersuchung über diesen Gegenstand gewidmet. Auch auf der Charte des alten Preußens, welche dem zweiten Bande desselben Werkes beigefügt ist, findet man den ganzen nördlichen Theil des Haffs mit den Spuren dieses nun ganz verschwundenen Witlands erfüllt.

Allein, Behauptung gegen Behauptung: der nördliche Theil des Haffs hat in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, wenn man von kleinen Veränderungen absieht, um die sich weder der Historiker noch der Chorograph noch sonst irgend jemand bekümmert, ebenso ausgesehen als jetzt.

Es ist wahr, daß Other und Wulfstan in ihrem Reiseberichte, der in die Zeit vor dem heiligen Adalbert gehört, des Witlandes in naher Beziehung zur Weichsel gedenken *); wahr, daß Pabst Honorius 3 im Jahre 1224 dem Bischof Wilhelm von Modena Legatengewalt über viele andere Länder, auch über Samland und Witland, verlieh **); wahr, daß bald darauf ein französischer Mönch in seiner Chronik bemerkte, im Jahre 1228 sei außer andern Ländern Witland und Samland noch nicht erobert gewesen ***); wahr endlich, daß Lübeckische Bürger, die sich sogar in Preußen selbst befunden zu haben scheinen, im Jahre 1246 Ansprüche auf einen Theil von Samland, Witland und Ermeland

*) Voigt 1, 209.

**) Gruber Orig. Liv. p. 265.

***) Alberici chron. bei Leibnitz Access. hist. p. 527.

erhoben *). Aber hieraus folgt noch nicht, daß man Witland außerhalb des heutigen Samland zu suchen habe, oder gar, daß es ein jetzt untergegangenes Land gewesen sei.

Einigen Schein hat diese Folgerung freilich für sich, und wir geben sie daher einstweilen zu, um den weiteren Beweisen für das Vorhandensein einer solchen Landschaft in der Gegend, welche jetzt der nördliche Theil des frischen Haffs einnimmt, zu folgen. Diese Beweise beruhen auf dem Namen Witlandsort, und auf zweien Urkunden, der eben angeführten über die Forderung der lübeckischen Bürger von 1246 und unserer Theilungsurkunde über Samland.

Der Name Witlandsort steht durch das Zeugniß Dusburgs und einiger Urkunden vollkommen fest; ebenso daß er die Stelle bezeichne, an welcher die Ordensritter später die Burg Lochstät erbauten. Wenn aber Voigt sagt, er bedeute Witlands Grenze, so fehlt es hiezu an jedem Belag; Ort ist Spitze, wie es im Niebelungenliede heißt, die „Ort" der Schwerter reichten dem Heere bis auf die Sporen, oder Ecke, wie man früher statt Eckhaus, Eckgrenze, Orthaus und Ortgrenze sagte; auch muß Voigts Bemerkung „klein kann das mit dem Namen Witlandsort bezeichnete Landgebiet auch wohl nicht gewesen sein, da es in drei Theile hatte getheilt werden können", als unbegründet und doch verführend fern gehalten werden.

In der Urkunde von 1246 verlangen die Lübecker allerdings Landgebiet in Samland, Witland und Ermeland. Hieraus folgt aber nicht, wie Voigt will, daß Witland in der Mitte von Samland und Ermeland gelegen habe, und noch weniger, daß sie ein zusammenhängendes Stück Landes, aus Antheilen in diesen dreien Landschaften bestehend, verlangten. Es ist nöthig, auch diese Kleinigkeiten zu erwähnen, denn sie sind für den ferneren Beweis von Bedeutung.

Dieselbe Urkunde von 1246 enthält nun aber auch die Hauptstellen, die alles klar machen, zunächst folgende: „mehrerwähnte Bürger sollen die Hälfte des Drittels von Samland haben, welches den Ordensbrüdern bei der Landestheilung mit dem Bischofe zufallen wird, und in Ermeland 2500 Hufen (nicht Morgen) von

*) Cod. dipl Pruss. I. n. 66.

Lemptenburg gegen den Pregel hin zu messen, an dem Ufer auf der einen, auf der andern Seite gegen Natangen hin." Voigt meint, diese Messung sei nach den jetzigen Localverhältnissen der Gegend durchaus gar nicht möglich; denn wenn von Ermeland gegen den Pregel hin Land gemessen werden solle, so könne der Unterschied in den Richtungen „gegen den Pregel hin an der Küste auf der einen Seite" und „auf der andern Seite gegen Natangen hin gar nicht Statt finden, da an dem Ufer hin gar nichts am festen Lande zu messen sei, was nicht zu Natangen gehörte; es müsse also „der Pregel seine Ausmündung in das Haff weit mehr westlich, als jetzt gehabt, und zwischen dieser Mündung des Pregels und der jetzigen Küste von Ermeland festes Land gelegen haben, welches nicht zu Natangen, sondern mit zum Ermelande gehörte."

Ich habe eine andere Ansicht über diese Messung, die ich hier entwickele, obwohl diese Entwickelung nicht nöthig wäre, wenn es mir nur darauf ankäme, die Witlandshypothese zu entkräften. Lemptenburg, von wo die Messung begonnen werden soll, ist schon von Voigt auf Lenzenburg *) gedeutet, und es steht dem so wenig entgegen, daß man vielmehr sagen kann, Lempten oder Lenten sei nur dialektische Nebenform zu Lenzen. Lenzenburg wird nach einer Bemerkung Lucas Davids **) so ziemlich sicher in die Nähe des späteren Brandenburg gesetzt. Nun könnte man zwar einwenden, Lenzenburg und Brandenburg lägen schon in Natangen, während Lemburg nach unserer Urkunde doch in Ermeland zu suchen sei (eine Schwierigkeit, die Voigt unerörtert läßt); allein wir fragen dagegen, mit welchem Rechte setzt man denn Lenzenberg und Brandenburg nach Natangen? Es liegt dafür nicht der mindeste Beweis vor; wir kennen die Grenzen der altpreußischen Landschaften nur an sehr wenigen Stellen genau und sind nur gar zu geneigt, die späteren bekannten Verhältnisse auf die frühere Zeit zu übertragen, also z. B. das alte Natangen im Süden bis zu den Grenzen der späteren Diöcese Ermeland auszudehnen. Allein die alte Landschaft Ermland reicht weit nördlicher hinauf als die Diöcese;

*) Erwähnt bei Dusb. III. 83.

**) Preuß. Chronik 4, 36.

wir wissen, daß zu derselben Balga und Zinthen gehörten; und ist die Identität von Lemptenburg und Lenzenberg keine Erfindung, so muß Lenzenberg im Ermeland liegen. Doch möge man die Zweifel wegen der Lage der Lenzenberg und wegen der Identität der Namen Lemtenburg und Lenzenberg noch so gewissenhaft und peinlich urgiren, so viel ist gewiß, daß Lemtenberg zwischen Balga und der Pregelmündung gelegen haben müsse, weil sonst, wie man die Messung auch angestellt hätte, Balga in die 2500 Hufen der Lübecker gefallen wäre, was undenkbar ist; und außerdem bleibt es nach der Natur unserer anderweitigen Kenntniß über die Grenzen der altpreußischen Landschaften immer sehr möglich, daß sich die nördlichste Spitze des Ermelandes bis zur Mündung des Pregels hingezogen, Natangen also das Haff nicht berührt habe. Bei dieser Annahme ergiebt sich der Sinn der Messung von selbst: der nördlichste Theil des Ermelandes von Lenzenburg bis zur Pregelmündung, westlich am Haff, östlich gegen Natangen hin sich erstreckend, wird für die Lübecker abgeschnitten; der Anfangspunkt der Messung liegt zwei oder drei Meilen oder noch etwas weiter von der früheren Mündung des Pregels bei Haffstrom entfernt; man wird das abzumessende Gebiet bei solcher Länge sich noch ziemlich breit denken müssen, damit es die verlangten 2000 Hufen d. h. etwa sieben Quadratmeilen *) einschließe.

Diese Ansicht, daß Ermeland sich bis zur Pregelmündung erstreckt habe, scheint mir viel einfacher und annehmbarer als die obige von Voigt aufgestellte, der zu Gunsten überdies die 2500 Hufen in so viel Morgen verwandelt werden mußten, daß der Pregel weiter westlich als jetzt gemündet und zwischen der Pregelmündung und Ermeland noch ein zu Ermeland gehöriger Landstrich gelegen habe. Aber es sei auch dies einen Augenblick angenommen.

Von hier an geht es dem Ziele schneller zu. Die Urkunde schließt den Satz über die eben besprochene Messung mit den Worten: donec in ipsa Warmia contigue ipsorum mansorum numerus impleatur. Voigt übersetzt diese Worte: „bis nächst am Ermland selbst die Morgenzahl vollzählig werde", behauptet dann, die hier gemeinte nächst an Ermland liegende Gegend

*) Auf die Quadratmeile gehen 360 Hufen.

habe zu Witland gehört, erinnert an den Namen Witlandsort und — ist nun mit dem Beweise fertig, daß das Witland „an der jetzigen Südküste von Samland und zwar da gesucht werden müsse, wo jetzt zwischen der Gegend von Lochstät und Brandenburg das frische Haff sei." Allein das Fundament dieses Riesenbaues trägt auch nicht eine Hütte: denn die Uebersetzung der obigen Worte ist falsch; in ipsa Warmia contigue kann nun und nimmermehr bedeuten „nächst an Ermland selbst; es bedeutet „in Ermeland selbst in einem zusammenhängenden Stücke;" und wie wenige Zeilen vorher gesagt wird, „die Bürger sollen 2500 Hufen in Ermeland haben," so heißt es auch ganz übereinstimmend gleich darauf: „die Zahl der Hufen soll in Ermeland selbst und zwar in einem zusammenhängenden Stücke erfüllt werden." Ist aber Voigts Uebersetzung falsch, so ist auch das Land bei Brandenburg nicht nachgewiesen, dem der Name Witland beigelegt werden könnte, und ist kein Witland bei Brandenburg nachgewiesen, so fehlt auch der Nachweis für das Witland zwischen Lochstät und Brandenburg. Ich glaube, daß es nur dieser Erinnerung bedarf, um jeden Unbefangenen zu überzeugen, daß, aus dieser Urkunde wenigstens, selbst nach den oben gemachten Zugeständnissen, für die Witlandshypothese nicht das Mindeste gewonnen werden kann. Wer noch zweifelte, müßte entweder Voigts Uebersetzung der mehrerwähnten Worte zu rechtfertigen suchen, oder er müßte die neue Hypothese aufstellen, ein Theil von Ermeland könne beliebig auch Witland genannt werden.

Aber es giebt noch eine zweite Urkunde, welche das Vorhandensein Witlands in der Gegend, die heute das nördliche Haff einnimmt, beweisen soll, und an sich wäre es sehr wohl möglich, daß die eine Urkunde für diesen Zweck brauchbarer wäre, als die andere. Es ist eben unsere Theilungsurkunde über Samland vom Jahre 1258. Voigt entnimmt aus derselben drei Gründe zur Rechtfertigung seiner Hypothese. Erstens zeigt sie ihm deutlich, daß „die damalige Nehrung um Pillau von weit bedeutenderem Umfange gewesen sein müsse," als die Umgebung bei Pillau heut zu Tage noch ist; und das müßte sie in der That gewesen sein, wenn sie alle die Dörfer getragen hätte, welche er auf derselben findet, nämlich außer Pillau, in dem er Velowe wiedererkennt,

Caymen, Leytsyn, Bonowe, Lynthowe, Sunegowe u. a. Daß man Velowe auf Pillau deutet, ist ein begreiflicher Irrthum, wie aber Voigt dazu gekommen ist, jene andern Dörfer auf die Insel von Pillau zu versetzen, kann ich wenigstens nicht erkennen. Jedenfalls wird durch eine solche Deutung der Sinn der ganzen Theilungsurkunde vollkommen verdreht und nichts ist gewisser, als daß alle jene Ortschaften weder in die Gegend des heutigen Pillau, noch in irgend eine Gegend des untergegangenen Witlandes zu setzen sind *).

Ferner vermuthet Voigt, die in der Theilungsurkunde erwähnte Stadt, der gegenüber eine Insel getheilt wurde, „sei keine andere gewesen, als die im Jahre 1246 beabsichtigte Seestadt der Lübecker, die demnach im Jahre 1258 in ihrer jungen Blüthe wirklich vorhanden gewesen, nachmals aber mit dem Lande selbst wieder verschwunden wäre.“ Wir haben oben diese Stadt auf Königsberg, und die ihr gegenüber liegende Insel auf die Insel zwischen den Mündungsarmen des Pregels gedeutet, und mußten es, weil sich sonst nicht erklären ließ, wie der Bischof vor dem Jahre 1263 zum Besitze eines Drittels einer Insel bei Königsberg gekommen sein könnte **).

Endlich, was noch mit dem meisten Schein für die Hypothese angeführt werden kann, ist die Stelle über die Theilung von Withlandsort: **Item in Wytlandesort a Balga sunt mensurati sedecim funiculi in longitudine versus salsum mare.** In Witlandsort sind von Balga gemessen sechszehn Seile in der Länge gegen das Salzmeer. Hieraus leuchtet Voigt ein, „daß südlich vom Ufer des Haffs, an welchem Witlandsort lag, nach Balga hin noch festes Land vorhanden gewesen sein muß.“ Man merke wohl, Witlandsort liegt am Haff, südlich von diesem Haff

*) Ich finde mich hier zu einer nachträglichen Bemerkung veranlaßt: Hr. Pfarrer Gebauer wird mir bezeugen, daß ich die Deutung des Namens Velowe, welche als der Schlüssel zum Verständniß der ganzen Urkunde betrachtet werden kann, und den Gedanken, die Ortschaften Caymen, Leythyn, Bonowe rc. von der Nehrung zu verweisen, nicht von ihm entlehne. Dagegen erkenne ich mit Vergnügen an, daß dieser Aufsatz den lehrreichen mündlichen Bemerkungen des Herrn Stadtrath Neumann manches zu verdanken hat.

**) Voigt 3, 345 findet übrigens auch in der Urk. von 1277, Cod. dipl.

liegt Land und dieses Land hängt mit Ermeland zusammen. Die Erwähnung dieses Haffs ist nicht zufällig, sondern auch für Voigt nothwendig, nicht bloß weil der Pregel in jenen Gegenden einen Durchgang nach der See haben und die Unterbringung der Schiffe bei Lochstät bedacht werden muß, sondern auch, weil schon den Lübeckern im Jahre 1246 von denen ihnen angewiesenen Besitzungen aus bis Witlandsort hin zu fischen erlaubt wurde. Also Haff zwischen Witlandsort und dem untergegangenen Lande bei Balga. Hier zeigt sich vor allem die Unrichtigkeit, daß Withlandsort nicht mit Witland, wie es doch nöthig wäre, sondern mit Samland zusammenhinge. Sodann machen wir den Versuch in Witlandsort von Balga aus gegen das Salzmeer zu messen, und — alles steht genau so, als wenn kein Witland dazwischen geschoben wäre; (denn vollzöge man die Messung wirklich in Witlandsort, so könnte man nicht in Balga anfangen; finge man in Balga an, so würde die Messung nicht in Witlandsort vollzogen). Aber Voigts Erklärung ist auch noch nicht am Ende; er nimmt auf Witland ein zweites Balga an*) ohne Zweifel entweder nördlich von dem erwähnten Theil des Haffs, oder südlich von demselben — und in beiden Fällen steht wieder alles so, als wenn kein Witland neben dem wahren Balga angesetzt wäre. Genug, hier ist eine Schwierigkeit bemerkt, aber der Versuch sie zu lösen nicht geglückt, und für die Witlandshypothese nichts gewonnen.

Positive Gründe zur Widerlegung der Hypothese anzuführen ist freilich schwer; doch wäre folgendes nicht ohne Gewicht. Dusburg spricht bei dem Jahre 1274 von einem Castrum quoddam situm in terra Sambiae circa litus maris recentis fere ex opposito castri Brandenburg, von einer Burg in der Landschaft

Pruss. I. n. 162 noch eine Erinnerung an die Colonie der Lübecker: bona in Vremar posita preter aream seu locum in quo quondam situm fuit oppidum. Aber dieses Vremar lag in Thüringen! Cod. dipl. Pruss. II. n. 130. Gebauer S. 356 bezieht die Worte versus antiquam civitatem in einer Urkunde von 1305 Cod. dipl. Pruss. II. n. 50 auf die Colonie; aber hier ist nur von Fischausen die Rede.

*) „Es ist merkwürdig, daß wir die Namen dieser Dörfer nachmals zum Theil auf dem festen Lande in Natangen und Samland wiederfinden, wie Balga Kaymen, Lehden, Bonau u. a." 1, 681.

Samland am Ufer des frischen Haffs ungefähr Brandenburg gegenüber gelegen *). Aus dieser Stelle folgt, daß die nordöstliche Spitze des Haffs um das Jahr 1274 schon vorhanden war. Bischof Heinrich legte schon um 1268 seine Burg Schönewyk an **); hieraus folgt, daß die Bucht von Fischausen damals schon vorhanden sein mußte; denn wer möchte sich einreden, daß er auf die Vortheile der Nachbarschaft des schiffbaren Gewässers freiwillig verzichtet hätte, der Zufall aber so günstig gewesen sei, das Land bis vor seiner Thür wegzuschälen. Ueberdies bezeugt es der Name Schönewyk (Schöne Bucht) selbst. Die Küste der Peiser Ecke hatte im Jahre 1299 augenscheinlich schon dieselbe Gestalt wie noch heute, da der Bischof den Wald auf derselben, den heutigen Fischausenschen Stadtwald durch eine Linie von Neplecken (Neplok) bis zur Mündung des von Medenau kommenden Flusses von dem übrigen Samland abscheiden konnte ***). Faßt man alles zusammen, so ist hiemit bewiesen, daß die Südküste Samlands in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts im Ganzen dieselbe war, wie die heutige, und daß das Haff längs dieser Küste und hinab bis Brandenburg seine Wellen zog. Die Vertheidiger der Witlandshypothese geben zwar für die erste Hälfte desselben Jahrhunderts eine Bucht bei Lochstät, in möglichst engen Schranken zu, und schildern gelegentlich ihr Witland möglichst morsch und schwach und dem Untergang nahe — allein es bliebe trotz dem unbegreiflich, wie hier in kaum fünfzehn Jahren so bedeutende Veränderungen vorgegangen sein sollten. Daß es weiter südlich zwischen Balga und Kamstigal kein Land, wenigstens kein umfangreiches Land gegeben habe, könnte man aus der Darstellung Dusburgs von dem Heerzuge des Comthurs Heinrich Stange gegen Samland schließen, der nicht erst Witland zu unterwerfen brauchte, ehe er Samland angriff, und der ohne Abentheuer von Christburg bis Witlandsort gelangte *). Endlich wenn das vermeinte Witland wirklich existirt und im Laufe auch nur des dreizehnten Jahrhunderts untergegangen wäre, so dürften wir doch

*) Dusb. III, c. 131.
**) Cod. dipl. Pruss. I n. 158.
***) Cod. dipl. Pruss. III. n 1. Vgl. II. n. 52.

wohl irgend eine Notiz darüber bei Dusburg, oder eine Andeutung in irgend einer Urkunde erwarten.

Also mit dem Witlande im Süden von Samland ist es nichts, und wir müssen es anderwärts suchen. Da es an dreien Stellen, nach dem Obigen, neben Samland erwähnt wird, so liegt es allerdings nahe zu glauben, daß es außerhalb Samlands gelegen habe. Allein man bedenke, daß im dreizehnten und noch im vierzehnten Jahrhundert überaus häufig von „Preußen und Samen" die Rede ist, welche letzteren doch unbezweifelt Preußen sind, und erinnere sich ähnlicher Beispiele, die man in jedem Theile der Geschichte und Geographie finden wird; warum soll die Landschaft, die den allgemeinen Namen „Land" oder „Erde" mit mehreren benachbarten, besonders mit Samaiten theilt, nicht von andern auch die mittlere genannt werden, sie, deren Lage zwischen den beiden Haffen keinen Namen mit größerem Recht tragen konnte **). Und wenn beide Namen neben einander in Gebrauch kamen, ohne daß die vollkommene Identität des Bezeichneten am Tage lag, warum sollten nicht ausnahmsweise beide Namen nebeneinander genannt werden? warum vor der Eroberung Samlands nicht auch von den Lübeckern neben einander genannt werden, die freilich in Preußen selbst sich befanden? Es scheint fast, als wenn der Name Witland für Samland besonders unter den Seefahrern in Gebrauch gewesen und daß es daher zu erklären sei, wenn die Spitze Samlands, die sie am häufigsten berührten, den Namen Witlands auch da noch behalten hat, als der Name Witlandsort selbst nicht mehr gebraucht wurde

Das Vorhandensein des Tiefs in der Nähe des späteren Lochstät wird theils durch den Namen Witlandsort selbst, theils durch die Begründung der Burg zum Schutze der Schiffahrt *) bewiesen Dieses Tief gab, abgesehen von dem Bernsteinertrage der

*) Dusb. III. c. 67.

) Es ist bemerkenswerth, daß auch Livland und Lettland den Namen **Widsemme Mittelland (von **widdus** die Mitte) tragen, der von Witland gar nicht verschieden zu sein scheint.

*) **Ut securus pateat, introitus et exitus navibus et terras Prussie applicantibus. Dreger n. 367.**

Westküste die Veranlassung, daß Withlandsort bei der Theilung von 1258 in kleinere Stückchen zerlegt wurde, als irgend ein anderes Gebiet von Samland: denn jeder Theilhaber sollte unmittelbar an diesem wichtigen Punkte Besitz erhalten. Es wurden zuerst sechszehn Seile gemessen, von welchen das dritte, sechste, neunte, zwölfte und sechszehnte zu Quednau-Laptau, das erste, vierte, siebente, zehnte und dreizehnte zu Kaymen-Labiau, das zweite, fünfte, achte, eilfte und vierzehnte zu Wehlau-Waldau geschlagen wurde. Ueber das fünfzehnte findet sich keine Bestimmung. An die sechszehn Seile schlossen sich ferner neunzig Seile, von welchen man das dritte, sechste und neunte Zehnt mit Quednau-Laptau, das erste, vierte und siebente Zehnt mit Kaymen-Labiau, das zweite, fünfte und achte Zehnt mit Wehlau-Waldau vereinigte. Nach der Natur des zu theilenden Landstrichs kann es keine Frage sein, daß die einzelnen Seile sich in der Richtung von Süden nach Norden hin an einander schlossen, daß also das erste Seil unmittelbar am Tief, das hundert und sechste am weitesten nach Norden hinauf lag. Es stimmt damit überein, wenn es in der Urkunde heißt, die einzelnen Seile sollen sich in der Länge gegen das Salzmeer erstrecken. Hundert und sechs Seile betragen ein Weniges über fünf Neuntel Meilen; gehn wir von Lochstät so weit nach Norden hinauf, so treffen wir gerade an die Grenze des heutigen Kirchspiels Lochstät, welches uns für die eben gegebene Erläuterung als neue Stütze dienen kann.

Der Ausdruck der Urkunde, daß diese Seile von Balga gemessen werden sollen, scheint mir bei dieser Auffassung ebenfalls ziemlich sicher erklärt werden zu können. Es läßt sich mit Sicherheit behaupten, Balga bezeichne auch noch etwas anderes, als den Ort Balga. In der Theilungsurkunde selbst kommen die Worte vor: in acumine Nergienort, quod attingit Balgam, welche man nicht, wie Gebauer thut, übersetzen kann: „auf der Nehrungsspitze Nergienort, welche sich Balga n ä h e r t," da attingere nicht nähern, sondern berühren bedeutet. Niemand wird glauben wollen, daß Nergienort die Burg Balga oder deren Gebiet berührt habe. Einen weiteren Fingerzeig enthält die Urkunde des Hochmeisters Dietrich von Altenburg von 1341 *), in den Worten: de

*) Cod. dipl. Pruss III. n. 21.

bonis, que in Balgam pervenerint, in welchen niemand den Namen Balga auf die Burg bezieht. Wie aber hier von Waaren die Rede ist, die nach dem Wasser Balga kommen, so fasse ich das Wort auch an beiden angeführten Stellen der Theilungsurkunde auf. Doch behalte ich mir eine nähere Untersuchung über die Tiefe, so wie über die Theilung des Waldes Wagram und der frischen Nehrung für einen zweiten Beitrag zur Chorographie des alten Preußens vor.

Bald nach der Theilung erbauten die Ordensritter in Witlandsort die Burg Lochstät, zu welchem Zwecke ihm der Bischof seinen ganzen Antheil an Witlandsort gegen ein Aequivalent herausgab 1264 *). Dies Aequivalent sollte aus einem dem abgetretenen an Umfang gleichen Gebiete und außerdem drei Hufen bestehn, und von dem Orden an der Stelle angewiesen werden, wo der Bischof seine Kathedrale zu errichten gedachte, d. h. in Schönwyk. Man darf hieraus nicht folgern, daß auch die Gegend von Fischausen getheilt sein müsse; was der Orden dort besaß, besaß er nur durch Anmaaßung und Gewalt, wie die samländische Geistlichkeit später ausdrücklich behauptete.

Nachschrift.

Als ich die Urkunde vom Mai 1258 **) und zwar auf Veranlassung der verehrlichen Redaction d. Bl. nebst der Uebersetzung veröffentlichte, beabsichtigte ich diese wichtige Urkunde in diplomatischer Richtigkeit einem größeren Kreise bekannt zu machen und durch die hinzugefügten Erläuterungen nachzuweisen, daß sie die Grundlage der späteren Kammerbezirks-Eintheilung des Samlandes enthielte. Dazu genügte die Deutung der darin aufgeführten

*) Dreger' n. 367.

**) Von welcher die Abschrift in der alten Copie der Matriculae Vischusianae aus dem März 1250 irrthümlicher Weise datirt ist

Orte und Gebiete, soweit es möglich war, sie zu entziffern. Ein Eingehen auf den Plan der Theilung lag außerhalb meiner Absicht, besonders da ich glaube, daß eine solche Untersuchung mehr in eine Kunde des Samlands gehört, als hieher. Herr Oberlehrer Dr. Töppen ist anderer Ansicht und bietet uns eine für mich allerdings sehr interessante Untersuchung dar. Er befand sich für sie in dem bedeutenden Vortheile, die Kenntniß der Urkunden von 1330 und 1352 zu besitzen, die mir abging. Hätte ich sie gehabt, so würde ich unstreitig die Resultate derselben bei der Erläuterung benutzt haben.

Nachdem mir nun die Kunde von ihnen geworden, stehe ich nicht an, der Ansicht des Herrn Dr. Töppen beizutreten, daß die Urkunde von 1258 die Gebiete von Laukischken und Wehlau, obgleich sie in Nadrauen lagen, mit in die Theilung gezogen hat und somit der Ausdruck derselben „terra sabiensis" nicht blos auf das eigentliche alte Samland zu beschränken, sondern auf den samländischen Bischofssprengel auszudehnen ist. Demnach nehme ich gern meine Erklärung von Lovke und extremus saltus zurück. Was nun den Theilungsplan selbst betrifft, so hat Hr. Dr. Töppen die Hauptlinien nach der Urkunde vom Jahre 1352 angegeben, die Theilung im Westen aber nicht durchgeführt, weil es an genügendem Anhalt mangelte. Es blieben damals auch noch einzelne Stücke ungetheilt.

In folgenden Einzelheiten sehe ich mich veranlaßt abweichender Meinung zu bleiben.

Leythyn kann nie Legitten werden. Die Endung yn oder ayn hat sich stets in ehnen verwandelt, wovon Beispiele genug vorhanden sind.

Ueber das Gebiet Sabenouwe (Sabenow, Sabenaw), Folgendes. Ich kann es nur da suchen, wo ich es gesucht und mit dem fluvius Lasse in Verbindung bringen, wie ich es gethan habe. Hierüber Näheres. Der Tauschvertrag des Bischofs Christian von 1277 [(bestätigt durch Bischof Siegfried 1296) Cod. dipl. Pruss. I. Nr. CLXII.] übergiebt dem Vice-Landmeister Konrad v. Thierberg Sabnow cum omnibus suis terminis et usibus in agris Pascuis Silvis Aquis et lapide marino qui vulgariter dicitur Burnstein et omnibus Juribus sicut eos terminos possedit hactenus nostra Ecclesia und zwar für

bona quecunque in Vremar posita preter aream seu locum in quo quondam situm fuit oppidum Item Metkaym et Drabnow sita in nostra Ecclesia Sambiensi cum omnibus terminis et usibus.

Da dieser Tauschvertrag nicht beachtet wurde, so wird die Vertauschung auf die Beschwerde des Bischofs nochmals 1322 verbrieft und die Lage des Gebietes abermals beschrieben, indem es heißt: commutationem factam de territorio Sabenow et lapide marino qui burnsteyn dicitur, qui ibidem inventus colligitur. In derselben Urkunde des Landmeisters Friedrich v. Wildenberg wird der Theil des heil. Feldes bezeichnet, welcher dem Bischof Johannes zufallen soll. Von der Gegend von Romehnen und Lengnieten (locus qui dicitur Brantstat) erstrecken sich zwei Grenzen usque ad mare salsum. Zwischen diesen Grenzen wird dem Bischof die Bernsteinnutzung überwiesen, vom Flusse Lasse ab bis zur Grenze. Die Worte lauten Annuentes eciam quod a fluvio Lasse usque ad graniciam eorum circa sacrum campum homines sui cum hominibus nostris possint colligere lapidem marinum.

Nach einer andern Urkunde aus demselben Jahre verleiht der Bischof Johannes dem Ordenskonvente Weidegerechtigkeit auf seinem Theile des h. Feldes und zwar heißt es auch darin wieder quod ii homines a loco in quo fluvius Lassa influit mare salsum usque ad graniciam quercus site iuxta curiam fratrum sacri campi lapidem marinum — — possint colligere.

Nach diesem Allem lag das Gebiet Sabenow am bernsteinreichen Meeresstrande, westlich von Romehnen und Lengnieten über Germau hinaus, wo wir Lesnicken (ehemals Lasnicken geschrieben) und Palmnicken antreffen. Dort erhielt der Bischof Bernsteinnutzung und er theilte sie mit dem Orden. Was liegt näher, als daß man das Gebiet Sabenow mit dem Flusse Lasse zusammenbringt, von welchem ab der Bernstein gewonnen werden durfte? Daß dieses Gebiet in der bezeichneten Gegend lag, dahin weiset auch eine Urkunde von 1327, welche dasselbe nördlich von Dargen kennt, indem sie den Weg bezeichnet viam quae de villa Dargowayn ducit versus Sabenow, ferner einige andere aus dem Jahre 1336. Kariote ein feodalis des Bischofs vertauscht seine Besitzungen an die beiden Brüder Pellinen und Navellen von

Sabenow und Naglande. Der Kämmerer des Ortes in Germau kauft von Kariote den zurückbehaltenen Theil und von den beiden Brüdern die eingetauschten Theile. Offenbar lag also Sabenow in unmittelbarer Nähe von Germau. Seitdem verschwindet, so viel ich weiß, der Name. Wenn Dr. Töppen ohne Beweis den Bach Lasse bei Kraxtepellen sucht, so bemerke ich, daß Henneberger in seiner Landtafel diesen Bach Krecke nennt und daß der daran gelegene Ort in dem ältesten Verzeichnisse der Strandaufseherorte Kracksbel geschrieben ist.

Leydene habe ich durch Lehden wiedergegeben. Diese Form geht neben der andern Legden sowohl bei dem Orte dieses Namens im Kaymenschen, als auch im Wargenschen einher. Von der letztern wird bald die letzte Spur verschwinden, indem das neue Vorwerk Lehndorf in seine Stelle getreten ist.

Daß **Graselauke** gerade Kreislacken im Sudauer Winkel sein müsse, ist nicht nothwendig. Im Zusammenhange mit Wangnicken kann man sichs auch bei Lapsau denken, ebenso wie es ein Wangnicken bei Hl. Kreuz giebt. Die Uebersetzung von Schadwinkel in Sudauer Winkel ist wenigstens kühn und würde, wenn sie sich erweisen ließe, zur Aufhellung der Verhältnisse beitragen. Jetzt kommt der Name Schadwinkel noch als Personenbenennung im Samlande vor. Daß übrigens der Sudauer Winkel zum bischöflichen Kammeramte Thierenberg gehörte, geht aus Urkunden hervor. — Der zweimal angeführte Ort Kalten heißt Kallen.

In Bezug auf die Anmerkung des Hrn. Dr. Töppen über **Velowe** gebe ich nach Inhalt einer sehr kurzen, recht eigentlich **en passant** geführten Gespräches gern das gewünschte Zeugniß, bemerke jedoch, daß, wer die fragliche Urkunde einer näheren Prüfung unterwirft, nothwendig zu dem Resultate gelangen muß, daß **Velove** nicht Pillau sein kann, schon darum nicht, weil die Gegend, in welcher das heutige Pillau liegt, der damaligen Nehrung oder dem Walde Wogrym angehörte und diese außer dem Festlande von Samland in der Urkunde einer besondern Theilung unterworfen werden, dieselben Gegenden mithin nicht zweimal getheilt werden konnten. Was die Orte Kaymen, Leythyn u. s. w. betrifft, so vermag ich darüber kein Zeugniß zu geben, da ich mich nicht entsinne, daß an diese gedacht worden ist. Daß sie Jemand auf die Nehrung verwiesen gehabt hat, ist mir unbe-

kannt. Hr. Geh. Rath Dr. Voigt hat sie auf das untergegangene Witland versetzt und meinten, daß sie vielleicht dahin verlegt sein könnten, wo man ihre Namen jetzt findet. Ich habe seit zehn Jahren diese Behauptung des geehrten Meisters seiner Wissenschaft bezweifelt.

Hr. Dr. Töppen fertigt in einer anderen Anmerkung meine Deutung der Worte **versus antiquam civitatem** mit der kurzen Bemerkung ab, hier sei nur von Fischausen die Rede: die Urkunde von 1305, die ich angezogen habe, enthält das Stadtprivilegium von Fischausen. Es beschreibt die Grenzen des verliehenen Gebiets. Ein Theil davon liegt westlich **circa viam que procedit de villa Lageyne** (Ligehnen). Die Grenze wendet sich dann zurück **ad predictam viam versus civitatem usque ad mare recens**. Hier ist Fischausen allerdings gemeint. Der andere Theil davon liegt östlich gegen Bludau und Geidau vom Walde Wissegrod durchschnitten *). Bei der Beschreibung dieses Theiles nun heißt es: **item iuxta eandem aquam** (nämlich **que Blodow nuncupatur**) **in latere viciniori descendendo versus recens mare usque ad terre defensionem et ab inde usque ad viam hiemalem qua iter per paludem tempore hiemali versus antiquam civitatem.** Diese **antiqua civitas** soll nun nach Herrn Dr. Töppen nur Fischausen sein können. Den Beweis ist er freilich schuldig geblieben. Jedermann aber, der die örtlichen Verhältnisse kennt, weiß, daß hier von einem Wege die Rede ist, welcher von Fischausen wegführt. Ueberdies kann **antiqua civitas** wohl nicht auf eine Stadt bezogen werden, die eben erst ihr Gründungs-Privilegium erhält und in diesem an einer andern Stelle schon schlechthin **civitas** genannt ist. Töppen hätte folgerichtig nach seiner Darstellung die Altstadt Königsberg darin erkennen müssen. Wenn ich mich aber veranlaßt fand, es auf die frühere Kolonie der Lübecker zu deuten, so bin ich darin noch nicht widerlegt, es sei denn, daß es Hrn. Dr. Toppen gelingt, seine Hypothese über das Witland vollständig zu begründen. Daß das Ufer des Haffs in der Gegend von Schönewik im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts brüchig war, geht aus der angeführten Stelle

*) Diese Namen kommen noch heute vor. Den Wald Wissegrod behielt sich der Bischof Siegfried vor. Später wurde die Mühle erbaut, die noch heute den Namen Wischrod führt.

des Stadt-Privilegiums hervor, indem daselbst schon von einer defensio terrae Uferbefestigung, Landwehre, die Rede ist, die man wahrlich nicht gebaut hätte, wenn nicht besondere Veranlassung dazu vorhanden gewesen wäre.

Nachdem ich vorstehende Bemerkungen zu der Arbeit des Hrn. Dr. Töppen über die Urkunde vom 3. Mai 1258 bereits der geehrten Redaction eingesandt, finde ich mich noch zu folgender Aeußerung veranlaßt. In der Beschwerdeschrift des Bischofs Johannes vom 19. Mai 1322 (Voigt Cod. Dipl. Pruss. II. No. XCIX) liest man folgende von mir vorher nicht genug beachtete Stelle:

> Item de omnibus insulis que in fluvie Pregore concluduntur cum ab antiquo huc usque nunquam fuerint divise, petit Episcopus cum suo capitulo sibi de perceptis et de iusta divisione secundum limitacionem domini pape pro bono concordie provideri.

Somit verlangt der Bischof vom Orden seinen ihm gebührenden Antheil aller Inseln im Pregel, da sie von Alters her bis jetzt niemals getheilt gewesen. Diese Begründung des bischöflichen Verlangens im Jahre 1322 reimt sich aber nicht mit der Behauptung des Hrn. Dr. Töppen, daß die 1258 erwähnte Insel eine der Pregelinseln in der Nähe von Königsberg sei, die denn doch schon damals getheilt gewesen sein müßte, als der Bischof sich beschwerte. Oder soll vielleicht das Verlangen des Bischofs nur auf gewisse noch nicht getheilte Inseln gerichtet sein, während auf einer die Theilung bereits geschehen? — Dann ließe sich schwerlich die Fassung rechtfertigen, welche der Bischof seiner Beschwerde gab, indem man aus ihr nur herauslesen kann, daß noch alle Inseln ungetheilt geblieben. Ist aber dies gewiß, so verlieren die Schlüsse des Hrn. Dr. Töppen ein bedeutendes Fundament.

Dr. Gebauer.

Etwas über das Kirchspiel Heiligenkreuz.

Von Dr. M. Töppen.

Die Dörfer Mandtkeim, Katzkeim und Marscheiten gehörten in älterer Zeit zum Kirchspiel Germau, doch hielten sich die Bewohner derselben lieber an den Pfarrer von Heiligenkreuz, da diese Kirche ihnen um mehr als die Hälfte des Weges näher liegt. Der Pfarrer von Germau, Christian Fahrenholz, beschwerte sich darüber bei dem Voigt von Fischausen, Sigismund von Wallenrodt und erwirkte von demselben einen ernstlichen Befehl an den Schulzen und die sämmtlichen Einwohner der beiden Dörfer Mandtkeim und Katzkeim, „sich fortmehro der Kreutzischen Pfarrern gänzlichen zu begeben, hingegen zu dem Pfarrern zu Germau, woselbsten sie eigentlich eingewidmet sind, zu halten, und sich hienach bei schwerer Thurm- und Leibesstrafe, auch Aushaltung einiger Schläge auf der Lakatschen (?) zu achten" (30. März 1694). Hierauf supplicirten die drei Dörfer an den Churfürsten Friedrich 3. „daß sie von der Kirche zu Germau abgenommen und hingegen dem Kirchspiel zum Heiligen Kreuz zugeeignet werden möchten," und der Churfürst erforderte noch in demselben Jahre (18. Dec. 1694) von dem Voigte „ein unverfängliches Bedenken." Aber die Entscheidung zog sich lange hin. Der Generalpächter (des Amtes Dirschkeim?) Oberst-Lieutenant von Taubenheim interessirte sich für die Sache der drei Dörfer, die Germausche Kirche setzte sich entgegen. Im Jahre 1726 wurde nach einer Verhandlung im Hauptamte Fischausen verabschiedet: „daß die drei Dörfer quaestionis zwar verlangter Maaßen bei der Kirchen zu Germau bleiben, der Kirche zu Kreutz aber ein gewisses an Standgeld jährlich abtragen sollen", wozu beide Theile sich damals gerne bequemten. Nach Erneuerung des Streites durch den von Taubenheim, welcher „denen Dorfschaften Inhibition zu thun sich unterfangen", wurde zur weiteren Untersuchung der Sache eine Commission ernannt. Obwohl nun „der Pfarrer zu Germau Mag. Lesseling sich aller drei Dorfschaften und derer davon dependiren-

den Emolumenten vor seine Person von selbsten begiebet und zufrieden ist, daß selbige sich ferner zur Kirche zu Kreuz halten," so hielt es die Commission doch für unbillig, „daß, da die Germausche Kirche aus der einmaligen Einwidmung besagter Dörfer ein jus quaesitum hat, derselben von jetzo alle Nutzung entzogen werden sollte" und die Kgl. Regierung approbirte ihren Vorschlag, daß von diesen Dorfschaften der halbe Decem nach Germau und die andere Hälfte der Kirchen zu Kreutz vors künftige abgetragen, auch alle übrigen Onera auf gleiche Art repartiret werden mögen, wobei es denn um desto mehr verbleiben muß, nachdem beide Prediger nebst deren Kirchenvorstehern damit völlig vergnüget zu sein bezeuget." Diese „Cognitional-Verordnung", datirt Königsberg den 20. Juni 1729, wurde allen Interessenten publicirt; der Voigt von Fischausen wurde beauftragt, von Amts wegen über derselben gebührend zu halten; der Generalpächter Oberst-Lieutenannt von Taubenheim erhielt die ernstliche Weisung „daß er in Kirchensachen, welche dem Hauptamt Fischausen allein competiren, sich durchaus nicht mengen, noch deren anmaaßen, auch nach dem, was nunmehro verordnet und festgesetzt ist, sich achten solle."

In einer Vorstellung der Kirchenvorsteher zum Heiligen Kreuz, welche eben dieser Zeit angehört, entnehmen wir noch folgende in manchem Betracht interessante Notiz. Die Einkünfte der Kirche zum Heiligen Kreuz seien ohnehin sehr klein, der Abgang von derselben werde aber je mehr und mehr größer, „theils durch die vorhin zwei abgebrannte Dörfer Barbadien und Bloskam, in derer Stelle eben damals von der hohen Landesherrschaft diese drei Dörfer nach Aussage alter Leute eingeführt worden, theils durch die Anno 1727 in Wangnicken ganz verbrannte und in Klicken ganz ausgestorbenen Kirchenbienen, die zusammen sonsten mehr als 40 Fl. jährlich der Kirchen eingetragen, theils durch Verkaufung des Kölmischen Gutes Bersenicken, welches der Herr M. von Germov unserer Kirchen zum Schaden, jährlich mehr als 10 Fl., verkaufet hat." Von den Dörfern Barbadien und Bloskam findet sich jetzt kaum noch eine Spur. Der Name des letztern ist den Landleuten der Gegend noch bekannt; es lag zwischen Heiligenkreuz und Katzkeim; die Feldmark, jetzt aus Rauchland und Palwe bestehend, ist mit Wangnicken vereinigt; man erzählte mir, es sei durch die große Pest im Anfange des vorigen Jahrhunderts

verödet. Ueber das Dorf **Barbadien** habe ich nichts näheres erfahren können; aus der Kirchenchronik von Heiligenkreuz S. 5. entnehme ich, daß es ganz nahe der See gelegen haben müsse; in ebenderselben S. 67 wird nach einer alten Kirchenrechnung erwähnt, daß ein Tolke (Dolmetscher) der Kirche, der in Barbadien gewohnt, im Jahre 1585 mit dem Dorfe zugleich abgebrannt sei. In einer General-, Strand- und Bernsteinordnung von 1693 wird es (wie auch Schalben) mit dem Zusatz „wüst" und in solcher Verbindung angeführt, daß es scheint, man habe es in der Nähe von Warnicken zu suchen. Das Cölmische Gut **Bersnicken** erkaufte im Jahre 1726 der Major von Rüts für 10,000 Fl; es wurde dadurch adlig kölmisch; (vorhin hatte es kein adliges Gut in dem Kirchspiel gegeben). Der Kirche gingen dadurch manche Emolumente verloren, „ich hab nie daran denken wollen" sagt der damalige Pfarrer Johansen in der von ihm verfaßten Kirchenchronik (S. 32. 84).

Ueber die Abwidmung der drei oben genannten Dörfer entstanden noch einmal Differenzen, welche endlich durch eine Verordnung der Kgl. Regierung zu Königsberg vom 7. December 1743 in der Art geschlichtet wurden, daß künftig „sowohl von dem personellen und reellen Decem als auch vor das von diesen dreien Dörfern nach Germau sonst zu liefernde Scharwerck und Unterhaltung der Kirchenscheunen daselbst fünf Thaler von der Kirche zum Heiligen Kreuz nach Germau abgegeben werden," im Uebrigen es bei der Verabschiedung vom 20. Juni 1729 bleiben sollte. Diese fünf Thaler bezieht die Kirche zu Germau von der zu Heiligen Kreuz auch jetzt noch.

Heiligen Kreuz. Dr. Töppen.

Neu entdeckte Danziger Urkunden und Siegel*).

In einer Schieblade, welche zur Aufschrift: Kahnen- und Bordingsführer-Angelegenheiten hatte, fand ich in diesen Tagen im Danziger Archive 38 wohlerhaltene Original-Urkunden, welche meines Wissens allen wissenschaftlichen vaterländischen Geschichtsschreibern bis jetzt unbekannt geblieben sind. Sie sind größtentheils zwischen den Jahren 1342 und 1390 abgefaßt, behandeln meistens die innern Verhältnisse der neu entstandenen Rechtstadt Danzig, ihrer ältern Nebenstädte und der Danziger Komthurei und bieten für die Geschichte derselben ein durchaus neues in vieler Beziehung sehr interessantes Material dar. Auch schon äußerlich erhält unsere vaterländische Siegelkunde durch diese Urkunden eine nicht unbedeutende Bereicherung. Voßberg's sorgfältige Bemühungen vermochten in Betreff der Danziger Siegel nicht alle Punkte zu erledigen. Das große Stadtsiegel der Rechtstadt kannte er nur in Abdrücken aus dem 15. Jahrhunderte; das Siegel der Altstadt kannte er gar nicht; von dem Siegel der Danziger Komthurei konnte er nur im Anhange seines trefflichen Werkes nach einem einzigen Exemplare eine Beschreibung geben. Jetzt erhalten wir von dem großen Stadtsiegel einen Abdruck vom Jahre 1352, also aus dem neunten Jahre der Stadt; es enthält schon Schiff und Stern, doch in einer von dem spätern Stadtsiegel sehr abweichenden Form. Das Siegel der Altstadt habe ich schon vor zwei Jahren aufgefunden. Von dem Siegel der Danziger Komthurei liegen jetzt vierzehn Exemplare vor, nach welchen Voßbergs Beschreibung gleichfalls eine wesentliche Aenderung erfährt. Als ganz neu erhalten wir das Amtssiegel der Danziger Hauskomthure und die Siegel mehrerer Mitglieder des ältesten Pommerellischen Adels, sowie mehrerer der ältesten Familien Danzigs.

Danzig, den 26. Mai 1850. Hirsch.

*) Es wird gebeten, den Aufsatz auf S. 90. als nicht gedruckt anzusehn, der hier in einer, in jeder Weise berichtigten, Auflage erscheint. Die Red.

Von den Bibliotheken, Buchdruckereien und dem Buchhandel

im siebenzehnten Jahrhundert.

Aus Pisanski's Entwurf der Preußischen Literärgeschichte.

Die schon vorher angelegten öffentlichen Bibliotheken sind in diesem Jahrhundert zum Theil vermehrt worden, und demnächst einige neue hinzugekommen. Einen Beitrag erhielt die Schloßbibliothek von den beiden preußischen Statthaltern, dem Fürsten Radzivil und Herzoge von Croy; von der hohen Landesherrschaft empfing sie seit 1680 jährlich eine Summe von 190 Gulden, theils aus den Gefällen des Licents, theils aus der Rentkammer. Die Bücher, welche bisher noch sehr unordentlich durch einander gelegen hatten, wurden 1667 in eine bessere Ordnung gebracht, und nach ihrem Inhalte in gewisse Klassen getheilt. Da auch bisher die Bibliothek nicht an gewissen dazu bestimmten Tagen geöffnet gewesen, sondern ihre Eröffnung von dem Gutbefinden des Aufsehers abgehangen hatte; so wurde im gedachten Jahre angeordnet, daß sie an jedem Mittwoch und Sonnabend von 2 bis 4 Uhr nach Mittage geöffnet ist, weshalb auch damals ein beständiger Unterbibliothekar angestellt worden. Daß diese Bibliothek jetzt schon eine Stelle unter den ansehnlichsten Büchersammlungen eingenommen habe, erhellt aus den Zeugnissen derer, welche sie selbst in Augenschein genommen, und in ihren Reisebeschreibungen oder anderen Schriften ihrer rühmlich erwähnen [1]), oder bei Ausarbei-

[1]) z. B Adam Olearius in seiner Orientalischen Reise S. 48., Joh. Arnh. v. Brand in den Reisen durch die Mark, Preussen rc. S. 38, Christian Helwich in dem „Lebenslaufe D. Joh. Phil. Pfeiffers" (Oliva, 1695. 8.) S. 16 u. andere. In den zu Riga 1681. 12. herausgekommenen **Memorabilia Europae** S. 161. heißt sie eine „stattliche Bibliothek"; und der nachherige königsbergische Theologe Gottfr. Wegner, der unter dem Namen George Finwetter ein **Biblidion de bibliothecis per societatem augendis** 1686. 12. herausgegeben, räumt ihr S. 13. unter den berühmtesten Bibliotheken, und S. 118 ihrem Bib-

tung ihrer Schriften sich derselben mit Nutzen bedient haben [1]). Die Aufsicht über sie haben folgende Bibliothekare gehabt, die insgesammt akademische Professoren waren: M. Johann von Geldern, von 1605. -- M. Georg Reimann bis 1612. — M. Sigismund Weier von 1612 bis 1661. — M. Andreas Concius von 1661 bis 1664. — M. Lambert Steger von 1664 bis 1667. — D. Mart. Silvester Grabe von 1667 bis 1679. — D. Johann Philipp Pfeiffer von 1679 bis 1694. — M. Andreas Hedio von 1694 bis 1703. — Unterbibliothekare sind gewesen: Paul Nicolai von 1667 bis an sein den 15. Juli 1694 erfolgtes Absterben. — Andreas Schreyer. Er wurde 1684 dem vorigen adjungirt, folgte ihm 1694 und starb den 14. October 1713 [2]).

Das Wachsthum der akademischen Bibliothek [3]) war nicht sehr beträchtlich, und entstand meistentheils aus freiwilligen Beiträgen einiger akademischen Lehrer, welchen sie auch nur vornämlich zum Gebrauch diente. Seit 1639, als die Reußnerische Buchdruckerei eine akademische ward, ist von allem, was in derselben gedruckt worden, ein Exemplar auf diese Bibliothek geliefert. In den Jahren 1684 und 1685 ward sie in einen bessern Stand gesetzt, der Oberinspector des Collegiums zu ihrem ordentlichen Bib-

liothekar Concius unter den verdientesten Aufsehern von Bibliotheken, eine Stelle ein.

[1]) Casp. Ledebur, von welchem unten mehr vorkommen wird, erkennt es in der Vorrede zu seinem in Leiden 1647. 8. gedruckten **Tractatus de ratione accentuum**, für eine göttliche Wohlthat, daß er bei Ausarbeitung dieses Werkes der Bücher dieser Bibliothek, und insonderheit des daselbst befindlichen Manuscripts vom hebräischen Codex, sich habe bedienen können. Daß Joh. Hallervord sich den Besuch dieser Bibliothek bei Ausarbeitung seines **Spicilegium de Historicis Latinis** und der **Bibliotheca curiosa** wohl zu Nutze gemacht, meldet er an verschiedenen Stellen dieser Bücher.

[2]) Eine Beschreibung dieser Schloßbibliothek hat gegen das Ende dieses Jahrhunderts Christian Helwich in den **Nova litteraria maris Balt.** vom Jahr 1699. S. 196. versprochen. Sie ist aber nicht herausgekommen.

[3]) Die akademische und Schloß-Bibliothek wurden unter dem Namen: Königl. Bibliothek 1810 vereinigt und in dem s. g. Königshause auf der Königsstraße aufgestellt.

liothekar bestellt, und ihm dafür eine jährliche Besoldung von 60 Mark ausgemacht [1]).

Die altstädtische Rathsbibliothek [2]) nahm etwas stärker zu, indem nicht nur im Anfange dieses Jahrhunderts ein Rathsverwandter Johann Lohmöller ihr seinen Büchervorrath geschenkt, sondern auch seit dem Jahr 1612 die Mitglieder des altstädtischen Raths ihre Freigebigkeit gegen sie durch viele nach einander verehrte Bücher bewiesen haben. Sie erhielt auch manche Zuflüsse aus der Stadtkasse, so wie aus einigen Strafgeldern; und 1682 wurden sowohl die altstädtische Kirchen-, als Schulbibliothek, von denen bald Anzeige geschehen wird, ihr einverleibt. Ihr Lokal blieb noch das altstädtische Rathhaus; außer daß 1630 einige Bücher auf das damals neu erbaute Pauperhaus gebracht sind [3]). Sie ward aber nicht zu einer festgesetzten Zeit zum öffentlichen Gebrauche geöffnet, und hatte auch keinen besonderen Bibliothekar. Indessen wurde doch denen, welche es verlangten, sich ihrer Bücher zu bedienen verstattet: wie denn Hartknoch der hier befindlichen geschriebenen Chroniken und anderer Werke, die er bei Ausarbeitung seiner Schriften gebraucht hat, in diesen hin und wieder erwähnt

---

Zu den öffentlichen Bibliotheken, welche in diesem Jahrhunderte den Anfang genommen, gehört die Wallenrodtische. Ihr Stifter war der Kanzler Martin von Wallenrodt. Er hatte sich einen schönen Vorrath alter und neuer Bücher

[1]) Früher waren diese beiden Stellen nicht immer mit einander verbunden. So wird z. B vom Martin v. Kempen in den **Prolegomena** zum 2ten Bande von Morhoff's **Polyhistor**, S. 21. der lübeckischen Ausgabe von 1747 angemerkt, daß er **bibliothecae Academicae Regiomontanae praefectus** gewesen, da er doch weder Professor noch Oberinspector war.

[2]) Jetzt Stadtbibliothek genannt, befindet sich seit 1810 mit der Königl. Bibliothek in demselben Gebäude.

[3]) In dem handschriftlichen **Diarium** der altstädtischen Kirche S. 239. steht folgendes: „**Anno** 1630. den 20 Sept. sind Hrn. **D. Poliandri** und **Lohmuellers** legirte Bücher vom Rathhause, da sie etliche Jahr keinem Menschen zu Nutz verschlossen gewesen, aufs neue Pauperhaus gebracht, und waren 312 **in Folio, 169 in Quarto, 122 in Octauo.**

aus allen Theilen der Gelehrsamkeit, demnächst viele seltene geschriebene Werke [1]), imgleichen kostbare Schildereien und andere Seltenheiten angeschafft. Aber diese ganze Sammlung, welche aus mehr als dreitausend Bänden bestand, traf das traurige Schicksal, daß sie durch eine den 23. Octob. 1623 in seinem Hause entstandene Feuersbrunst gänzlich in Rauch aufging. Er ließ sich hiedurch nicht abschrecken, auf die Anlage einer neuen Bibliothek bedacht zu sein, und sparte keine Kosten, sie mit auserlesenen und brauchbaren Büchern anzufüllen. Verschiedene hiesige Gelehrte und ganze Collegia unterstützten sein Vorhaben durch Beiträge an Büchern, so daß die Anzahl derselben in kurzer Zeit ansehnlich anwuchs. Weil er nun diesen Bücherschatz nicht allein für sich, sondern auch zum Gebrauche seiner Nachkommenschaft bestimmt hatte, ließ er 1629 in lateinischer Sprache eine väterliche Ermahnung an seine Söhne und Erben im Druck ausgehen, worin er ihnen eine Vorschrift ertheilte, wie es damit nach seinem Absterben gehalten werden sollte. Er verfügt nämlich und bindet ihnen auf Seele und Gewissen, daß die Bibliothek unzertheilt in seinem am Flüßchen Katzbach gelegenen Hause verbleiben, von seinen Nachkommen gemeinschaftlich besessen und jährlich vermehrt werden soll. Die Aufsicht soll der Besitzer desselben Hauses [2]), wenn er selbst studirt hat, führen; widrigenfalls aber ein anderer, der sich der Gelehrsamkeit gewidmet hat, sie zu sich nehmen. Dieser Vorschrift wurde von seinen Erben aufs genaueste nachgelebt; und die Bibliothek hat darauf einen Zuwachs nach dem andern, sowohl an Büchern und Manuscripten, als an allerlei Seltenheiten, Gemälden, Münzen und Medaillen erhalten [3]). Insonderheit über-

[1]) Unter diesen befand sich auch des Ritters Johann v. Wallenrodt **Historia concilii Constantiensis**, welcher Kirchenversammlung er persönlich beigewohnt hatte, und als Augenzeuge die richtigste Beschreibung hat verfassen können. Der Verlust dieses seltenen Manuscripts war um so mehr zu bedauern, da es das einzige Exemplar in der Welt war. Hermann von der Hardt, der, wie bekannt, eine ausführliche Geschichte des Kostnitzer Concils herausgegeben, hat ohne zu wissen, daß es verbrannt war, sich dasselbe zum Behufe seines Werkes durch zwei Schreiben von der Bibliothek ausgebeten.

[2]) Die Stelle, auf welcher dieses Haus erbaut war, läßt sich jetzt nicht mehr angeben.

[3]) Daß sie schon im Jahr 1636 ansehnlich gewesen sein müsse, erhellt aus folgendem Gedicht, welches Balth. von Grünendemwalde auf sie gemacht

nahm die Sorge für sie der dritte seiner Söhne, Johann Ernst v. Wallenrodt, nachheriger Landhofmeister in Preussen, dessen bereits (§. 155) gedacht ist. Er vermehrte sie mit vielen kostbaren und seltenen Werken, und sorgte auch dafür, daß sie im Jahr 1673 aus dem bisherigen Hause an einen öffentlichen und vor Feuersbrünsten mehr gesicherten Ort, auf die kneiphöfische Domkirche, gebracht ward, wo sie in zwei zierlichen Gemächern sich jetzt befindet. Der vierte Sohn des Stifters, George Heinrich von Wallenrodt, Hauptmann zu Neidenburg und Soldau, vermachte ihr 1658 ein Kapital von 9000 Mark, welches sein älterer Bruder, der gedachte Landhofmeister, mit 1000 Mark vermehrte, aus dessen Zinsen sowohl der Aufseher besoldet, als jährlich neue Bücher angeschafft werden sollen. Derselbe Landhofmeister gab 1688 gleichfalls eine lateinische Ermahnungsschrift an seine Nachkommen heraus, worin er ihnen die beständige Erhaltung und Vermehrung der Bibliothek aufs nachdrücklichste empfiehlt. Sie ist zum Gebrauch der Studirenden und anderer, wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags geöffnet [1]); nachdem schon zuvor ein ordentlicher Bibliothekar war bestellt worden. In diesem Jahrhunderte haben folgende diese Stelle bekleidet:

Petrus Schele aus Pretz in Holstein. Er führte die Aufsicht bis 1656, da er sie den 24. Octob. niederlegte und sich in sein Vaterland begab. — M. Sigismund Pichler, Professor der praktischen Philosophie, von 1656 bis 1668 — Simon Segers, ehemaliger Conrektor in Insterburg. Er war von 1668 bis etwa 1673 Bibliothekar. — D. Johann Philipp

und seinen in eben demselben Jahre gedruckten Siluae virentes (Epigr. prof. Lib. I. No. 15.) einverleibt hat:

Prussiacum quisquis spectatum veneris orbem
Doctus, et Aonidum cernere dignus opes,
Bibliotheca tibi Wallnrodi visa nec unquam est?
Ne dicas cuiquam: Prussia visa mihi est.

Und Lib. VI. No. 54. schreibt er an den M. Joh. Grund:

Bibliotheca tibi Wallnrodi visane, Grundi est?
Hanc superat paulum bibliotheca Ducis.

[1]) Der damalige Bibliothekar Pfeiffer machte es durch ein den 24. Octob. 1673 herausgegebenes Programm bekannt.

Pfeiffer, Professor der Theologie und griechischen Sprache, von 1673 bis 1694. — M. Michael Schreiber, Professor der Beredsamkeit, und nachher Dr. und Prof. der Theologie, von 1694 bis 1717.

Unter den Bibliotheken, welche zum Gebrauch einiger Societäten errichtet, und in diesem Jahrhundert theils fortbestanden haben, theils neu angelegt, theils eingegangen sind, befanden sich folgende:

Die Bibliothek der königsbergischen Geheimen Kanzelei [1]). Ihr Ursprung fällt in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts, als einige Mitglieder dieser Kanzelei etliche Bücher zum gemeinschaftlichen Gebrauche zusammenbrachten. Diese Anzahl ward nachher durch die Beiträge ihrer Nachfolger, verschiedener anderer Schloßbedienten, Gelehrten, Buchführer und selbst einiger hohen Standespersonen [2]) nach und nach vermehrt, und hat im folgenden Jahrhundert neue Zuflüsse erhalten.

Die altstädtische Kirchenbibliothek. Schon vor der Reformation entstanden befand sie sich in der Sacristei der altstädtischen Kirche. Im jetzigen Jahrhunderte ward sie vermehrt, und enthielt insonderheit eine starke Sammlung von Büchern, Handschriften und Urkunden, die zur preussischen Kirchengeschichte und vornämlich zu den Religionsstreitigkeiten gehörten: wie denn die vollständigen Akten der osiandrischen, heshusischen und syncretistischen Händel sich darunter befanden. Hartknoch hat daher bei Ausarbeitung seiner preussischen Kirchenhistorie sich ihrer nützlich bedient, wie er an verschiedenen Stellen erwähnt. Die Aufsicht führte einer von den altstädtischen Diakonen: und sie vertrat gleichsam die Stelle eines Archivs des königsbergischen dreistädtischen Ministeriums. Weil aber der Ort, wo sie aufbewahrt wurde, nicht eben der bequemste war, und durch Unachtsamkeit manches

[1]) Ist 1812 theils öffentlich versteigert, theils mit dem Geh. Archiv vereinigt worden.

[2]) Die Namen der meisten, welche gegen diese Bibliothek sich freigebig bewiesen haben, stehen im Katalog verzeichnet; es finden sich darunter der Fürst von Croy, einige Regimentsräthe, Amtshauptleute und andere. Die sämmtlichen preussischen Landstände gaben 1656 einen Beitrag zu ihrer Vermehrung.

Buch verloren ging, wurde sie 1682 der Rathsbibliothek einverleibt [1]).

Die kneiphöfische Kirchenbibliothek. Sie entstand 1620, als der Professor der Geschichte Wagner, der Diakonus dieser Kirche Grund, und der Rektor der Domschule Hagius der Kirche einige Bücher vermachten. Es ward ihr ein besonderes Zimmer unter dem Glockenthurm eingeräumt, in welchem sie sich noch jetzt befindet. Zu ihrer Vermehrung hatte sie zwar um diese Zeit noch keine gewisse Gefälle, erhielt aber durch Geschenke nach und nach einigen Zuwachs [2]). Die Aufsicht war dem ersten Diakonus aufgetragen, und man legte es auch hier auf eine Sammlung solcher Werke an, welche die Kirchengeschichte Preussens erläuterten: wie denn insonderheit die Anzahl der in die osiandrischen und syncretistischen Controversen einschlagenden Schriften vorzüglich stark ist [3]). Mehrerer Zuflüsse hat sie, wie unten gemeldet werden wird, im folgenden Jahrhundert sich zu erfreuen gehabt.

Die sackheimsche Kirchenbibliothek. Durch Beförderung des sackheimischen Pfarrers George Neuschilling, der sich um die Anlage und Erbauung dieser Kirche sehr verdient gemacht hat, wurde bei derselben 1649 der Anfang zu einer Büchersammlung gemacht, welche aus den Geschenken verschiedener Wohlthäter entstand. Selbst die Schloßbibliothek that auf Churfürstlichen Befehl einen Beitrag an Büchern dazu [4]). In den folgenden Jahren ward sie vermehrt, hatte aber das Unglück, in der großen Feuersbrunst den 12. Novbr. 1764 sammt der Kirche eingeäschert zu werden.

Die lyckische Kirchenbibliothek. Von ihrem Ursprunge und Beschaffenheit fehlt es an Nachrichten; man findet nur, daß

[1]) Erl. Preuß. Bd. 2 S. 49.

[2]) Unter ihren Wohlthätern wird der Obersekretair der Regierung, Gottfried Schmidt von dem kneiphöfischen Diakonus Conrad Göritz in der Dedication seines 1687 herausgegebenen Buches **Syncretista calumniator** gerühmt.

[3]) Vgl. **Lilienthal, schediasma de praecipuis rerum Prussicarum scriptoribus pag. 29.** und in den **Selecta historica et litteraria Tom. II. p. 113.**

[4]) Wie Neuschilling in seiner an den Churfürsten Friedrich Wilhelm gerichteten „Danksagung für die neu erbauete Kirche." S. A. 4. meldet.

sie vorhanden gewesen, und eine „auserlesene Bibliothek" genannt wird. Sie mußte gleichfalls das traurige Schicksal erfahren, daß sie bei der am 9. Octob. 1656 von den Tataren verübten Einäscherung der Stadt Lyck, ein Raub der Flammen ward [1]).

Die mühlhausensche Kirchenbibliothek. Der den 18. Octob. 1611 gestorbene Lehnspatron der Kirche in dem Dorfe Mühlhausen auf Natangen, George von Kunheim, ein Schwiegersohn Dr. Luthers, stiftete sie, indem er ihr alle lateinischen und deutschen Schriften dieses seines Schwiegervaters, nebst anderen theologischen Büchern, im Testament vermachte [2]). Sie ist in der Folge durch andere Zugänge vermehrt worden.

Die altstädtische Schulbibliothek. Sie entstand 1624 durch die Sorgfalt des Rektors Mauritius. Das Geld dazu legten theils die Schüler zusammen, theils beförderten einige andere dieses Vornehmen durch ihren Zuschub. Innerhalb neun Jahren waren 160 Bände angeschafft, welche 626 Mark 15 Gr. kosteten. Es befand sich darunter nicht nur ein guter Vorrath der damaligen besten Ausgaben classischer Schriftsteller, sondern auch verschiedene andere für jene Zeit kostbare Werke. Als aber Mauritius 1633 mit Tode abging, gerieth dieses Werk in Stocken. Seine Nachfolger waren auf die Vermehrung des Büchervorraths nicht bedacht; und da man diesem keinen besondern Ort eingeräumt hatte, sondern er in der Behausung des Rektors aufbehalten und den Nachfolgern im Amte nach einander überliefert wurde, ging bei solchen Veränderungen manches Buch verloren. Damit nun den übrigen nicht ein gleiches widerführe, wurden sie den 28. Octob. 1682 der Rathsbibliothek einverleibt.

Die kneiphöfische Schulbibliothek. Ihr Anfang fällt in das Jahr 1643, da der um diese Schule in vielfacher Hinsicht sehr verdiente Rektor Mylius (§. 165) sie errichtete. Er ließ den 1. Octob. desselben Jahres eine Intimation in lateinischer und deutscher Sprache ausgehen, worin er sein Vorhaben eröffnete

[1]) L. R. v. W., Nachricht von der Stadt Lyck S. 21., wo aber diese Einäscherung unrichtig in das Jahr 1657 gesetzt wird.

[2]) Dieses berichtet M. Andr. Voglerus in der auf ihn gehaltenen und in Königsberg 1611 (4to 11 Bog.) gedruckten Leichenpredigt, S. H. 2. a.

und alle Gönner der Wissenschaften ersuchte, selbiges durch ihren Zuschub zu unterstützen. Dieses hatte die Wirkung, daß fast alle akademischen Lehrer, mehr als hundert Studirende, einige Bürger und andere durch ihre Beiträge an Büchern und Geld, die Anlage der Bibliothek beförderten; wie denn auch ein jeder, welcher aus der Schule auf die Akademie entlassen wurde, ihr ein Buch verehrte. So ward in kurzer Zeit eine Sammlung von etwa tausend Bänden zusammengebracht. Für diese und ihren künftigen Zuwachs wurden zwei besondere Zimmer auf der Schule bequem und ordentlich eingerichtet, und der Büchervorrath nahm auch nach dem Absterben des Mylius unter seinem Nachfolger Neufeld immer mehr zu. Nachher ist sein Wachsthum eine Zeit lang vernachläßigt und erst im folgenden Jahrhundert wieder fortgesetzt worden [1]).

Unter den Privatbibliotheken, von welchen Nachrichten vorhanden sind, kommen in Betrachtung die Bibliothek der Burggrafen und Grafen von Dohna. Man findet mehr als Eine Büchersammlung genannt, welche dieses in Preussen blühende Geschlecht im 17ten Jahrhundert angelegt hat.

1) Die Bibliothek in Carwinden. Diese stiftete auf selbigem Rittersitze Fabian v. Dohna, der nach verschiedenen im Civil- und Militairstande bekleideten Würden, zuletzt von 1607

[1]) Da hienach die altstädtische Schulbibliothek 1624 und die kneiphöfische 1643 den Anfang genommen, so trifft die in dem „Magazin für Schulen" (Bd. 6. S. 361.) geäußerte Vermuthung, daß öffentliche Schulbibliotheken zuerst nach dem dreißigjährigen Kriege entstanden seien, wenigstens auf Preussen, nicht zu. Daß man hier die Nützlichkeit der Kirchen-, wie auch der Schulbibliotheken um diese Zeit eingesehen habe, erhellt unter andern aus „D. Bernh. Derschow, Lazareth- und Schulhaus" (Königsb., 1630. 8. 17 Bog.), wo er S. 199. schreibt: „Bey solchen wol erbauten Kirchen und Schulen wird billig für ein edel Kleinod, oder (wie der erste Herzog in Preußen Albertus christseliger Gedächtniß in seinem fürstlichen Testament davon redet) für ein Schatz des Landes und der Stadt gehalten, die Stiftung der Libereyen und Bibliotheken; sintemal dadurch manchem guten Schul- und Kirchenmann gewaltig kan gedienet und zugleich das reine Wort Gottes samt den freyen Künsten und Sprachen auf die Nachkommen fortgepflanzet werden ꝛc." Und S. 222. sagt er von dem damals neu erbauten altstädtischen Pauperhause, „daß eine gute Bibliothek oder Liberey an selbigem Orte sich sehr fein schicke."

bis 1612 Regimentsrath und Oberburggraf in Preussen gewesen war, nachher aber diese Stelle niedergelegt hatte, und den 4. Juni 1621 gestorben ist. Als ein großer Liebhaber der Lectüre brachte er einen schönen Vorrath auserlesener Werke zusammen, und es befanden sich darunter lateinische, griechische, französische, italiänische, spanische, englische, polnische und deutsche Bücher [1]).

2) Die Bibliothek in Mohrungen. In dieser Stadt, über welche die Grafen von Dohna eine Zeit lang die Erbhauptmannschaft führten, hatten sie an der Stadtmauer ein zierliches Schloß erbauen lassen, welches mit einem ansehnlichen Bücherschatze prangte. Er enthielt außer einer Menge gedruckter Werke, auch verschiedene seltene Manuscripte, und darunter einige preussische Chroniken [2]), imgleichen den Briefwechsel, welchen der obenerwähnte Fabian v. Dohna mit den höchsten Standespersonen und gelehrtesten Leuten seiner Zeit über wichtige Materien geführt hatte, worunter auch eigenhändige Briefe waren, welche der König von England Jakob I. und der König von Polen Sigismund III. an ihn geschrieben hatten [3]). Hiezu kam ein Vorrath von kostbaren mathematischen Instrumenten [4]). Allein diese vortreffliche Sammlung mußte das traurige Schicksal erfahren, daß sie nebst dem Schlosse, worauf sie sich befand, und fast der ganzen Stadt Mohrungen durch eine den 24. Septb. 1697 entstandene Feuersbrunst in Asche gelegt ward [5]).

3) Die Bibliothek in Schlobitten. Auf diesem präch-

[1]) Gerh. Joh. Vossius, der einen besondern Commentarius de rebus pace belloque gestis Fabiani Burggravii a Dhona (Lugd, 1628. 4.) herausgegeben, ertheilt daselbst S. 92. von dieser Bibliothek Nachricht.

[2]) Ein in dieser Bibliothek befindlich gewesenes Chronicon Prutenorum erwähnt Braun, de scriptorib. Polon. et Pruss. p 292.

[3]) Wie solches Vossius a. a. O. Seite 95. meldet.

[4]) Im Erl. Preuß. Bd. 2. S. 811. heißt es zwar von dieser Bibliothek: „In dem 1692 von dem reformirten Prediger Michael Thomae verfertigten und annoch verhandenen Catalogo werden zwar alle Volumina MSCta auch mathematische Bücher recensiret, aber nicht an Instrumenta Mathematica gedacht; auch hat man nicht gehöret, daß einige sollten vorhanden gewesen seyn." Aber Caspar Stein, der seine in den Acta Boruss. Tom. I. p. 195 u. fgg. abgedruckten Memorabilia Prussica lange vorher abgefaßt hat, erwähnt daselbst S. 231 der mathematischen Instrumente namentlich.

[5]) Erleut. Preuß. Bd. 2 S. 279.

tigen Schlosse, welches gleichfalls dem gräflichen Hause von Dohna zugehört, befand sich schon damals eine besondere Bibliothek [1]), die nachmals immer mehr zugenommen hat und noch jetzt daselbst vorhanden ist.

Die von Kreytzensche Bibliothek. Sie befindet sich in Peisten, einem dem adeligen Geschlechte von Kreytzen gehörigen Rittersitze, und hat 1630 den Anfang genommen, da Wolfgang von Kreytzen sie für seine Familie anlegte. Von dieser ist sie nachher stark vermehrt worden, und wird von ihrem jetzigen Zustande im folgenden Buche Nachricht ertheilt werden.

Die Rappische Bibliothek. Sie gehörte dem den 21sten Juli 1619 verstorbenen gelehrten preussischen Regimentsrathe und Kanzler Christoph von Rappe, dessen später unter den Schriftstellern gedacht werden wird, und wird sowohl wegen der starken Anzahl als guten Wahl der darin befindlichen Bücher gerühmt. Ihr Vorzug bestand insonderheit darin, daß der Kanzler, welcher die Bücher alle fleißig gelesen hatte, bei den meisten gelehrte Anmerkungen hinzugeschrieben, sein Urtheil über ihren Inhalt gefällt, ihre Fehler angezeigt und verbessert hatte [2]). Sie sind aber schon längst zerstreut.

Die Thilo'sche Bibliothek. Der Professor der Beredsamkeit, Val. Thilo, hatte sie gesammelt, und sie prangte mit den auserlesensten historischen Werken, Reisebeschreibungen, Schriften über das Alterthum und mit den damaligen kostbarsten und besten Ausgaben der klassischen Schriftsteller. Nach seinem Absterben wurde sie den 25. Juni 1664 und in den folgenden Tagen durch einen öffentlichen Ausruf veräußert [3]).

[1]) Stein, a. a. O. Seite 223.

[2]) Wie solches in der auf ihn 1619. 4. erschienenen Leichenintimation gemeldet wird.

[3]) Der Katalog dieser Bibliothek ist auf 10 Bogen in 4to gedruckt; und es scheint, daß die öffentlichen Bücherauktionen zuerst um diese Zeit in Königsberg üblich geworden seien. Denn auf dem Titelblatte eines auf 6 Bog in 4. gedruckten Verzeichnisses von Büchern, welche den 3. Novbr. 1663 durch einen Ausruf verkauft sind, heißt es: Qui more in Gallia et Batavia laudatissimo, et hic quoque locorum feliciter nuper introducto, publica auctione distrahentur.

Die Grabe'sche Bibliothek. Ihr Besitzer war der damalige hiesige Theologe und Schloßbibliothekar, der nachherige Generalsuperintendent in Pommern, D. Martin Silvester Grabe. Auf seinen zehnjährigen Reisen hatte er sich einen reichen Vorrath auserlesener und seltener Bücher angeschafft, und denselben nachmals immer vermehrt, so daß er an 6000 Bände ausmachte. Mit ungemeinem Fleiße hatte er sie alle durchgelesen, die verschiedenen Ausgaben von jedem, und die Urtheile der Gelehrten darüber vorne angezeichnet, im Texte selbst die verschiedenen Lesarten am Rande angemerkt, die Druck- und andere Fehler verbessert, dunkle Stellen durch Anmerkungen erläutert, und überall auf Schriftsteller verwiesen, bei denen man von dem behandelten Gegenstande Nachrichten findet. So vortheilhaft er aber auf diese Weise seine Bibliothek für sich nutzte, eben so willig diente er andern damit [1]). Nach seinem Tode ist dieser Bücherschatz theils verauktionirt, theils von seinen Erben unter einander vertheilt worden; von denen einer seiner Söhne, der nachmals in England sehr berühmt gewordene D. Johann Ernst Grabe, seinen Antheil mit nach diesem Lande genommen hat [2]).

Die Buchdruckerei hatte nicht nur ihren Fortgang, sondern es nahm auch die Anzahl der Pressen zu; und es sind in diesem Jahrhunderte viele brauchbare und wichtige Werke hier erschienen, welche auch außerhalb Preussen mit Beifall aufgenommen und zum Theil in andern Ländern neu aufgelegt sind. Zum Aufwachs der Akademie und insonderheit zur Beförderung der akademischen Buchdruckerei schenkte der Regimentsrath und Obermarschall Ahasverus v. Brand den 14. Febr. 1636 eine Summe von tausend Mark. Es standen nach Osterberger der Buchdruckerei vor: Bonifacius Daubmann, ein Sohn des Johann Daub-

[1]) Unter andern rühmt diese ihm bei Ausarbeitung seiner Schriften, erwiesene Willfährigkeit Johann Hallervord.

[2]) Ausführlicher handelt von dieser Bibliothek Lilienthal, Selecta hist. et litt. Tom. I. p. 163—164 und nennt ihren Besitzer polyhistorem et helluonem librorum.

mann. — George Reyke, ein Kanzeleiverwandter, in den Jahren 1604—1606. — Johann Fabricius oder Schmidt, ein Schwiegersohn des Osterbergers, der den 28. März 1623 starb. — Laurentius Segebad, ein Pommer. Er erhielt den 6. Juli 1626 ein Churfürstliches Privilegium und starb den 22. Aug. 1638. Nach seinem Tode setzte seine Wittwe die Buchdruckerei fort. — Paschen Mense. Dieser heirathete die Wittwe seines Vorgängers, erhielt den 16. Febr. 1646 das Privilegium und setzte das Werk in Gesellschaft seines Stiefsohnes, Josua Segebad, fort. Der Letztere setzte seinen Namen auch nachher auf die Schriften, welche 1671—1673 gedruckt sind, obgleich sie nicht aus seiner eigenen, sondern aus der Reichischen Presse traten. — M. Jakob Reich, Professor der Beredsamkeit. Er brachte die Buchdruckerei käuflich an sich, und behielt sie bis an sein den 21. Juni 1690 erfolgtes Absterben [1]). Hierauf kaufte dieselbe die Wittwe des Johann Sigismund Lange und erhielt darüber den 29. Juli 1697 das Privilegium.

Neben dieser wurde im jetzigen Jahrhunderte die zweite Buchdruckerei in Königsberg angelegt, welche länger als hundert Jahre bei dem Reußnerschen Geschlechte geblieben und zugleich die akademische gewesen ist. In diesem Zeitabschnitte standen ihr folgende vor: Johann Reußner, aus Rostock. Er kam hier 1639 an, erhielt den 5. Octob. 1640 das Privilegium, und ward zum Buchdrucker der Akademie angenommen. In dem mit derselben geschlossenen Kontrakte machte er sich anheischig, seine Werkstatt auch mit orientalischen Lettern zu versehen, und die nöthigen Schulbücher sowohl in hinlänglichem Vorrath als zu billigem Preise zu liefern. Sein Absterben erfolgte den 30. April 1666. — Friedrich Reußner, ein Sohn des vorigen, welcher noch vor seinem Tode ihm die Buchdruckerei abtrat. Diese besorgte er bis 1678, da er starb; worauf das Geschäft von seinen Erben fortgesetzt wurde.

Außer Königsberg befand sich in diesem Jahrhundert einige Zeit eine Buchdruckerei in Marienwerder, welche aber nur zum Abdrucke eines Buches aus Elbing hingebracht war. Es ließ näm-

[1]) Matth. Gilbert, dessen Namen auf einigen um diese Zeit gedruckten Schriften vorkommt, war sein Factor.

lich der Amtshauptmann dieses Orts, Otto Friedrich v. d. Gröben, seine orientalische Reisebeschreibung, in Marienwerder 1694. 4. abdrucken. Außer dieser ist sonst nichts mehr daselbst aus der Presse getreten.

Auch der Buchhandel wurde nunmehr immer weiter ausgebreitet, und die Akademie erhielt den 14. Novbr. 1616 von der hohen Landesregierung vor dem Schlosse einen besonderen Platz, der zu einem Buchladen eingerichtet werden sollte, und von allem Grundzins befreit ward. Der dreißigjährige Krieg, welcher das Büchergewerbe in Deutschland unterbrach und den Besuch der Messen gefährlich machte, veranlaßte Mangel an nöthigen Büchern; aber eben dieser bewirkte, daß verschiedene derselben hier nachgedruckt wurden. Demnächst gab er Gelegenheit, daß damals die in Holland gedruckten Bücher aus erster Hand und in größerer Menge hergebracht wurden, als es nachher geschehen ist. Nach hergestelltem Frieden kam der Buchhandel in Deutschland bald wieder in Aufnahme und hatte auch in Königsberg einen guten Fortgang, indem nicht nur die einheimischen, sondern auch die fremden Buchführer Zollfreiheit genossen. Die letzteren fanden sich daher häufig ein, und versorgten anfänglich das Land fast hinlänglich mit Büchern, weshalb von Buchführern, welche hier ansäßig gewesen, nur folgende vorkommen:

Laurentius Segebad, der oben angeführte Buchdrucker. Er trieb von 1626 ab eine Zeit lang den Buchhandel. — Petrus Hendel, aus Senftenberg in Meißen. Nach der auf ihn gedruckten Leichenintimation ist er hier der erste Buchführer gewesen; welcher Ausdruck so zu verstehen ist, daß er sich ganz allein mit dem Buchhandel beschäftigt, und dabei weder die Buchdruckerei besorgt, noch mit dem Einbinden der Bücher sich abgegeben hat. Er ließ sich 1632 hier nieder und starb 1648. — Paul Nicolai, der gleichfalls oben angeführte Unterbibliothekar zu Schloß. Den Buchladen hielt er von 1658 bis an seinen 1694 erfolgten Tod. — Martin Hallervord, der ältere. Er war aus Rostock, hielt sich schon 1646 hier auf, breitete den hiesigen Buchhandel ansehnlich aus, und machte sich durch den Ver-

lag vieler nützlicher Werke um die Literatur sehr verdient Er starb 1693; seine Nachkommen haben den Buchhandel hier immer fortgesetzt, so daß er von diesem Geschlechte länger als hundert Jahre getrieben ist. — Heinrich Boye, der ältere. Nachdem er 1683 das Privilegium erhalten hatte, trieb er das Büchergewerbe bis an sein 1711 erfolgtes Absterben. — Martin Hallervord, der jüngere, ein Sohn des ältern, welcher nach dessen Tode den Buchhandel gleichfalls bis in das folgende Jahrhundert fortsetzte.

Es findet sich auch ein Catalogus librorum theologicorum, iuridicorum, medicorum, politicorum, historicorum, philosophicorum, mathematicorum, literatorum, et idiomate germanico, gallico, italico, hispanico et belgico conscriptorum Officinae Ianssonianae, quae est Regiomonti Borussorum, welcher in Königsberg ohne Anzeige des Jahres in 4to gedruckt und mit den beiden Appendices 1 Alph. 3 B. stark ist. Die Bücher sind nach den Fakultäten und dem Format in alphabetischer Ordnung darin verzeichnet. Da kein nach dem Jahr 1656 gedrucktes Buch darunter vorkommt, so wird dieses Verzeichniß vermuthlich in demselben oder im folgenden Jahre herausgekommen sein. Es muß aber dieser Janssonische Buchhandel in Königsberg nicht lange bestanden haben, indem keine weiteren Nachrichten davon gefunden werden. Vermuthlich hat der Danziger Buchhändler Aegidius Jansson von Waesberge hier eine Zeit lang einen offenen Laden gehabt.

Beiträge
zur
Fauna der wirbellosen Thiere der Provinz Preußen.

(Elfter Beitrag).

Die preußischen Hymenopteren.

(Die Ameisen, Bienen und Wespen, als Fortsetzung des dritten und neunten Beitrags). *)

Von Professor Dr. C. Th. E. v. Siebold in Breslau.

Schon vor längerer Zeit habe ich einen Theil der von mir in Ost- und West-Preußen gesammelten Hymenopteren aufgeführt, nämlich die Grabwespen, Goldwespen, Blattwespen, Holzwespen und Gallwespen. Diesen will ich außer einigen Nachträgen diesmal das Verzeichniß der Ameisen, Bienen und Wespen jener Gegend hinzufügen.

Bei Aufzählung dieser Hymenopteren bin ich Herrich-Schäffer Nomenclator entomologicus Heft II. (1840) gefolgt. Zur Bestimmung der Ameisen habe ich mich des Latreille's Histoire naturelle des Fourmis (Paris 1802) bedient, auch hatte Herr Forstrath Koch in Regensburg die Güte, meine preußischen Ameisen zu durchmustern, unter denen derselbe ein Paar neue Arten zu unterscheiden geglaubt hat. Die Bestimmung der Bienen habe ich nach Kirby (Monographia Apum Angliae. Ipswich 1802) und Illiger (Zusätze, Nachweisungen und Bemerkungen zu dem ebengenannten Werke, in Illiger's Magazin für Insektenkunde. Bd. V. 1806.) vorgenommen, außerdem habe ich Herrich-Schäffer's Auseinandersetzung der europäischen Arten der Gattung Nomada (in Germar's Zeitschrift für die Entomologie.

*) Vergl. N P P B. 1839. Januarheft und Decemberheft, ferner 1844. Februarheft.

Bd. I. 1839) sowie desselben Fortsetzung des Panzer: Fauna Insectorum Germaniae benutzt. Auch habe ich der Gefälligkeit des Herrn Herrich-Schäffer durch Uebersendung von Originalexemplaren die Bestimmung einiger schwieriger Vespiden und Andreniden zu verdanken.

Ich kann es nicht unterlassen, hier auf fünf bei Danzig gefangener Apiden-Individuen, nämlich auf eine Andrena ovina, leucothorax, convexiuscula, xanthura und auf einen Hylaeus nitidiusculus aufmerksam zu machen, zwischen deren Hinterleibssegmenten der Cephalothorax eines Fächerflüglers hervorragt, den ich für Stylops Melittae halten muß. Möchten doch die Herrn Hymenopterologen bei dem Einsammeln von Hymenopteren auf diese höchst interessanten Rhipidopteren achten und dergleichen stylopisirte Spheciden, Apiden und Vespiden auch der gemeinsten Art nicht verloren gehen lassen. Die Naturgeschichte und der anatomische Bau dieser Fächerflügler ist noch so wenig untersucht worden, daß ich mir seit längerer Zeit vorgenommen habe, diese merkwürdige Insekten-Familie monographisch zu bearbeiten, daher mir auch der geringste Beitrag zur Naturgeschichte dieser in vieler Hinsicht noch so räthselhaften Rhipidopteren willkommen sein würde. Die Zusendung von in Weingeist aufbewahrten stylopisirten Hymenopteren würden mir bei näherer Untersuchung noch gar manche Aufschlüsse geben können.

Formicidae.

Formica *Autor.*

1. F. herculana *F.*
2. F. rufa *F.*
3. F. sanguinea *Ltr.*
4. F. gagates *Ltr.*
5. F. fuliginosa *Ltr.*
6. F. brunea *Ltr.*
7. F. fusca *F.*
8. F. aethiops *Ltr.*
9. F. flava *F.*

Myrmica *Steph.*

1. M. rugosa *Koch.*
2. M. rubra *Ltr.*
3. M. melanocephala *Koch.*
4. M. subterranea *Ltr.*

Apidae.

Apis *L.*

1. A. mellifica *L.*

Bombus.

1. B. lapidarius *F.*
2. B. beckwhitellus *Kby.*
3. B. muscorum *F.*
4. B. hortorum *Illig.*
5. B. terrestris *L.*
6. B. sylvarum *F.*
7. B. floralis *Kby.*
8. B. hypnorum *F.*

Psithyrus *Lepell.*

1. P. hyalinatus *H. Sch.* selten.
2. P. rupestris *F.*
3. P. campestris *Pz.*

Saropoda *Ltr.*

1. S. rotundata *F.*

Crocisa *Ltr.*

1. C. histrionica *Ill.* nicht häufig.

Epeolus *Steph.*

1. E. variegatus *F.*

Nomada.

1. N. ruficornis *F.*
2. N. solidaginis *Kby.*
3. N. flavoguttata *Kby.*
4. N. furva *Pz.*
5. N. tuberculata *Kby.*
6. N. sulfurea *Kby.*
7. N. furcata *F.*
8. N. 6-fasciata *Pz.*
9. N. zonata *Pz.*
10. N. affinis *H. Sch.*
11. N. Jacobeae *Kby.*
12. N. succincta *Pz.*
13. N. modesta *H. Sch.*
14. N. mediata *Kby.*

Die meisten Nomada-Arten fing ich im Frühjahre bei Danzig an blühenden Weidenkätzchen.

Anthidium.

1. A. strigatum *Pz.*
2. A. manicatum *L.*

Melliturgus *Ltr.*

1. M. clavicornis *Ltr.* ♀ Sehr selten bei Danzig.

Authophora *Latr.*

1. A. hirsuta *Ltr.* (pilipes *F.*)
2. A. plagiata *Ill.* nicht häufig.

Ceratina *Ltr.*

1. C. callosa *F.* selten.

Hylaeus *F.*

1. H. arbustorum *Ill.*
2. H. 6-cinctus *F.*
3. H. tomentosus *H. Sch.* ♀
4. H. 4-cinctus *Ill.*
5. H. 6-notatus *Ill.*
6. H. fulvocinctus *Ill.*
7. H. albipes *Ill.* ♂
8. H. fulvicornis *Ill.* ♂
9. H. aeratus *Ill.* ♀
10. H. flavipes *Ill.*
11. H. nitidiusculus *Ill.*
12. H. villosulus *Ill.*
13. H. rubicundus *Ill.* ♀

Colletes *Ltr.*

1. C. succincta *Ltr.*
2. C. fodiens *Ltr.*

Andrena.

1. A. pilipes *F.*
2. A. fulvicrus *Kby.*
3. A. chrysura *Kby.*
4. A. labiata *F.* nicht häufig.
5. A. albicrus *Kl.* Mus. Berol.
6. A. albicans *Kby.*
7. A. 4-cincta *Kby.*
8. A. tricincta *Ill.*
9. A. xanthura *Ill.*
10. A. chrysopus *H. Sch.*
11. A. cineraria *F.*
12. A. nigroaenea *Ill.*
13. A. afzeliella *Ill.* selten.
14. A. equestris *Pz.*
15. A. melanocephala *Ill.*
16. A. thoracica *F.*
17. A. cunicularia *L.*
18. A. hylaeiformis *H. Sch.*
19. A. 4-cincta *Kby.*
20. A. labialis *Ill.* selten.
21. A. helvola *F.*
22. A. superciliosa *Ill.*
23. A. analis *Pz.*
24. A. minutula *Ill.*
25. A. ovina *Kl.*
26. A. armata *Ill.*
27. A. albilabris *Kby.*
28. A. leucothorax *H. Sch.*
29. A. canescens *H. Sch.*
30. A. convexiuscula *Kby.*
31. A. nov. spec.

Dichroa *Ill.*

1. D. monilicornis *Ill.*
2. D. gibba *Ill.*
3. D. divisa *Ill.*
4. D. Geoffrella *Ill.*
5. D. analis *Ill.*

Chelostoma *Ltr.*

1. Ch. florisomne *F.*

Heriades *Ltr.*

1. H. truncorum *Kby.*

Osmia *Ltr.*

1. O. adunca *F.*
2. O. aurulenta *Pz.* selten.
3. O. Serratulae *Pz.*
4. O. coerulescens *Pz.*
5. O. fulviventris *F.*
6. O. bicornis *F.* Diese Biene wird am frühsten von der Frühlingssonne hervorgelockt, und war mir nach langem Winter stets eine willkommene Verkünderin des ersehnten Frühlings.

Megachile *Ltr.*

1. M. lagopoda *F.*
2. M. willughbiella *Kby.*
3. M. argentata *F.*
4. M. centuncularis *L.*

Eucera *Ltr.*

1. E. langicornis *F.*
2. E. druriella *Kby.*

Coelioxys *Ltr.*

1. C. conica *Kby.*

Dasypoda.

1. D. hirta *F.*
2. D. plumipes *Pz.*

Macropis.

1. M. labiata *Pz.* sehr selten bei Danzig.

Panurgus *Ltr.*

1. P. lobatus *Ltr.*

Prosopis *Jur.*

1. P. dilatata *Ill.*
2. P. bipunctata *Ill.*
3. P. annularis *Kby.*
4. P. annulata *F.*
5. P. xanthometopa *Preyssl.*
6. P. variegata *F.*

Vespidae.

Eumenes *Ltr.*

1. E. pomiformis *F.* mit verschiedenen Varietäten.

Pterocheilus *Kl.*

1. P. phaleratus *Pz.*
2. P. spinipes *L.*
3. P. coxalis *H. Sch.* selten.

Symmorphus *Wesm.*

1. S. crassicornis *Pz.*
2. S. bifasciatus *F.* selten.

Odynerus.

1. O. 4-fasciatus *F.*
2. O. murarius *L.*
3. O. pictus *H. Sch.*
4. O. viduus *H. Sch.*
5. O. sinnatus.
6. O. parietum *Wesm.* mit vielen Varietäten.
7. O. nigripes *H. Sch.*
8. O. 5-fasciatus *F.*
9. O. nov. spec.
10. O. similis *Kl.* selten.

Vespa.

1. V. Crabro *L.*
2. V. austriaca *Pz.* selten.
3. V. germanica *F.*
4. V. holsatica *F.*
5. V. communis *Kl.*
6. V. rufa *L.*
7. V. vulgaris *F.*

Als Nachtrag zu den Scoliaden und Chrysiden kann ich noch hinzufügen:

1. Scolia 4-punctata *Pz.* fing ich nur einmal bei Danzig.
4. Chrysis bidentata *L.* selten bei Danzig.

Geschichte des Theaters in Preußen.

Von **A. Hagen.**

Als Vasari sein schönes Werk über die Künstler Italiens schrieb und nach Maaßgabe der ihm gewordenen Kunde alle Kunst von Toscana her sich entwickeln ließ und zu ihr zurückführte, so fühlte der Stolz vieler Städte, die übergangen oder überhin in Rede gezogen waren, sich gekränkt und wetteifernd wiesen Gelehrte an verschiedenen Orten nach, wie auch ihre Heimat zum Bau der Kunst einflußreich mitgewirkt habe. Diesen particularistischen Erörterungen verdanken wir es großentheils, daß wir in umfassender Weise über die höhern Leistungen Italiens belehrt sind. Indem jene Erörterungen die Kenntniß erweiternd und berichtigend wesentlich zur Feststellung eines Ganzen beitrugen, verloren sie das Ansehn des Particularismus, der gelehrten Forschungen oft noch als Vorwurf angerechnet wird. In Erinnerung daran darf die Mühe nicht für verloren erachtet werden, die ich und andere Theaterfreunde auf die Ermittelung der geringfügigsten Umstände verwandten, unter denen die Bühne Preußens einen unscheinbaren Anfang nahm, den Lebenskeim groß nährte und blühte. Ja unsere Bühne blühte und um so schmerzlicher erscheint es, daß in der „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" von Eduard Devrient über Königsberg und Danzig so gar wenig berichtet wird, obgleich unser Theater des Merkwürdigen nicht wenig darbietet. Die von der Familie Schuch geleitete Gesellschaft, die länger als irgend eine andere in Ehren bestand, leistete bei verhältnißmäßig geringen Mitteln Außerordentliches. Ihrer Geschichte fehlt es nicht an auffallenden Zügen, die vor dem Verlöschen gesichert werden müssen. Als die Gesellschaft nicht mehr von Berlin her uns nur Besuche abstattete, sondern sich in unserer Provinz eingebürgert hatte, übernahm, da Schuch der Vater und sein Sohn den muthwilligen Jocusstab an die Schwelle des Grabes niedergelegt, Felix Joseph v. Kurz eine Zeitlang die Mitdirection, der zuerst unter allen deutschen Schauspielern den Beifall der Kaiserin Maria Theresia errungen. Nachdem man sich an den Burlesken satt gelacht und längst ein Königsberger den Harlekin zu Grabe

getragen, war es wieder ein Königsberger, E. F. Jester (wie Gottsched für die Erhebung des Theaters, wenn auch in anderer Weise, thätig) der dem lustigen Gesellen aus Leben ging und in Wien in der eigentlichen Geburtsstätte und dem Phönixneste die Kuckucksbrut für immer zerstörte. Neben einer Sängerin Baranius, der Sonntag ihrer Zeit, wirkte in jener Gesellschaft ein ebenbürtiger Schauspieler, Eckard Koch. Nach ihm spielte den Hamlet der nicht minder berühmte Czechtitzky. Zu den Hamburger Coriphäen gehörten Schwarz und das Ehepaar Kühne-Lenz, die bei uns sich zur Meisterschaft heraufbildeten. Anschütz und Laroche in Wien haben bei uns ihre ersten Triumphe gefeiert. Mosevius gab unübertrefflich den Leporello in Breslau, wie er ihn vorher in seiner Vaterstadt Königsberg gegeben und wie hier, ward dort seine Gattin als unvergleichliche Constance gepriesen. C. Blume und Angely, die lange das Berliner Repertoire mit Novitäten versorgten, waren hier beliebte Schauspieler und Sänger.

Wenn es interessant ist, die Fäden zu verfolgen, die unsere Bühne mit dem theatralischen Gesammtwirken verbinden, so ist es nicht weniger die Betrachtung, wie andrerseits die Abgeschlossenheit der preußischen Bühne eine Eigenthümlichkeit zuwege brachte, die das dankbarste Andenken verdient. Ihre Mitglieder waren ganz die unsrigen und sie bildeten unter sich eine durch vielfache Familienbande in sich geschlossene Genossenschaft. Daher eine Abrundung und ein Zusammenwirken in den Vorstellungen, die die größten Bühnen bei dem vornehmen Fremdethun der Künstler nicht zu erzielen vermögen, daher das liebevolle, nie zu ermüdende Interesse, mit dem das Publikum das Kunststreben beobachtete, die Entwicklung der Lieblinge, die oft mehr als in einer Beziehung unter seinen Augen groß wurden. Was Franz Schuch d. ä., seine Söhne und Kindeskinder an der Spitze des Theaters geleistet, konnte die Hendel-Schütz, konnte Kotzebue, die das Steuer des leckgewordenen Bühnenschiffs in Königsberg ergriffen, nicht erreichen.

Wie überall, so ist das Theater auch bei uns ein anderes geworden und ehe noch die rauschende Schnellkraft auf der Eisenbahn sich uns kundgiebt, glauben wir ihre Alles bunt durch einander würfelnde Wirkung wahrzunehmen.

Meine Liebe zum darstellenden Theater wurde geschwächt, als das Fremde und endlos Neue das Interesse aufregen sollte, als sich Gastspiel auf Gastspiel drängte, das, wenn es auch von Zeit zu Zeit Leben in die öde trauernden Hallen brachte, das Wohlthuende des Lebens, nämlich

das Heimatliche, verbannte. So schließe ich diese Darlegungen mit den merkwürdigsten Gastspielen meiner Zeit, eines Carl Fischer und Ludwig Devrient. Wo sich die Einbildungskraft so leicht an lebhaften Eindrücken entzündet, wie beim Theater, glaubt man vieles mit eignen Augen gesehn zu haben, was aus fremden Mittheilungen geflossen ist.

An solchen hat es mir nicht gefehlt, die alle Gestaltungen, die unser Theater erfahren, mir klar vergegenwärtigen. Den aufrichtigsten Dank statte ich Allen ab, die mich bei meiner Arbeit begünstigten und mir einen Vorschub leisteten, wie er nicht leicht einem Schriftsteller zu Theil wird. Ich fühle mich verbunden für die Uebersendung von Schriften, die vielleicht nur einmal existiren, von riesenhaften Stößen Comödienzettel, wie sie nicht wieder vorkommen, von schriftlichen Bemerkungen, die aus Akten entnommen sind. Vornämlich aber habe ich die seltene Liberalität des Hrn. Reg.-Sekretär Ad. Faber hier hervorzuheben, der viele Jahre hindurch neben seinem Vater dem Herrn Archivrath Dr. Faber auf dem geheimen Archiv arbeitend, bei entschiedener Vorliebe für das Theater sein Augenmerk auf Alles richtete, das darauf in alten und neuern Schriften sich bezieht, der befreundet mit den vornehmsten der ältern Bühnenmitglieder die mündlichen Ueberlieferungen aufzeichnete, um mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und unverdrossener Mühe ein ausreichendes Material zu einer Geschichte des Theaters in Preußen sich anzulegen. Alles dieses ist mir zu freier Benutzung übergeben worden. Die Urkunden, die ich zu einer Zeit, als ich mit dem Gedanken umging, die Geschichte des ganzen deutschen Theaters abzufassen, im geheimen Archiv auszugsweise mir anmerkte, liegen nun vor mir in sauberen vollständigen Abschriften chronologisch geordnet und ich bekenne gern, daß ich damals manches Wichtige übersehn und daß selbst zu dem Abschnitt über die englischen Comödianten des 17. Jahrhunderts, dem ich eine besondere Aufmerksamkeit widmete, nicht unerhebliche Nachträge zugekommen sind. Die peinliche Empfindung, die durch solche Vorarbeiten nothwendig beim Schreibenden geweckt werden muß, kann ich nur dadurch in etwas bekämpfen, daß ich mir beim Gebrauch eine peinliche Genauigkeit auferlege und so einem mich ehrenden Vertrauen möglichst zu entsprechen suche.

Erste Abtheilung.

Die Anfänge des Theaters bis zur Zeit des Kurfürsten Georg Wilhelm.

Die Gaukler. Die Fastnachtsspiele. Die Schulkomödien. Die ersten Comödiantenbanden.

Wie man früher dichtete, als las und schrieb, so gab es auch früher Schauspieler als Schauspiele und Theater. Die Schauspieler waren Anfangs Stegreifdichter und die abwechselnde Bedeutung des Namens Schauplatz, der bald für den Raum der Spieler, bald für den Raum der Zuschauer gebraucht wurde, mögte schon dafür sprechen, daß ursprünglich Spielende und Schauende neben einander standen. Die **Joculatores**, **Pantomimi**, **Mimi**, auch **Histriones** von den Chronisten genannt, zogen einzeln und truppweise durch das Land und stellten sich als gebetene oder ungebetene Gäste ein, wo es für ihre Anstrengungen einen Gewinnst abwerfen konnte. Die **Joculatores** waren oft nur, was wir unter **Jongleurs** verstehn oder noch allgemeiner, nach der deutschen Umformung des Wortes, unter **Gaukler**, wofür wir in den preußischen Urkunden Gockler, Kogler, Kokeler lesen, wohl in der Regel gleichbedeutend mit Spielleuten, Tumelern *), Narren, Gecken, Kurzweilern, die in den Rechnungsbüchern zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert vorkommen. Leute der Art pflegten das Volk auf dem Markt durch unzüchtige Leibesstellungen zu vergnügen und wurden deßhalb, wie uns berichtet wird, im 11. Jahrhundert von einem Bischof von Bremen entfernt. Sie werden durch feinere Künste sich eine Belohnung erbeutet haben, wenn sie freudige Begebenheiten des Staates und der Familie mitfeiern halfen und mit aufdringlicher Zuthätigkeit in fremde Häuser drangen. Als Rhapsoden verstanden sie sich auf das Declamiren und nach einem glänzenden Siege der Sachsen über die Franken, im

*) d. i. Tummlern, wahrscheinlich Equilibristen Einmal finden wir auch Tandmann.

10. Jahrhundert, wurden von den Mimen die erschlagenen Feinde in die Hölle declamirt*). Die Mimen durften bei Hochzeitsgelagen nicht fehlen. Die Fürsten beriefen sie an ihren Hof und als großmüthige Geber — manchmal ließen sie aber die unendliche Zahl uneingeladener Histrionen ohne Speise und Geschenk abziehn — verfügten sie über ihre Leistungen, als wenn die Patronen ihre Herren und Gebieter wären. Es wird von Joculatoren des Kaisers Ludwigs des Baiern gesprochen, bei denen wir wahrscheinlich nur an solche zu denken haben, denen er besonders wohlwollte. Im 14. Jahrhundert schickte ein Herzog von Kärnthen einen Joculator nach Augsburg, damit er das Feier einiger Hochzeiten erhöhte**). Das Schicken war wohl eine Gunstbezeigung, welche ein Fürst einer Stadt oder einigen Bürgern machte, vielleicht auch eine Empfehlung zur Entrichtung einer Gabe an den Künstler. Aber auch ohne höhere Genehmhaltung verschmähten sie es nicht, die Tische der Bürger zu überfallen, wie in Deutschland so auch in Preußen. In der der Stadt Marienburg von dem Hochmeister Winrich von Kniprode 1365 ertheilten Willkühr lautet eine Bestimmung dahin, daß keine Vedeler (Fiedler, Spielleute) noch sonst allerlei begehrende Kympanie uneingeladen zu der Bürger Tisch kommen sollen. Auch das öffentliche Musiziren solcher Künstler wird beschränkt. „Es sollen, liest man, keine Pfeifer pfeifen nach der andern Glocke (nach der neunten Stunde) auf der Gasse oder vor den Häusern***). Wenn man sie nur für herumziehende Musikanten gelten lassen will, so wissen wir, daß sonst Possenreißer in dem Hauptordenshaus ihr Wesen treiben, wie an anderen Höfen, denn trotz den ersten weltlichen Haushaltungen herrschte dort ein verschwenderischer Aufwand, der selbst die vornehmsten Gäste Königinnen und Fürstinnen nichts vermissen ließen. Durch das Ordensstatut wird den Kreuzrittern das Gaffenspiel verboten, „das durch weltliche Hoffahrt zu des Teufels Dienste

*) Vgl. Schmidt's Geschichte der Deutschen. Bd. II. S. 373. Bd. I. S. 180.

) v. Stetten Kunstgeschichte Augsburgs 1779 S. 527. Die Rechnungsangabe lautet: **Uni jaculatori quem dux Karinthiae misit civibus de quibusdam nupciis III th haller. Das Geld ist wohl nur als der verabreichte Zehrpfennig anzusehn.

***) Voigt Geschichte Marienburgs S. 527. 528.

getrieben wird" *). Und sollte das „caffespil," so finden wir es geschrieben, nur Affenspiel bedeuten, ein alter gangbarer Ausdruck für Narrenteiding und nicht insbesondere Schauspiel, so giebt uns doch die Aufzählung der Spenden **), die an diesen und jenen Eindringling zwischen den Jahren 1399—1410 verabfolgt wurden, den Beweis, daß die Joculatoren sich in Marienburg zahlreich einfanden. Es wird eine Belohnung einem „Kokeler" gegeben, einem Sprecher, „der da sang als eine Nachtigall" — er ahmte die Vogelstimme nach, denn ein anderes Mal heißt es: „einem der da schrie als eine Nachtigall." einem „Spielmann, der mit dem Hirsche spielte", einem „Russen, der mit einem Bären umzog." Die Gaukler und Musiker kamen von fern und nah, ein „Liedsprecher aus Königsberg," „ein blinder Sprecher vom Rhein," der „Sprecher des Herzogs von Oels," „Hannos, der blinde Sprecher des neuen römischen Königs" nämlich Sigismunds. Sie nannten sich nach den Fürsten, die sie wohl ihrer Angabe nach geschickt haben sollten. So finden wir „des Herrn Spielmann von Mailand," „des Herrn Spielmann aus der Walachei", „der Königin von Böhmen Pfeifer", „Pfeifer des Königs von Polen." Als hochmeisterliche Spielleute lernen wir dagegen „Pasternack und Hensel kennen." Lustigmacher, die schon als lustige Räthe angesehn werden können, ist „Hans Schlag-in-den-Haufen" von Böhmen, „Willam der Geck von Burgundia", dem der Hochmeister zur besondern Auszeichnung ein kostbares Schild, wahrscheinlich das Werk eines Goldschmieds, verehrte. Ein Markgraf Albrecht von Brandenburg empfahl 1443 dem Hochmeister Ludwig von Erlichshausen seinen Hofnarren ***).

Der Markgraf Albrecht I. und seine Nachfolger waren nicht minder freigebig gegen die herumstreifenden Künstler. In den Ausgabebüchern der herzoglichen Rentkammer, zwischen 1527—1612 ist aufgezeichnet, was ein „Gaukler so vor der Tafel gespielet",

*) Voigt Geschichte Marienburgs S. 62.

**) Im Treßlerbuch oder dem hochmeisterlichen Kassenbuch auf dem geh. Archiv.

***) Der launige Geleitsbrief, den er dem einäugigen Ritter Hans von Cronach mitgab, in Voigt Stilleben des Hochmeisters in v. Raumers Taschenbuch I. S. 188. Ebendas. vergl. die Seiten von 180 ab

was der „niederländische Singer, so vor meine gn. Herrschaft gegaukelt" an Geld erhalten. Da von jetzt an Anordner der Comödien besonders genannt werden und die Darsteller anderer Lustbarkeiten in einem bestimmten Fach sich ausgezeichnet zu haben scheinen — vordem ließ der Spielmann einen abgerichteten Hirsch Künste machen, der Sprecher einen Nachtigall-Gesang ertönen — so gehört es nicht hierher, wenn „Leinenläufer" und „Leinenflieger" auf einem Seil tanzen oder auf einem Seil vom Thurm hinabstiegen, wenn die Kürschner und die „Schiffskinder" (Knechte auf dem Schiff) einen Schwertertanz anstellen, wenn ein Gaukler Paviane tanzen läßt, wenn zu einem Feuerwerk Gegenstände gemalt und vergoldet werden, wenn „etliche Gesellen an dem Tag der h. drei Könige für meiner gn. Frauen mit dem Stern" singen. An die früher genannten Gaukler dürfte nur ein „Kurzweiler, der vom alten Hildebrand gespielet" angereiht werden, obgleich er erst im J. 1611 auftritt.

Das Gewerbe, das die Leute treiben, galt von jeher für anrührig. Sie wurden gesucht und gehegt von der einen Seite und von der anderen verfolgt und geächtet. Karl der Große nannte ihr Wesen infam und der Sachsenspiegel erklärte die Gaukler für rechtlos.

Wenn wir uns von den Künsten der Joculatoren bei ihrer Flüchtigkeit und Vielfarbigkeit keinen bestimmten Begriff zu machen im Stande sind, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß von ihren Theaterspielen, wie man die vorher überlegten Effektmomente nennt (welche die extemporirten Reden unterbrochen haben werden) mancherlei sich erhalten hat. Die Tradition des volksthümlich Komischen leidet, was namentlich aus der Geschichte des Theaters erhellt, keine Stockung und, wie die Grundzüge des Komischen auf ihm über das geschichtliche Alter hinausgehn, so pflanzen sie sich als unverlöschlich fort und treten sich auf den Brettern nicht ab, ungeachtet der Sucht nach beständigem Wechsel.

Was in der szenischen Welt als abgestorben gilt, erhält sich in den Puppenspielen und hier nebeneinander, was verschiedenen Jahrhunderten angehört. In dem alterthümlichen Gepräge ihrer Darstellungen sind wir oft genöthigt, den Stempel der Echtheit anzuerkennen. Sie dürfen nicht übergangen werden, da von jeher die Bewegung der Figuren den rechten Ausdruck durch den Vortrag

der Dirigirenden gewonnen haben werden. Auf Puppenspiele verstand man sich schon im 11. Jahrhundert, denn in dem Schrift- und Bilderwerk der elsässischen Aebtissin Herrad von Landsperg finden wir unter den colorirten Federzeichnungen eine Action von zwei kleinen Figuren, die zwei Männer mit Schnüren handhaben. Auf dem Tisch, auf welchem die Marionetten mit Helm und Schwert bewaffnet, kampflustig gegen einander auftreten, stehen die Worte: In ludo monstrorum (!) designatur vanitas vanitatum *). Wir haben die kleinen Ritter als riesenhafte Recken zu denken, die ein volksthümliches Thema vorführen. Mittels der Fäden wurden durch die Puppenspieler Szenen des Volksbuchs verlebendigt, wie noch jetzt neben diesen Stoffen uns durch sie die Haupt- und Staatsactionen und die Hanswurstspiele ins Andenken gerufen werden **).

Am kurfürstlichen Hof in Preußen stellten sich Marionettenspieler am Ende des 16. Jahrhunderts ein, 1599 „ein fremder Mann, welcher die Historie vom verlornen Sohn figurenweis agirt," 1601 Jeremias Schmidt mit seinem „Poppenspiel."

Wer bei den Anfängen der eschichte, wo es an Festland fehlt, sich den Wogen der Vermuthungen überläßt, könnte hier auf Vereinzeltes hinweisend die Meinung aufstellen, daß mehr als ein Jahrhundert vorher, ehe in Paris die Mysterien aufgeführt wurden (die Vorbilder weitschichtiger Religionsdramen in England und Deutschland) solche von den Rittern veranstaltet seyen, und zwar, um bei den Heiden die Kunde der biblischen Erzählung

*) Engelhardt Hortus deliciarum Tab. V.

**) Wenn dem Zahnbrecher Brioche in Paris nicht die Ehre gebührt, Erfinder der Marionetten zu heißen, so darf man aus dem italienisch klingenden Namen nicht folgern, daß Italien ihre Heimat seyn müsse. Der Bediente Morio (bisweilen ein Mohr), der in den alten deutschen Stücken, bevor es einen Hanswurst gab, in die Handlung eingreift und sie leitet, mag wohl die Benennung veranlaßt haben, wie jetzt die Figurentheater nach dem Haupthelden Kasperle genannt werden. Die Italiener werden Anfangs, mit Beibehaltung der Stammwurzel, Morionetten gesagt haben.

durch großartige Vorstellungen zu verbreiten; daß ferner neben d... Festen, die in der Kirche eine szenische Anordnung erfordern, es in Preußen noch andere und besondere gab, die den chevaleresken Geist der Eroberer Preußens athmeten. — Bei den Lustorten des Namens Jerusalem neben den Burgen bewahrte der Orden sicher das Andenken an die Befreiung der Gottesstadt aus den Händen der Ungläubigen. Es sollen hier Schanzen aufgeworfen gewesen seyn und Knechte, die als die Feinde sie zu vertheidigen hatten, mußten sich — gewiß an bestimmmten Festtagen — von den Rittern aus ihnen vertreiben lassen, damit diese mittels des Lustgefechts spielend dem Eid genügten, Jerusalem zu erobern und einzunehmen *). Das Turnieren, mit dem die Fastenzeit gefeiert wurde, war wohl auch ein Spielgefecht. Lucas David berichtet 1370: Es „berufte der Hochmeister seinen Adel auf Fastnacht, ihm und den angekommenen Gästen zu Ehren zu Marienburg zu erscheinen und allda ein frei Tornieren und ander Ritterspiel zu üben.“ 1440 wurde die Fastnacht durch ein Freistechen um ein sehr theures Kleinod gefeiert *). Was die erwähnten Mysterien anbelangt, so wissen wir zwar nicht von einer solchen in Preußen, doch da der dem Marienorden verwandte Schwertorden in Livland ein Stück der Art aufführte, so ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß die preußischen Chronisten, wenn es ihnen mehr am Herzen gelegen, über innere Verhältnisse Aufklärung zu geben, ähnliches auch von unserer Heimat hätten aufzeichnen können. Die Origines Livoniae mögen demnach eine Lücke ausfüllen helfen. „Zu den Mitteln, lesen wir in einer sich vielfach auf sie beziehenden Ab-

*) Bock, Naturgeschichte II. S. 538, konnte hier nur einer Tradition folgen, denn Schriftliches existirt nicht. Löschin, Beiträge zur Gesch. Danzigs III. 64, stimmt ihm bei, indem er ähnliches erzählt und von Jerusalem-Kapellen spricht, die mit Verschanzungen umgeben waren, damit die Ritter das Ordensgelübde scheinbar lösen könnten. Voigt Gesch. Marienburgs S. 151, Gesch. Pr. IV. S. 75. spricht den Jerusalem's bei Königsberg, Elbing, Marienburg, Graudenz, Riesenburg u. s. w. das kriegerische Ansehn ab, obgleich namentlich das erste als eine noch zur Befestigung geeignete Anhöhe erscheint. Nach ihm enthielt ein solches Jerusalem ein Spital oder eine Kapelle mit dem heiligen Grabe. Die Nachricht von dem Abbruch einer solchen hat sich an keinem der Orte erhalten.

**) Vgl. Voigt Gesch. Marienburgs S. 63 mit Henneberger Ercler. d. Pr. Landtaffel S. 270.

handlung *), durch welche man die Heiden für das Christenthum zu gewinnen suchte, gehörte auch eine geistliche Comödie, welche zu Riga auf offenem Platz aufgeführt und den Heiden, so gut es ging, verdolmetscht wurde (1205). In derselben kamen die Kriege Gideons, David's, Herodes' und die ganze Lehre des alten und neuen Testaments vor" **).

Die Gaukler als Schauspieler standen dem Volk als etwas Fremdartiges gegenüber. Seitdem die Mysterien gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Paris gehalten wurden und ihre pomphafte Ungeheuerlichkeit sich über die ganze christliche Welt verbreitete, ging das Dramatische aus dem Volke selbst hervor und fand in ihm seine Erfinder und Darsteller.

In einem Theil der Fastnachtsspiele und Schulkomödien erkennen wir das Wesen der Mysterien wieder.

Die ersten geschriebenen Stücke finden wir unter den Schulkomödien und Fastnachtsspielen. Zu den Schulkomödien haben wir auch diejenigen zu zählen, welche von Studenten aufgeführt wurden und von den Fastnachtsspielen als Handwerkerkomödien haben wir diejenigen zu trennen, welche von Schulknaben und Studenten zur Fastenzeit dargestellt wurden.

Geschichte, Moral ***) und Scherz sind die dreifachen Bestandtheile aller dramatischen Spiele und bestimmen, je nachdem das eine oder das andere vorherrschend ist, drei Abtheilungen. In Paris wurden durch drei Klassen von Darstellern die Stoffe von einander gehalten und das Zünftige der Unterscheidung giebt sich noch heut zu Tage in der Bezeichnung von Trauer-, Schau- und Lustspiel zu erkennen. Bei einem Epos und Roman verräth es nicht der Titel, ob die Dichtung einen ernsten oder heitern Aus-

*) Töppen Die Deutschen in Livland in N P P B. Bd. V. S. 411.

**) Auch diese Mittheilung wäre unterblieben, wenn der Chronist sie nicht darum für wichtig gehalten hätte, weil die Heiden bei dem vorgestellten Kampf erschreckt die Flucht ergreifen und nicht wieder zurückkehren wollten. Welchen Eindruck das Theatralische auf rohe Naturen hervorbringt, erfuhr die Veltheimin im 17. Jahrhundert. Die Gothländer fielen vor den Comödianten auf die Kniee und beteten sie als Götter an. Löwe's Schriften. Bd. IV. S. 16.

***) Die oben angeführte Beischrift zu dem Bilde des ältesten Puppenspiels spricht schon für die didactische Richtung.

gang gewinnen werde. Es kann nicht fehlen, daß eine Gattung des Dramatischen in die andre hinüberspielt. In den so genannten Mysterien knüpft sich schon an den heiligen Namen der Auftretenden das moralisirende Wesen und die Moral kann nicht auf die Hörer wirken, wenn nicht Humor und Spaß in die gehaltenen Partien verflochten ist.

Die älteste Gesellschaft, die zu dramatischen Vorstellungen ein Privilegium empfing, war die Confrerie de la Passion in Paris, die ihren Namen nach der vornehmsten Mysterie, der Passionsgeschichte, erhielt. Auf eigens dazu errichteten, kolossalen Gerüsten, die eine Seite des Marktes einzunehmen pflegten, wurden die Mysterien im Schutz der Geistlichkeit von einer Masse von Spielenden gegeben. Die terrassirten Abtheilungen stellten Paradies, Erde und Himmel dar. Das Parterre für die Zuschauer war das Steinpflaster rings umher und die Fenster und das Dach der Häuser Loge und Galerie. Abwechselnde Szenen, überraschende Schaustellungen wurden verlangt, wenn der ganze Markt in dem weitschichtigen Religionsdrama Befriedigung finden sollte. Das feierliche Auftreten Gott Vaters, Christi, der Jungfrau Maria und der Heiligen wurde durch das komische Treiben der Teufel unterbrochen. Was die Gaukler einzeln zum Besten gaben, sah man hier vereinigt; es wurden wilde Thiere vorbeigeführt, es wurden Taschenspieler-Künste getrieben — bei der Hochzeit zu Cana ward das in Wein verwandelte Wasser zum Kosten gereicht, es grünten die Stäbe Aarons, das Kopfabschneiden war als staunenswürdige Illusion beliebt — es wurden Feuerwerke abgebrannt u. s. w. Die Mysterien, die außerordentlichen Beifall fanden, wurden in England und Deutschland nachgeahmt. Ein späterer Nachklang der imposanten Schauspiele versammelt noch alle zehn Jahre 3—4000 Menschen von nah und fern in dem baierischen Gebirgsdorf Ober-Ammergau. An hundert Personen geben hier das Leiden Christi in alterthümlicher Weise und erwerben reichen Dank und reiche Einnahme *). Neben den Mysterien wurden in

*) Nach dem Bericht der Dorfbewohner wurde das Stück 1634 zum ersten Mal gegeben, um nach einer Heimsuchung durch die Pest die Gottheit zu versöhnen. Wahrscheinlicher ist es, daß man im genannten Jahre eine alte Sitte wieder aufnahm in dem Glauben, durch Vernachlässigung der Feier sich die Strafe jener Krankheit zugezogen zu haben.

Paris die Moralitäten gegeben, durch welche die Clercs de la Bazoche den Darstellern der Mysterien Abbruch thaten, wenn auch von der didaktischen Tendenz, die sie festhalten mußten, von den allegorischen Gestalten, die anstatt der Heiligen auftraten, das Frostige unzertrennlich blieb. Dort sollte göttliche Weisheit, hier weltliche Klugheit gelehrt werden. Eine dritte Gesellschaft in Paris wählte statt der ernsten Betrachtung das Possenspiel. Ihre Mitglieder gehörten verschiedenen Ständen an und sie nannten sich Enfans sans souci.

Hier bewährt sich, wie das Komische viele Jahrhunderte seine Wirkung bewahrt, während das Erhabene, Ernste und Rührende oft schon nach Jahrzehnten bei veränderter, durch Zeit und Verhältnisse bestimmter Auffassung alle Bedeutung verliert. Die Mysterien und Moralitäten liegen als Antiquitäten in Staub vergraben, der Advokat Patelin dagegen, eine Farce, die im 15. Jahrhundert gespielt wurde, ist nicht vergessen. Von Frankreich ward sie nach Deutschland durch eine lateinische Uebertragung von Reuchlin verpflanzt und unter seiner Leitung 1497 als Fastnachtslustbarkeit von Jünglingen aufgeführt *). Im 18. Jahrhundert noch gehörte das Lustspiel der Advokat Patelin auf den Bühnen zu einem der beliebtesten.

*) Die Comödie heißt Scenica progymnasmata, gedruckt zu Cöln 1527. 4. Das bedeutsame Ble, durch das ein betrüglicher Knecht nicht nur den Richter, sondern auch den Advokaten, seinen Rathgeber, täuscht, nimmt sich im Lateinischen also aus:

Der Advocat Petrucius und der Knecht Dromo.

Petr. Fiat. Cave nil nisi ble respondeas,
Si quaero quae, tu redde ble atque aliud nihil.

Der Richter Minos und Dromo.

Min. Danistae quid respondendum putas? Dro.
Ble. Min. Non voles calumniam inferre inprobe. Dro.
Ble. Min. Interrogatus vera ne negaveris. Dro.
Ble. etc.

Petrucius und Dromo.

Petr. Duos enim pollicitus es dare aureos:
Quos abque controversia merui probe.
Expecto des; dare vis Dromo? Dro. Ble.

Die Farce begegnet uns in vielen Fastnachtsspielen. Die Possenreißer kommen jetzt nicht mehr aus der Fremde ins Land, sondern es erzeugt sie selbst. Durch die Mysterien und ihre Nachbildungen waren die Teufel als unsaubere, schadenfrohe Unholde losgelassen, wie man sie in den Kirchen auf den Gemälden mit dem jüngsten Gericht zu sehn gewohnt war. Sebastian Brand durch sein allverbreitetes Buch gab darauf den Narren das Uebergewicht. Das Narrenschiff war 1494 „gedruckt zu Straßburg auf die Fastnacht, die man der Narren Kirchweih nennt.“ Wie in Deutschland betheiligte sich in Preußen an ihrer Feier Vornehm und Gering.

Die ältesten Fastnachtsspiele, so scheint es, sind im Freien dargestellt. Der Trupp der Feiernden gab sie im Umherziehn, indem er an einzelnen Orten, wie vor dem Rathhause, still hielt und die Stegreifdichtung durch einzelne eingelernte Verse unterbrach.

Die Harmlosigkeit, die den Fastnachtsspielen eines Hans Rosenplüt und Hans Sachs den volksthümlichen Reiz verleiht, indem nur durch allgemeine Satiren allgemeines Lachen geweckt wurde, verlosch sehr bald. Das unerwartet tragische Finale des ersten Fastnachtsspieles, von dem wir wissen, verfinsterte als böse Vorbedeutung die nachfolgenden und bannte die Heiterkeit durch scharfen Schatten. Das Anstößige, das in der Verborgenheit des Hauses, in der Abgeschiedenheit des Klosterlebens sich begeben, wurde durch grelle Scherze zur Oeffentlichkeit gebracht und man sieht, daß die wohlthuend italienische Frische nicht wie nach Nürnberg nach dem Norden herüberwehte. Wenn Luther's Werk nirgend schneller und freudiger gedieh als da, wo der Ritterorden durch einen Gegendruck die Geistlichkeit niederhielt und die protestantische Freiheit anbahnte, so ward dadurch vollens das Gemüthliche der Fastnachtslustbarkeit zerstört. „In vollem Lauf mit vollen Segeln eilt das Evangelium nach Preußen“, schrieb Luther, und das Folgende läßt uns in dem Fastnachtsspiel eines der vollen Segel erkennen. Das Lutherthum trat dem Papstthum schroff in den dramatischen Ergüssen der Bürgersleute entgegen und mit der Augustinerkutte schien die stolze Tiara fallen zu müssen.

Ueber den angedeuteten Theil der dramatischen Kunst belehrt

uns vornämlich der Mönch Simon Grunau. Wenn man es hier mehr als sonst in seinem Geschichtstraktat voraussetzen sollte, daß er sich Uebertreibungen zu Schulden kommen lasse, so kann man ihm diesmal nicht den Vorwurf machen, daß er fasele, da andere Schriftsteller uns Gleiches erzählen.

Die Reihe der Fastnachtsspiele — leider! läßt sich von keinem mehr als die Inhaltsanzeige geben — eröffne ich mit einer Angabe, die uns an Meistersängerei und Nürnberg mahnt. In den genannten Rechnungsbüchern, freilich erst im Jahr 1556, stoßen wir auf die Zeile: „4 Mark 30 Sch. einem Tuchmachergesellen, hat eine Singschul gehalten." Die Belohnung ist größer als da vor dem Markgrafen „etzliche Kürschner haben ein Spiel uf'm Saal gespielt" und so haben wir auch wohl dort an eine Zahl recitirender Sänger zu denken, wenn überhaupt die Deutung recht ist.

„Anno 1410 hat der Teufel auf die Fastnacht an vielen Enden viel Unlust angericht", sagt Henneberger, nämlich in Marienburg, Elbing und Thorn. Am letzten Ort hatte man zur Feier der modernen Saturnalien die beliebte, vielfach dramatisirte deutsche Volkssage vom Jungbrunnen*) gewählt. Demnach trieben einige Gesellen mit vorgebundenen Larven auf der Straße mit alten Weibern ihren Spott. Ein Bauer kam daher, der seine alte Mutter auf dem Wagen hatte. Da diese von den Spielteufeln, wie sie Simon Grunau nennt, gefoppt und geängstigt wurde, so griff der Bauer zum Dreschflegel und bewillkommte den einen dermaaßen, daß er todt zu Boden stürzte. Es entstand da das Sprichwort: „Es währet lang, ehe alte Weiber jung werden, ehe dies geschieht, müßten alle Teufel erschlagen seyn" **).

*) In den Ausgabebüchern der Rentkammer in Königsberg liest man unter 1541—1542 „1½ Mark den Gesellen, die das Spiel für meine gn. Herrschaft gespielet haben, die alten Weiber jung zu machen" Der Jungbrunnen wurde später oft als Comödie und Ballet gegeben. Die Spiegelberg-Dennersche Truppe führte ihn als Nachkomödie auf und ließ die Verse auf den Zettel setzen:

Wer eine Alte hat, der bring sie heut zu mir,
Ich stelle sie zur Lust in der Comödie für.

**) Erclerung der Landtaffel S. 456. Als die Sache dem Gericht hinterbracht war und man den Erschlagenen aufhob, fand man in der Larve und den Kleidern nur stinkende Asche.

Vorfälle, die zum Stadtgespräch geworden, wurden von den Fastnachtsspielern ausgebeutet, so in Danzig, wo 1525 bei der Abwesenheit eines Bürgers sein Eheweib sammt der Tochter und dem Geschmeide davonlief und, von der Mutter aufgenommen, nicht mehr zurückkam. Dies Kind-Nehmen, sagt Henneberger, faßten die jungen Gesellen und machten ein Fastnachtsspiel auf dem Markt daraus" *). Die Verhöhnung der Geistlichkeit war an der Tagesordnung und Simon Grunau spricht seinen Unwillen darüber aus. „Es war ärgerlich anzusehn die Weise und noch mehr anzuhören die Reime:" denn alles, was man konnte erdenken, übete man mit Worten und Werken wider Pfaffen, Mönche und Nonnen." Kein Wunder, daß es auch hier an einem blutigen Nachspiel nicht fehlte und an traurigen Wirren. Einst sangen drei Ordensritter dem Pfarrherrn in Elbing die Reime vor von Pfaffen, Affen, ungeweihten Bachanten. Der Kaplan war dabei. Dieser von hitziger Natur erwidert den Schimpf, es kömmt zur Schlägerei und einer der Beleidiger verliert die Nase. Der Komthur läßt den Caplan in der Kirche einfangen und einsperren, der Bischof spricht darüber den Bannfluch aus, aber die Obrigkeit, die mit dem Orden gut steht, bedeutet die Mönche und Pfaffen, daß, wenn sie nicht aus dem Thor gejagt seyn wollten, trotz dem bischöflichen Verbot ihr Amt zu halten hätten, wie vordem. Obgleich sich der Hochmeister ins Mittel legt, so wird dem Caplan erst Freiheit gegeben, nachdem 100 Goldgulden für die abgeschlagene Nase erlegt sind. Dies begab sich 1440 **).

In Elbing ward ein Pfaff dem Gelächter preisgegeben, der es mit einem Weibe hielt. An einem Ort sah man fünf Paar Pfaffen vor einem Pfluge gehen und, welches Feld sie bestellten, erkannte man an den nachfolgenden Nonnen mit Kindern auf dem Arm. Ueber die Maskirung mit der grauen Kappe, so liest man, schüttelte sich mancher Bauch vor Lachen. Noch gehässiger wurde das Wesen, als römisch und lutherisch gesinnte Parteien in der Fastenzeit sich an einander rieben.

In Elbing hatte der Bürgermeister die unbrauchbar gewordenen Kirchenkaseln verkauft, um mit dem Erlös — seine Schul-

*) Henneberger S. 89.
**) Ebend. S. 113.

den zu bezahlen. Das ward ruchbar und zur Fastnacht ward der Trödel mit dem Kirchengut auf dem Markt vorgestellt und, wie sich erwarten läßt, dem Rathhaus gegenüber.

In einem Fastnachtsspiel trat einer als Prediger auf und rief: „O Gott du weißt, daß unsere Pfaffen uns verrathen, Gott füge es, daß sie im Jahr alle mögen ertränkt seyn.“ Die Obrigkeit bemächtigte sich des kecken Redners, aber, wie Simon Grunau sagt, nur zum Scheine, denn nach kurzer Zeit ward er wieder freigelassen. Derselbe Chronist erzählt von zwei auffallenden Fastnachtsspielen, die 1522 in Danzig und Elbing dem Publikum vorgeführt wurden. „Die Elbinger, heißt es, hatten einen grauen Mönch, hinter dem stunden die Teufel, die bliesen ihm ein, wie er den Ablaß- und Gnadenbrief verkaufen sollte. Als sie vor das Rathhaus kamen, da gab der Spiel-Luther das Urtheil über den Ablaßprediger, man sollte ihn ersäufen, aber er entlief. Darum vertrieben andere den Luther und es ging lächerlich zu.“

Die welterschütternde Farce, die 1527 in Rom *) gegeben wurde, wurde in Preußen schon früher gespielt. Der Maler Michael (Schwarz) in Danzig, ein Mitglied des Artushofs, veranstaltete mit den Reinholdsbrüdern eine Komödie, in der ein Spielpapst, ein Spielkaiser und Luther auftraten. „Der Papst und die Seinen brauchten solche Stücke im Spiel, wie bei den Katholischen üblich. Sobald Luther das sah, schrie er wider solchen Handel: ob das evangelisch wäre? Bei diesem Geschrei versammelte sich ein Haufen, die verbrannten Bücher und zeigten mit Fingern auf den Papst und ein jeder sagte seine Reime auf die Geistlichen. Der Spielpapst bannete Luthern, solches that ihm auch Luther hingegen.“ Dies Spiel war künstlich angericht, auch sehr lächerlich, aber spottlich auf den Papst“, dennoch sah man, wie der Teufel zuletzt mit Luthern absfuhr **). Der Maler ward verbannt. In Königsberg, wie in einem Manuscript daselbst im geh. Archiv vom Jahr 1524 erzählt wird, machten die Bürger unter sich ein wunderliches Spiel von Luther wider den Papst, darinnen des

*) N P P B. Bd. VIII. S. 190.

**) Hirsch Die Ober-Pfarrkirche in Danzig I. S. 262. In dem Spottgedicht Beilage S. 15. werden die Theilnehmer genannt und das blutige Strafamt geschildert, das der polnische König vollziehn ließ.

Papstes, seiner Cardinale und ganzen Anhangs Büberei genugsam angezeigt, lustig anzusehen. Die grauen Mönche gingen zum Herrn Hauskomthur, kläglich bittend, das ärgerliche Spiel abzuthun, die Anfänger desselben zu strafen oder ja nicht öffentlich zu spielen, boten auch dem Orden viel Geld. Sie wurden aber abgewiesen, denn man könnte den Bürgern ihre gewöhnlichen Fastnachtsspiele nicht verbieten" *).

Die Stadttheile Königsbergs, die das Handelsinteresse von einander trennte, wurden jetzt noch mehr durch die verschiedenen Religionsansichten entfremdet, seitdem der Wittenberger Prädicant, wie die Gegenpartei, den Dr. Brismann nannte, im Dom das gereinigte Evangelium predigte. Die Stadttheile fanden ihre Lust daran, durch Fastnachtsspiele von entgegengesetzter Tendenz sich zu befehden. „So hatten sie (1523), sagt der oft genannte Chronist, ein zumal köstlich Spiel angerichtet, die eine Stadt von den Cäremonien nach lutherischer, die andere von den Cäremonien nach römischer Weise. Es war auch so merklich angericht, daß, wenn es wäre öffentlich gespielet worden, so hätten entweder die Lutherischen oder die Römischen überhand genommen" (etwa: im Handgemenge den Kürzern gezogen).

Auch nach fünfzig Jahren bestand kein friedfertiges Verhältniß zwischen den Bürgern der drei Städte Königsbergs. Am 6. Febr. 1578 wurden drei biblische Stücke von ihnen aufgeführt, nämlich vom Paradies, vom reichen Mann und dem Lazarus und vom Tobias mit seinem Sohn. Sie würden hinter einander an verschiedenen Tagen gegeben worden seyn, wenn nicht die Kneiphöfer es den Löbenichtern und Altstädtern abgeschlagen hätten, auf ihrem Hof zu spielen, unter dem Vorgeben, daß bei der uneinigen Gesinnung es zum Streit kommen würde, wenn sie zusammenkämen **).

Aus der Wahl der biblischen Stücke haben wir zu folgern, daß man beflissen war, den Fastnachtsspielen einen ernsteren, heiligen Charakter zu geben und daß die Bühnen, deren solche Darstellungen bedurften, in den Junker- oder Artushöfen, gewöhnlicher

*) Meckelburg Pr. Chronik des Joh. Freiberg. S. 161.
**) Aus Gregor Möller's Annalen in Acta Bor. II. S. 842.

aber in den Remtern oder Gemeingärten, den Versammlungsörtern der Kleinbürger, aufgeschlagen wurden.

Die regelmäßigen Fastnachtsspiele wurden nicht von einem Verein ins Werk gerichtet, der zu dem Ende sich bildete, sondern der bereits bestand. In den Herbergen der Brüderschaften fanden sie ihr rechtes Gedeihen.

Die ältesten Nachrichten über die innere Einrichtung in Bezug auf dramatische Lustbarkeiten enthält die Geschichte der Zirkeler in Lübek. Die Gesellschaft nannte sich so nach dem Attribut ihrer Schutzpatronin der h. Katharina, deren Rad oft mit dem Zirkel verglichen wird. Die Zirkeler erkohren sich jährlich ihre Fastelavensdichter und bestellten ihre Burg, d. i. Schauburg oder Theater. 1458 wird sie genannt, in welchem Jahre sie während der Vorstellung zusammenstürzte. Da sich damals auch Frauen auf ihr befanden, so ersehen wir daraus, daß zu dem Theater der Zuschauerraum gehörte, denn die Spielenden waren damals überall Männer. Der Dichter war zugleich der Regisseur. Ihm stand es frei, den Gesellschaftsmitgliedern, wenn er sie als Spielende in seinem Stück benutzen wollte, den Tanz zu verbieten, er ließ sich von den Schaffnern das Theater „mit aller Tobehorunge" überantworten *).

In der Art wird, wie überall, so auch in Königsberg das volksthümliche Schauspielwesen angeordnet gewesen und ebenso gehalten seyn, wenn es den Handwerkern vergönnt war, vor den Markgrafen auf dem Schloß zu spielen.

Wie schon in dem zuerst erwähnten Stück der Larven Erwähnung geschieht, so war wohl vornämlich der Eindruck, den die Erfindung machte, von Verkleidung und Mummerei abhängig. Das Costüm mag sich eben so wunderlich ausgenommen haben, wenn die Spielenden in Pracht und Herrlichkeit, als wenn sie als Adam und Eva im Stande der Unschuld erschienen. Die Kosten übernahm bisweilen in Königsberg die fürstliche Herrschaft. Wenn Mummenkleider laut den Ausgabebüchern „von Danzig anhero" gebracht werden, wenn der Maler Hans Blesch den Auftrag erhält „zehn Mummenkleider zu vergolden und zu versilbern," so

*) Lisch Jahrbücher der meklenburg. Gesch. Bd. X. S. 72, 74, 78, 83. In Amsterdam heißt das Theater Schauburg.

ist es kaum anzunehmen, daß sie die allerhöchsten Personen selbst angelegt haben. Aus einer Angabe scheint hervorzugehn, daß die possirlichen Reiter auf eignen Füßen, wie sie noch jetzt auf Polterabenden umhertrotten, die Fastnachtsscherze erhöhten. Der Reiter ragt nämlich als Büste aus dem Gestell hervor, auf dem er zu sitzen scheint, vor ihm federt der Pferdekopf, hinter ihm wallt der Pferdeschweif und die Schabracke bis zum Boden reichend verdeckt die Füße. Auf einer Abbildung des Schembartlaufens in Nürnberg, eines von Karl IV. eingesetzten Fastnachtsfestes der Metzger, das im 15. Jahrhundert gehalten wurde, bewachen solche barocke Reiter den Platz, auf dem maskirte Tänzer allerlei Gruppen bilden *). Nach einem Ausgabebuch wurden 1612 gezahlt „4 Mark vor 2 Pferdeköpfe zu schnitzen, so der Heerpauker und Springer zu seiner Uebung braucht." Die höchsten Herrschaften pflegten dem allgemeinen Vergnügen nicht unthätig zuzusehn. Auf einer Hochzeit im Hause des Burggrafen in Fischhausen heißt es von Markgraf Albrecht Friedrich, der hier den verhängnißvollen Trunk empfing: „Fürstl. Durchl. ist selb Zwölfen Mummen gangen, sind schwarz, weiß und gelb gekleidet gewesen" **). Unter den Ausgaben von 1607 lesen wir: „3 Mark 15 Sch. meinem gnädigen Herrn zur Mummerei und Mummenscherz," 1612 „192 Mark 57 Sch. Vor allerlei Seidenzeug, Larven und anderes zu sechs Mummenkleidern" ***).

Die Freiheit der Fastnacht und die Handwerker-Lustbarkeiten, ehe man sie ganz aufhob, scheinen im 17. Jahrhundert beschränkt

*) Mayer Nürnbergisches Schembartbuch. Nürnberg 1831. Auch hier ist die Pracht der Anzüge oft nur Malerei.

**) Acta Bor. II. S. 89.

***) Aus der Schilderung, die ein gewisser Johann Schlitte 1548 von dem bei dieser Gelegenheit getriebenen Aufwand am kaiserlichen Hof in Wien entwirft, ersehen wir, wie fürstliche Personen das Fest begingen. Es „ist gebräuchlich, daß man zur Fastnachtszeit Mummereien hält, seltsame Kleidung und verstellte Bärte anlegt und sich unkenntlich macht, so zu andern Fürsten geht, tanzt, spielt und zuletzt sich zu erkennen giebt. Diese Kurzweil dauert gegenseitig ohngefähr einen Monat lang mit Essen, Trinken, Tanzen und Spielen, über die halbe Nacht. Die Fastnachts-Kleidungen werden sehr zierlich von Sammt, Silber nnd Goldstück gemacht, worauf jährlich zum wenigsten 1000 Thaler gehen." Faber Pr. Archiv III. S. 26.

zu seyn. Im J. 1611 bedarf es in Danzig einer Erlaubniß des Rathes, da die Kürschner Comödie spielen wollen*).

Die Schulkomödien, in denen der Ernst, wie dort der Scherz vorwaltet, bieten uns ein reicheres, aber wahrlich nicht fruchtbareres Thema.

Die Brüderschaften und die größeren Vereine waren in der katholischen Zeit zu gemeinsamen Andachtsübungen verbunden. Zu ihnen zählte man auch wohl die Darstellung der Mysterien. Die Schule als Körperschaft fühlte demnach eine innere Aufforderung, einzelne Heiligentage feierlich in der Art zu begehn, wenn nicht schon die Kirche als Mutter sie dazu veranlaßte. Ja fast scheint es, daß diese die abgelegten Requisiten ihr gleichsam übergab, um das im Kleinen auszuführen, was sie einst im kolossalsten Maaßstab zur Anschauung gebracht hatte. Vor allem lag es der Schule ob, das Gregoriusfest zu feiern. Am Todestage des Papstes Gregor des Großen, der am 12. März 604 starb und den Ruhm eines Vaters der Schulen hinterließ, wurden lange vor Melanchthons Zeit, des vermeintlichen Feststifters, in den Schulen Feierlichkeiten veranstaltet. Gregorius, verstümmelt Greger, wurde das silberne Zepter genannt, das dem langen, durch die Hauptstraßen einer Stadt sich bewegenden Zuge vorausgetragen wurde und auch der Zug selbst. Die Schüler zeigten sich bisweilen sogar zu Pferde. Möller in seinen Annalen Königsbergs hat zum J. 1571 aufgezeichnet: „Im März hat man nach alter Gewohnheit, aber itzt viel stattlicher mit dem S. Gregor umhergeritten, die Altstädter mit 18 Pferden wohl geputzt und die andern (zu Fuß) mit weißen Hemden, Ketten und Gürteln behangen, die Löbnichter mit 20 Pferden und jeder von den Fußgängern eine Fahne in der Hand, deßgleichen die Kneiphöfer mit ihren Fahnen, aber weniger Pferden. Sind ins Collegium gezogen und haben sich vor dem Herrn Bischof bewiesen, darnach zu Schloß vor meinem Herrn. Diese Pracht hat in drei Jahren so zugenommen, da es zuvor schlecht und recht gewesen" **). Der Festzug gewann oft durch das Costüm ein theatralisches Ansehn. Man sah unter den

*) Löschin Gesch. Danzigs. I. S. 409.
**) Erl. Pr. I. 51.

Schülern Apoll mit den Musen, die sieben freien Künste, Bischöfe, Feldherrn u. s. w. Auf der Spitze des Zepters prangte eine Minerva oder eine andere passende Figur, an ihm klirrten kleine Schilder mit Emblemen und Inschriften, hier neben einem Christuskopf Sinite parvulos ad me venire, dort neben einer Palme mit einer Schlange Virtutis comes invidia. Der Zug begab sich aufs Schloß, stimmte lateinische Gesänge an und erfreute sich einer gnädigen Aufnahme *). Wegen der Geschenke, die die Schüler von den Einwohnern empfingen, ward schon im 16. Jahrhundert die Bestimmung getroffen: „Der Gregorius soll außerhalb seines Kirchspiels keine Stadt zu besingen besuchen,“ doch durfte jede Schule der Herrschaft auf dem Schloß ihre Ehrfurcht bezeigen. — In Preußen waren die Gregorius-Züge längst eingestellt als man 1650 auf die Abschaffung antrug. — Am Gregoriusfest, das, wie es scheint, noch zur Fastenzeit gezogen wurde **), pflegten Komödien von den Schülern aufgeführt zu werden, so in Königsberg 1549 ein Stück vom verlornen Sohn.

(Fortsetzung folgt.)

*) Pisanski, Vom Gregoriusfest der Schule. Königsb. 1786 Die drei Zepter aus seiner Zeit waren 1624, 1631 und 1641 gearbeitet. Die daran hangenden Schilder (solche Schilder neben Medaillen mit Oesen zieren den Willkommbecher in den Handwerkerherbergen, damit, wer ihn trägt, sich durch das Schütteln bemerkbar machen könne) sind sämmtlich mit ihren Figuren beschrieben. Der Gregoriuszepter hatte sich im Löbenichtschen Gymnasium bis 1848 erhalten. in welchem Jahre er als patriotische Spende dem Staat geopfert wurde.

**) Neben dem Namen einer Schulkomödie steht in den Ausgabebüchern: „in der Fastenzeit zur Zeit des Gregorii.“

Gedichte von F. Bobrik.

Vgl. Bd. IX. S. 296.

4. Tafellied.

Einsam in der Zelle
Sitzt der Mönch, die Nonne.
Wir, o süße Wonne!
Sitzen hier vereint.
Brüder schaut, wie helle
Uns aus Freundesblicken
Himmlisches Entzücken
Rings entgegen scheint!

Alles Daseyns Sonne,
Krone aller Freuden,
Balsam aller Leiden
Bleibt Geselligkeit.
Jede Lebenswonne
Ist von uns geschieden,
Theilt kein Herz hienieden
Mit uns Lust und Leid.

Laß denn abgezellet
Sitzen Mönch und Nonne
Wir, o süße Wonne!
Sitzen hier vereint.
Freund zu Freund gesellet
Sitzen wir und trinken,
Bis die Sterne sinken,
Bis der Morgen scheint.

5. Des Mädchens Klage.

Romanze.

Was schleicht so still der muntre Bach
Durch dieses Thales Grün?
Er schleicht den schönen Blumen nach,
Die an dem Ufer blühn.
Doch schöne Blumen traut ihm nicht!
Ach, ob er noch so zärtlich spricht,
Euch täuscht des Falschen Wort;
Denn hat er seine Lust gebüßt,
Und hat er euch genug geküßt,
So zieht er treulos fort.

Was weilt der flatterhafte West
Auf diesem Wiesenplan?
Die junge Rose hält ihn fest,
Sie hat's ihm angethan,
Doch junge Rose trau ihm nicht!
Ach ob er noch so zärtlich spricht; —
Dich täuscht des Falschen Wort,
Denn hat er seine Lust gekühlt,
Hat er genug mit dir gespielt,
So fliegt er treulos fort.

Auch mir schlich einst voll Liebesglut
Ein schöner Jüngling nach;
Sein Auge schien so fromm, so gut
Und Wahrheit, was er sprach.
Doch weh! mich trog des Falschen Wort,
Ach treulos zog er von mir fort,
Nicht achtend meinen Schmerz.
O schöne Blumen denkt an mich!
O junge Rose hüte dich!
Wer heilt ein krankes Herz?

Littauische Volkssagen.

Von E. Giseviuß.

I.

Die Fürstentochter und Priesterin.

Zur Zeit, als eiserne Männer hier ins Land kamen und dasselbe mit Feuer und Schwert verwüsteten, brachte ein Fürst, der bei Labiau ein festes Schloß auf einem Berge bewohnte, ein großes Heer zusammen, stellte sich mit seinen Söhnen an die Spitze desselben und kämpfte gegen die gefürchteten Krieger mit solchem Glücke, daß er sie nicht nur in mehren Schlachten besiegte, sondern auch auf mehre Jahre von seinem Gebiete entfernt hielt. Nun kamen aber aus andern Ländern viele Herren mit zahlreichen Heerhaufen, mit deren Hilfe die Eroberung fortgesetzt und auch ein Zug gegen die Deime-Burg unternommen wurde. Daß dem Fürsten ein schreckliches Loos bevorstand, auch wenn er sich freiwillig ergeben würde, wußte er nach mehrfachen Erfahrungen nur zu gut. Da seine Streitkräfte gegen eine solche Uebermacht nicht hinreichten: so beschloß er, sich nach einer vom Feinde nicht bedrohten Gegend mit den Seinigen zu begeben; die Kostbarkeiten und un-

*) Diese Sage rührt von einem gewissen Kalweit her, der 86 Jahre alt, in Pillupönen als Altsitzer lebt; er bemerkte bei Erzählung derselben Folgendes: „Meinen Vater pflegte ein alter Littauer zu besuchen, mit dem er dann den ganzen Abend, oft bis in die Nacht hinein, sich unterhielt; dabei wurden wir übrigen Hausgenossen, so gern wir auch zugehört hätten, gewöhnlich hinausgeschickt. Da traf es sich nun einmal, daß ich auf der Ofenbank eingeschlafen und so nicht weiter beachtet, zurückgeblieben war, als die Andern sich entfernen mußten; da ich endlich aufwachte, verhielt ich mich ruhig, als wenn ich noch schlief, und hörte wunderbare Geschichten, von denen mir jedoch nur diese und die vom Heldengrabe — es sind jetzt 70 Jahre her — unvergeßlich blieben.

entbehrlichsten Sachen wurden unter Aufsicht der Tochter vorausgeschickt, das Uebrige unter die Zurückbleibenden vertheilt und nun folgte der Fürst mit seinem Anhange, nachdem er die Burg hatte anzünden lassen, langsam nach. Von dem Feinde verfolgt, der von den unterwegs befindlichen Schätzen bald Kunde erhalten und sich dieselben nicht wollte entgehen lassen, beeilten sich die Flüchtigen so viel als möglich, einen Vorsprung zu erlangen, was aber um so schwerer hielt, als sie sich genöthigt sahen, durch undurchdringliche Waldungen ihren Weg zu nehmen. Drei Tagereisen hatten sie auf diese Art nach den größten Beschwerden zurückgelegt und waren bis zum Pregel gelangt. Hier aber gab es keine Brücke und es mußte eine Menge Bäume zu Flößen herbeigeschafft werden, so daß Aufenthalt von einem Tage entstand. So kam es, daß die ausgesandten Boten bald mit der Nachricht, der Feind sei ganz in der Nähe, zurückkamen. Da führte der Fürst seine Tochter an eine Eiche, ließ sie niederknieen und bei Perkunos schwören, dem Feinde unter keiner Bedingung zu folgen, auch wenn sie glaubte Vater oder Bruder dadurch erretten zu können. Schnell wurde nun zur Ueberfahrt geschritten; die Nothfähre faßte kaum das Gepäck, mit welchem die Tochter zuerst hinüberfahren mußte; die Zurückbleibenden sollten allmälig nachgeholt werden. Kaum hatte sie aber das jenseitige Ufer erreicht, so ertönt hier ein wirres Geschrei; die Feinde stürmen auf den zurückgebliebenen Haufen und ein mörderischer Kampf beginnt, der mehre Stunden unentschieden bleibt. Der Fürst, an dessen Seite nur noch die beiden Söhne und einige Gefährten kämpften, war schon hart ans steile Ufer gedrängt; aber er ergab sich nicht. Schon erwartete er von den vielen über seinem Haupte blinkenden Schwertern den Todesstreich, als aus dem Gebüsche Reiter laut rufend: „Tödtet ihn nicht!“ heransprengten, und zu ihm sich wendend, fortfuhren: „Du kannst deine Heidenseele noch retten, wenn du sogleich der Tochter befiehlst, mit den Schätzen herüber zu kommen; wo nicht, so hängen wir dich mit deiner ganzen Brut an den nächsten Baum!“ Doch der Vater ritt an den äußersten Rand. Warnend schrie er, daß es weithin über den Strom hallte, der Tochter zu, ihres Schwures eingedenk zu seyn. Noch waren seine Worte nicht verklungen, als die Feinde mit dem Rufe: Hauet sie alle Drei in Stücke!“ hinterrücks auf sie losstürmten,

so daß diese mit unzähligen Wunden den Tod in den Fluthen der entehrenden Niedermetzelung vorzogen und wie auf einen Wink alle drei in den Strom sprengten, von der schroffen Wand hinab in die Tiefe. Der überraschte Feind sah lautlos den Entschwundenen nach, als herzzerreißend durch die augenblickliche Stille der gellende Schrei herüber tönte, denn die unglückliche Tochter ausstieß. Erst, als die Krieger auf eine rohe Weise, ihrer Trostlosigkeit spottend, Unterhandlungen anzuknüpfen begannen, erwachte sie aus ihrer Gefühlsbetäubung, raffte sich auf und verließ die Unglücksstätte, um sich zu Freunden zu begeben und ihnen die Bestattung der Leichen ans Herz zu legen. Die Eile trieb sie und endlich gelangte sie zu der ihr vom Vater bezeichneten Burg, die tief in der Nassawischen Heide gelegen noch keinen Feind gesehen hatte.

Mittlerweile waren die Leichen den Fluthen entzogen. Der Feind bewahrte sie des Willens, nicht ohne Lösegeld sie zur Bestattung herauszugeben. Eine reisige Schaar, keine Gefahr scheuend, unter der Leitung der Tochter setzte sich am dritten Tage in Bewegung, um den Gebliebenen ein Todtenmahl zu bereiten. Ohne Verzug begab sie sich in das vom Feinde besetzte Gebiet. Als es dunkel geworden, warf in einer Entfernung von einigen hundert Schritten ein flackerndes Feuer einen hellen Schein auf die nächsten Gegenstände, und namentlich auf einen Baum, der grausenhaft beleuchtet an den starken Aesten drei nackte Leichname zeigte. Bei diesem Anblick sank die Tochter in die Kniee — heftig war der innere Kampf; jedoch durch ein inbrünstiges Gebet gestärkt, erhob sie sich bald und traf die nöthigen Anordnungen zur Bestattung. Mit allen Feierlichkeiten, die Ort und Zeit nur möglich machten, wurde diese noch in derselben Nacht vollzogen und mit Hilfe zweier Ortschaften, aus denen der Feind erst verjagt werden mußte, auch ein hoher Hügel geschüttet, auf dessen Spitze die Fürstin mit eigner Hand drei Bäume pflanzte. Zum Beschluß des Leichenbegängnisses begann nun auch ein Wettrennen und Fackelreiten, das zu Ehren des Verstorbenen aufs Großartigste ausgeführt werden sollte. Da mitten in der Feier brach der Feind aus dem Walde hervor und hieb mit wildem Geschrei auf den Zug ein. In einer Hand die brennende Fackel, in der andern das blinkende Schwert, wehrten die Angegriffenen muthig

die Stürmenden ab, brachten diese zur völligen Flucht und ruhten nicht eher, bis die ganze Rotte aufgerieben war. Ohne Störung wurde jetzt das Wettrennen um den Grabeshügel gehalten, bis die ganze Beute, die man zu den ausgesetzten Preisen benutzte, vertheilt war. — Von jetzt ab unternahm die Fürstin mit der ihr bis zum Tode ergebenen Schaar durch die ganze Gegend Streifzüge, säuberte diese von den grausamen Feinden und kehrte als Heldin gepriesen zur Waldburg zurück. — Der Friede währte nicht lange. Die ganze Gegend wurde nach vergeblichem Widerstande unter Plünderung, Mord und Verheerung vom Feinde durchzogen und mußte sich ihm unterwerfen; zugleich war auf den Kopf der Fürstin ein hoher Preis gesetzt und demjenigen der Galgen angedroht, der es wagen würde, sie bei sich zu beherbergen. So viele auch ihren Aufenthalt wußten, so blieb dieser doch unentdeckt; noch immer that sie dem Feinde großen Schaden, überfiel ihn wann und wo er dessen am wenigsten gewärtig war. Ihren großartigen Plan, einen allgemeinen Aufstand zu erregen, sah sie leider an der bereits gebrochenen Kraft des Landes scheitern und da die unterjochten Theile zugleich gezwungen wurden, gegen die sich etwa noch auflehnenden Preußen zu kämpfen, so beschloß sie vom Kriegsschauplatz abzutreten und sich in gänzliche Verborgenheit zurückzuziehen. Eines Morgens fand man ihre Zelle leer, auch fehlte die Elenkuh und der Bär, der sie auf manchen Zügen begleitet hatte. Die Fürstin war spurlos verschwunden. Zehn Jahre mochten vergangen sein, da verbreitete sich das Gerücht: tief im Walde halte sich eine Priesterin auf, die große Schätze bei sich habe. Ein Heer trat zusammen, um sie aufzusuchen und zu berauben. In dem Walde von Bredaunen (Brédis das Elenthier), wohin sich ein Theil gewandt hatte, fand man eine Mooshütte. Sie war leer, mußte aber noch vorlängst bewohnt gewesen seyn. Die Fußstege waren frisch betreten, die nach einem Bache oder nach kleinen Wiesenplätzen führten, aber sie verloren sich im Walde und halfen weiter auf keine Spur. Erkundigungen, bei wenigen Bewohnern einer vereinzelten Dorfschaft angestellt, bestätigten die schon anderwärts mitgetheilte Nachricht, daß nach einem schweren Gewitter, welches die ganze Nacht angehalten, den andern Tag ein unzählbarer Schwarm von Vögeln mit großem Geschrei die Luft langsam durchkreisend, in der Rich-

tung von Bredaunen nach Pillupöhnen geflogen, und zugleich über den weiten Wiesenplan ein geordneter Haufe von Elenthieren nach eben der Gegend hin vorüber gezogen sei, aus dessen Mitte eine hohe Frauengestalt mit einer strahlenden Krone geschmückt, wundersam hervorgeragt habe. — Frohlockend machte sich nun die Kriegerschaar auf den Weg nach Pillupöhnen, so beschwerlich derselbe auch wegen der Sümpfe und des undurchdringlichen Waldes war, und kam nach großen Mühsalen bis zum Flüßchen Pillupe, wo eben ein Fischerknabe mit einem kleinen Netze längs dem Ufer ging. Sogleich wurde ihm zugerufen, stille zu stehen; doch kaum hatte er die Rufenden, indem er sich umwand, als Krieger erkannt, so ergriff er voll Schrecken die Flucht, und vom Fußstege ablenkend, lief er unaufhaltsam bis in den dichten Wald, wo er den Spähern aus dem Gesichte schwand. Der fliehende Knabe verlor selber den Weg, als er vom Dunkel überrascht umhertappend, in einiger Entfernung ein Feuer lodern sah, vor welchem eine Frau knieend betete. Alles war rund umher still, er konnte, da sie laut sprach, die Worte verstehen und überzeugte sich zu seiner Beruhigung, daß sie eine Preußin sei; als sie sich erhoben hatte, trat er aus dem Gebüsche bis zu der Verzäumung, die auf einen freien Platz führte und bat, sich des Verfolgten und Verirrten annehmen zu wollen. „Verfolgt wirst du?" fragte die Fürstentochter (denn sie war es) voll Erstaunen über die unerwartete Erscheinung. „Tritt her und gieb mir nähere Kunde!" Sie ließ sich nun alles erzählen, und sagte dann: „Gern würde ich dich zu den Deinigen hinbringen, doch morgen wird der Wald schon umstellt sein, und jedenfalls würden wir den Kriegern in die Hände fallen; Harre bei mir aus und zum Lohn sollst du reiche Kostbarkeiten bald heimbringen. Du wirst über die Leichen der Feinde steigen, die um diese Eiche die Blitze des rächenden Perkunas treffen müssen." Der Knabe blieb. Müde legte er sich nieder, aber zu sehr beunruhigt, als daß er gleich hätte einschlafen können, wachte er bis tief in die Nacht, hörte wie die Fürstin von den Thieren, die sie in stallartigen Strauchhütten hielt, Abschied nahm und dann wieder lange betete und erst, als alles stille geworden war, schloß er seine Augen. Allgemach war es um ihn her schon am frühen Morgen so laut, daß er erwachte und sich von seinem Lager erhob; staunend blickte er um sich, als er bei heller Beleuchtung

den Ort, an dem er sich befand, betrachtete. Wie wunderbar erschien ihm Alles. In der Mitte des freien Platzes erhob sich eine Eiche, groß und mächtig, wie er sie noch nie gesehen; der Stamm derselben, am untern Theile gehöhlt, enthielt eine vollständig eingerichtete Wohnung und bis zur Spitze, zu der man bequem gelangen konnte, mehre zeltartige Ruhesitze, von denen man weit über den Wald sehen konnte; vor der Eiche brannte ein immer unterhaltenes Feuer auf einer von Steinen umlegten Erhöhung, um welche in einiger Entfernung eine Art Gitter aus Elen- und Hirschgeweihen zusammengestellt, angebracht war, mit einem weiten Thor; außerdem befanden sich um die Eiche eine Menge kleiner Altäre, alle mit Laubgewinden und Blumenkränzen geschmückt; diesen runden Platz umgab eine dichte lebendige Hecke mit vier Pforten nach den verschiedenen Himmelsgegenden, gleichlaufend mit einem aus nur trockenen Reisern, Wurzeln, Aesten und Bäumen hoch zusammengetragenen Verhaue. Als der Knabe der Thiere, deren Gebrüll ihn schon früh geweckt hatte, ansichtig wurde, eilte er ängstlich zur Fürstin, die ihn beruhigte und ihm reichlich Speise und Trank darreichte. Die Fürstin begab sich mitten unter die Thiere, streichelte liebkosend jedes derselben und sprach: „Unter Menschen meines Lebens nicht sicher, fand ich bei euch, die mir die Götter in dieser Einsamkeit gesandt haben, Schutz, Sicherheit und meinen einzigen Trost; heute muß ich von euch scheiden; zum letzten Male öffne ich euch dies Thor; suchet das Freie und kehret um meinetwillen nicht wieder, denn ihr kämet nur zum schreckensvollen unvermeidlichen Verderben; mich rettet ihr nicht mehr, drum rettet euch selbst!" — Nach diesen Worten zog sie das Heck auf und ließ die aus Auerochsen, Büffeln und Elen-Thieren bestehende Heerde, an die sich noch Hirsche und Rehe anschlossen, in den Wald; darauf stieg sie zur Spitze der Eiche, wo sie lange verweilte, und erst wieder herabkam, als sie die Gebete, die sie abwechseld bald sprach, bald mit weit hintönender Stimme sang, beendigt hatte. Ein hohles Sausen ließ sich in der Luft vernehmen, schauerlich begann es auch schon in der Eiche und in den Wipfeln der übrigen Bäume zu rauschen, und rund umher stiegen dunkle, massenhafte Wolken herauf, ein schweres Unwetter verkündend. Dichte Schwärme aufgeschreckter Vögel zogen hin und her, oder umkreiseten die Eiche; durch das Heu-

len des zum Sturme sich steigernden Windes tönte immer deutlicher das Geschrei der schon nahen, einander zurufenden Feinde, und das Wild, von allen Seiten gejagt, sprengte blind über den Platz. Ohne Verzug schritt nun die Priesterin zu dem großen Altar, nahm vier lodernde Scheite und steckte mit denselben den Verhau an allen Ausgängen an, so daß das Feuer in prasselnden Flammen hoch aufschlug. Das Rollen des Donners, das nun begann und mit einem Freudenruf von der Priesterin begrüßt wurde, hallte immer stärker durch den Wald und übertönte das Gebrüll der Thiere, die den Boden stampften, und mit den Geweihen die Erde aufwühlten. Plötzlich brach jetzt auch, wie auf ein gegebenes Zeichen, von allen Seiten zu gleicher Zeit die feindliche Rotte aus dem Dickicht mit einem Geschrei hervor, so daß vom Sturme, Donner und Thiergebrüll nichts zu hören war, und starrte, im Laufe sich bis zum Verhaue wagend, doch von der flammenden Gluth desselben abgehalten, ohne sich zu regen, das schauerlich Wunderbare an, das sich ihrem Blicke noch nicht dargeboten. Die Fürstin, mit einer glänzenden Krone auf dem Haupte und mit dem reichsten Schmuck auf Brust und Armen, stand mit emporgehobenen Händen vor dem lodernden Altar, den strahlenden Blick zum Himmel gewandt und erschien, da das aufgethürmte schwarze Gewölk den Tag in Nacht verwandelt hatte, in dieser Flammenbeleuchtung wie ein überirdisches Wesen. Da zuckte ein Strahl hernieder längs der Eiche, von derselben die Spitze splitternd; der Donner im vervielfachten Wiederhall durch den Wald getragen, rollte lange nach, bis er verstummte und eine bange Stille eintrat, in der nur ein wundersames Säuseln zu vernehmen war. Die Fürstin, die auf die Kniee gesunken, ihr Antlitz zur Erde geneigt hatte, erhob jetzt dasselbe und sprach: „Ihr Götter! nehmet meinen Dank, daß ihr mich so lange wunderbar erhalten und geschützt habt; erhöret jetzt mein Flehen, es ist ja meine letzte Bitte, und gebt mich nicht in die Hände meiner Feinde! Darum Perkunas, der du in Unwettern deine Herrlichkeit offenbarst, sende einen deiner flammenden Boten, der mich in jene Welt hinüber leite. Erhöre mich!" — Sie hielt an, als ob sie eine Antwort erwartete, in dem Augenblick knatterte es, und ein furchtbarer Schlag erfolgte, darauf alles wieder still; die Priesterin erhob sich mit den Worten: „Meine Bitte drang zu den Göttern und wird

erhört. Ihr Krieger aber, die ihr Herzen habt, härter als das Eisen, das euch umgiebt, die ihr mit unmenschlicher Grausamkeit mein einst so glückliches Vaterland in eine jammervolle Einöde verwandelt habt, bereitet euch auf euer Ende vor; so vergeblich ihr eure beute- und mordgierigen Hände nach mir strecket, um mich zu fahen, so wenig wird es euch gelingen, von dieser Stätte und aus diesem Walde zu entrinnen. Die Herrlichkeit dieses Ortes wird Jahrhunderte lang von der Erde verschwunden sein, und einer Wüstenei weichen!" — Sie stieg von der Erhöhung und schritt zur Eiche, aus der sie Silber-, Gold-Geräthe und Edelsteine holte und diese vor dem lodernden Altarfeuer in die Luft warf, wo sie wie in Nichts verwandelt vor den Augen verschwanden. Alles das brachte eine gar verschiedene Wirkung in dem Heer der Feinde hervor. Der eine Theil erblickte in ihr eine Heilige, der andere eine Hexe, der eine wollte sie schützen, der andere sie morden. Ein wilder Parteikampf hub an. Vom Wahn ergriffen, richteten sie die Waffen gegen sich selbst. Die Priesterin schützend, stellten sich die Thiere zur Wehre und richteten eine solche Niederlage unter den Kriegern an, daß diese voll Schrecken die Flucht ergriffen. Das Feuer wirbelte immer stärker empor, flammende Blitze durchzuckten den düstern Wolkenhimmel; jetzt steht die Priesterin wieder betend vor dem hochlodernden Feuer. Heulend fährt eine Windsbraut durch die Lüfte; die mächtige Eiche von ihr erfaßt und wie ein Rohr geknickt, senkt seufzend den krachenden Obertheil zur Erde; Schlag auf Schlag schmettern die Wetterstrahlen hernieder und dröhnend erzittert der Erdboden; schon will sich die Fürstin in die Glut stürzen, da senkt sich eine lichte Wolke, augenblicklich den Aufruhr in der Natur stillend, hernieder und enthebt die Jungfrau der blutenden Erde zu einer glücklichern Welt.

Der Fischerknabe allein kam mit dem Leben davon. Eben so wunderbar in der Eiche während des schrecklichen Gewitters geschützt, als von einer höhern Hand durch den Wald mehre Tage sicher geleitet, gelangte er zu den Seinigen, die für die peinliche Todesangst, die sie um seinetwillen gelitten hatten, durch ein mitgebrachtes, überaus kostbares Geschenk reichlich entschädigt wurden. Die Kunde von dem ganzen Vorgange verbreitete sich bald in der Umgegend; aus vielen Ortschaften machten sich Menschen auf den Weg, um die Stätte der heldenmüthigen Einsiedlerin in Augen

schein zu nehmen, sie fanden aber nur Schrecken der Verwüstung. Doch in der Asche des ausgeglommenen Perkunas-Feuers sahen sie zu Klumpen geschmolzenes Gold und Silber; die Stube in der Eiche war unversehrt; die Milch, die man in großen Gefäßen aufbewahrt antraf, wurde dem Andenken der Geschiedenen als dargebrachtes Opfer auf dem Platz ausgegossen, wo sie betend gestanden und das hier entstehende Dorf ward Pillupönen genannt, da pilu ich gieße, Pena die Milch heißt. In der Nähe erhob sich mit der Zeit ein großes Dorf, das an Ausdehnung Pillupönen weit übertraf, aber oft vom Feuer bis zur Hälfte zerstört, endlich im vorigen Jahrhundert von der Pest dermaßen heimgesucht wurde, daß alle Bewohner ausstarben. Niemand wollte wieder dahinziehn, und es entstand eine Wüstenei, mit welchem Namen der heute noch öde liegende Strich bezeichnet wird. — Ob der Schloßberg bei Pillupönen mit den Befestigungsanlagen der Aufenthaltsort der Fürstin gewesen, oder diese unter dem Schutze jener gewiß mächtigen Burg in der Nähe gewohnt habe, läßt sich nicht bestimmen.

Geschichte des Theaters in Preußen.

Von A. Hagen.

(Fortsetzung.)

Schon zu Luthers Zeit waren die Schulvorstände über die Ersprießlichkeit oder Schädlichkeit der Schulcomödien nicht einverstanden. Als man es anstößig fand, daß ein schlesischer Schulmeister eine Comödie von Terenz wollte aufführen lassen und Dr. Cellarius Luthern fragte, ob dergleichen zulässig sey, sprach sich dieser die daraus für die Schuljugend fließenden Vortheile erwägend in den Tischreden also aus: „Christen sollen Komödien nicht ganz und gar fliehen, darum daß bisweilen grobe Zoten und Büberei darinnen seyn, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen. Darum ist's nichts, daß sie solches

fürwenden und um der Ursache willen verbieten wollen, daß ein Christ nicht sollte mögen Comödien lesen und spielen." Noch mehr redet Luther den dramata sacra das Wort als einem trefflichen Bildungsmittel für die Jugend zur Einprägung heiliger Grundsätze und nach den Vorreden zum Buch Judith und Buch Tobiä ist er nicht der Meinung entgegen, daß die Geschichte von Judith und Tobias allegorisch moralische Dichtungen seyen, die die Juden dramatisch dargestellt hätten: „mag seyn, daß sie solche Gedichte gespielet haben, wie man bei uns die Passion spielet und andre heilige Geschichte, damit sie ihr Volk und die Jugend lehrten als in einem gemeinen (allgemein verständlichen) Bilde oder Spiel Gott vertrauen, fromm seyn und alle Hülfe und Trost von Gott hoffen in allen Nöthen." „Und ist zu vermuthen, daß solcher schöner Gedichte und Spiele bei den Juden viel gewest sind, darinnen sie sich auf ihre Feste und Sabathe geübt und der Jugend also mit Lust Gottes Wort und Werk eingebildet haben, denn sie haben gar treffliche Leute gehabt als Propheten und Sänger, die Gottes Wort auf allerlei Weise getrieben haben. Judith giebt eine gute ernste tapfre Tragödie, Tobias eine feine liebliche gottselige Comödie. Es redet alles in Tobiä Person, wie die Personen im Spiel zu thun pflegen" *).

Ueber das Heil und Unheil, das aus den Schulkomödien entspränge, wurde Jahrhunderte hin und hergestritten. Jede beinahe, die im Druck erschien, enthielt im Vorbericht eine Vertheidigung, in welcher alles Ueble, das man dem Schulactus zuschreiben wolle, nur den Verfassern und Anordnern zur Last gelegt wird. Ein Rector in Görlitz in der Vorempfindung des Spruches: „Ueberall wo die Kunst gefallen, da ist sie durch die Künstler gefallen!" war der Meinung, daß Schauspiele keinen Vorwurf verdienten, würden „sie nicht von gemeinen und herumschweifenden Personen an den Tag gegeben." Ohne Zweifel wären die Gegner durchgedrungen, wenn nicht die Rectoren in der Mehrzahl zu einer hartnäckigen Behauptung des Feldes sich gedrungen ge-

*) J. G. Hamann, Sämmtliche Schriften Bd. II. ist auch den Schulkomödien nicht abhold, wenn alle Rollen für Schüler zugeschnitten sind und er hält dafür, daß es nicht außer dem Bereich eines Dichters liege, die Pflichten der Erziehung wahrzunehmen.

sehen hätten, um nicht eine Einnahme einzubüßen. Wie gern würden sie sonst in den meisten Fällen auf die Ehre verzichtet haben, für die Schüler ein schülerhaftes Drama abzufassen und einzuüben zur Verkümmerung der Tage, die zur Erholung vom sauern Amte bestimmt waren. Welch ein schweres Stück Arbeit übernahmen sie mit einem Stück, wenn sie wie der Zittauische Rector Christian Weise († 1708), der an der Spitze der Schulkomödien-Dichter steht, ans Werk gingen. Es erschien ihm als Nothwendigkeit, daß wo möglich alle Kinder an dem Ehrentage beschäftigt wären und jedes in einer so dankbaren Rolle aufträte, daß sie ihm als Hauptrolle erschiene; dazu kam noch, daß er den Charakter der Personen dem Naturell anzupassen suchen und auf die Söhne vornehmer Eltern besondere Rücksicht nehmen mußte *).

Die Rectoren traten in einen nicht ehrenwerthen Wettstreit, um durch Darstellung von Comödien einen dem andern zuvorzukommen und den Gewinn vorweg einzuziehn, denn die Bürgerschaft, der Magistrat und die Vornehmen pflegten zur Entschädigung der Mühe sich dankbar gegen Lehrer und Schüler zu erzeigen. Der Rector der altstädtschen Schule in Königsberg, Bilang, führte 1581 in einer Beschwerdeschrift wegen seines geringen Einkommens folgendes an: „Laut seiner Bestallung solle er jährlich eine Komödie agiren, davon er etwas haben könne. Er habe schon angefangen und fast die Personen ausgetheilt, es käme ihm aber zu Ohren, daß der deutsche Schulmeister (der Vorsteher einer nicht lateinischen Schule) auf dem Holzthor auch eine agiren will." Er bittet, daß, weil es sein „merklich Accidens seyn

*) In einer mir vorliegenden Schulkomödie: Eudocia, die in Liegnitz vom Prorector Portmann 1753 gegeben wurde, sind 40 Schüler als agirende Personen genannt. Auf ihrem „gewöhnlichen Schultheater" war der Platz sehr enge, dennoch wollen sie „einigen geneigten Gönnern und Freunden, die den Agirenden mit Bescheidenheit ausweichen, das Plätzchen hinter den Szenen gar gerne gönnen," bitten aber „Kinderwärterinnen und Bedienten davon abzuhalten, daß sie in den Vorstellungen Hinderniß machen." Es ward „mit Schlag 2 Uhr angefangen. Dahero ersuchen sie alle, ihre Gegenwart zu beschleunigen, damit die agirenden Personen nicht so gar lange unter dem Zwange der Kleidung schmachten dürfen." Aus Allem ersieht man, wie abhängig die Festgeber von den zuschauenden Gönnern waren, wie sehr es ihnen darauf ankam, sich deren Gunst zu versichern.

soll," es höhern Orts dem Schulmeister verboten werde *). Bei Gelegenheit der 1585 angestellten Schulvisitation machten die Schulherrn derselben Lehranstalt die Eingabe, daß es als ein Vorrecht der lateinischen Schulen sollte bestimmt werden, Komödien darzustellen, denn es wäre billig, „die Actio Comoediarum den lateinischen Schulen allein zu belassen, weil sie ihnen für eine Hülfe ihrer Unterhaltung gerechnet wird und den Knaben, so studiren wollen, überaus nöthig und nützlich sind, daß sie kühne werden und artig für Leuten wissen zu reden." Im abschlägigen Bescheid heißt es, daß der Nutzen nicht so gar groß sey, „denn es ja unläugbar, daß die Knaben mit solchen Comoediis viel in den Schulen versäumen." In Danzig und zwar im J. 1601 wurde beim Rath darauf angetragen, „dem Unfuge, der in den Schulen mit den Komödien getrieben wird", Einhalt zu thun **). Die Liebe an derlei Vergnügungen von Seiten der Eingeladenen und die Aussicht auf Belohnung von Seiten der Festgeber überwog die Stimmen, die auf Abstellung drangen.

Im Auftrage des Markgrafen Albrecht wurden aus der Rentkammer den Rectoren für die Komödien, gewöhnlich sind sie namentlich aufgeführt — 1½ bis 10 Mark, ausnahmsweise 30 Mark gezahlt. In dem Geschenk theilte sich nach Verhältniß der Anordner und die darstellende Jugend.

Reuchlin beschenkte die jungen Leute, die sein genanntes Lustspiel aufführten, mit goldenen Ringen, die Schuljugend im 16. Jahrhundert empfing als Erinnerung an den glücklichen Erfolg ihrer Leistung eigens dazu verfertigte Münzen, wenn man von einem Beispiel auf das Bestehn einer Sitte schließen will. Der Rector Thomas Rohtus in Elbing ***) ließ 1595 eine Komödie

*) Liedertsche Excerpta die Schulen in Altstadt, Kneiphof und Löbenicht betreffend im geh. Archiv. Man hatte Grund, den Schulmeister auf dem Holzthor scheel anzusehen, denn 1579 empfing er für eine Komödie 15 Mark, während man etliche Jahre vorher mit dem Schulmeister im Löbenicht sich durch 8 Mark abfand. Der Spielunternehmer wird Actor genannt. In einem Stück von 1555 die Erklärung: „Actor, welcher die Vorrede der Action recitirt und alles, weil man agiret, ordnet und schafft." Gottsched Nöth. Vorrath zur dram. Dichtkunst. II. S. 212.

**) Löschin Geschichte Danzigs. I. S. 367.

***) Als Horatius Prussicus gefeiert, versuchte er sich kraft seines Amtes in

Naeman (nach 2 Kön. 5, 6) aufführen. Die Schüler, die die Hauptpartien ausführten, empfingen Schaumünzen. Die für den Deuteragonist und den Tritagonist enthalten in der Inschrift der Vorderseite die Veranlassung und das Datum und auf der Rückseite innerhalb eines Lorbeerkranzes im Viereck: Nutrit honos artes und Laudata virtus crescit *).

Bei dem Gefallen, das die Schulkomödien bei den Fürsten fanden, scheinen sie vom Jahre 1527 ab in Königsberg besonders geblüht zu haben. Auch vor dem „gnädigen blöden Herrn" Albrecht Friedrich so wie vor dessen Gemahlin wurden Komödien gespielt. Regelmäßig pflegten sie von den drei größern Schulen **), aber auch von den kleineren gegeben zu werden, so von der „auf dem Holzthor" oder „auf dem Thurm in der Altstadt," einem Gebäude, das auf den alten Stadtplanen Holzthurm genannt, die Holzstraße nach dem Pregel abschloß und dessen Thor auf die Holzbrücke führte. Häufig ward den Spielenden die Vergünstigung gewährt, ihre Kunst auf dem Schloß zu zeigen. Manches Stück wurde zwei- und dreimal verlangt und danach die Belohnung bestimmt. Häufig heißt es in den Ausgabebüchern: „in Moskowiters Gemach", so hieß ein Zimmer noch vor Anlegung des Moskowitersaals, „im Saal für meine gn. Herrschaft", „zu Hof agirt."

Manche Stücke, die eigentlichen dramata sacra, verrathen sich deutlich als die schwächlichen Nachkömmlinge der Mysterien, andere schließen sich mehr an den Geschmack der Moralitäten an. Viele behandeln weltliche Historien oder volksthümliche Erzählungen.

Zu der ersten reichsten Gattung gehören die oft lateinischen Vorstellungen vom jüngsten Gericht, von der Geburt Christi, von

der dramatischen Poesie und brachte die actus dramatici besonders in Schwang. Tolckemit Elbingsches Lehrer-Gedächtniß S. 253.

*) Voßberg Münzgeschichte Elbings, Berlin 1844 S. 22. mit der Abbildung der zweiten Schaumünze auf Taf. III. nicht nach dem Original, das wahrscheinlich nicht geprägt ist. Crichton, Urkunden zur pr. Gesch. S. 68, sagt: in Silber gestochen. Die große Inschrift: Schola Elbingensis Tritagonistae in actione Naamanis Anno Domini nostri 1595 d. 17. Aug.

**) Die zu belohnenden Rectoren werden, wenn sie nicht Magister sind schlechtweg Schulmeister genannt, der aus dem Löbenicht der Schulmeister ufm Berge.

den unschuldigen Kindlein, „von der Wirthschaft in Cana", von König Belsazar, von König David und Absalon, von Joseph, von Adam und Eva.

Die beliebtesten Themata, die im 16. Jahrhundert auf solchen Bühnen abgehandelt wurden, waren die Geburt Christi und als wirksamer Gegensatz der Sündenfall. Ihre ebenbürtige Bedeutsamkeit erhielten sie wohl durch den Kalender, da unmittelbar auf Adam und Eva der h. Christ folgt. Ob von den verschiedenen Schulvorständen unter demselben Titel dieselbe Komödie zur Darstellung gebracht wurde, läßt sich bei der Kürze der Angaben „den Actoribus von der Komödie von der Geburt Christi", dem Actori, so die Komödie von Adam und Eva agiret" nicht bestimmen, jedoch ist es bei der Eifersucht zwischen den Rectoren glaublicher, daß jeder mit einer eignen Composition aufgewartet haben wird. Manche Stücke erschienen im Druck. In einer, für die Geschichte des Theaters merkwürdigen Komödie war der Sündenfall mit der Geburt Christi zusammengezogen und aus fünf Stükken ein sechstes zugeschnitten. Für die Aufführung erhielt der Verfasser und Anordner Georg Roll, Schulmeister im Löbenicht, 20 Mark, als es zweimal vor dem Markgrafen am 30. Nov. und 2. Dez. 1573 auf dem Schloß gespielt ward, im folgenden Jahr zum dritten Mal. Schon 1573 war es dem Druck übergeben, wahrscheinlich auf fürstliches Begehr *).

*) „Comödia vom Fahl Ade und Eve, biß auff den verheissenen Sahmen Christum, Auß fünf Historien znsammen gezogen und in eine kurtze ordnung gefast durch **Georgium Roll, Breg. Siles.** Allen zu trost so mit kommer und wider(wer)tigkeit beladen, Zuvor aber aus schuldigem gehorsam, glückwünschung und sonderlich zu Ehren auffm Schloß zu Königsperg in Preußen agiret, am Tag Andree, Königsperg. 8." Das Stück in Versen hat 5 Actus und 38 Personen. Der Verfasser nimmt des Lesers Nachsicht ja seine verbessernde Einsicht in Auspruch:

Findst du was, corrigir's dann,
Will ich fleißig gebeten han.

Gottsched I. S. 118. Daß die aus den Ausgabebüchern gezogenen Bemerke sich auf Roll's (der ältesten in Königsberg gedruckten) Comödie beziehn, ist unzweifelhaft, da das Datum 2. Dez. 1573 und der Titel „vom fall Adam vnd Eva" übereinstimmt. Georg Roll wird nicht Rector der Löbenichtschen Schule gewesen seyn, denn in Pisanski's Litterärgeschichte Bd. I. S. 192 vermissen wir

Merkwürdig ist es, daß hier neben Gott dem Vater und Gott dem Sohn, Lustigmacher und zwar Hans Han und Hans Wurst auftreten. „Ein schön Buch von Fastnachtspielen und Meistergesängen durch Peter Probst zu Nürnberg gedicht anno 1553" führt in einem Stück vom kranken Bauern den Hanswurst zum ersten Mal vor. Wenigstens sagt Gottsched: „Dies ist die älteste Erwähnung dieses Namens, die ich gefunden habe." Für zwanzig Jahre ist er verschwunden, bis er wieder in Königsberg in der genannten Komödie auftaucht.

Andere geschichtliche Dramen, die die Schulen in Königsberg aufführten, borgten den Inhalt von der Profan-Geschichte und Mythologie oder von den Volkssagen. Sie handeln theils vom „Herzoge Philippo bono", vom König Eduardo und der Gräfin Elise aus England" „von Hannibal" „der Königin Circe" oder „vom Kaiser Octavian" „vom Tristevant und des Königs Tochter in Ihrland" „vom Ritter Ponto."

Eine Reihe von Schulprogrammen des Gymnasiums in Elbing *) lassen einigermaaßen den Geist erkennen, der in der Masse dieser Vorstellungen wehte. Sie wurden alljährlich zur Erinnerung an die Stiftungsfeier der Schulanstalt (in encaeniis) am 25. Novbr. oder in den nächsten Tagen und zwar auf ihrem „gewöhnlichen Schauplatz", vielleicht einem zum Theater eigens eingerichteten Saal, gegeben. Die Programme als Einladungsschriften enthalten die Reihenfolge der Szenen und die Namen der Spielenden. Die Stücke scheinen vorzugsweise didactisch gewesen zu seyn. Das lyrische Element kömmt nicht einmal in Gesängen vor, die ganz ausgeschlossen waren. Lyrisch kann man höchstens die beliebten Echo-Gespräche nennen, in denen auf Fragen an das Schicksal die letzten Sylben als geheimnißvolle Antwort wiederhallen. Vor dem Erhabenen scheint das Platte vorgeherrscht zu haben und dieses gab sich wohl in Mehrerem kund, als etwa in

ihn. Vielleicht war er der zweite Lehrer im Löbenicht. **Roll. Breg.** hat v. Baczko in Rollberg zusammengezogen, Beiträge zur Kunde Pr. Bd. VI. S. 84. **Breg.** bedeutet aber **Bregensem** d. i. aus Brieg.

*) Deren gefällige Mittheilung ich der Güte des Herrn Stadtrath Neumann verdanke. Wenn sie auch erst vom J. 1642 anheben, so können sie wohl hier berücksichtigt werden bei dem sich gleich bleibenden Wesen der Schulactus im 16. und 17. Jahrhundert.

den Scherzen eines platt redenden Bauern. Das Dramatische beschränkte sich in den ersten Zeiten oft nur auf die dialogische Form. Man unterredet sich über allerlei Gegenstände des Wissens, meistens der Geschichte und Moral, ohne daß es hiezu eines theatralischen Costüms bedurfte. Es werden strittige Punkte erörtert, so 1644 in einer Disceptatio Carthaginensium cum legatis Romanorum, qui Annibalem foedus violasse queruntur. Wunderbar nahm sich wohl im Munde der Knaben ein anderes 1642 geführtes Gespräch aus: Dotis negotium inter generum et socerum controversum. Sobald die Mythologie den Stoff zu Schuldramen lieferte, war man bemüht, nicht nur das Anstößige zu verdecken, sondern aus dem Gange der Handlung christliche Lebensregeln zu entwickeln. Man verspricht 1655, Judicium Paridis decenter *καὶ ἄνευ αἰσχρολογίας* darzustellen, „Jasons Colchische Zurüstung" wird 1697 mit den Worten angekündigt: „daß die Tugend einen ziemlich rauhen und unwegsamen Weg in dieser Welt gehen müsse, ehe sie ihrer billigen Belohnung habhaft wird, erhellet unter vielen tausenden Beweisthümern auch aus der Erzählung von Jason," und ein anderes Stück von 1658 führt den Titel Partus Minervae ethnico-christianus. Komische Stellen wurden hier wie in den andern Vorstellungen nicht vermißt. Jupiter leidet an Kopfschmerz und ein ärztliches Consilium soll Rath schaffen. Jupiter (quem aget David Cochlerus Lusatus) capitis dolorem indicabit. Unter dem Vorsitz Apolls versammeln sich Galenus, Hippocrates und andere Kunstverständige. Die Heilkünstler besiegt aber ein Künstler anderer Art Vulcan. Jupiter wendet sich an ihn Vulcanum capitis securi dissecturum, und alsbald macht Mercur die Anzeige der glücklichen Entbindung. Im früher genannten Jason tritt ein Cäremonienmeister auf, Conclunio eine lustige Person und eine Schaar der freien Künste Liebender, nämlich Schuster, Schneider, Weinschröter, Jäger u. s. w. In dem 1670 gegebenen Belli Trojani origo wird Achill in den Frauenkleidern entdeckt durch die ihm käuflich dargebotenen Geräthschaften und es konnte ein additamentum mercatoris ludicrum angebracht werden. Die Handlung beginnt hier mit der Ankunft des am Hof des Königs Menelaus wohl aufgenommenen Paris (ein intersceniuni coqui et pincernae ist hier eingeschaltet) und reicht bis zur Opferung

der Iphigenia Iphigenia circumit aram, adstat velata facie Agamemnon, dum vero Calchas procumbenti ictum intentat, Iphigenia subito eripitur a Diana, cervoque supposito caput ense amputatur. Bei dem verhüllten Haupt des Vaters sollten wohl die Vortragenden sich an Cicero's Erzählung von dem Maler erinnern, der bei dem Gemälde mit der Opferung der Jungfrau einsah obsolvendum caput Agamemnonis esse, quoniam summum luctum non posset imitari und eben so wurden sie an Cicero gemahnt, wenn bei der 1696 aufgeführten „Enthauptung Johannis Baptistä" Mutter und Tochter mit dem ihnen dargebrachten Haupte „allerhand Gespött treiben, bis endlich Herodias eine Nadel nimmt und die Zunge mit etlichen Verweis- und Schmähworten sticht." Wie dort Iphigenia, von der Göttin entrückt, siegprangt, so hier „eröffnet sich der Himmel, woselbst Johannes in großem Glanz und Herrlichkeit unter vielen Engeln gesehn wird." Beinahe in allen Vorstellungen mußten auch weibliche Rollen für die Schüler ausgeschrieben werden, ja anstatt sie zu vermeiden, führte man allegorische weibliche Figuren in die Handlung ein, so in dem 1660 gegebenen Orestes in judicium areopagiticum vocatus. Frauen spielen die Hauptrolle in den Stücken, die aus der neuern Geschichte genommen sind. Sigismund Siefert ist die Königin als „der Engelländische Achilles Robert Devereux, Graf von Essex, zum Beispiel unseliger Ehr- und Rachsucht" 1689 in lateinischer Sprache vorgestellt wird. 1690 folgt ihm Margarita Austriaca. Wenn dort die Hinrichtung des Grafen nicht auf die Szene kömmt, sondern die christliche Vorbereitung zum Tode den Schluß bildet, so ist auch dieses Stück eine unblutige Tragödie.

Eine besondere Klasse der Schulkomödien haben den Charakter der Moralitäten, wie die erst genannten den der Mysterien. Die Behandlung der biblischen Parabeln führte darauf, wie in dem „Spiel vom ungerechten Haushalter", „Spiel von den 10. Jungfrauen" *). Am merkwürdigsten ist aber das in Königsberg be-

*) Die älteste dramatische Vorstellung in Deutschland, von der wir wegen der tragischen Wirkung, die sie auf den vornehmsten Zuschauer äußerte, nähere Kunde haben, enthielt auch die Geschichte „von den X jungfrawen der funf wise vnd funf torichtig waren." Sie ward 1322 in Eisenach von den Geistlichen und

sonders beliebte Stück „vom Hecastus," das als das erste verbindende Glied zwischen dem englischen und deutschen Theater anzusehn ist. Im Anfange der Regierungszeit Heinrichs VIII. wurde ein Stück gedruckt, das (zu den Moral plays, Moralities gehörend) als „Every Man oder Jederman" den Menschen darstellt, wie er vergeblich durch irdische Macht und Herrlichkeit sich vor dem Tode zu erwehren sucht, wie die Stärke, Schönheit, die Sinne von ihm Abschied nehmen, wie die Tugend ihn endlich zur tröstenden Erkenntniß führt und er ruhig verscheidet. Die allegorischen Personen und nicht weniger der Prolog und Epilog sind ernst feierlich gehalten. Das Ganze ist nach einem regelmäßigen Plan angelegt und man hat in ihm, was die Anordnung betrifft, eine Nachbildung der griechischen Tragödie finden wollen *). Nach diesem Stück oder vielmehr nach einer niederländischen Bearbeitung oder lateinischen Uebersetzung dichtete Hans Sachs 1549 „Ein Comedi von dem reichen sterbenden Menschen der Hecastus genannt" und Tieck sagt **): „Sachs ist hier in seiner Unschuld als dramatischer Dichter musterhaft, weil er wahrscheinlich seinem Vorbilde Schritt für Schritt folgt." Wenn Gottsched auch keinen älteren lateinischen Druck des Hecastus, als von 1550 anführt, so würden doch die verschiedenen Bearbeiter schwerlich den Namen Hecastus, später Homulus gewählt haben, wenn ihnen nicht lateinische Stücke vorgelegen, die wider durch eine niederländische Uebersetzung veranlaßt zu seyn scheinen. Der Pfarrer Johann Poliander, der Stifter der Stadtbibliothek in Königsberg, besaß zwei lateinische Ausgaben des Hecastus, eine als Macropedii Comoedia verzeichnet ***). Die Gelehrten Königsbergs scheinen in Darstellung und Abfassung des Hecastus in einen Wettstreit getreten zu seyn. Im Jahr 1563 „15 Mark uf f. Gn. Befehlich dem Magister

den Schülern gegeben so ergreifend, daß der Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange vom Schlage gerührt wurde und bald darauf starb. Freiesleben's Kleine Nachlese zum Nöthigen Vorrath. Leipzig. 1760. S. 7.

*) Flögel Gesch. der kom. Litt. IV. S. 199.

**) Tieck Deutsches Theater Bd. I. Vorrede S. XIII. Gottsched I. S. 92, 116, 225, II. S. 252.

***) Sie sind in Königsberg nicht mehr vorhanden.

Nicolao Neodomo *) vom Hecasto zu agiren" 1564. „15 Mark Magister Himmelreich **) hat meiner gn. Herrsch. ein Büchlein verehret von der Commedia vom Hecasto." „15 Mark wegen des Spiels von Hecasto." Der Verfasser und Anordner wird diesmal der bekannte Caspar Schwütz gewesen seyn. Seine Tragedia Hecasti wurde in dem genannten Jahr dargestellt und nach der Winterrechnung der Universität empfing er von derselben für seine Mühe in der Tragedia Hecasti 6 Mark.

Luther war der Meinung, man müßte die theatralischen Bestrebungen der Knaben begünstigen „daß sie sich üben in der lateinischen Sprache." Um diesen Vortheil zu erzielen, schrieben die Rectoren nicht nur häufig ihre Comödien lateinisch, sondern brachten auch altklassische auf die Bühne, so die Aulularia des Plautus, welche 1560 und 1599 in Königsberg aufgeführt wurden. Die Uebung, die die Studenten als Schüler sich im Spiel erwarben, setzten sie auf der Universität fort und die Magister und Professoren leiteten oft die theatralischen Unterhaltungen. Im J 1584 „3 Mark 45 Sch. fünf Studenten, so vor J. fürstl. Gn. gesungen und das Spiel von der Geburt Christi gehandelt" „1586 7 Mark demjenigen aus'm Kollegio, welcher in Moskowiters Gemach eine Komödie agiret", „1607 Bernhardo Jacobo, einem Studioso, 7 Mark, welcher vor meine gn. Herrsch. eine Comödie exhibiret." „1576 dem Magister Valentinus ***) im Kneiphof von des Doct. Lobwasser Tragödie zu agiren." Lobwasser war hier wohl nicht Dichter, sondern nur Uebersetzer, der später seine Arbeit drukken ließ †). „1622 22 Mark 30 Sch. Magistro Straussio ††) prof. daß er vor Ihr Curf. Gemahlin eine Commedia agiret zur Ver-

*) M. Nic. Neodomus aus Erfurt, seit 1560 Prof. der Mathematik in Königsberg.

**) M. Peter Himmelreich ein Königsberger, seit 1563 Rector in Elbing.

***) Wahrscheinlich M. Valentin Schreckius aus Meißen, seit 1567 Prof. der Poesie in Königsberg.

†) Georgi Buchanani Tragödia von der Enthauptung Johannis, genannt Calumnia aus dem Lateinischen ins Teutsche vertirt durch D. Ambrosium Lobwasser 1583 in 4. Gottsched I S. 120.

††) Joh. Strauß aus Königsberg. Seit 1621 Prof. der Mathematik, gab er an, wie der Wall um die Stadt aufzuführen sey.

ehrung. Bereits genannt sind Nic. Nerdomus und Caspar Schütz als Anordner von Comödien, welcher letztere seit 1562 Prof. der Poesie in Königsberg war. Valentin Schreck im Hochzeitsgedicht auf ihn erwähnt seines Verdienstes um das Theater:

Ad Tua Pregliades stupuerunt carmina Nymphae,
Laudarunt venam docta theatra Tuam.

(Horchend auf einen Gesang erstaunten die Nymphen des Pregels
Und die gelehrte Bühn' ehrte Dein Dichtertalent)

Auch in Elbing und Danzig gab es Gelehrte, deren dramatische Erzeugnisse nach damaliger Ansicht einen größern als den durch die Darstellung hervorgerufenen Beifall verdienten. Sie wurden gedruckt und wiederholte Auflagen beweisen, daß den Autor nicht eine blinde Eigenliebe leitete. Die ältesten gedruckten Schuldramen rühren von dem lateinischen Dichter Wilhelm Gnapheus (Fullonius) *) als Rector der neu errichteten Schule in Elbing her, nämlich **Triumphus eloquentiae** **) und **Morosophus de vera et personata sapientia.** Beide Comödien sind 1541 gedruckt. Die erste wurde in Gegenwart des Bischofs Johannes Dantiscus dargestellt und die letzte ist dem Markgrafen Albrecht gewidmet, ein Beweis, das sowohl das geistliche als weltliche Regiment die dramatischen Rede-Uebungen (anderes sind die Stücke nicht) für verdienstlich hielt.

In Danzig gab 1564 der Prof. und Rector Heinrich Möller (vormals schwedischer Historiograph). „Ein neu weltlich Spiel vom Nabal in deutsche Reime übersetzt und zur Uebung der Jugend im (neu gestifteten) Gymnasium agiret ***)" heraus.

*) Fuchs, Beschreib. der Stadt Elbing II. S. 27. Gnapheus war aus dem Haag. Da er Protestant wurde, so mußte er die Rectorstelle in Elbing aufgeben und empfing vom Markgrafen Albrecht die an der kneiphöffschen Schule in Königsberg.

) **Triumphus eloquentiae in bonarum literarum et doctae facundiae commendationem carmine redditus et publice exhibitus. Dasselbe Stück brachte er in Königsberg 1545 wieder zur Aufführung. Eben so ließ er seinen **Acolastus**, der bereits im Haag von ihm gegeben war, in Elbing wieder spielen. **Acta Bor. III.** S 932.

***) Löschin, Gesch. Danzigs I. S. 278. Eben daselbst wird genannt „Comedia aus der biblischen Historie von Isaaks und Rebecca's Hochzeit vom

Da die Gelehrten sich der szenischen Spiele annahmen, so ist es auffallend, daß sie wie weiland Hans Sachs, die Benennung Comödie und Tragödie durchaus willkührlich brauchten. Um so mehr, als Luther bereits den Unterschied bemerkt hatte und in einem mitzutheilenden Edikt derselbe gleichfalls beachtet ward. Im Vorbericht einer Schulkomödie, die in Deutschland 1753 erschien, fand der Herausgeber sich noch veranlaßt, auseinander zu setzen, was das Bedingende einer Tragödie und Comödie sey. Daselbst lesen wir, daß manche Schulmänner es für unwürdig erklärt hätten, die Actus dramatici, die die Schulen darstellten, Comödien zu nennen.

Der vielfach ausschweifende Charakter der Vorstellungen machte schon frühe eine Ueberwachung nothwendig. Im Jahe 1585 wurde die Bestimmung getroffen, daß die Spielgeber sich an die Pfarrherrn zu wenden hätten „der dann die Comödie vorher, ob sie zulässlich oder nicht, zu übersehn. Für allen Dingen aber solle der Ueberfluß der Teufel und Narren, sonderlich aber die gar abscheulichen, häßlichen und erschrecklichen Larven, auch schandbare Possen gänzlich abgeschafft und sowohl dem Actori als sonsten männiglich mit dergleichen bei Strafe nicht finden zu lassen, ernstlich eingebunden und befohlen werden, darauf sonderlich die Bürgermeister in den Städten Achtung und Uffsicht haben zu lassen." Wahrscheinlich, damit die Leistungen der Schüler nicht als öffentliche Schaustellungen betrachtet werden sollten, untersagte 1618 der Rath in Danzig den Jesuiten, die zu gebenden Comödien, wie es bis dahin geschehn, durch Anschlagen von Zetteln bekannt zu machen *). Das Elend, das durch den dreißigjährigen Krieg über Deutschland gebracht und durch Seuchen und ungewöhnliche Unglücksfälle erhöht wurde, schien mit dem Komödienspielen sich nicht zu reimen. Als im Berlinischen Gymnasium eine Komödie gespielt werden sollte, wozu vermuthlich der Magistrat den Saal auf dem Rathshause bewilligt hatte, so erließ Georg Wilhelm eine Mahnung an die Schulvorstände und den Magistrat in Berlin, 16. Sept. 1629 und verbot bei einer Strafe von 100 Thlr. die

Dr. Prätorius. Hirsch, Gesch. des acad. Gymnasiums in Danzig (Schulprogramm), S. 10.

*) Löschin Gesch. Danzigs. Bd I. S. 388.

Vorstellungen, um nicht den göttlichen Zorn noch zu steigern. In dem Rescript an die Rectoren und Conrectoren ward das Gefallen am Komödienspielen mit der unzeitigen Lust schwangerer Weiber verglichen; keinem Verständigen könne damit gedient seyn, weil es „ein hölzernes Wesen" sey*). Man meinte wohl, je kränkender die Fassung, desto wirksamer würde das Verbot seyn. „Wenn ihr, so heißt es, alle Historien durchgehet, so werdet ihr nicht finden, daß jemals die Heiden zu solchen Zeiten, als wie die seyn, die Gott itzo auf uns hat kommen lassen, sich Comödien zu spielen unterstanden haben sollten. Abscheuliche und sehr giftige Seuchen haben sich hin und her verspüren lassen. Jeder Verständige siehet dahin, daß nicht des Volkes Viele zusammenkommen und einer den andern anstecke. Und ihr wolltet durch euer verkehrtes Comödienspielen noch Ursache dazu geben, damit des Volkes gar viel zu Haufen laufen möge? Meinet ihr, daß das Zeichen am Himmel, welches sich am 30. Aug. in Gestalt eines Drachen sehen ließe, darum erschienen, daß ihr mit allerhand Sachen, daran Gott ein Gräul hat, Comödien agiren solltet? Verweisen euch derwegen solches aufs Schärfste." Auf ähnliche Weise wurden die Bürgermeister und Rathleute Berlins bedeutet, „das Comödienspiel und was des heillosen Werkes mehr ist," abzustellen: „Ihr, welchen der Jammer, die Noth, das Elend des Landes überflüssig bekannt, leichtlich schließen können, daß es gar nicht an der Zeit, sondern ein lauterer, ungereimter Handel wäre, itzo Comödien spielen zu lassen, denn dessen seynd die alten geistlichen Scribenten voll, daß wahre Christen bei solchen Zeiten aller Comödien vergessen, damit es nicht auf eine Tragödie hinausliefe"**).

Längst vor dem Verbot kommen die Schulcomödien in Königsberg aus dem Gebrauch. In Elbing dagegen erhielten sie sich in Ansehn und selbst noch im 19. Jahrhundert wurden solche gegeben. Vornämlich aber blühten sie in den Jesuiter-Collegien wie in Deuschland, so auch in Preußen.

---

*) Cosmar und Klaproth der Pr. Geh. Staatsrath. Berl. 1805. S. 30.

**) Erinnerungen an die Kurfürsten und Könige von Pr. hinsichtlich ihres Verhaltens in Angelegenheiten der Religion. Hamb. 1838. S. 133. Vgl Plümicke Entw. einer Theatergesch. von Berlin. S. 44.

Im Kindheitsalter der Schauspielkunst finden wir oft unter den herumschweifenden Künstlern Wunderdoctoren, Steinschneider und Zahnbrecher und die erste Verordnung gegen jene stellt die Quacksalber mit den Comödianten zusammen. Wahrscheinlich waren die Wunderdoctoren die ersten, welche eine Bühne aufstellten, auf der zuerst besoldete Comödianten spielten. Für jene war die Bühne nothwendig, um vom erhobenen Standpunkt herab die Heilmittel dem Volk anzupreisen und das Angepriesene feilzubieten. Ein solcher konnte der Famuli nicht entbehren, die neben der Hülfleistung in Bereitung der Arzeneien, das Geschäft hatten, auf die Worte des Meisters zu schwören und alles Staunenswürdige zu bekräftigen und betheuern, das jener prahlerisch vorgebracht. Anfangs mögen sie angehende Mediciner gewesen seyn, die müde vom Sitzen auf den Universitäts-Bänken gern der Aufforderung folgten, ein abenteuerliches Wanderleben zu theilen. Sehr bald aber mogte die Erfahrung lehren, daß ärztliche Kenntnisse bei den Gehülfen weniger nöthig seyn als Schlauheit, Humor und Redefertigkeit, um das Volk in reicher Zahl um die Bühne zu versammeln, es in guter Laune zu erhalten und es gläubig und kauflustig zu stimmen. Ein Komiker oder komischer Knecht wurde vornämlich gesucht und in Dienst genommen. In einer deutschen Mysterie aus dem 15. Jahrhundert, einem Osterspiel, werden den drei Marien, die zu des Heilandes Grabe gehn, Salben feil geboten. Die lustige Person ist Rubinus, den der Medicus zum Knecht genommen und dem er zuruft:

Nu schlag uf unser Gezelt
Und thu das allzuhend,
Daß die Erztei (Arznei) werde den Leuten bekannt *).

Die Gehilfen, die von der Schule her sich auf das Comödienspiel verstehen mogten, wollten bald für nichts andres gelten, als was sie waren, Schauspieler. Sie treten mit Larven in närrischer Kleidung auf und führen Stücke aus dem Stegreif auf, denn nicht ein Einzelner, sondern mehrere begleiten den Charlatan. Derjenige, der im Komischen das Meiste leistete, war ohne Zweifel der angesehnste. Das Ansehn dieser Comödianten — ein Name, der

*) W. Wackernagel Altdeutsches Lesebuch. Bd. I. Sp. 781.

wahrscheinlich zuerst bei den nürnbergischen Meistersängern gebraucht wurde, war aber ein sehr bedingtes. Die Spielenden, die nicht ohne Aussicht auf Geschenk und Vortheil, auf Märkten und in Schulen Comödien aufführten, wurden wegen ihrer Vorstellungen keineswegs für unehrenhaft gehalten *). So bald sie sich aber als einen Stand absondern, der die Kunst zum Beruf erwählt, lastet auf ihnen der Fluch der Verachtung. Sie erfahren eine Behandlung, als wenn sie die unmittelbaren Nachfolger der Joculatoren wären. Die Zusammenstellung mit Quacksalbern ist in den Verordnungen bis in das 18. Jahrhundert hinein gewöhnlich. Ein Anschlagzettel oder ein Verzeichniß der Steuern aus dem J. 1553 belegt Charlatane, Quacksalber, Comödianten und Gaukler und alle solche, die den Leuten etwas aus Fürwitz oder ums Geld zeigten, mit einer gleich hohen Abgabe **). In der Accise-Ordnung des Herzogthums Preußen vom J. 1655 steht: „Quacksalber, Comödianten, Gaukler und welche den Leuten zum Fürwitz und um's Geld etwas Neues sehen lassen, geben vom Tage 1 Gulden 15 Gr." ***) – Wenn uns die Geschichte der Schauspieler auch noch in später Zeit daran erinnert, daß der Grieche einen Gott als Vorsteher der Aerzte und der Musen erkannte, so wird dieser Zusammenhang schon vor dem 16. Jahrhundert mit Beispielen zu belegen gewesen seyn. Wir können solche erst aus dem Ende des 17. Jahrhunderts in Preußen nachweisen.

Neben den bunten Waaren, die der Jahrmarkt bot, war es landesüblich, daß auch Quacksalber ihre Medicamente ausstellten. Der Oculist, Stein- und Bruchschneider Marquardt, der 1687 die Concession empfing, hielt eine Schaubühne, auf der zehn Personen agirten. Man gab ihm die Erlaubniß, daß er um „seine Anwesenheit dem gemeinen Mann kund zu machen, einigen Spiels sich gebrauchen möge." Ein anderer Medicus der Art, Namens Kleysel, beschwerte sich wegen der Accise-Abgabe beim kurfürstlichen Herzog von Croy, mit den Comödianten gleich gestellt zu

*) In der Rede, die nach der Aufführung von Reuchlins **Scenica progymnasmata 1479** einer der spielenden Jünglinge hielt, wurde wohl Nachdruck gelegt auf die **ludos quos nullius lucri aut questus gratia instituimus.**

**) Beiträge zur Kunde Pr. Bd. VI. S. 84.

***) Im J. 1666 wird in der Accise-Ordnung die Abgabe auf 2 Mark 5 Gr. erhöht.

werden, die für eigne Rechnung spielten und eine ansehnliche Einnahme hätten, „wogegen er unter freiem Himmel jeder männiglich mit seinen großen Kosten einig Schauspiel gratis halten müsse, bloß in der Hoffnung, ob hiedurch jemand unter dem großen Haufen bewogen werden mögte, seine Arzneiwaaren ihm abzukaufen oder sonst seine Kur zu gebrauchen" *). Die von eigens gehaltenen Possenreißern auf der Marktschreier-Bühne dargestellten Burlesken erhielten sich noch bis zur Zeit Friedrich Wilhelms I. denn derselbe war genöthigt 28. Jan. 1716 ein Edikt zu erlassen gegen „die Marktschreier, Comödianten, Gaukler, Seiltänzer, Riemenstecher, Glückstöpfer, Puppenspieler und dergleichen Gesindel," das nicht im Lande geduldet werden sollte. Er verordnete, daß die ersten, wenn sie nicht vom Collegium medicum in Berlin geprüft wären, weder auf den Jahrmärkten noch zu anderer Zeit gelitten werden dürften, daß „diejenigen aber, so dergleichen glaubwürdiges Attest zu produciren haben, dennoch keinen Jean Potage oder Pickelhäring aufstellen, sondern ohne dergleichen Narrentheidungen ihre vom Collegio Medico approbirten Arzeneien öffentlich verkaufen sollten" **).

Die geschickteren Cömödianten werden es nicht lange für passend gehalten haben, der Anhang und das Gefolge eines Gauklers ***) zu bilden, den sie nicht für höher als sich erachteten. Sie erwählten eine selbstständige Stellung, indem der Komiker als Haupt von ihnen erkannt wurde. Für ihre eigne Rechnung führten sie vor dem Volk Hanswurstiaden auf.

*) K. Faber, Verdienste um die Medizinal-Verfassung Fr. Wilhelms I. in den Prov. Bl. 1832. Bd. VII. S. 351.

**) Ebend. S. 357.

***) Manchmal war Doctor und Comödiant in einer Person vereinigt. Unter einem Kupferstich von 1703 mit dem Portrait des Theater-Principals Beck, er nennt sich **Maître** und Hanswurst, lesen wir die Verse:

Ein Künstler, der bin ich, wer dies nicht glauben will,
Setz sich auf einen Stuhl und halte mir nur still,
Ich nehm' die Zähne aus subtile und behende,
So hat der Schmerz, die Qual auf einmal gleich ein Ende.
Ich bin ein solcher Mann, der noch viel mehr kann machen,
Wer mich agiren sieht, den mache ich zu lachen.

In Stelle der Narren, Eulenspiegel, Nithart Fuchs, Morio tritt der Hanswurst, Pickelhäring, Jean Potage, Jahn Clahm (Clown), der engelländische Narr.

Schon der Name zeigt, daß der erste in Deutschland geboren ist. Das Volk wird ihn gekannt haben, ehe es ihn von den Bretern herab seine Possen treiben sah. In den Fastnachtsspielen von Hans Rosenplüt und Hans Sachs suchen wir ihn vergebens. Bei dem letzteren in seinem „Wildbad" tritt indeß ein Knecht, der einen Pfaffen gefangen nimmt, als Wursthans auf. Die Benennung Hansworst kömmt erst bei Luther in einer Schrift vom Jahre 1541 vor wider den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel. „Wohl meinen etliche, sagt er, ihr haltet meinen gnädigen Herrn (Friedrich von Sachsen) darum für Hansworst, daß er von Gottes Gabe stark, fett und völligen Leibes ist." Von seiner Kleidung finden wir bei alten Schriftstellern nichts aufgezeichnet. Sein Abzeichen wird indeß stets die Filzmütze gewesen seyn, denn Moscherosch sagt in seinen Visiones de Don Quevedo 1640 „Mein Name ist Philander, bin ein geborner Teutscher, hab mich wie Hanswurst's Hut auf allerlei Weise winden, drehen, drücken, ziehen, zerren, bügeln lassen." Der Komiker war also derb und feist und gab durch das Spiel mit dem Hut auf belustigende Weise Verlegenheit zu erkennen. Luther, der dem Beleidiger den Spottnamen wieder giebt, erklärt: „dies Wort ist nicht mein, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht, wider die groben Tölpel, so klug seyn wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun." Der Hanswurst der ältesten Zeit scheint sich wesentlich von dem der späteren unterschieden zu haben. Der letztere, wie er sich in der Blüthezeit der Haupt- und Staatsaktionen zeigt, ist der italienische Harlekin, keck, gewandt und schlau und nicht der grobe, täppische Geselle von unbeholfen linkischem Benehmen, wie ihn Luther kannte. So mogte er in dem Fastnachtsspiel des Nürnbergers Probst 1553, in der Schulkomödie in Königsberg von Georg Roll 1573 erschienen seyn. Der Hanswurst wurde durch den Pickelhäring verdrängt, den von den Niederlanden her englische Comödianten nach Deutschland brachten. Schon durch die Namen wird der eine als das Widerspiel des andern bezeichnet, sie vergegenwärtigen uns das dralle Wesen das einen im Ge-

gensatz zu dem Verkümmerten des andern, denn Pickelhäring ist gepökelter Häring. Auch ihm wohnt nicht die verschmitzte und unverschämte Natur des Harlekins bei, indem er die Streiche weniger anzettelt, als zu ihrer Durchführung sich gebrauchen läßt. In einem Stück, dessen Stoff mit einem Lustspiel Shakspears verwandt ist, wird der Narr Pickelhäring Grobianus genannt. Da er aus den Niederlanden stammt, so wird er in spanischer Tracht einhergeschritten und mit dem Grazioso der Spanier zu vergleichen seyn. Auf einem Bilde von Du Jardin († 1678), einem Schüler Berghems, das mehrfach gestochen ist, sehen wir das Theater eines Charlatans, das auf Tonnen aufgestellt ist. Die Tiefe verdeckt ein Vorhang und verhüllt den Meister, der sich zur Zeit nur in effigie sehen läßt, während seine Gehülfen agiren. Einer das Orchester repräsentirend sitzt vorn und spielt auf der Guitarre, ein anderer verlarvt kuckt mit gewaltiger Nase durch den Vorhang, ein dritter — und in ihm mögte der Pickelhäring zu erkennen seyn — figurirt auf der Bühne, indem er klapperdürr sich auf den Zehen erhebt, mit vorgebeugtem Kopf das Publikum überschaut und es haranguirt*). Der Name Pickelhäring ist vergessen, aber die französische Benennung Jean Potage, die man ihm frühe gab, ist in alt hergebrachter Verstümmlung auf unsre Zeit gekommen. Im 17. Jahrhundert sagte man Schambitasche und wer tolle Späße macht, wird am Rhein noch so genannt**).

Unter den Künstlern fremder Nationen, die den Markgrafen

*) Es wird behauptet, die Komiker wären in der Art praktisch verfahren, daß sie nach ihrer Persönlichkeit bald das Plumpe, bald das Gewandte in ihrer Maske hätten hervortreten lassen, um sich einen sichern Erfolg zu versprechen. Es wurde nur ein variirtes Einerlei unter verschiedenen Namen aufgeführt. Devrient Gesch. der deutschen Schauspielkunst I. S. 180. Die Erfahrung spricht dagegen. Die Komiker sind eben das, wofür sie auf den Bretern angesehn werden wollen dadurch, daß sie ihre Persönlichkeit verläugnen.

**) Rousseau dramaturgische Parallelen 1831. S. :1. Von dem engelländischen Narren haben wir eine noch weniger deutliche Vorstellung Die englischen Comödianten verwandelten ihn wohl ganz in die niederländische Figur. Tieck a. a. O. S. XIX. meint, daß wenn der Narr mit der Trommel erscheine, wir ihn als einen englischen Abkömmling zu betrachten hätten, indem die Trommel ihm eigenthümlich sey. Dagegen erklärt sich Rousseau a a. O. Seite 83 und Gottsched Bd. I. S. 187 giebt Nachricht von einer 1630 gedruckten Comödie, in der ein Bauer erzählt: „er wäre einer Trummel nachgegangen und zu einer Narrenbude gekommen."

und Kurfürsten von Preußen aufwarten, werden die Niederländer nicht vermißt. Albrecht I belohnt 1540 die neuen Singer und überantwortet ihnen das Geschenk durch den Niederländer Bernhart; einem niederländischen Sänger setzt er ein Jahrgeld aus. Nicht allein die bildenden Künste, die mehre Jahrhunderte sich aus den Niederlanden, als ihrer Heimat, über die ganze gebildete Welt verbreiteten, sondern auch die Literatur mit den neuen Elementen, die sie in sich aufgenommen, wurde auf deutschen Boden verpflanzt. Das niederländische Schauspiel stand in gutem Ruf. Ein Schulrector in Wismar bat 1560 den Rath, ihm als Schauplatz die Kirche der grauen Mönche zu bewilligen, um mit seinen Mitgehülfen ein christlich Spiel geben zu können, das „in den Niederlanden gemacht und auch sonst in etlichen Seestädten gespielt sey" *). Das englische Schauspiel, namentlich zur Zeit, da Shakspear seine Meisterwerke schuf, kam nach dem Durchgange durch die Niederlande, wie dies aus vereinzelten Angaben zu erhellen scheint, nach Deutschland **). So viel ist sicher, daß im Anfange des 17. Jahrhunderts unter englischen und niederländischen Comödianten dieselben Personen verstanden wurden. In den Niederlanden wurden sonst, soviel wir wissen, nicht anders als an andern Orten Schulkomödien und Fastnachtsstücke gespielt von Dilettanten, die unmöglich durch ihre Leistungen einen Enthusiasmus hervorrufen konnten, wie er allein außergewöhnlich neuen Erscheinungen folgt. Engliche Comödianten, waren es die von ihrer Kunst lebend, durch Erfindung und Darstellung den Beschauern eine neue Welt eröffneten, aber niederländisch heißen, weil sie zunächst aus den Niederlanden kamen, und sich dort mit Lustigmachern der Quack-

*) Bärensprung, Theater in Meklenburg-Schwerin in Lisch. Bd. I. S. 81: „desuluige ym Nedderlande gemacket vnde ock sünst in etliken Sesteden gespelet"

**) „Als in London die Theater blühten und selbst im Auslande berühmt waren, gingen zuweilen Schauspielertruppen nach den Niederlanden, um dort zu spielen." So sagt Tieck a. a. O. Seite XXIII ohne seinen Gewährsmann zu nennen. „Jedenfalls muß der Anstoß zur Auswanderung (der Comödianten) von England vor Shakespeares Zeit ausgegangen seyn, denn die ersten Truppen brachten keines seiner Stücke," vor der „Mitte des Jahrhunderts," sagt Devrient Bd. I. S. 150. Hamlet war sicher vor 1610 in Deutschland heimisch. Und ist dem Titel des Bandes „Englische Comedien" vom Jahre 1620 kein Glauben beizumessen, in dem Shaksperſche Erfindungen enthalten sind?

salberbuden verbanden, was aus der Einflechtung der Pickelhärings-spiele in die englischen Comödien zu erhellen scheint. Daß die englischen Comödien ursprünglich niederländisch gegeben wurden, ist aus dem Titel einer deutschen Bearbeitung des oben genannten Hecastus oder Homulus zu folgern. Dieses englisch allegorische Drama erschien 1665 in Bremen „aus dem Niederländischen in jetz neu-übliche teutsche Reimarten übersetzt" *). Das niederländische Stück wird das Original für die lateinischen Uebersetzungen gewesen und dem deutschen Hecastus von Hans Sachs vorangegangen seyn.

Als ein Sommernachtstraum von zauberhafter Wirkung, der so schnell entsteht als verschwindet, erscheint uns die Kunde, daß die Poesie der höchsten dramatischen Weihe aus frischer Quelle den Deutschen zufloß. Wie auch immer Fremde unsre Sprache handhabten, wie die Spielenden auch den Umständen gemäß eigenmächtig mit den Stoffen verfuhren, so verkennen wir nicht das Echte und Ursprüngliche in den wahrscheinlich nur nach der Erinnerung, nach mehrmaligem Hören aufgeschriebenen Stücken. Ja in den Bearbeitungen aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts ist es nicht verloren, obwohl Alles dafür geschah, das Kunstwerk durch endlose Reinigungen zu verwaschen. Einzelnes ist selbst in den feinsten Zügen stehn geblieben. Im Hamlet — daß er in Deutschland zuerst nach der Abfassung von 1603 gespielt wurde, zeigt der Name Corambus für Polonius — sagt der gar weise Hofmann als er die Ankunft des Comödianten ankündigt:

> „Da Marius Roscius ein Komödiant war zu Rom, was war da für eine schöne Zeit. Haml. bald darauf: O Jephta, Jephta, was hast du für ein schönes Töchterlein."

In Romeo und Julie lautet das erste Zwiegespräch der Liebenden:

> Rom. Sie vergönne doch einem schamhaften Pilgram dero Hand zu küssen. Jul. Guter Pilgram, ihr entheiligt euch nicht, denn solche Bilder, wie ich, haben Hände zu Fühlen und Lippen zum Küssen. Rom. Die Kühnheit entschuldigt mich dann — und

*) Gottsched Bd. II. S. 252. Statt Hanulus ist Homulus zu lesen. Ueber niederländische Comödianten in Wien vergl. Devrient. I. S. 120.

nun bin ich aller Sünden los. Jul. Wie — so hab ich eure Sünden empfangen?*)

Die englischen Comödianten in Deutschland im 17. Jahrh. „wer waren sie? Sollen wir sie für wirkliche Engländer halten? Oder waren es junge Deutsche vom Comtoir der Hansa?" so fragt Tieck.

Die Namen derselben sprechen für die englische Abkunft. Auf dem Titel des seltenen Buches von 1620 „Englische Comedien und Tragedien" lesen wir: „welche von den Engelländern in Deutschland seynd agirt worden" und Tieck sagt, sie seyen „in der schlechtesten deutschen Prosa, in einer Sprache, als wenn jemand ungeschickten extemporisirenden Schauspielern nachgeschrieben hätte voll fremder gemißhandelter Worte, undeutscher Constructionen." Es waren wohl nicht Deutsche, die das Englische, sondern Engländer, die das Deutsche verstanden und in den englischen Handelscompagnien in den Niederlanden und Deutschland anfänglich ein Unterkommen gefunden. Zur eignen Unterhaltung, so läßt es sich annehmen, führten sie vor ihren Landsleuten die Schauspiele im Auslande auf, die in London ein allgemein begeisterndes Interesse erregten. Bei der Neuheit der Vorstellungen wird die Zuhörerzahl sich durch Fremde vergrößert haben und die Spielenden sich veranlaßt gesehn, es mit einer Uebersetzung zu versuchen. Ward ihnen Beifall zu Theil, so drängte sich ihnen gewiß bald der Gedanke auf, aus dem Spiel Gewinn zu ziehn, eine Wandertruppe zu bilden und als fahrende Schüler dem Glück und ihrer Kunst zu vertrauen.

In Elbing erinnern die Bäume um die Quelle des englischen

*) Der bestrafte Brudermord oder Prinz Hämlet nach einer Handschrift von 1710 auszugsweise im Gothaischen Theater-Kalender 1779. S. 53. Romio und Julieta aus einer in Wien befindlichen Sammlung in Devrient Bd. I. S. 421. Für die späte Bearbeitung zeugen die untermischten Alexandriner, im letzten Stück Stellen in trochäischem Versmaaß. In dem von mir abgefaßten Aufsatz: „Shakespeare's erstes Erscheinen auf den Bühnen Deutschlands und insbesondere auf der Königsbergs." in den Prov. Bl. 1832. Bd. VII. S. 294 und 315 ist neben einer wortgetreuen Uebersetzung von Viel Lärm um Nichts und Titus Andronicus die Bearbeitung von Jacob Ayrer und die in den „Englischen Comedien" von 1620 in Auszügen abgedruckt, die die mittelbare Ableitung von den genannten Stücken außer Zweifel setzen.

Brunnens an die Zeit, da die englische Ostseecompagnie daselbst gegen Ende des 16. Jahrhunderts ihren Wohnsitz aufschlug, um englische Waaren, namentlich Tücher, in Preußen und Polen abzusetzen *). Im Jahre 1605, so wissen wir, haben englische Comödianten in Elbing gespielt und ziehen weiter. Wenn die urkundlichen Ueberlieferungen auch keine Verbindung angeben, so liegt es doch nahe anzunehmen, daß die Ansiedlung und das Herumschweifen der Engländer in Zusammenhang stand und daß der Handel wie immer, so damals der dramatischen Kunst gedeihlichen Schutz gewährte.

In Elbing, Danzig und Königsberg spielen die englischen Comödianten nicht weniger als in allen Handels- und fürstlichen Residenzstädten in Deutschland. Die ersten Geister der Zeit waren hingerissen von den Comödien und Tragödien und fühlten sich gedrungen zu Umarbeitungen und Nachbildungen jener dramatischen Gemälde, die vor ihnen aufgerollt wurden. Sie nahmen die Kunstwerke in sich auf, die sie zuerst nur von der Bühne her kennen zu lernen Gelegenheit fanden. Der Notar Jacob Ayrer († 1605) **), ein Landsmann und jüngerer Zeitgenosse von Hans Sachs lieferte eine metrische Behandlung der sogenannten Spanischen Tragödie, eines der damals beliebtesten Stücke in England und der Comödie: Viel Lärm um Nichts. Der Professor und Mathematiker Schwenter in Altdorf verfaßte den Peter Sqenz, den wir nur aus A. Gryphius' genialer Umbildung kennen. Joh. Val. Andreä († 1654) schrieb das englische Schauspiel Esther lateinisch, dieses Stück und ein anderes verfaßte er nach seiner Aeußerung, um mit den englischen Comödianten zu wetteifern ***). Diese nennt zwar Gumpelsheimer nicht in seiner in Straßburg 1612 erschienenen Schrift, in der er den Akademikern den Besuch der Comödien wegen des außerordentlichen Nutzens empfiehlt, aber er kann die englischen Komödianten nur meinen, wenn er sagt, daß sie durch Erfindung und Darstellung Alles zurücklassen †).

*) F. Neumann Ueber die englische Handels-Societät in Elbing in den Elbinger Anzeigen 1829. Nr. 41. Vgl. Nachricht von dem Ursprunge der Brittischen Handlungsgesellschaft in Crichtons Urkunden.

**) Nach Wachlers Handbuch 1833. Bd. III. S. 392.

***) „Anglicorum histrionum aemulatio" war für ihn bestimmend.

†) Gymnasma de exercitiis academicorum. Hier heißt es von den

Das Glück, das die Fremdlinge machten, ist wohl mit dadurch zu erklären, daß die Zuschauer über dem Reiz des Neuen das Befremdende übersahn und, da sich nicht vergleichen ließ, als englische Manier, weil sie Mode geworden, sich allerlei gefallen ließen.

Da vor 1629 in England nicht Frauen die Breter betraten, so durften die jungen Männer um so weniger Anstand nehmen, als Ophelia und Julia zu erscheinen. Die Shakspearschen Stücke waren damals wahrscheinlich schon in einer Art redigirt, daß in zweckmäßiger Abrundung Theile derselben dargestellt werden konnten. Denn die Schauspielertruppen, die in London im Dienste reicher Lords standen zur Zeit, da die öffentlichen Theater blühten, werden auch nicht die Kräfte besessen haben, um die berühmten Tragödien im ganzen Umfange in Szene zu setzen.

Mit den englischen Stücken lernten die Deutschen auch die Einrichtung der Bühne kennen, auf der sie im Mutterlande gegeben wurden und die die englischen Comödianten in ihren Buden nachahmten. Man verglich den Bühnenbau mit dem altrömischen *). Schon frühe werden sie Niederländer und Deutsche in ihre Gesellschaft aufgenommen haben und, wie die Rolle des immer lauten Pickelhäring, mögen auch die stummen und Nebenrollen von Nichtengländern gegeben seyn. Bei dem Streben, dem Nationalgeschmack sich anzufügen, sahen sie sich durch die Mitgliedschaft in Stand gesetzt, auch geistliche den Schulkomödien ähnliche Stücke aufzuführen **). In ihrer Zahl befanden sich Sänger und Tänzer. Wenn sie gymnastische Künstler an sich zogen, so geschah es in später Zeit, um die Zwischen- und Nachspiele, die

Comödianten: **Quantam plausibilem exactionem Germaniae nostrae imponant, usus testatur, monstrat experientia.**

*) Am Hof in Cassel spielten sie 1611 in „einem schönen Theater, so sonderlich auf die alte römische Art dazu gebauet und etliche 1000 Menschen darinnen seyn und zusehn können.“ Devrient Bd. I S. 153.

**) Nach einer Nachricht in Alvenslebens Theater-Chronik 1832 geben Engländer(?) in Ulm 1602 ein Schauspiel vom Propheten Daniel, von der keuschen Susanna. Lisch I. S. 87. Die englischen Comödianten richten an den Rath in Rostock 31. März 1606 ein Dankschreiben, daß man „sie eine geraume Zeit geduldet,“ die mit ihrer „Musik, auch geistlichen und weltlichen Historien, Comödien und Tragödien gemeiner Stadt dienen mugen.“

sehr beliebt waren, so mannichfaltig als nur immer möglich ausfallen zu lassen.

Unrecht ist es, von Haus aus in den engländischen Comödianten die **englischen Springer** und **englischen Reiter** wiedererkennen zu wollen, die Anfangs als herumstreichende Gaukler die Städte brandschatzten und später eine höhere Theaterpraxis entwickelt haben sollen. In den Rechnungen des markgräflichen Hofes in Preußen, zu der beliebte Künstler jeder Art in ununterbrochener Reihe wallfahrteten, werden die englischen Springer kaum erwähnt. Zwischen 1556—1584 werden englische Fiedler, englische Pfeifer, englische Trompeter genannt. 1611 werden von den englischen Comödianten die Musikanten unterschieden, ebenso 1639. Und so dürften die während des Zeitraumes genannten Instrumentisten, weder der englische Citharist Christoph Kirten, noch der englische Sackpfeifer, zum Verbande der Comödianten gehört haben. Noch weniger jene **englische Springer**, die gemäß der Bestallung vom J. 1614 „den Kurfürsten jedesmal bei Reisen oder im Hoflager treuen Fleißes zu warten und mit **Springen**, Spielen, und anderer Kurzweil zu erweisen" **hatten** *). Sicher würde das Springen nicht voran stehn, die Bestallung nicht als die der **englischen Springer** rubricirt seyn, wenn eine Comödianten-Truppe gemeint wäre **). Das Spielen ist hier bequemer wohl auf die Späße des Lustigmachers zu beziehn. Die Comödianten sind nicht als ein Zweig der englischen Springer, sondern diese vielmehr als ein Ausläufer der englischen Comödianten anzusehn ***). Freilich — so sucht man sich die Popularität, die die Fremdlinge fanden, zu erklären — sind nur die körperlichen Kunstfertigkeiten überall leicht verständlich, allein manche Erschei-

*) Plümicke Entwurf einer Theatergesch. in Berlin. S. 37.

**) Devrient Bd. I. S. 152 verwechselt offenbar zwei von einander fern liegende Dinge, die Berufung der englischen Comödianten an den kurfürstlich-brandenburgischen Hof durch den Junker von Stockfisch 1611 und die Bestallung der englischen Springer 1614 ebendaselbst. Plümicke trennt beides, indem er sagt: es sey „fast um eben diese Zeit eine Bestallung ausgefertigt."

***) Die equilibristischen Scherze, die in dem altenglischen, auf deutschem Boden verpflanzten, Stück „Esther und Haman" die lustigen Personen treiben, stehen zu vereinzelt da, als daß daraus gefolgert werden könnte, die englischen Comödianten seyen zugleich englische Springer gewesen.

nungen beweisen, um die Worte eines *mir* vorliegenden Buchs zu gebrauchen, „daß das Sprachverständniß nicht nöthig ist, um die Schauspielkunst anziehend zu machen."

Die englischen Comödianten, die Musik und Tanz wohl nur nebensächlich betrieben, erfreuten sich der schönsten Blüthe während der ersten 20 Jahre des 17. Jahrhunderts. Ihre Kunst erhielt sich, noch theilweis von Engländern ausgeübt, bis zur Mitte desselben und bestand bis zu Ende wenigstens als englische Manier. Damals hatte wohl schon längst der dreißigjährige Krieg die fremden Künstler nach ihrer Heimat getrieben.

Die englischen Comödianten erschienen in Preußen zuerst im J. 1605 *). In Königsberg geben sie im Oktober vor der Herzogin Maria Eleonora mehrere Vorstellungen und empfangen einen außerordentlich hohen Ehrensold:

> 75 Mark uf Begehren meiner gnädigsten Fürstin und Frauen etzlichen englischen Comödianten, welche vor J. fürstl. Gn. agiret, zweimal getanzet und mit einer lieblichen Musica ufgewartet.

Sie begaben sich wohl nach Elbing, wo wir sie im selben Jahre antreffen.

Der Rath, wie es den Anschein hat, fertigt sie hier plötzlich mit einer Verehrung von 20 Thlr. ab. Sie sollen „zu agiren aufhören, weil sie gestern in der Comödie schandbare Dinge fürgebracht" **). Als sie zwei Jahre später sich meldeten, wurden sie am 16. Juli 1607 von neuem abgewiesen, obgleich ein in Elbing ansessiger, wahrscheinlich englischer Kaufmann Brakel sich für sie verwandte. Die traurigen Zeitläufte, so lautet der abschlägige Bescheid, ließen die Gewährung nicht zu, doch genehmige der Rath, daß sie im Hause des Herrn Brakel oder sonst privatim spielten. Eine Art Lordschaft scheint demnach in Preußen ihr

*) In demselben Jahr hielt sich Heinrich Julius von Braunschweig (der als **Hibaldcha** im 16. Jahrhundert dramatische Stücke drucken ließ) fürstlich bestallte Comödianten an seinem Hof. Wir haben die englischen unter ihnen zu verstehn. Devrient Bd. I. S. 152.

**) Nach einer Mittheilung von F. Neumann in den Elbinger Anzeigen 1827 Nr. 99. Nach Lisch, Jahrbücher Bd. I. S. 87. machten die englischen Comödianten, die 1606 in Rostock Vorstellungen gegeben, bei ihrem Abschiede dem Rath besonders bemerkbar, daß sie nicht anders, denn was lieblich und wohl anzusehn und zu hören gewesen, agirt und musicirt."

Unternehmen begünstigt zu haben, indem die Comödianten Gelegenheit fanden, in den Wohnungen der Vornehmen ihre Kunst zu zeigen. Sie erhielt oft aber auch den Charakter der Hofbedienten. Der Kurfürst Johann Sigismund, der nach dem Tode des ältern Albrecht unter dessen Nachfolgern ihm als Beschützer der Kunst nacheifert, war ein Freund der neuen dramatischen Unterhaltungen. Ein Junker Hans von Stockfisch, wegen seiner Schauspieltalente berühmt und ein Günstling des Oberkammerherrn Graf Adam v. Schwarzenberg, erhielt den Befehl „eine Compagnie Comödianten aus England und den Niederlanden" zu besorgen*). Es wurden 19 Comödianten, an ihrer Spitze stand Johann Spenser, und 16 Musikanten angestellt, um die mit der herzoglichen Belehnung verbundenen Feste zu verherrlichen. Die englischen Comödianten, die gewöhnlich unter diesem Namen vorkommen, werden nun auch kurfürstliche Comödianten genannt. Sie erhalten am 30. Nov. 1611 laut der Bestallung 720 Mark. Eine Kleidung, wozu ein Mantel gehört, von weißem englischen Tuch mit schwarzen seidenen Schnüren (roth gefüttert) wird für sie angefertigt. Es war nicht selten, daß ein Herr seine Wappenfarben zu der Kleidung der Seinigen bestimmte**). Das hohenzollernsche Weiß und Schwarz mogte die Wahl bestimmt haben. Behufs der am 15. Nov. 1611 stattfindenden Belehnung begab sich Johann Sigismund am 30. Aug. nach Königsberg und hielt sich darauf an der Grenze auf bis zu seiner Reise nach Warschau. Die Comödianten begleiteten den Kurfürsten nach Ortelsburg; um ihm durch ihre Spiele die Zeit verkürzen zu können, wurden in einem „Rüstwagen" die Kleider nachgeschickt. Nach erfolgter Belehnung hielt er am 26. Nov. seinen Einzug in Königsberg. Handwerker, Künstler und Kaufleute aller Art wurden in Thätigkeit und Nahrung gesetzt, um das Erforderliche zu einer

*) Plümicke S. 34. Die englischen Comödianten, welche 1611 vor dem Markgrafen Albrecht Friedrich „eine Comediam agiret und getanzet," hielt man vielleicht der Anstellung nicht für werth.

**) So sehen wir die Feiernden beim Schembartlauf in Nürnberg im Jahre 1483 weiß gekleidet mit blauen Aermeln und blauem Barett, weil blau und weiß das Wappen des damaligen Festgebers war. — Im Februar 1611 werden den kurfürstlichen Comödianten und Musici 53 Stück Tecturen (?) geliefert.

großartigen Vorstellung für das folgende Jahr zu beschaffen, nämlich der „türkischen Triumphcomödie." „Das Theatrum im alten großen Saal" wird mit rothem Futtertuch belegt und darin wird den Comödianten „die Stadt Konstantinopel" erbaut. Demnach ist viel Tischlerarbeit zu liefern und es wird viel gröbere und feinere Leinwand dazu verwandt. Zur Anfertigung einer Wolke zu der Triumphcomödie gehören „blaue Leibfarbe und schwarz Leimet (Leinwand) und Franzen." Der Hofmaler Daniel Rose reicht eine Rechnung über 117 Mark 42 Sch. ein. Die Garderobe ist reichhaltig und kostbar. Blaues, rothes und weißes Zeug, Goldborten, 70 Ellen rother Taft, 50 Ellen rothe Schnüre, Mönchskleider, 18 große und 17 lange Federbüsche, ein Schwert mit einem vergoldeten Gefäß, ein hölzerner Schild werden bezahlt. Zu den Requisiten sind wohl die 4 Todtenköpfe zu rechnen und sonst das Schnitzwerk und die Drechslerarbeit, die vom Hofdreher und von zwei Bildschnitzern gestellt wird. Vierzehn Instrumentisten haben „in der Comödie von Constantinopel aufgewartet." — Die Summen, die die Comödianten kosteten, wurden erhöht durch außerordentliche Ausgaben, indem sie neben dem bestimmten Einkommen noch Verehrungen empfingen und mehrmals, Johann Spenser obenan, aus Schenken und Herbergen ausgelöst werden mußten.

Johann Sigismund entließ die theuern Hofbediente. Wenigstens empfiehlt er etwa 1613 *) dem Kurfürsten von Sachsen „eine Bande englischer Comödianten unter der Führung eines Johann Spenser **).

Statt der fürstlichen Empfehlung erbaten sich sonst die Wandertruppen der englischen Comödianten vom Rath ein Zeugniß ihres Wohlverhaltens, um eine vertrauungsvolle Aufnahme in andern Städten sich vorzubereiten ***).

*) Im Jahr 1613 entnimmt Johann Spenser noch für 1229 Mark Seidenwaaren, welche Summe ihm von der Besoldung in Berlin in Abrechnung gebracht werden soll.

**) Devrient Bd. I. S. 153. Hier finden wir noch folgende Angaben. Für Comödianten wurde am 16. Aug. 1617 beim sächsischen Hof ein Urlaub beantragt, woraus sich auf eine Anstellung schließen läßt. Schon 1609 zeigten sich daselbst solche Künstler. — Im Dez. 1611 wurde am Hessen-Casſler Hof eine Comödie von Tarquinio und Lucretia gegeben.

***) Lisch a. a. O. Die englischen Comödianten schreiben 1606 an den

Im Jahr 1616 geben in Danzig englische Comödianten acht Vorstellungen. Der Rath gestattet es ihnen unter der Bedingung, daß sie „keine unzüchtige Stücke präsentiren und nur drei Groschen als Eintrittsgeld nehmen.“ Die Bühne ist wie auch später die Fechtschule *).

Es waren vielleicht dieselben, die imselben Jahr auch in Königsberg spielten.

Junker von Stockfisch erhält 1618 von der Kurfürstin den Befehl „nach'm Elbing Comödianten von dannen anhero zu bringen.“ Diese, 18 an der Zahl, spielen in Elbing, in Balga und in Königsberg und empfangen, laut kurfürstlichem Befehl, Elbing 20. Juni 1619, „für ihre gehabte Mühe eins vor alles 200 Gulden polnisch aus der Rentkammer.“

Um den Engländern den Markt zu verderben, wurden ihre Stücke gedruckt und das alleinige Besitzthum derselben ihnen entzogen, über das sie gewiß mit eifersüchtigen Blicken wachten. Es geschah wohl zum Frommen der deutschen Spielgenossen, die jetzt die entwaffneten Fremden aus dem Felde schlagen konnten. Die 1620 erschienenen „Englischen Comedien und Tragedien,“ gewidmet „allen der Comedie und Tragödie Liebhabern und andern zu Lieb und Gefallen, daß sie gar leicht daraus spielweis wiederum eingerichtet werden können“, fanden einen solchen Beifall, daß eine neue Auflage 1624 erschien, mit der Bezeichnung eines ersten Theils **).

Rath in Rostock bei ihrem Abschiede: „weil uns in andern Städten, da wir auch gewesen, unsers Verhaltens uns ein Urkund unter gemeinem Stadtsiegel mitgetheilt worden und uns also auch damit nicht wenig gedienet, dann wir unseres Verhaltens halber allhier in andern benachbarten Städten und sonsten fürzulegen haben, als bitten wir, weil wir uns auch allhie still und eingezogen verhalten“ u. s. w.

*) Löschin Gesch. Danzigs. Bd. I. S. 388.

**) Der vollständige Titel ist: Englische Comedien und Tragedien, d. i. sehr schöne herrliche und auserlesene geist- und weltliche Comedi und Tragedi-Spiel, Sampt dem Pickelhering, welche wegen ihrer artigen Inventionen, kurtzweiligen auch theils wahrhafftigen Geschicht halber von den Engelländern in Deutschland, an Königlichen, Chur und fürstlichen Höfen, auch in vornehmen Reichs-, See- und Handels-Städten seynd agirt und gehalten worden und zuvor nie im Druck außgegangen. [In der Ausg. von 1624: Zum andern mal gedruckt und corrigirt]. Anjetzo allen der Comedi und Tragedi Liebhabern und

In Königsberg werden die englischen Comödianten im Ausgabe-Register von 1639 genannt. Auf zwei Fahrzeugen sammt Trompetern, Trabanten u. s. w. werden sie nach Brandenburg in das kurfürstliche Schloß befördert *).

Zuletzt finden wir englische Comödianten in Wien im J. 1650, denen der Kaiser Ferdinand I eine Conzession ertheilt. Sie haben englische Namen **).

Nach 1654 verspricht ein Schauspielunternehmer in Güstrow Actionen nach Englischer Manier zu geben. Derselbe ist aber ein Deutscher Caspar Stiller und nennt sich Meister aus Hamburg ***).

Längst waren die hier früh zur Kenntniß gekommenen Stücke Shakspears vergessen, als Shakspears Name im 18. Jahrhundert in Deutschland und in Preußen zur Geltung kam. Für längere Zeit ward das Englische zurückgedrängt.

Eine der beiden nach 1682 erschienenen Tragicomödien, in denen der Königsberger Michael Kongehl shakspearsche Stoffe behandelte, giebt uns den letzten Nachklang von den Vorstellungen der englischen Comödianten.

Die ältesten deutschen Theatergesellschaften, von denen einige mit den engländschen gleichzeitig bestanden, zehrten wohl lange von dem Ueberlieferten. Sie verallgemeinerten die Stoffe, die nach Deutschland herüber gekommen waren, zogen sie aber ins Gemeine herab, so daß die Gebildeten Mißfallen fanden an dem,

andern zu lieb und gefallen, dergestalt in offenen Druck gegeben, daß sie gar leicht darauß Spielweiß wiederumb eingerichtet und zur ersetzlichkeit und Erquickung des Gemüths gehalten werden können." Am Schluß: „Nachfolgende Englische Aufzüge (fünf scherzhafte, zum Gesang eingerichtete Zwischenspiele) können nach Beliebung zwischen die Personen agiret werden. Der zweite Theil vom J. 1630 und die Fortsetzung vom J. 1670 sind dem ersten sehr unähnlich. Das Englische tritt in ihnen bedeutend zurück.

*) Vgl. über die englischen Comödianten in Preußen die Beilage.

**) Freimüthiger 1833 Nr. 144. Die Schauspieler hoben in ihrem Gesuch besonders hervor, daß drei unter ihnen katholisch seyen — wahrscheinlich deutsche Spielgenossen — und verbergen es nicht, daß es ihnen schlecht ergehe. Sie heißen Wilhelm Roe, Joh. Waide, Gedeon, Gellius und Robert Casse.

***) Lisch Bd. I. S. 94.

was sie vordem erbaut und erhoben hatte. Diese herumschweifenden Künstler waren wohl ganz Handwerker. Das Schurzfell schlenkerte bei ihnen durch des Löwen Mähnen hindurch. Analog mit dem niederländischen Wort: Schilderbent d. i. Malerverbindung nannten sich die Schauspielertruppen Comödiantenbanden*). Das Haupt hieß Meister (Comödiantenmeister), auch maître, vielleicht eine Uebersetzung von master. Wie bei der ältesten Zunft, der Steinmetzen-Brüderschaft, erkannten sich die Mitglieder am Gruß **). Das Vernehmen zwischen den obern und den niedern war nicht anders als zwischen Gesellen und Lehrburschen. Eine Erinnerung an das alte, zünftige Herkommen theilt uns Iffland mit. Der neu Aufgenommene mußte Gehorsam, Arbeit und Demuth angeloben. Vor dem ersten Helden, dem Tyrannenspieler (der den Tyrannen auch außerhalb der Bühne gegen seine Genossen machte) mußten sich die Uebrigen verbeugen; ja nur auf seine Erlaubniß durften sie sich ihm nähern. Ein lächerliches Cäremonienwesen sollte dem meist platten Treiben ein gewisses Relief geben.

Schon 1615 spielten in Danzig in der Fechtschule brandenburgische Comödianten. Es wird vom Rath zwei brandenburgischen Comödianten gestattet, sieben Comödien zu geben, doch dürfen sie von den Zuschauern nicht mehr als zwei Groschen nehmen, während die englischen Comödianten, die das Jahr darauf auftraten, sich drei Groschen zahlen ließen ***). In Elbing wird im J. 1640 Comödianten zu spielen erlaubt, doch müssen sie für die Freiheit den sechsten Pfennig geben, der der St. Marienkirche und dem Hospital zugewandt wird †).

*) v. Stetten nennt die Schilderbent in Rom Bande.

**) Gothaischer Theater-Kalender 1783. S. 169.

***) Löschin Geschichte Danzigs. Bd. I. S. 388.

†) Laut einer der mir von Herrn Stadtrath Neumann gefälligst mitgetheilten Notizen.

Beilage zur ersten Abtheilung.

Die englischen Comödianten in Preußen *).

1605.

Ausgabe = Register.

75 Mark vff begehren Meiner gst. Fürstin vnd Frawen ɪc. der Herzogin in Preußen etzlichen Englischen Comedianten, welche vor Ihr fürstl. Gnd. agiret, zweimal getanzet vnd mit einer lieblichen Musica vfgewartet. gezahlt den 3ten October fol. 127.

Elbing. Rathsreceß. Session vom 14. Sept. 1605.

Ist beliebet den englischen Comödianten wegen dessen, daß sie vorgestern einen Erb. Rath zu Gefallen agiret 20 Thlr. zur Verehrung zukommen zu lassen. Daneben aber auch ihnen zu untersagen, daß sie nunmehr zu agiren aufhören sollen in Anmerkung sie gestern in der Comödie schandbare sachen fürgebracht.

1607.

Elbing. Session vom 16. Juli 1607.

Engländische Comödianten halten heftig an, etiam intercedente Brakel deputato, ihnen zu gestatten ihre Spiele. Weil es aber eine Schatzung der Bürgerschaft ist und die jetzigen traurigen Läufte solches nicht zugeben wollen, hat ein Erb. Rath beschlossen, ihnen es abzuschlagen. Doch wofern der Herr Deputat oder jemand anders ihres Spiels privatim begehren würde in seinem Hause, könne es gestattet werden.

Elbinger Anzeiger 1827. Nr. 99. F. N.

1611.

Ausgabe = Register.

30 Mark den Englischen Commedianten welche für vnserm gnedigsten Fürsten vnd Herrn HEn. Albrecht Friederichen ɪc. eine

*) Beinahe ganz nach Abschriften, welche Hr. Reg.=Sekretär Faber im geh. Archiv in Königsberg genommen.

Commediam agieret vnd getanzet, zur Verehrung gezahlt den 23ten July. fol. 91. — 7 Mark 57 ß. vor 53 Stück Tecturen den Churfürstlichen Commedianten und Musici. 18. Februar fol. 317. — 720 Mark den Englischen Commedianten vf Rechnung der Bestallung an 400 Thaler zu 36 Gr. den 30. November 1611. Laut Kurfürstl. Befehl und Quittung. — 150 Mark den Englischen Commedianten als dieselbe nach Ortelsburg verreiset vf Rechnung den 7. October 1611. (Ist ihnen von Churfürstl. Gnaden erlassen). 1612. fol. 100.

Churfürstliche Rescripte ꝛc. von 169—1614. fol. 41.

Johann Sigismund Markgraf und Churfürst zu Brandenburg schreibt den verordneten Oberräthen zu Königsberg. ꝛc. ꝛc. „Aldieweil wir gegen bevorstehender Lehens empfahung deren wir vns dann noch genzlich versehen, gerne vnsere Instrumentisten vnd Commoedianten gekleidet sehen möchten, So ist vnser gnedigstes Begehren, mit Befehl, ihr wollet nach beigefügter designation beider Zettel, vff gemein weiß englisch tuch, vnd schwarzen seidenen Schnuren, zu Mantel Hosen vnd Wammes einen vberschlag machen laßen, vnd nicht allein, soviel gemein Englisch weiß Tuch vnd die schwarze seidene Schnure, mittel arth, nebenst aller anderer Zubehör an futter, samt gestrickten weißen Strümpfen als sichs vf vorzeichnete Personen erstreckt, besondern auch deßen noch vf fünf oder sechs Personen vbermaaß zu solcher behuf vngeseumbt anhero schicken, damit ihnen solche Kleidung alhier zur rechten Zeit können gefertigt werden, wie wir dann zu dem Ende vnsere Hofschneider albereit herausgefordert. Hieran thut Ihr unsere gnedige Meinung, Seint Euch mit gnaden vnd geneigten Willen woll beygethan. — Datum Ortelsburg, 16ten Octobris Ao. 1611.“

Relationes von 1611—1614. fol I.

Gnedigster Churfürst vnd Herr, E. Chürfürstl. gl. gnedigs beuelch schreiben den 16. October zu Ortelsburg datirt in welchem E. Ch. g. zu Kleidung derselben Instrumentisten und Commödianten gemes einer designation ein Anzahl weiß Englisch Tuch, schwarze seidene schnüre vnd anders gnedigst erfordern, haben wir den 22. October empfangen, vnd solchem E. Ch. g. gnedigem beuelch zufolg einen vberschlag machen laßen was nicht allein ge-

mes vberschickter verzeichneter personen sondern noch vf ein person 6 drüber zur Kleidung nöthig sein will vnd schicken demnach E. Ch. g. mit einem Rüstwagen zu solcher Kleidung an Tuch, Leinwant, strümpfen seiden Knöpfen vnd Borten zu, Inmaßen solchs inliegenge verzeichniß vermog. Wirt auch noch ein mehrers an boorten gemacht, vnd so balden sie fertig, sollen sie gleichfalls ehest nachgeschicket werden, welchs E. Ch. g. vf. derselben gnädiges beuelch schreiben wir vnterthänigst nicht verhalten vnd befehlen E. Ch. g. gottes gnädiger bewahrung. Dat. Königsberg, den 24. October 1611.

Hoffmeister }
Burggraf } subscrips.
Marschall }

Verzeichniß was Ihr. Ch. g. in einem Rüstwagen nach Ortelsburg geschickt worden. d. 24. October 1611.

979¾ elen weis Kirsey an 32 ganzen stücken vnd an sieben stücken so angeschnitten. — 492 elen futtertuch an 17 ganzen stücken und 16 ellen. — 287 elen flechsene leimet. — 41 paar strimpfe weis. — 2 Pfd. Nehe- und 1 Pfd. Stepseide. — 123 Dutzet eyserne Knopfe. — 883 ellen seidene borten, der rest *als* 2397 elen werden gemacht sollen vfs allererste nachgeschickt werden.

Gewürtz- und Gewand-Register.

Ausgabe. Kirsei.

209 Ehlen 19 Commedianten jedem 11 Ehlen zu Hosen, Wambs vnd Ermeln. — 288 Ehlen erwähnten 19 Personen zu Mänteln jedem 12 Ehlen. — 176 Ehlen 16 Instrumentisten vnd Musicanten jedem 11 Ehlen zu Hosen Wambs und Ermeln. — 192 Ehlen gemelten Instrumentisten und Musicanten zu Menteln jederm 12 Ehlen.

Ausgegebenes Futtertuch.

228 Ehlen Futtertuch 19 Englischen Commedianten jedem 12 Ehlen vnter Hosen vnd Wambs. — 192 Ehlen Futtertuch 16 Instrumentisten und Musicanten jederm 12 Ehlen Hosen vnd Wambs zu futtern.

Parchent - Ausgeben.

70 Ehlen Parchend 19 Commedianten vnd 16 Musicanten jederm 2 Ehlen zu den Kappen vnd Schößen zu füttern. —

Flechsen Leinmet Ausgeben.

133 Ehlen flechsene Leimet 19 Commedianten vnter die Kleider zu futtern. — 112 Ehlen 16 Instrumentisten vnd Musicanten vnter die Kleider zu futtern.

Ausgabe=Geld.

351 Mark 7 ß. 3 pf. Vor 2809 Ellen Borten zu 2½ gr. als vf 16 Personen Musicanten 19 Personen Commedianten vnd Hrn. Grabauen Kutschern vf ihre Mäntel Hosen und Wambs zu brehmen, und 4 Mark 57 ß. Vor 11 Loth Nehe-Seiden den Commedianten zu den Borten zu 9 Gr. von Adrian Bortenwirker zahlt den 24. Januar. fol. 454. — 7 Mark 12 ß. Hans Tanapfel Bildschnützer hat 4 Todtenköpfe und ein Schild zur Commedia geschnützet. 1. Februar. fol. 454. — 227 Mark 30 ß. vor 70 Ellen rothen Taft zu 65 Gr. — 3 Mark 45 ß. vor 50 Ellen rothe Schnür zu 1¼ Gr. — 1 Mark 12 ß. vor 3 scotgewicht rothe Seide zu 8 Gr. und 1 Mark von Messing-Ringe. Alles für die Englischen Commedianten von Georg Grunau ausgenommen. Den 1sten Februar. fol. 455. — Christian Salbert Messerschmidt hat für die Commedianten ein Schwerdt mit einem verguldeten Gefäß gemacht. 7. Februar. fol. 455. — 1080 Mark Johann Spencern Commedianten an 600 Thaler zu 36 gr. so ihm noch vf den von Ihr Churfürstl. Gnaden getroffenen Contract restiret, empfing er selbst 4. Februar. fol. 101. — 124 Mark 47 ß. Vor Brennholz durch die Commedianten in ire Losement erkauft weil sie hier gewesen. 26. Mai. fol. 448. — 6 Mark Zins von 18 große und 17 lange federbüsche, so der Andreas Körner zu der türkischen Triumph-Commoedien geliehen. 17. Juny fol. 449. — 23 Mark 9 ß. vor allerlei Hölzer Drehewerk durch die Commedianten beim Hofdreher bestellt. 1. July fol. 153. — 235 Mark 54 ß. Vor blau roth und weiß Gewand, wollen Lindt, rothen harsch. gulden borten vnd ander sachen zu der Commediam durch Meister Dietrich Schlemmer ausgenommen und die Kleidungen verfertigt. 21. August. — 81 Mark 33 ß. vor blaue Leibfarbe und schwarz Leimet und franczßen, Alles zur Wolken zu der Triumph-Commedia dem Meister Dietrich zahlt. 21. August. — 87 Mark 39 ß. vor allerlei Schnitzwerk zu der Triumph-Commedia durch Alexander Crause

Bildschnützer. 21. August. — 111 Mark 15 ß. vor allerlei Tischlerarbeit zu der Triumph-Commedia durch Christoph Dosin Tischler gefertigt, zahlt 21. August. fol. 459. — 117 Mark 42 ß. Daniel Rose Hoffmaler für allerlei Arbeit so er vf Churfürstl. Befehl den Commoedianten allerley gefertiget, Laut der specificirten Rechnung, 19. September zahlt. fol. 145. — 1 Mark 30 ß. vor ein Klinge eingefaßt vf Ihr Churfürstl. Gnaden Befehl 2c. den Commedianten gefertigt. 16. October fol. 460. — 7 Mark 30 ß. den Commoedianten zur Zehrung wieder zurückgeben. 20. December. fol. 229/a. 26 Mark 9 ß. Auslösung Ihr Churfürstl. Gnaden Comediant Johann Spenner welcher vom 28. October bis vf den 8. November 1612 bei Christoph Hertlein gelegen. 1 Woche fol. 209. — 47 Mark 48 ß. Auslösung der Churfürstl. Comedianten vf Rechnung eines Zettels gezahlt Hans Haltern Krieger aufm Steindamm laut Abschiedts, und Rest noch in derselben Zettel 47 Mark 16 Gr. Hans Jacoben. 23. Jan. fol. 211. — 47 Mark 48 ß. Auslösung der Churfürstl. Comödianten welche Anno 1612 bei Hans Jacob gelegen worauf in der 4ten und 5ten Woche 47 Mark 16 Gr. und jetzt der Rest gezahlt. 13. März. vide 1614. fol. 212/b.

1612.

Gewürtz- und Gewand-Register.

Futtertuch aus Gnaden gegeben. 297 Ehlen rottfutter Tuch an 11 Stück den Englischen Commedianten auf der Hrn. Regenten Bevehlich den 21. Januar. — 189 Ehlen Futtertuch an 7 Stück. den Commedianten. — 30 Ehlen zu Münchs-Kleider, noch 81 Ehlen rott futter Tuch das tentrum zu belegen im alten großen Saal. —

Flechsene Leimet ausgegeben.

25 Ehlen flechsen Leimbt den Commödianten zu erbauung der Stadt Constantinopel. — 70 Ehlen flechsen Leimbt in drei Posten den Commedianten.

Heden Leimet ausgegeben.

30 Ehlen grobheden leimbt den Commedianten zu erbauunge der Stadt Constantinopel — 300 Ehlen heden leimbt in vier Posten den Commedianten folgen laßen. Den 9. Januar.

1613.

Ausgabegeld.

1229 Mark 24 ß. Johann Spenczern Commoedianten an Seiden-Waaren von Heinrich Klebe ausgenommen an 683 Thaler a 36 Gr. welches ihm zu Berlin an seiner Besoldung soll gekürzet werden. 38 Woche. fol. 99/a.

„Um dieselbe Zeit (Anfang des 17. Jahrhunderts) empfiehlt der Churfürst von Brandenburg dem von Sachsen eine Bande englischer Comödianten unter der Führung eines Johann Spenzer. Hier haben wir also noch einen englischen Namen."

Devrient Geschichte der deutschen Schauspielkunst I. S. 153.

1616.

Danziger Rathsbeschluß.

1616 werden „den englischen Komödianten acht Komödien nachgegeben," jedoch sollen sie „keine unzüchtigen Stücke präsentiren" und nur drei Groschen nehmen.

Löschin Gesch. Danzigs I. S. 388.

Ausgabe-Register.

112 Mark 30 ß. den Englischen Comoedianten zur Verehrung. 7. November. fol. 119. — 112 Mark 30 ß. haben Ihr. Churfürstl. Dchl. rc. den Englischen Comoedianten zu den vorhin empfangenen 50 Reichsthalern nochmals zur Verehrung zu geben gst. beuohlen, welche sie empfangen den 8ten November. fol. 119.

1618.

„Schon im Anfange des 17. Jahrhunderts fällt die erste Erwähnung des Junker Hans von Stockfisch (vermuthlich ein ein Beiname, der ihm wegen seiner vorzüglichen Stärke in komischen Rollen gegeben worden) welcher wegen seiner Schauspielertalente hieselbst (in Berlin) nicht wenig berühmt gewesen, maaßen er sich auch selbst der besonderen Gnade und Protektion rühmen dürfen, deren ihn vorzüglich der damalige Graf Adam von Schwarzenberg churfürstlicher Geheimer Rath und Oberkammerherr (nachmaliger Statthalter), ein großer Kenner und Beförderer der schönen Künste seit länger als 15 Jahren gewürdiget. Er erhielt sogar vom Churfürsten Johann Sigismund 220 Thaler

jährliche Bestallungsgelder nebst freier Station und zwei Essen als ein Deputat. Wenig Jahre vor des Churfürsten Tod (der am 23. Dez. 1619 erfolgte) ward ihm der Befehl, eine Compagnie Comödianten aus England und den Niederlanden anhero zu verschaffen.

Plümicke Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin. S. 33. 34.

Ausgabegeld.

90 Mark Sein vf gnedigen Befehl Jhr. Churfürstl. Gnaden einem Stockfischen welchen Jhr Churfürst. G. nachm Elbing Comoedien (Commöd antin) von dannen anhero zu bringen abgefertigt haben an 60 Thalern zu 36 Gr. gezahlt. 17. März. fol. 125.

1619.

Ausgabe-Register.

150 Mark. 18 Englischen Commedianten welche vor Jhr Churfürstl. Gnd. etzliche Commedien, agiret, gezahlt den 22. Juny fol. 150.

Churfürstliche Rescripte 1614—1619. fol. 345.

An die Oberräthe des Herzogthums Preußen

Von Gottes Gnaden Johann Sigismund ꝛc. Wir haben den Comoedianten, welche wie euch bewust, zu vnterschiedenen mahlen, vf vnser gnedigstes Begehren, in vnserm Gemache zu Königsberg vnd Balge agiret, für ihre gehapte muhe, eins vor alles, zwei Hundert gulden Polnisch bewilliget, Befehlen euch demnach hiermit gnedigst, Jhr wollet ihnen solche 200 gulden, aus Vnser Renthkammer also vort entrichten lassen ꝛc. Datum Elbing den 20. Juny 1619.

1620.

d. d. Königsberg in Preußen den 4. 14. März 1620 erging an den Geh. Rath Edlen zu Putlitz ein churfürstl. Befehl: „dem von Stockfisch die rückständige Bestallungsgelder zu bezahlen, auch ihm sein Deputat abzureichen; was aber die zugleich geforderten 1000 Thlr. belange, so wäre zwar billig, ihm solche zu ersetzen, falls er zu beweisen vermochte, daß er solche wirklich wegen der Compagnie Comödianten, welche zuletzt in Berlin gewesen und zwar auf Befehl Ihres vielgeliebten, hochseligen Herrn Vaters ausgelegt und baar vorgeschossen. Da jedoch glaubwürdig berichtet worden, daß nicht er

Stockfisch solche hieher verschaffet, sondern selbige für sich nach Berlin gekommen und ihre Dienste angeboten hätten, auch die vorgezeigte, von den Comödianten in seinem Faveur ertheilte Attestation ganz unzweifentlich nur erschlichen und untergeschoben sey, so werde er mit dieser seiner unstatthaften Forderung schlechterdings ab und zur Ruhe verwiesen" u. s. w.

Plümike a. a. O. Seite 35. 36.

1639.

Ausgabe = Register.

675 Mark Herrn Secr. Dietern an 150 Rthlr. zu Auszahlung der Englischen Commedianten welche Reinholdt Klein vorgestreckt und von den Holzgeldern wieder gut gemacht sein, gezahlt d. 5. December. v. 1640. fol. 32. — 69 Mark Fracht von etlichen papagi (Bagage), wie auch der Commedianten, Trabanten, Trompeter und dergleichen Sachen und Völker von hier über Wasser bis nach Brandenburg ins Churfürstl. Ablager mit 2 Schmakken zu führen. Durch Reinholt Klein gezahlt. 18. Octber fol. 241.

Volksräthsel.

Fortsetzung zu Bd. VIII. S. 372. von G. Harnack in Bürgersdorf.

---

90. Wat kröpt dorch en Tuhn, on schleppt det Ingeweid nah?
91. Wat rennt emt huus on heft ene Klotz em Liew?
92. Keem een Tonnke von Engeland,
 Had keine Reife ok keine Band,
 On weer doch tweerlei Beer dermank.
93. Ich pflück' ein gelbes Blümchen ab
 Auf einem weißen See,
 Und wer es mir kann rathen,
 Den zieh' ich nach der Höh',
 Und wer es mir kann denken,
 Dem will ich ein Hühnchen schenken.
94. Hinder Berlin on Wittenberg,
 Da licht een goldne Uhr vergrawe,
 Wer thor goldne Uhr well kame,
 Mot Berlin on Wittenberg terschlane.
95. Et es een kleener Mann,
 De deit sien Arms utstrecke,
 On deit de Lied' opwecke.
 He well seck eenmal plässire,
 On geit enne Garde spaziere.
 He lewt sehr veele Frue,
 Doch ho let seck met keiner true.
96. Vorne wie ein Kamm,
 Und hinten wie 'ne Sichel.
 Sieh' mein Uhr und Wetterglas,
 Spricht der Bauer Michel.
97. Et geit nich,
 Et steit nich

90) Die Glucke mit Küchlein. 91) Das Huhn mit einem Ei. 92. 93) Das Ei. Vergl. Bd. I. S. 396, auch Nr. 41. 94) Das Gelbe im Ei. Vergl. Bd. I. S. 397. 95. 96) Der Hahn. Vergl. Nr. 12. 18. 97) Das unausgebrütete und das ausgebrütete Ei.

Et frett nich,
Et bet nich,
Awers wenn eck well.
Denn geit et,
Denn steit et,
Denn frett et,
Denn bet et.

98. De Sorger licht opem Wage.
Da köme twe geflage,
De hadde twe Kepp on eene Zagel.

99. Wenn se kahme, denn kahme se nich,
On wenn se nich kame, denn kame se.

100. Eck ging önne Gebröknitz,
Da begegend eck enem Gespöcknitz
Dat hadd' füf Feit on keine Zagel.

101. Wie eck kleen weer, kunn eck veer bezwinge;
Wie eck groot weer, kunn eck Barg anbringe
Wie eck doot weer, kunn eck danze.

102. Welk blanker Vagel
Heft ee flässern Zagel?

103. Wat schriet: drinke, drinke! on wennt an Water kömmt, drinkt et nich?

104. Et geit opt Feld,
On frett nich,
On söpt nich,
On kömmt't na huus,
Es't doch lostig.

105. Was braucht man vom unreinlichsten Thiere zur Reinlichkeit?

106. Steit een Mannke opp eenem Been,

98) Ein zum Tode verurtheilter Verbrecher sah auf dem Wege nach dem Richtplatze einen Storch fliegen, welcher einen Frosch im Schnabel hatte. 99) So sprach Jemand beim Erbsen säen, meinend: wenn die Sperlinge kommen, so kommen die Erbsen nicht, und wenn die Sperlinge nicht kommen, dann kommen die Erbsen, d. h. diese wachsen 100) Eine Frau die einen Spinnrocken trug. 101) Der Ochs zwang die vier Euterspitzen der Kuh, ihm Milch zu geben, dann pflügte er und endlich diente seine Haut zu Stiefeln 102) Die Nähnadel mit einem Zwirnfaden. Vergl. Nr. 30. 103. 104) Die Glocke. 105) Vom Schwein die Borsten zur Bürste. 106) Der Pflaumenbaum.

Hod sien Schwienkes ganz alleen.
Det Mannke heet Balgart,
De Schwienkes seen aller schwart.

107. Weiß wie Schnee
Sag's mir. Nein?
Grün wie Gras,
Sag' mir das;
Roth wie Blut,
Sag's mir gut;
Schwarz wie Theer,
Sag's mir her.

108. Ich fuhr in den Wald nach Holz,
Mit meinem Wagen so stolz.
Da hab' ich aufgeladen ein Stück Bauholz,
Wie Daumen groß,
Daraus macht ich zwei Tröge
Und zwei Tischplatten,
Auch ein Pfaffenmützchen.

109. Ich ging in den Wald und kam wieder zurück,
Da fand ich ein klein Meisterstück,
Wie mein klein Finger so dick;
Daraus konnt ich schneiden zwei Seiten Speck,
Eine Mulde und einen Backtrog.

110. Klipp, klapp, Kluck verschrack.
Eierkes hallo inne Winkel.

111. Welk Bart wat nie länger, wenn he ok keinmal rasiert wat?

112. Foss kroop ent Loch, on leet de Poot bute.

113. Ick sah Föss, füff ock ses.
Veer ock dre; wievel Feet had de (D)?

114. Welk twe blaue Duwkes gane undrer Eerd?

115. Dre Jumfern drege tosamme eene Kranz.

116. Een klenet Wiew,
Een lenne Liew,
Een fleschener Rock,
On e güldner Kopp.

107) Die Kirsche. Vergl. Nr. 22. 23. 108. 109) Die Eichel. 110) Das Erbsendreschen. 111. Der Schlüsselbart. 112) Der Schlüssel. 113) Keine Füße hat der Buchstabe D. 114) Die Pflugeisen. 115) Dreifuß. Vergl. Nr. 36. 56. 57. 116) Das Licht.

117. **Wat es klenner wie e Muus.**
Heft mehr Fenster als Königs huus?

118. Ich habe Wasser und bin nicht nass,
Ich habe Feuer und bin nicht heiß,
Ich häng' am Kreuz und bin nicht todt,
Ich koste eine Tonne Goldes und wiege kein Loth.

119. Ach! ich armer Schmiedeknecht,
Hab' keine Hand, zeig' immer recht.
Hab' keinen Fuß, muß immer geh'n.
Tag und Nacht auf Schildwach stehn'.
Leg' ich mich einmal zur Ruh',
Dann brummt Jedermann dazu.

120. Wat geit emmer, on kömmt keinmal an de Stawedeer?

121. Wie wart dreget Gras met dre Bookstawe geschrewe?

122. Welk Schooh drege nich de Fruensleed?

123. Wat es Onrecht, on doch kein Sünd?

124. In welchem Monat eete de Mensche am Wenigste?

125. Wieveel mal mistet de Koh vom Feder Heg?

126. Wat es inner Staw öwerig?

127. Wat es anner Joch öwerig?

128. Wat rennt länge Rohrthun?

129. Wat schämt sick em Dood?

130. Welches ist der größte Landschaden?

131. Wenn geit de Gans oppe Rügg?

132. Et steit een Boom op Hogem fest,
Daropp sinn tweonföftig Nest,
In jedem Nest sine sewe Junge,
On wer dat räth, dat es kein Dommer.

133. Vier Brüder sandte Gott in die Welt:
Der erste läuft und wird nicht matt,

117) Der Fingerhut. Vgl. Nr. 31. 118) Diamant. 119. 120) Die Uhr. 121) Heu. 122) Die Männerschuhe. 123) Wenn man den rechten Handschuh auf die linke Hand zieht. 124) Im Februar. 125) Kein Mal. 126) Die Risse in den Balken. 127) Das Knarren. 128) Die Schütte beim Weben. 129) Der Krebs, denn er wird durchs Kochen roth. Vergl. Nr. 14. 15. 130) Wenn der Ochs das Wasser düngt. 131) Wenn sie nicht in der Furche geht. Wortspiel mit Rücken als Kreuz und Feldbeet. 132) Das Jahr mit seinen Wochen und Tagen. Vergl. Nr. 4. 133) Die vier Elemente.

Der zweite frißt und wird nicht satt,
Der dritte frißt und wird nicht voll,
Der vierte pfeift und rast wie toll.

134. Wenn begrawt de Dodiger den Lebendige?

135. Hinder onsem huus
Steit een Krikel Krakel kruus,
Wenn du en anfaatst, denn brennt he.

136. In onsem Huus de steit een Mann,
De heft mehr Wunde,
Wie det ganze Derp Hunde.

137. De Buer fahrt met zwe Peerd,
De Graf met veer
De König met seſſ;
Wer fahrt met sewe?

138. Em Dag drecht et Knake (Knochen)
Enner Nacht steit et ape.

139. Watt sitt ut wie e Katt,
Heft e Kopp wie e Katt,
Poote wie e Katt
Muust wie e Katt,
On es doch kein Katt?

140. Wat drecht Bloot,
On dröckt Bloot,
On heft doch kein Bloot?

141. Eck stah ver die, dat siehst du,
Eck mott op die, dat wetst du.
Eck op die, du under mie,
Eck heb een Paar Dinger, de kettele die.

142. Als ich hin ging und wieder kam,
Sechs Lebendige aus einem Todten nahm,
Ging der Siebente mir quitt.

134) Wenn die glühenden Kohlen mit Asche bedeckt werden. 155) Die Brennnessel. Vergl. Nr. 19. 136) Der Hauklotz. 137) Der Siebmacher fährt zwar nicht mit sieben Pferden, er fährt aber mit Sieben zum Verkauf. 138) Der Stiefel, Schuh oder Pantoffel. 139) Ein Kater. 140) Der Sattel, wenn er auf dem Pferde liegt und der Reiter darauf sitzt. 141) So sprach ein Reiter mit Sporen zu seinem Pferde. 142) Von 7 Mäusen, die in einem Aas waren, wurden 6 gefangen und eine lief fort. Vergl. Bd. VIII. S. 380.

143. **Steh auf, du lieber Gott,**
Aus deinem hölzernen Himmel,
Ruft Beilau.
Laß rufen Gratias,
Laß holen Adrian,
Reichhaart hat Heiland genommen,
Hat in Jakobi getragen.

144. Mien Sehn Klut
Geit gar nich ut.
Mien Dochter Hissebisse,
Rennt det ganze Derp ut.

145. Wo hat die Welt ihr End, und der Tod seinen Anfang?

146. Krommholt helt Geradholt,
Geradholt helt Pischewippholt,
Pischewippholt helt Lief on Seel tosamme.

147. Es spielten drei Menschen eine ganze Nacht zusammen, und als sie aufhörten, hatte jeder gewonnen. Was waren das für Spieler?

148. Es ist ein Reich von vier Provinzen,
Ein jedes Reich hat seine Prinzen.
Es geht Alles auf Hauen und Stechen,
Kein Fremder hat darin zu sprechen.
Da pflegt die Frau den Mann zu schlagen.
Es geht Alles auf Glück und Wagen.
Das Glück hat Wen'ge reich gemacht,
Doch aber Viele in's Verderben gebracht.

149. Der Bauer und der Bürger sieht es täglich; Könige und Kaiser sehen es selten, und Gott der allsehende sieht es niemals.

150. Es sagte Jemand: hätt' ich nur immer Wasser genug, so könnte ich wol Wein trinken; da es mir aber oft an Wasser fehlt, so muß ich Wasser trinken. Wer war das?

143) Die Frau (Beilau) verlangt, daß ihr Mann (Gottlieb) aufstehe. Gottlieb sagt: laß die Magd (Gratias) rufen, daß sie Wasser (Adrian) hole. Die Katze (Reichhaart) hat das Licht (Heiland) genommen und in die Scheune (Jakobi) getragen, darauf ist die Scheune abgebrannt. 144) Ofen und Sieb. 145) Im Buchstaben t. 146) Die Biertonne 147) Musikanten. 148) Das Kartenspiel. 149) Seinesgleichen. 150) Der Müller.

151. Auf dem Rücken lag ich,
Nach dem Himmel sah ich.
Aufgedeckt, hineingestreckt,
Ach wie süß hat das geschmeckt.

152. Roth, gelb, grün.
Räthst du mich,
So nehm ich mich.
Räthst du's in vier Wochen,
So sind wir Beid' versprochen.
Räthst du's um ein halbes Jahr,
So sind wir Beid' ein ganzes Paar.

153. Op welkem Weg es kein Stoff (Staub) to finde?

154. Welk Knecht brukt nich to ete, ok nich to drinke?

155. Wat es weg, wat bleft weg,
Es Dach on Nacht weg,
On Jedermann sitt es doch?

156. De et makt, de well et nich,
De et brecht, behelt et nich,
De et keft, de brukt es nich,
De et brukt, de weet et nich.

151) Säugling. 152) Regenbogen. Vergl. Nr. 3. 153) Auf dem Wasserwege. 154) Der Stiefelknecht. Vergl. Nr. 45. 155) Der Weg. 156) Sarg.

Das Pantoffelwerfen*).

Von R. Reusch.

Der Wurf war nach altdeutscher Rechtssitte ein beliebtes Mittel, um den zweifelhaften Empfang des Besitzes zu bestimmen:
Das Gebiet des Erzbischof von Mainz sollte so weit reichen, als er zu Roß sitzend in den Rhein reiten und sodann mit einem Streithammer weiter werfen konnte; dem Markgenossen gehörte das Gemeinland so weit, als er, auf der Gränze seines Eigenthums stehend, mit der rechten Hand unter dem linken Fuß fort, ein Pflugeisen werfen konnte; der Müller soll auf dem Fachbaume stehen, mit der rechten Hand das linke Ohr fassen und mit der linken Hand das Beil, womit er die Mühle gezimmert hat, rückwärts werfen, so weit darf er ausbauen; jeder darf die Hühner auf des Nachbars Feld so weit laufen lassen, als er, auf dem Grenzzaune stehend und das Gesicht in seinen Hof gekehrt durch die Beine mit einem Pflugmesser wirft ꝛc.

Manchmal bestimmte der Wurf auch eine Richtung. So z. B. erhielt jeder Uebelthäter, der nach Lichtenstein floh, sechs Wochen Aufenthalt, dann wurde er auf die Ringmauer gestellt und nach der Richtung hinausgeleitet, in welcher er mit der linken Hand einen Hammer warf **). Aehnliches soll der Pantoffelwurf leisten, indem die Richtung der Spitze des Schuhs den Weg verkündet, welchen die experimentirende Schöne das nächste Jahr einschlagen wird. Die Bedingung des Wurfs, der sitzend mit dem Fuße über den Kopf hinweg ausgeführt werden muß, erinnert unzweideutig an die schwierigen Stellungen, welche nach alter Sitte dem Werfenden aufgegeben wurden. Sie sollten den Wurf erschweren oder vielmehr den Erfolg desselben vor dem Willen des Werfenden unabhängig machen und so die Entscheidung dem Zufalle vorbehalten.

*) Volkskalender Nr. 26. Pr. Bl. B. VI. S. 209.
**) Grimm R. A. S. 55 ff.

Der Wurf mit einem Schuhe kommt zwar in den deutschen Weißthümern nicht vor, wohl aber ist der Schuh als ein höchst beliebtes Rechtssymbol bekannt. So wie der Wilde seinen Fuß auf den Kopf des besiegten Gegners setzt, um ihm die Unterjochung klar zu machen, so sandten mächtige deutsche Fürsten schwächeren ihre Schuhe zu, welche diese zum Zeichen der Unterwürfigkeit auf den Achseln tragen mußten. Dies bezieht der in Preußen herrschende Aberglaube, daß die Braut, welche dem Bräutigam während der Trauung auf die Fußspitze trete, die Herrschaft im künftigen Hausstande erlange, und eben dahin geht die Redensart: er steht unter dem Pantoffel!

Wer die Schuhe eines andern annahm und trug, der trat dadurch in dessen Gewalt. Der adoptirende oder legitimirende Vater vollzieht den Rechtsakt, indem er einen dreijährigen Ochsen schlachtet, aus der Haut seines rechten Fußes einen Schuh macht und diesen Schuh zuerst selbst anlegt, dann aber dem Sohne anzustreifen giebt. Ebenso entschuhte sich bei der Hochzeit der Bräutigam und seinen Schuh mußte die Braut anziehen, wodurch sie in die Gewalt des Mannes kam. Sogar bei Fürsten war dieser Gebrauch, wie wir aus dem Heldengedichte „König Rother" entnehmen. Der Werber wird in das Gemach der Prinzessin gerufen und während sie die Füßchen in seinen Schooß setzt, schlauft er ihr die aus Gold und Silber geschmiedeten Verlobungsschuhe an *). Der Schuh spielt also bei der Heirath mit und deshalb wird der Hausschuh, der Pantoffel, zu dem Neujahrswurfe, durch welchen über den künftigen Ehestand entschieden werden soll, höchst zweckmäßig verwandt.

W. Müller **) bringt diesen Rechtsschuh mit den Schuhen der Frigg in Verbindung und es lassen sich allerdings Gründe dafür anführen. Zunächst nemlich ist zu vermuthen, daß gleich den übrigen Rechtssymbolen auch der Schuh einen Anhaltspunkt in der Mythologie hat. Die Schuhe der Frigg werden aber in der Edda ganz vorzüglich hervorgehoben; Frigg hat sogar eine Dienerin Folla, welche ihres Schmuckkästchens und dieser Schuhe warten muß. Auch ist Frigg die Vorsteherin der Ehen und es schiene

*) Bibl. der deutsch. Nat. Lit. Bd. 3. S. 193.

**) Gesch. u. Syst. der altdeutsch. Rat. S. 277.

daher natürlich, wenn ihre Schuhe bei der Hochzeit gebraucht würden. Mehrere Umstände sprechen indeß gegen diese Vermuthung.

Das Rechtssymbol des Schuhs beschränkt sich nicht etwa auf die Ehen und deutet bei ihnen nicht etwa die Abschließung des Liebesbundes an, sondern es kommt auch, wie wir gesehen haben, bei Adoptionen und Legitimationen, ja sogar im Staatsrecht vor und bezeichnet allgemein die Unterwerfung unter die landesherrliche oder hausväterliche Gewalt. Hiermit aber hat Frigg nichts zu thun, vielmehr möchte ich auf Thor ahnden, welcher mit übermächtiger Stärke, alles seiner Botmäßigkeit unterwarf, welcher den Deutschen der eigentliche Landes- und Hausgott war, und dessen Hammer ähnliche Wirkungen als jener Schuh hat.

1. Er sicherte den Grundbesitz. Mit seinem Hammer wurde das Eigenthum übertragen, der Zuschlag ertheilt, wie noch jetzt bei Auktionen. Ebenso wurde das Eigenthum auch dadurch übertragen, daß dem Bewerber ein mit Erde gefüllter Schuh zugestellt wurde. Vergl. auch Buch Ruth 4, 7 *).
2. Durch Umhertragen des Hammers — wie noch jetzt durch den s. g. Schulzenknittel — wurde die Gemeinde zusammenberufen, und ebenso durch Umgehen des s. g. Bundschuh's der Bauernaufstand signalisirt.
3. Endlich segnete Thor mit seinem Hammer Leichen, Becher und Bräute ein und das Hammerzeichen vertrat also auch bei Schließung der Ehen den Schuh.

Außerdem aber steht der Schuh noch mit dem Gewitter in einer sehr nahen Verbindung. Als es in Preetz lange nicht geregnet hatte, übernahm es eine Nonne das Gewitter herabzuflehen; es gelang ihr, der aufzuckende Blitz aber entführte sie und nur ihr Pantoffel blieb unversehrt zurück. Dem heiligen Pankratius in Stintebüll wurden seine vergoldeten Pantoffeln gestohlen, er holte sie sich unter Donner und Blitz wieder ab **). Endlich sagt der Preußische Aberglaube:

> wenn man sich vor dem Einschlagen des Gewitters hüten wolle, so müsse man ein Heerdfeuer von alten Pantoffeln anschüren.

*) Grimm R. A. S. 162. 156.
**) Müllenhoff. S. 122. 123.

Die Regengebete, das Ungewitter, das Feuer gehörte aber dem Donnergott Thor, namentlich war ihm das Heerdfeuer heilig*) und man möchte also annehmen, daß auch das Geopferte, die Pantoffeln ihm besonders geweiht waren.

Nun wird Thor nicht allein fahrend, sondern auch gehend vorgestellt; er geht zu Gericht und watet durch die tiefsten Flüsse**). Ob er aber Schuhe gehabt, daran denken die Edden nicht. Sein Nebenbuhler in der Mythologie, der stärkste Ase nächst Thor, hatte aber einen Schuh, dessen Sohle so gewaltig dick war, daß er mit ihm jeden Gegner niederzuschmettern vermochte***), und die Kobolde, welche (wie z. B. der Meister Hämmerling) als Nachfolger Thors angesehn werden müssen, pflegten ebenfalls eine Fußbekleidung, die Siebenmeilenstiefeln, zu tragen.

Die Wunderblume.

Die in unserem Volkskalender Nr. 112. Prov. Bl. B. VI. S. 228. beschriebene seltene Blume findet sich auch in der Mark. Kuhn und Schwarz erzählen in ihren norddeutschen Sagen (Leipzig 1848) S. 392:

> Am Johannstage zwischen 12 und 1 Uhr wächst an manchen Orten eine ordentliche Hand aus der Erde, die man Johannshand nennt. Wer eine solche erhält, der ist gut daran, denn ihr Bestreichen hilft gegen allerlei Flüsse und andere Uebel.

Als ich diese Beschreibung las, fiel mir zunächst das Fünffingerkraut (Potentilla verna, alba, reptans) ein, dessen Blätter die Form einer Hand darstellen und welches im Samlande für ein Glückskraut gehalten wird; der Verkäufer nemlich, der es bei sich trägt, hat reißenden Absatz. Johannshand ist

*) Müller ib. S. 244.
**) Grimm Myth. S. 151.
***) Scheibl's Kloster Bd. 7. S. 721.

aber auch bei uns ein provinzieller Pflanzenname und zwar für den gemeinen Wurmfarrn (Aspidium Filix mas). Die Wurzel dieses Farrn hatte nach Hagens Zeugniß (Preußens Pflanzen. Königsberg 1818. Bd. 2. S. 351.) von alten Zeiten her den Ruf einer besonderen Heilkraft, vorzüglich gegen den Bandwurm, und führt neben Johannshand noch die Namen: Waldfarrn, Schlangenkraut, Johannswurzel, litthauisch Papertis, polnisch Blotna, Strusowe prioro, Paprocz. Nun behandelt Jacob Grimm in seiner Deutschen Mythologie. Bd. 2. S. 1160. ff. ein Farrnkraut, welches in den verschiedenen Gegenden Deutschlands bald Irrkraut, bald Otterkraut, bald Waldburgiskraut genannt wird, und unbedenklich unsere Johannshand ist. Denn, wenn man auch die Aehnlichkeit zwischen Schlangenkraut und Otterkraut übersehen wollte, so stimmen doch schon die litthauischen und polnischen Namen, papertis und paproć, die er dabeisetzt, überein. Sodann erblüht nach Woycicki auch dieses Farrnkraut gerade auf Johannis Mitternacht. Was man aber seine Blüthen nennt, sind nicht eigentlich Blüthen, sondern die gefärbten Samenkapseln, welche sich auf der Rückseite der gefingerten Blätter ansetzen und gleich Perlen an einander reihen. Daher sagt man anderwärts naturhistorisch richtiger: der Same des Farrnkrauts reife in der Stunde von 12 bis 1 der Mittsommernacht, falle dann aber sogleich ab und sei verschwunden. Diesem Farrnkraut, seiner Blüthe und seinem Samen schreibt man nun die größten Wunderkräfte zu. Daß es aller Zauberei wehre — wie unser Aberglaube sagt — bezeugt schon Hildebrand, wenn er sagt, daß ein Haus, in welchem es aufbewahrt werde, der Teufel mit seinem Truge, das Gewitter mit seinem Blitz nicht heimsuche. Wo blühendes Farrnkraut über die Thüre gehängt wird, da geht alles gut, soweit die Peitsche des Kutschers reicht; wer sich desselben bemächtigt, der wird reich. Farrnsamen in die Schuhe gesteckt, macht unsichtbar, lehrt weissagen und die Sprache der Thiere verstehen.

Der Farrnsame heißt daher auch Wünschelsame d. h. er hilft aus aller Noth, ebenso wie die Wünschelruthe zu dem Genuß aller irdischen Güter verhilft. Vrgl. Nork S. 430.

Das Studium der Philosophie in Preussen
im siebzehnten Jahrhundert.

Aus Pisanski's Entwurf der Preußischen Litterärgeschichte.

Die vervollkommneten Lehranstalten trugen das Ihrige dazu bei, daß die Gelehrsamkeit ihren Sitz in Preussen behaupten und befestigen konnte. Ihre innere Beschaffenheit, welche selten lange sich gleich zu bleiben pflegt, veränderte sich nach und nach auf verschiedene Weise, je nachdem bald dieser, bald jener Grund die Veranlassung war. Waren bisher Melanchthon's Einrichtungen allein die Richtschnur gewesen, so ging man nunmehr allmählich davon ab, nachdem diejenigen ausstarben, welche als ehemalige Schüler den Fußstapfen dieses ihres Lehrers genau gefolgt waren. Denn wie hiedurch die Verehrung gegen ihn abzunehmen anfing, so verminderte sich auch der allgemeine Beifall, welchen seine Vorschriften bisher überall erhalten hatten. Da auch in diesem Jahrhundert die Zahl derjenigen, welche von auswärts zu den hiesigen Lehrstellen berufen wurden, gegen die frühere Zeit immer kleiner ward, so folgte daraus, wenigstens in den meisten Punkten, mehr Uebereinstimmung in den Grundsätzen und im Lehrvortrage. Dagegen geschah es aus mancherlei Ursachen, daß bald die eine, bald die andere Wissenschaft mehr blühte, und einige für mehr, andere für weniger nöthig gehalten wurden. Die häufigen Reisen der am hiesigen Ort Studirenden in fremde Länder bahnten manchen neuen Entdeckungen auswärtiger Gelehrten geschwinder den Weg nach Preussen, und hiernach änderte sich zuweilen der Geschmack. Man fand aber auch bei uns selbst Originale, nach welchen andere sich bildeten, und deren Ansehn viele aufmunterte, dieses oder jenes Feld der Literatur vorzüglich zu bearbeiten. Hiezu gaben zuweilen auch die Streitigkeiten Gelegenheit, welche theils unter den hiesigen Gelehrten selbst sich entspannen, theils, wenn sie anderswo entstanden, hier einige fanden, welche daran Antheil nahmen.

Mit der Philosophie ging in diesem Jahrhundert in Preussen eine merkliche Veränderung vor, und ihre Geschichte theilt sich dadurch in zwei Abschnitte. Anfänglich blieb sie in demselben Zustande, in welchem sie in dem jetzigen Jahrhunderte sich befunden hatte. Man fuhr fort, sie aus den eingeführten Compendien vorzutragen, wider die Einwürfe zu vertheidigen und ihren Nutzen für die übrigen Wissenschaften anzupreisen. Alles war dabei auf des Aristoteles und Melanchthons Autorität gegründet. Man stand in der Meinung, daß man die ächten Lehren des ersteren vortrage, da man doch wirklich in manchen Stücken von ihnen abwich, ja wohl gar Dinge behauptete, welche seinen Sätzen gerade entgegenstanden. Solches veranlaßte theils die Dunkelheit vieler Stellen in seinen Schriften, welche unrichtig erklärt wurden; theils, und besonders kam es daher, daß die wenigsten die Schriften dieses Philosophen selbst zu Rathe zogen und den wahren Sinn derselben mit eigenen Augen aufsuchten. Ohne eine so mühsame Arbeit zu übernehmen, folgten sie zuversichtlich denen, welche ihn übersetzt, durch Anmerkungen erläutert und aus seinen Werken kürzere Auszüge verfertigt, aber nicht überall seine wahre Meinung getroffen hatten. Hiebei aber wollten dennoch unsere Philosophen nicht den Anschein haben, als hingen sie blindlings dem Aristoteles an, indem eine sklavische Anhänglichkeit ihnen nicht zur Ehre gereicht hätte. Daher rühmten sie vielmehr ihre Freiheit im Philosophiren, bezeugten ihren Abscheu vor allem Sekten-Wesen und versicherten, die Wahrheit wäre ihre einzige Führerin [1]). Gleichwohl leuchteten ihnen manche Mängel und Widersprüche ihrer beliebten Philosophie zu sehr in die Augen, als daß sie dieselben völlig hätten entschuldigen oder heben können. Sie bemerkten auch, daß solche mehr den Uebersetzern und Interpreten, als dem Aristoteles selbst, anzurechnen wären. Allein sie sahen

[1]) So sagt z. B. der Prof. Laur. Weger in der Vorrede zu seinen 1628. 4. herausgegebenen **Quaestiones in omnes Organi Aristotelici libros: Libertatem philosophicam ego mihi saluam cupio. Tyrannis est, ingenia ad huius vel illius authoritatem ita adstringere velle, ut contrahiscere non audeas. Sit amicus Plato, sit Socrates; sed magis sit amica veritas etc.** Aber in dem Werke selbst herrscht überall die strengste Anhänglichkeit an Aristoteles.

zugleich die Schwierigkeiten ein, diesen Steinen des Anstoßes so auszuweichen, daß nicht das Ansehn derer, welchen man bisher so sicher gefolgt zu sein glaubte, darunter leiden möchte. Um aus dieser Verlegenheit zu kommen, faßten endlich einige den Entschluß, mit gänzlicher Beiseitesetzung der bloßen Uebersetzungen, Auslegungen und Anmerkungen über die aristotelischen Schriften, zu den Quellen selbst zu gehen, die eigentliche Meinung der lauteren peripatetischen Philosophie zu ergründen und auf diese Weise ihr richtiges System zu erfassen. Hiezu trugen nun auch verschiedene von den preussischen Philosophen viel bei, und so erhielt in der letzteren Hälfte dieses Jahrhunderts die Philosophie eine sehr veränderte Gestalt.

Der erste unter diesen sogenannten „ächten aristotelischen Philosophen" war der unter den altstädtischen Rektoren in Ehren anzuführende M. Hartwich Wichelmann. Seine ausgebreitete Kenntniß des Griechischen hatte ihn in den Stand gesetzt, die Schriften des Aristoteles in der Grundsprache richtig zu verstehen [1]). Er erforschte ihren wahren Inhalt, trug ihn in seinen Vorlesungen und Schriften vor und zeigte die Abweichungen vieler neueren Erklärer. Dieses fand bald großen Beifall, und man verehrte ihn als denjenigen, welcher die bisherige Finsterniß in der peripatetischen Philosophie zerstreut und über dieselbe ein neues Licht verbreitet hätte [2]). Sein früher Hintritt raubte die Hoff-

[1]) Gerade wegen dieser Stärke in der griechischen Sprache war ihm die ordentliche Professur derselben auf der hiesigen Universität ertheilt worden, welche er jedoch wegen seines bald darauf erfolgten Todes nicht wirklich antrat.

[2]) In seiner in der altstädtischen Kirche befindlichen (Erl. Preuß. Bd. 2. S. 65—66.) Grabschrift heißt es: **Principem fere locum in Peripato obtinuerat**; so wie er in der Leichenintimation auf den Churf. Rath Heinr. Colb **Magnus Peripateticus et absolutissimus philosophus** genannt wird. Dach drückt sich in dem auf sein Absterben verfertigten Gedichte darüber also aus:

Wär auch der Weise von Stagir
Aus aller Welt verschwunden;
Man hätt in seinem Kopf allhier
Denselben wieder funden;
Und in der Grundsprach alles zwar;
Er hielte nichts von denen,
Die sich leibeigen immerbar
Zur Auslegung gewöhnen.

nung auf weitere Aufklärungen, welche die Philosophie von ihm noch würde zu erwarten gehabt haben. Indessen zeugen folgende Schriften, wie tief er in die Abgründe des Aristoteles eingedrungen ist: Doctrina de sapientia prima. Regiom., 1641 und Clinodium Aristotelicum. Helmst., 1661. 4. Es befinden sich darin einige zur Erläuterung des Aristoteles von ihm gehaltene Disputationen, welche nebst ähnlichen Abhandlungen des Michael Falk und Michael Wattson, in dieser Sammlung zusammen gedruckt sind. — Analytica, seu doctrina de demonstratione. Diese hat Joh. Ernst Bußmann in Helmstadt 1679 herausgegeben. — Dialectica Regiomontana, sive compendium Topicorum Aristotelis. Derselbe Bußmann ließ sie in Helmstädt 1680 drucken. — Fasciculus dissertationum miscellanearum. Dieselben waren zuerst einzeln herausgekommen, sind aber nachher mit den Anmerkungen des M. George Funk in Danzig 1690 zusammen gedruckt worden. — Diese Schriften empfehlen sich durch Deutlichkeit und Ordnung, und die Methode kommt der mathematischen nahe.

Unter seinen Schülern legte Melchior Zeidler, von welchem unter den Professoren der Dialektik und Theologie mehr vorkommen wird, die größte Ehre ein, und übertraf fast seinen Lehrer an tiefer Einsicht in die aristotelischen Sätze. Da er in den Alterthümern überhaupt sehr bewandert war, dabei die Schriften der übrigen philosophischen Sekten unter den Griechen fleißig gelesen und sorgfältig geprüft hatte, war er in den Stand gesetzt, sie gegen die Lehren des Aristoteles zu halten, und diese desto genauer zu bestimmen. Man legt ihm daher einmüthig das Lob bei, daß er, nach dem Urtheile der besten Kenner, an Einsicht in

Unter sein in Kupfer gestochenes Bildniß hat gleichfalls Dach gesetzt:

> Ecce Wichelmannum facie, qui noscere mentem
> Speret, Aristotelem pinxerit aut Sophiam.

Und Mich. Kongehl schreibt von ihm im „Cypressenhayn" S. 70:

> Der Große von Stagir kam hier durch ihn ans Licht,
> Der bis dahin gesteckt in düstern Finsternissen.
> Wenn Aristoteles nicht mehr in Schriften wär;
> Er würde dessen Geist uns wieder stellen her.

die aristotelische Philosophie keinen seines Gleichen gehabt habe [1]). Seine Bekanntschaft mit den alten Weltweisen Griechenlands, und eine ausgebreitete Belesenheit in den Schriften, durch welche sie erläutert werden, leuchtet auch aus seinen theologischen Werken hervor, indem er darin vieles von der Lehrart derselben, ihrer Weise Wahrheiten zu finden und zu vertheidigen, ihrem Verfahren in Widerlegung der Irrthümer, und anderen zur philosophischen Historie gehörigen, damals wenig bearbeiteten Materien beibringt [2]). Seine dialektischen Schriften werden unten angezeigt werden. Als eine allgemeine Einleitung in die peripatetische Philosophie sind hier folgende Werke anzuführen:

Prodromus introductioni in lectionem Aristotelis praemissus. Regiom., 1680. 4. 20 Bog. In dieser vorläufigen Abhandlung kommt eine gelehrte und ausführliche Nachricht von dem Unterschiede des acroamatischen und eroterischen Vortrages der alten Philosophen vor. Diese wird darauf besonders auf die Werke des Aristoteles angewendet und das Eigenthümliche und Vorzügliche seiner Methode gezeigt. Alles ist mit vieler Belesenheit aus den Quellen selbst angeführt und mit den eigenen Worten der Philosophen bestätigt.

Introductio in lectionem Aristotelis, causas aperiens obscuritatis in hoc philosopho, quoad verba pariter ac res, nec non modum ambo tractandi, et remedia eius circa singula ista suggerens. Regiom., 1681. 4. 3 Alphab. 10 B. Die neun Bogen lange Vorrede enthält eine weitläuftige Apologie für den Aristoteles, oder vielmehr eine förmliche Lobrede auf ihn, worin seine große Einsicht in die Philosophie erhoben, und die Fehler, welche man in seinem System bemerken wollen, theils geleugnet, theils entschuldigt werden. Das Werk selbst ist eine vollstän-

[1]) **Brucker, histor. philosoph. Tom. IV. P. 1. pag. 334.**

[2]) Wie man z. B. aus der gelehrten Vorrede zu seinem in Königsberg 1686. 4. herausgegebenen **Keddius refutatus** ersieht, in welcher er die Lehre von Beurtheilung der Wahrheit mit vieler Belesenheit abhandelt. Ausführlicher haben von dem Gebrauche der aristotelischen Philosophie in der Theologie, unter den hiesigen Gelehrten gehandelt, Dreier in einer besonderen Schrift **de usu Philosophiae in Theologia 1638,** Eifler **de concordia Theologiae cum Philosophia 1639,** und M. Christoph Schönfeld **de usu Philosophiae in Theologia 1655.**

dige Hermeneutik zu des Aristoteles Schriften. Zeidler giebt sich alle Mühe, sie von der Beschuldigung der Dunkelheit zu retten, und untersucht daher zuvörderst, ob die Ursache derselben dem Verfasser oder den Lesern beizumessen sei. Darauf geht er alle für dunkel und unverständlich gehaltenen Stellen seiner Schriften nach einander durch, betrachtet sie im Zusammenhange und nach der Absicht des Verfassers und entdeckt, wo entweder die Worte, oder die Sachen, oder die Art des Vortrages zur Dunkelheit Gelegenheit geben. Nun folgen ausführliche Regeln, wie man alle solche Stellen gleichwohl so erklären könne, daß überall der wahre Sinn des Aristoteles herausgebracht werde. Alles wird mit häufigen Beispielen, manches auch hin und wieder mit eingezeichneten mathematischen Figuren erläutert. Sondert man von dieser Arbeit dasjenige ab, was aus dem Vorurtheil des Ansehens geflossen ist, so muß man bekennen, daß Zeidler für seine Zeit einen guten kritischen Takt gehabt habe. Ihm steht sein Zeitgenosse Christian Dreier, dessen unter den Theologen Meldung geschehen wird, würdig zur Seite. Er hatte den Aristoteles in der Grundsprache so fleißig gelesen, daß er ganze Kapitel und Abschnitte aus den Werken desselben auswendig hersagen konnte. Da er nun mit dieser Kenntniß eine gute Beurtheilungskraft verband, so fiel es ihm nicht schwer, selbst die dunkelsten Stellen zu erklären. Seine Schriften, deren bald gedacht werden wird, legen einen Beweis davon ab, und bestätigen die günstigen Zeugnisse der Gelehrten, welche Dreier unter den ächten aristotelischen Philosophen eine der vornehmsten Stellen einräumen [1]). Daß Conr. Neufeld, Andr. Hedio, George Thegen, Paul Rabe und andere hiesige Philosophen, welche theils in diesem, theils im folgenden Jahrhundert gelebt, gleichfalls in diese Fußstapfen getreten sind, wird aus der Anführung ihrer herausgegebenen Abhandlungen erhellen. Joachim Crell, der als Magister auf hiesiger Universität eine Zeitlang lehrte, und nachher Professor der Politik und Geschichte in Dorpat wurde, hatte den Aristoteles mit so großem Fleiße und Aufmerksamkeit gelesen, daß er seine Schriften in grie-

[1]) Gerh. Joh. Vossius, de Philosophorum sectis p. 182.; Bruckerus l. c. p. 333; Walch, Religionsstreitigk. d. luther. Kirche Th. 4. S. 674; Stolle Histor. d. Gelahrth. S. 466; Fabricius, bibl. Graeca Tom. III. c. 6. p. 149. Joh. Fabricius, histor. bibl. Tom. IV. p. 332.

chischer Sprache von Wort zu Wort auswendig wußte [1]). Durch diese mit allgemeinem Eifer und angestrengten Kräften unternommene Aufklärung der peripatetischen Philosophie machte die königsbergische Universität bei Auswärtigen sich sehr berühmt; indem sie es in dieser Hinsicht den Universitäten zu Altdorf und Helmstädt, welche damals deßhalb gleichfalls in gutem Rufe waren, nicht nur gleichthat, sondern sie sogar übertraf. Und dieses war mit eine Ursache, daß so viele Fremde sich hieher begaben, um die philosophischen Vorträge dieser ächten Aristoteliker zu hören.

Diese ächte aristotelische Philosophie schaffte vornämlich den Nutzen, daß man in Lehre und Schriften einer genauen Methode sich befleißigte, die Sätze richtig bestimmte und, wo Beweise nöthig waren, dieselben in ihrer regelmäßigen Form abzufassen suchte [2]). Hiedurch wurden manche Zweideutigkeiten, unrichtige Erklärungen und versteckte Trugschlüsse vermieden, und in so weit kam diese Philosophie insbesondere den Theologen, sowohl bei ihren dogmatischen als polemischen Arbeiten zu statten [3]). Dagegen ward dieselbe andererseits der wahren Gelehrsamkeit zu einem wirklichen Hinderniß, und schränkte die Ansichten selbst der größten Kenner und Verehrer des Aristoteles unvermerkt also ein, daß sie dieselben nicht mehr erweiterten, und ihren Scharfsinn in gehöriger Anwendung bekannter und Auffindung unbekannter Wahrheiten nicht übten. Denn je genauer sie sich mit den eigentlichen Grundsätzen dieses Philosophen bekannt gemacht hatten, desto mehr

[1]) Christ. Kelch, liefl. Chronik. S. 558.

[2]) Dieses rühmt an den Königsbergischen Gelehrten der von der evangelischen zur päpstlichen Kirche übergegangene Christian Helwich, wenn er in seiner **Manuductio Theologorum Regiomontanorum ad Cathol. eccles.**, welche in Glatz 1698. 12. gedruckt ist, S. 240. schreibt: **Immo lectorem scire cupio, Regiomontanos esse Philosophiae Peripateticae, prout eam Graeci interpretes explicarunt, deditissimos; hinc fit, ut ad leges eius omnia rigide examinent et definitiones conformari velint.**

[3]) Wie großen Nutzen man sich von der Philosophie in der Theologie versprochen, erhellt z. B. aus folgenden Worten des Prof. Crusius in **Problemata illustria (Regiom., 1621. 4.) Dec. I. pag. ult.: In Philosophia exercitatus uno anno tantos facit in Facultate theologica profectus, quantos sibi alius per triennium non pollicebitur.**

nahm ihre Hochachtung gegen dieselben zu, und desto eifriger suchten sie alles, was er behauptet hatte, zu vertheidigen [1]). Die Einbildung, sie sähen jetzt weiter als ihre Vorgänger, die nicht aus den Quellen selbst geschöpft hätten, war eine starke Versuchung, sich zu überreden, daß sie die Wahrheit selbst richtiger inne hätten: da sie doch oft nicht diese, sondern nur den Sinn des Aristoteles richtiger einsahen. Dieses Vorurtheil hatte sich ihrer zu sehr bemächtigt, als daß sie es für nöthig erachtet, überall eine unparteiische Prüfung anzustellen, ob die Aussprüche dieses Philosophen auch wirklich mit der Wahrheit übereinkämen. Das größte Verdienst wurde vielmehr darin gesetzt, die Stellen, welche in seinen Schriften einander widersprechen, für bloße Scheinwidersprüche zu erklären, einigen unrichtig scheinenden Ausdrücken eine bessere Deutung zu geben, und vornämlich die der geoffenbarten Religion entgegenstehenden Sätze in eine solche Gestalt umzubilden, daß sie entweder mit ihr übereinzustimmen, oder doch in der Hauptsache ihr nicht nachtheilig zu sein schienen. Aber alles dieses verrieth zu merklich eine sectirerische Verehrung, welche manchen, die nicht mit einer so blinden Anhänglichkeit für den Aristoteles eingenommen waren, in die Augen leuchtete. Denn da man seine Unfehlbarkeit nicht nur in der Dialektik, Metaphysik und praktischen Philosophie behauptete, sondern sie auch auf seine physischen Lehrsätze aus-

[1]) Hievon können sehr viele Zeugnisse angeführt werden. So schreibt z. B. Dreier in seiner Philosophia prima pag. 7: Soli Aristoteli hanc laudem tribuere possumus, quod exacte tractarit philosophicas scientias, qui instrumenta earum primus inuenit seu perfecte elaborauit, et usum earum cognovit; sicut is demum artem fabrilem perfecte tradidit, qui malleum inuenit et eius usum ostendit. Zeidler fängt die Dedication seines Prodromus introduct. in lect. Aristotel. mit folgenden Worten an: Quod Aristoteles palmam praeripuerit omnibus, quotquot philosophiae solidiori operam nauarunt, nullus hactenus eorum, qui absque praeconceptis opinionibus iudicare amant, in controversiam vocare est ausus. Cum enim alii philosophiam fabulis aut aenigmatibus inuoluerent; alii dialogis includerent, alii numeris et figuris mathematicis obscurarent; alii alia ratione ac via traderent: salus hic analyticam seu demonstratiuam methodum, ex principiis certis et inductione manifestis procedentem, qua antehac soli ferme Mathematici usi fuerant, quaeque sola scientiis, naturae lumine collustratis, docendo idonea est, aptauit. Ex quo tanta demonstrationibus eius vis inest, ut nullus, qui eam penetrauit, iis valeat repugnare.

dehnte, worin doch unstreitig viel Unrichtiges und Willkürliches vorkommt; so ward diese übertriebene Hochachtung von denen, welche sich einer tieferen Kenntniß der Mathematik und Physik erfreuten, gar bald bemerkt, und bestärkte sie in dem Argwohn, daß man sich vielleicht auch in den übrigen Meinungen von dem Vorurtheile des Ansehns blenden ließe. Und diese Männer waren es auch, welche kein Bedenken trugen, ihr Mißfallen an einer solchen Sectirerei öffentlich zu äußern, und dem fast vergötterten griechischen Philosophen offenbar von ihm begangene Irrthümer nachzuweisen. Der Professor der Mathematik Strauß widerlegte daher freimüthig seine Meinung von Erzeugung neuer und Vernichtung alter Substanzen in den Gegenden unter dem Monde [1]), seine den Kometen innerhalb der Atmosphäre unserer Erde angewiesene Laufbahn [2]), und den irrigen Satz, daß diese Himmelskörper aus den Ausdünstungen der Erde entstehen [3]). Auf gleiche Weise zog sein Nachfolger Linemann die sklavischen Verehrer des Aristoteles höhnisch durch, und tadelte die unbesonnene Leichtgläubigkeit, womit sie ihm alles auf sein bloßes Wort glaubten.

Die Hauptabsicht bei Verbesserung der Philosophie nach der Vorschrift des Aristoteles, ward auf die Logik gerichtet, und um diese suchten daher die meisten Anhänger derselben durch Lehre und Schriften sich verdient zu machen. Auf der Akademie verwalteten nach v. Geldern, welcher in diesem Jahrhunderte noch zwanzig Jahre seine Stelle bekleidete, folgende das Lehramt derselben: M. George Crusius, von 1621 bis 1625; M. Levin Pouchenius 1626; M. Laurentius Weger, 1626 bis 1629; M. Michael Eifler, 1630 bis 1657; M. Melchior

[1]) In seiner Disputat. de eclipsibus solaribus §. 6.

[2]) In der Disputat. de Philosophia astrali.

[3]) In einem den 26. Jan. 1626 ausgefertigten Programm sagt er: Doctrina cometica in Peripateticorum schola per tot secula plus quam Cimeriis inuoluta fuit tenebris, dum Aristoteles Cometas usque in aëris confinia trusit, eosque ex terrae vaporibus generari statuit. Discussit hasce tenebras fulgentissima lux Astronomiae obseruatricis. — Eat nunc Aristoteles et terram tantum vaporum exspirare posse adfirmet, qui terram disam superent.

Zeidler, 1658 bis 1663; M. Lambert Steger, 1663 bis 1667; M. Andr. Hedio, 1667 bis 1703.

Unter den Privatdocenten der philosophischen Facultät haben beinahe alle über die Logik Vorlesungen gehalten, indem dieselben um diese Zeit am zahlreichsten besucht wurden. Daher sind auch sowohl von dieser Wissenschaft überhaupt, als auch von einzelnen dahin einschlagenden Materien Disputationen in großer Menge herausgekommen, und verschiedene derselben nachmals in ganzen Sammlungen zusammengedruckt erschienen [2]). Alle hier namhaft zu machen, würde unnöthig sein, da viele von einerlei Inhalt sind, und nur in den Worten oder einer veränderten Ordnung des Stoffes von einander abgehen; andere die Wahrheiten nicht im Zusammenhange ausführen, sondern nur aus einzelnen Sätzen bestehen, in welcher Gestalt, besonders im Anfange dieses Jahrhunderts, auch die meisten Disputationen, welche von anderen Wissenschaften handeln, erschienen. Bei einer so allgemeinen Bearbeitung der zur Logik gehörigen Materien mußte dieselbe bei-

[1]) So schreibt er in seinen **Deliciae calendariographicae** auf das Jahr 1646 in der 6ten Frage S. 178: „Anjetzo finden sich unter den Gelehrten welche meynen, es habe **Aristoteles** (welchen ich hoch achte) alle seine Sachen, **ex Apollinis tripode** und aus der Wahrheit Speise-Kammer ihm verschrieben, so daß man auch nicht einsten der vornehmsten und klügsten Leute, so nach **Aristotele** gelebet, **Obseruationes** würdig achtet sie zu **compariren** mit **Aristotelis** Opinionen. Nun solchen Phantasten setze ich diese Frage nicht zu gefallen; sondern denen, die da verstehen, daß solche Eygensinnigkeit für eine sehr große Thorheit zu halten sey, und ein gut stück klüger in natürlichen Dingen verfahren, wenn sie ihnen belieben lassen das vornehme Wahrwort, **Amicus Plato, amicus Aristoteles; maxime amica veritas**, und lassen die Andersmeynende **speculiren** wie ein Krebs etc." In der 7ten Frage desselben Jahres S. 181. heißt es: „Mancher eyfrige **Peripateticus** ist an den **Aristotelischen principiis Physicis** gleichsam angepechet, aus einer unschuldigen Gewohnheit, oder vielmehr, daß ers möge, wie jener Littaw im votiren sagte, mit dem grösten Hauffen halten." Und in der 5ten Frage auf das Jahr 1651. S. 315. drückt er sich so aus: „Die neugebackene **Peripatetische Physici** und **Astronomi** glauben meistentheils was gesaget, und wissen nicht, was **demonstriret** ist."

[2]) Hieher gehören z. B. außer den jetzt angeführten, welche nachher als Tractate herausgekommen sind, auch folgende: M. Phil. Arnoldi, dessen noch unten gedacht werden wird, **Disputationes XV ex Organo Aristotelis, 1610.** — **M. Geor. Meier, XVI. disputationes logicae, 1611.** — **M. Joh. Grafft** (§. 161.), **collegii philosophici disputationes XII, 1651.** und andere.

nahe erschöpft werden. Da aber gleichwohl ein Jeder gern etwas Neues sagen und seine Gelehrsamkeit zeigen wollte, verfiel man oft auf die abstractesten Subtilitäten, unbedeutende Kleinigkeiten, unnütze Fragen und Sophistereien [1]). Aber es mangelt auch nicht an ausführlichern Werken, welche theils die Logik in ihrem ganzen Umfange erläutern, theils einige ihrer vornehmsten Lehren genauer beleuchten. Aus diesen kann man sich am besten einen Begriff von dem damaligen Zustande dieser Wissenschaft machen. Um einige anzuführen, so gehören, außer Wichelmann's schon oben angezeigten Schriften, hieher:

Crusius, Geor., Collegium logicum. Regiom., 1618. 4. 1 Alph. 5 B. Es enthält eine Sammlung von 15 zuvor einzeln herausgegebenen Disputationen, und trägt das Vornehmste aus der Vernunftlehre also vor, daß zuerst kurze Sätze und Definitionen, und darauf ausführliche Beantwortungen zweifelhafter Fragen aus der Logik, welche aber fast alle sehr unerheblich sind,

1) Zur Probe einer solchen philosophischen Disputation mögen die Sätze dienen, welche M. Joh. Schienemann d 12. Mai vertheidigt hat, und die also lauten: I. Classis Praedicabilium et Subiicibilium, quidquid Entis rationem habet, includit. — II. Omnes particulae modales propositiones causantes ad praedicatum pertinent. Id quod patet ex praedicati determinatione, harum propositionum conuersione, ut ex syllogistica constructione. — III. Contradicendi modus in simplici negatione consistit. Dum hic modus omnibus propositionibus ex asse conuenit, quod de Aristotelico dubitatur. — IV. Numerus ter narius affectiones Entis unitas haud complet. Quod perfectio, Alicub ietas etc. demonstrat. — V. Ens in potentia est Non-Ens. Eo quod non habeat Essentiam vel Existentiam: quamuis eam habere possit. — VI. Physica non magis affectiones intrinsecas agnoscit, quam quaeuis alia ex sapientiis. Natura enim pro principio demonstratiuo Affectionum externarum tamquam contingentium habenda minime. — VII. Coelum et sidera causae naturales non sunt. Utpote quia Effectum rerum sublunarium nullatenus intendunt. — VIII. Elementa intransmutabiliter subsistunt. Tamquam Corpora simplicia pugnam Qualitatum respuentia. — IX. Atomi vera sunt Corporum naturalium principia, quamvis non omnium. Ratio illius, quia mixtio non in Penetratione, sed Corporum Appositione consistit. Huius, quia non omnia Corpora ex atomis aut composita sunt, aut necessario integrantur. — X. Animarum Triplicitatis Autoritatem non Rationem vel Experientiam urgent. Quae si consulas, has animas subordinatas, alias plures esse palam erit.

vorkommen. Nach vier Jahren gab eben dieser Crusius abermals eine Sammlung von sieben anderen Disputationen über die Logik, auf 12 B. heraus, worin die in jener ersteren übergangenen Materien und besonders die Lehre von den Schlußreden vorgetragen und zum Theil durch Exempel erläutert werden, die problematischen Aufgaben aber weggelassen sind.

Wegerus, Laur., quaestiones in omnes Organi Aristotelici libros. Regiom., 1628. 4. 2 Alph. 7 B. Dieses Werk beantwortet diejenigen Fragen, über welche damals unter den Auslegern der zur Logik gehörigen Schriften des Aristoteles, gestritten zu werden pflegte, z. B. an Logicae genus sit habitus speculativus? an obiectum Logicae sit ens rationis? an genus definiri possit? an diuisio qualitatis sit in species, et quidem inter se realiter et essentialiter distinctas? an verbum vocale significet solas res, excluso conceptu? und andere dergleichen wenig erhebliche Speculationen. Die Antworten bestehen in langen Allegationen verschiedener Meinungen aus einer Menge Schriften der Scholastiker und anderer, die von Weger's mühsamem Fleiße im Nachschlagen aller dieser Bücher zeugen; in weitläuftigen Erklärungen der vorgelegten Fragen, und in Einschränkung und Bestimmung der darin enthaltenen Wörter. Hierauf eröffnet er seine eigene Meinung und hebt die Zweifel, welche dawider gemacht werden könnten.

Ejusd. prima mentis operatio, Logica. Regiom., 1630. 8. Sie ist nach des Verfassers Tode herausgekommen und beschäftigt sich mit Erörterung der verschiedenen Meinungen, Einwürfe und Beantwortungen von den Wirkungen des Verstandes und der Art derselben.

Eiflerus, Mich., frontispicium Logicum. Regiom., 1648. 8 22 B. Es soll eine Einleitung in die Logik vorstellen, und enthält allgemeine Sätze von ihrer Beschaffenheit, Nützlichkeit und ihrem Zwecke. Er folgt überall dem Aristoteles, dessen Worte er auch hin und wieder anführt. Diese bestätigt er mit den Zeugnissen älterer und neuerer Ausleger der aristotelischen Schriften. Die Zuschrift enthält eine Lobrede auf die Logik, als die Sonne aller Gelehrsamkeit, wie er sie nennt. Er erhebt sie mit so prächtigen und schmeichelnden Ausdrücken, wie vielleicht noch in keiner andern Schrift geschehen ist.

Ejusd. Methodologia particularis, Synthesin et Analysin thematicam, quae praxis Logicae vulgo dicitur, perspicuis praeceptis et exemplis succincte proponens. Regiom., 1643. 8. Daselbst 1653 unter dem Titel: Methodologia recognita wieder aufgelegt. In dieser Sammlung einzelner, vorher gehaltenen Disputationen werden die Lehrsätze der Logik also erörtert, daß von jedem eine Erklärung, Erläuterung und Einschränkung beigebracht, und sodann ihre rechte Anwendung gezeigt wird. Die Bestätigung ist theils aus Stellen des Aristoteles, theils des Thomas Aquinas und anderer Ausleger hergenommen.

Ejusd. primordia Pansophiae. Regiom., 1645. 8. und daselbst 1652 wieder aufgelegt. — Ejusd. lineamenta Logicae, instar Directorii succinctarum dissertationum Logicarum. Regiom., 1645. — Ejusd. dilucidationes. Regiom., 1645. Alle diese Schriften, nebst vielen Disputationen, haben die genaue Zergliederung und weitere Aufklärung der in der Logik vorgetragenen Wahrheiten zur Aufgabe.

Dreier, Christian., Dialectica Regiomontana s. compendium Topicorum Aristotelis. Diese Abhandlung wurde anfangs vom Verfasser in seinen Vorlesungen den Zuhörern in die Feder dictirt, und nachher von Bußmann, welcher auch, des oben genannten Hartw. Wichelmann's Dialektik und Analytik zum Druck befördert hat, in Helmstädt herausgegeben. Dreier trägt hier diese Wissenschaft nach den ächten Grundsätzen des Aristoteles deutlich und bündig vor, und zeigt besonders, wie man sie in der Redekunst gehörig anzuwenden habe. Das Werk fand bei den Liebhabern der aristotelischen Philosophie großen Beifall, und Morhoff nennt es elegantem sane librum [1]).

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Polyhist. Tom. II. lib. 5. cap. 1. pag. 477.

Literatur.

Strandlieder. Aus den Papieren eines am Strande wandernden Schulmeisters, ausgewählt und herausgegeben von Oskar Romaikarg Johannes. Marienwerder 1850. Druck und Verlag v. Harich.

Die unter obigem Titel enthaltene Sammlung von Gedichten fast durchgängig lyrischer Gattung begrüßen wir als eine erfreuliche Erscheinung im Gebiete der heimatlichen Literatur und können nicht umhin, sie allen denjenigen auf's Angelegentlichste und Beste zu empfehlen, die für die Schönheiten der Natur, für einen kindlich frommen Sinn, die Freuden der harmlosen Geselligkeit, für Liebe und das Erhabene nicht unempfänglich sind. Wir finden in den vorliegenden dichterischen Kompositionen den Abdruck eines tiefen, durchweg reinen Gefühls, einen geläuterten Geschmack und hellen Geist, dabei in Betreff der Darstellung eine schöne Diktion, Kraft der Charakteristik, Eurhythmie verbunden mit einem gerundeten Versbau.

In der ersten Abtheilung der Sammlung versetzt uns der Verfasser in die erhabene Natur an der See, deren wechselnde Phänomene er als Folie oder Rahmen zu seinen Lebensbildern benutzt und sie nach den verschiedenen, in ihm erweckten Stimmungen in lebendiger, trefflich malender Schilderung vor Augen stellt, wobei er eben sowohl eine überraschende, oft kühne, immer aber analoge, wahrhaft dichterische Gedankenverknüpfung zwischen der innern und äußern Anschauung als auch Zartheit, Innigkeit und Fülle der Empfindung an den Tag legt. Ohne die idealische Allgemeinheit durch Individualisirung zu beschränken, erschließt uns derselbe in einer Reihe von trefflichen Gedichten: „Extemporale, Mitleid, Gram, Gruß, Geisternähe" rc. sein über manchen erlittenen Verlust trauerndes Vaterherz, und zwar in milder zum innigsten Mitgefühl stimmender Wehmuth, so daß diese, fern von jenem bittern oder mit der Vorsehung rechtenden Schmerze nur den elegischen Grundton zu den poetischen Gebilden hergiebt.

Hier zeigt der Verfasser auch, welchen lindernden Trost ihm das Gottvertrauen, das sich auch in den Gedichten: „Die Besoldung, Fischerlied, das Lebensbuch, die Mutter an ihr krankes Kind, durchs Kreuz zur Krone" rc. so wahr und kräftig ausspricht, zu verleihen und ihn im Leiden emporzurichten vermag; und um ihn, da wir einmal diese Seite berühren, ganz kennen zu lernen, dürfen wir nur die herrlichen, so bedeutungsvollen Worte des Gedichtes: „Die Bibel" anführen:

Und wenn ich's so einfach lese,
Faßt mich heil'ge Wonn' und Lust;
Klarer wird's in meinem Geiste,
Warm und weit wird mir die Brust.
Liebe leuchtet, Liebe wärmet
In dem ew'gen Gotteswort,
Und in Leiden wie in Freuden
Bleibt es mir der treuste Hort.

Meisterhaft ist die Schilderung auch da, wo die Natur nicht nur als Lokal einer Handlung dient, sondern als eigner Gegenstand der Darstellung benutzt wird, z. B. in „Meeresfarben, Meeresklänge, Mitternachtssonne, der Kinderball," welches letztere wir als ein eben so liebliches und schwungvoll poetisches als farbenreiches und lebensvolles Bild hier ganz folgen lassen:

Die Sonne sinkt darnieder ins goldne Schlummerhaus;
Die Wellen heben lieblich ihr Köpfchen noch heraus.
Die See im grünen Kleide ruft mutterliebereich:
Was hüpft ihr, lieben Töchter? Legt doch zur Ruhe euch!

Wir warten auf die Sterne und ihren lichten Tanz!
Drum schmück' uns liebe Mutter, mit weißem Rosenkranz!
Schau hin! Im Prachtgewande zieht schon die Nacht herauf,
Halt mütterlich umfangen die Söhn' im Himmelslauf.

Und da sie noch so flüstern und auf zum Himmel sehn,
Da nahn die lichten Sterne im Abendwindeswehn!
Sie spiegeln sich und grüßen der trauten Wellen Schaar
Und küssen ihre Wangen und spielen im Lockenhaar.

Nun hüpfen froh die Kinder zusammen im Wirbeltanz,
Es sprüh'n die Lichtesfunken, es duftet der Schaumeskranz;
Der Westhauch säuselt lieblich den holden Reigenklang,
In seine Lieder mischen die Kinder ihren Sang.

Und beide Mütter weilen in liebevoller Ruh
Und sehn dem frohen Tanze der Kinder selig zu.
O seelenfrohe Mütter! Der Kinder Freud und Glück
Beseligt eure Herzen, verklärt euch euren Blick!

Da dämmert's fern im Osten. Nun Kinder! ruft die Nacht,
Nun laßt uns weiter wandern, eh' noch die Sonn' erwacht.
Die Sterne folgen willig und sagen hold: Ade!
Und ihre Wellen leget zur Ruh die stille See.

In Betreff der Erfindung der blühenden Sprache und des metrischen Wohllauts steht dem Vorigen auch „Wellengrab und Blumengrab" würdig zur Seite; unnachahmlich schön ist hier namentlich der Gegensatz, der das ganze Gedicht hindurch streng gehalten ist, wie z. B.

Und schauet mein Freund die brandende Flut
Und klopft sein Herz ihm in Freundschaftsglut:
Er sieht mich im Schaume der Woge nahn,
Er hört mich in brausender Wellenbahn.

(Gegensatz)

So oft die Sonn' im Westen sinkt
Und Lunas Lichtglanz schwebend blinkt,
Erscheint mein Geist aus tiefer Gruft
Dem treuen Freund im Blumenduft.

Die erotischen Lieder charakterisirt neben der glücklichsten Anlage, Einfachheit und Wärme, eine rühmlichst hervorzuhebende Zartheit; man sehe: „Die flüchtige Erscheinung; die ewige Sonne; ihr Blick; Mondregenbogen und „Gruß an sie," das mit den Worten schließt:

Fächle *) kosend sie am Abend,
Wenn sie weilt am Blumenbeet,

*) Zum Lüftchen gesprochen.

Lispl' ihr zu, wie warm und labend
Mich ihr Liebeshauch umweht.

Wir fügen hiezu nur noch aus dem „Hirtennachtlied:“

Wie Sternlein droben im goldnen Schein
So rein und ewig soll Liebe sein.

Daß der Dichter auch zu den heiteren Freuden die Geselligkeit anzuregen versteht, wie z. B. in den Nummern: „Unsre Tafelrunde; unsre Harmonie,“ zeigt sich noch besonders in der „Einladung in die Stadt“ und „Einladung aufs Land“, wo man durch einen vom ungemein wirksamen Doppelreim und musikalischen Rhythmus gehobenen, wahrhaft sprudelnden Humor fortgerissen wird; zum Beweise diene nur die Schlußstrophe, und man wird sich von der Wahrheit überzeugen:

Folge mir gleich! Fleuch
Städtische Gruftluft!
Liebchen und Rheinwein
Haben auch wir hier!
Heiterer trinkt sich in blumiger Flur,
Wonniger liebt sich's in freier Natur!

„Der Sturm in der Einsamkeit“ ist eine geistreiche, sicher durchgeführte Charakteristik gewißermaßen eine Portrait-Gallerie; die mit wenigen meisterhaften Strichen gezeichnete Darstellung giebt ein so überraschend kenntliches und wohlgetroffenes Bild eines jeden der aufgereihten Dichter, daß man nicht nur die scharfe Auffassung, sondern auch die Gewandtheit der Imitation bewundern muß; wer glaubt nicht, um nur ein Beispiel anzuführen, bei folgender Stelle Klopstocken selbst zu lesen?

Wenn mein ahnender Geist ruhig in Einsamkeit
Sehnsuchtsvoller bei dir, heilige Gottheit, weilt,
Und den großen Gedanken
Deiner herrlichen Schöpfung denkt 2c.

In den Gedichten: „Die Riddarholmskirche in Stockholm; Alt-Upsala 2c.“ müssen wir den tiefen Ernst der kontemplativen Poesie und die dem Gegenstande angemessene Großartigkeit des Styls, die sich in der Nummer „Auf Ossians Grabe“ zum dithyrambischen Schwunge erhebt, lobend hervorheben.

Wir können nur wünschen, daß der eben besprochenen Sammlung der Beifall zu Theil werden möge, den sie verdient und daß der Verfasser uns bald mit einer neuen Gabe erfreuen möge. G.

Das Wesen, der Verlauf, die Fortpflanzung und die Behandlung der Cholera; von Dr. Will in Schippenbeil. Besprochen von Prof. Dr. Möller.

Die medizinische Literatur unserer Provinz ist nicht reich. Vielleicht halten es daher die Leser dieser Zeitschrift für der Mühe werth, eine ihrer seltnen Früchte, welche so eben im Lande der grauen Erbsen erwachsen ist, ein wenig näher zu betrachten, besonders da dieselbe laut Ankündigung in der Hartungschen Zeitung No. 207. „Das Problem der medizinischen Jetztzeit gelöst" hat und trotz dieses gelehrten Inhalts zugleich für Laien geschrieben ist.

Im Vorworte sagt der geehrte Vf.: „Nur nachdem ich alle Schritte, um der Menschheit eine wahre Hülfe zu bieten, vergeblich gethan habe, trete ich gezwungen an die Oeffentlichkeit." Man versteht das noch nicht sogleich — sondern erst etwas später!

Zunächst erfahren wir, was Alles der geehrte Vf. nicht will, unter andern: eine physiologische Abhandlung schreiben. Nichts desto weniger sind in dem Büchelchen viele höchst merkwürdige physiologische Entdeckungen niedergelegt. So äußert z. B. derselbe S. 19, daß man kaum begreifen könne, wodurch in der Cholera Ansteckung erfolgen solle, denn „alle Secretionen haben aufgehört, die Haut ist gänzlich todt, und die kalte klebrige Flüssigkeit, womit sie bei manchen bedeckt ist, ist nur ein Niederschlag des atmosphärischen Wassers" (!) „Die ausgeleerten Stoffe sind ebenso unschuldig, denn in der kurzen Zeit der Krankheit kann bei dem Mangel an Wärme nicht einmal Gährung eintreten." S. 25. werden wir belehrt, daß wenn bei eintretender Besserung noch ein Paar Mal stärkeres Erbrechen erfolgt „dies nur die Folge des jetzt sich wieder zusammenziehenden Magens ist, welcher früher, wie der Mastdarm, sackartig erschlafft war." (Welch' originelle Ansicht vom Mechanismus des Erbrechens! Wie natürlich besonders, daß das Erbrechen während der Krankheit von Erschlaffung, bei der Reconvalescenz dagegen von Zusammen-

ziehung des Magens abhängt!) S. 27. findet sich die scharfsinnige Bemerkung, daß die Kranken durch unbewußtes Aufwärtsrollen der Augen Kopfschmerzen andeuten. Da jeder Mensch im Schlafe bekanntlich die Augen aufwärts rollt, so haben wir Alle vermuthlich Nacht für Nacht unbewußte Kopfschmerzen!

Diese Proben werden genügen, um den Ausspruch des geehrten Vf's gerechtfertigt zu finden, daß „die Cholera noch einst eine Schatzkammer für die Physiologie werden werde.“ (S. 9.) Dagegen haben wir uns mit Anatomie und Chemie gar nicht zu plagen, sie taugen bei der Cholera durchaus nichts (S. 6.) und „was für geographische Landkarten man sich von den Reisen der Cholera entworfen hat, ist auch unnützes Spiel!“ (S. 18. Vortrefflicher Styl!)

Um dem Wesen der Cholera auf den Grund zu kommen, werden uns nun S. 6. zwei Wege gezeigt: der sicherere und bequemere der pathologischen Anatomie, der aber eigentlich unsicherer ist und zu nichts führt, und der unsicherere und schwierigere einer rationellen Deutung der Krankheitserscheinungen, der aber bei der Cholera viel sicherer ist (S. 7.). Auf diesem zweiten Wege gelangt der geehrte Vf. mit leichter Mühe und auf 3—4 Seiten zu dem Resultat, daß das Wesen der Cholera in einem lähmungsartigen Zustande der sympathischen Nerven bestehe, denn man sehe ja die von denselben in Thätigkeit erhaltenen Functionen (Blutumlauf, Secretionen) gänzlich darnieder liegen. Wenn außerdem auch die Stimme (der Herr Vf. sagt „Sprache“) erloschen ist, welche nicht von sympathischen Nerven, sondern vom N. vagus beherrscht wird, so ist dies „ein Beweis für die Physiologie, daß selbst die oberen Zweige des nerv. vagus sich mehr den Functionen des Sympathicus zuneigen.“ Seht Ihr Herren Physiologen: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth! Doch lassen wir die Physiologie bei Seite; der Herr Vf. wollte ja keine physiologische Abhandlung schreiben! Die Philosophen aber nennen, glaube ich, eine derartige Beweisführung, wie die obige, einen circulus in demonstrando.

Uebrigens ist die von dem geehrten Vf. aufgestellte Ansicht über das Wesen der Cholera gerade nicht neu; sie spukt vielmehr schon in diversen, längst verschollenen Schriften aus dem Jahre

1831, z. B. Loders Sendschreiben über d. Chol. S. 42. Philippson Beitr. z. d. Untersuchung über d. Chol. S. 172. (Es würde leicht sein, den genannten noch mehrere anzureihen, wenn es nicht so langweilig wäre, in dem Wust veralteter Broschüren herum zu stöbern).

Damit indessen doch auch die Pathologie nicht ohne wahrhafte Bereicherungen bleibe, werden wir S. 18. mit 2 ganz neuen Krankheiten bekannt gemacht: der „Dschumi (dziumma)" und dem „Typhus ambulatorius" (Spazierfieber?). Erstere hat, wenn ich mich nicht irre, bedeutende Aehnlichkeit mit einer Zeitungsente, im Uebrigen aber bekenne ich mit Beschämung meine gänzliche Unbekanntschaft mit beiden Krankheiten, und da der geehrte Vf. sagt, daß „deren Wesen nun wohl leicht zu ergründen wäre, wenn wir in der Untersuchung weiter gingen," so spreche ich gewiß den Wunsch Vieler aus, wenn ich ihn bitte, unserer Unwissenheit über die genannten, gewiß höchst interessanten Krankheiten, besonders über das Spazierfieber, recht bald durch ebenso lehrreiche Abhandlungen, wie die vorliegende, abhelfen zu wollen!

Doch ich schließe diese Blumenlese. Sie wird jedem denkenden Leser Stoff genug geboten haben, um danach die wissenschaftliche Befähigung und den schriftstellerischen Beruf des Herrn Dr. W. beurtheilen zu können.

S. 26. kommen wir endlich zur Hauptsache: „durch langes Studium und so doch nur durch Gottes wahrhaften Beistand" hat der Herr Vf. eine Art Naphtha erfunden, deren „wunderbare Wirkung" nichts zu wünschen übrig läßt. „Diese Naphtha kann sich jeder Mensch selbst bereiten" und „damit Aerzte und Laien selbst ein Urtheil darüber haben" — theilt er die Bereitungsweise derselben mit? O nein! — fügt er nur hinzu, daß sie aus solchen Medicamenten bestehe, welche eine unmittelbare Einwirkung auf den lähmungsartigen Zustand des organischen Nervensystems haben. Das also ist des Pudels Kern: Anpreisung eines Geheimmittelchens! Und die ganze Abhandlung bildet nur den gelehrten Rahmen dazu! Nun, wünschen wir uns Glück zu diesem Fortschritte unserer Industrie; bei uns ist so etwas noch nicht dagewesen. In den englischen Blättern aber stand einmal eine hübsche Geschichte von einem glänzenden Meteor, welches ganz London in Erstaunen gesetzt hatte und dadurch entstanden war, daß der be-

rühmte Luftschiffer, Hr. Green, seine Stiefeln mit NN's Glanzwichse, zu haben da und da, hatte wichsen lassen.

Aber ist denn das die Humanität, mittelst welcher Hr. Dr. W. im Vorworte unser Herz zu rühren wußte, daß er, im Besitz eines angeblich wunderbar wirkenden Arcanums, ruhig zusieht, wie in der Nähe und Ferne Hunderte dem furchtbaren Feinde zum Opfer fallen? Wahrlich, nicht so handelte Eduard Jenner, als er nach 20jährigem Bemühen die Schutzkraft der Kuhpocken bekannt machte, ohne einen Preis für seine Entdeckung zu verlangen! Und dafür ist ihm nicht nur irdischer Lohn in reichem Maße zu Theil geworden, sondern der Lorbeer der Unsterblichkeit und ein Platz unter den größten Wohlthätern der Menschheit. Seit Vertilgung der Pocken hat gewiß keine schrecklichere Geißel das Menschengeschlecht heimgesucht, als die Cholera, und darum würden nicht mindere Ehren und nicht geringerer Dank denjenigen erwarten, der wirklich ein sicheres Heilmittel derselben erfände. Hat denn Herr Dr. W. so wenig Vertrauen zur Menschheit oder — zu seiner eignen Entdeckung, daß er deren Veröffentlichung scheut?

Doch genug! Wir scheiden von dem Herrn Vf. mit einem Gefühl der Scham und mit der aufrichtigen Bitte: in *Zukunft* „den stummen Zeugen seiner schlaflosen Nächte, seinen Arbeitstisch" zu nöthigern und ehrenvolleren Beschäftigungen zu benutzen als zur Abfassung von Schriften, die ihrem wissenschaftlichen Werthe nach höchstens mit den berühmten Werken „Keine Hämorrhoiden mehr!" oder „Untrüglicher Rathgeber für Alle, die an Verschleimung leiden" auf eine Stufe zu stellen sind.

Littauischer Volksgesang.

Fortsetzung aus Bd. VIII.

Bemerkungen zu Bd. VIII. S. 414. 416. von Pfarrer Glogau in Tilsit.

Seite 414. In der 50. Daina lautet der Anfang der zweiten Strophe bei Stanewicz im žameitschen Text:

ar i kayma kaymužele?

Herr Dr. Nesselmann überträgt dies in das Preußisch-Litthauische:

Ar i Kaimo Kaimuželi?

und bemerkt dazu sehr richtig, daß Kayma auch den Accusativ bedeuten könne. Doch gesteht er selbst, daß er, obgleich er den Genitiv dem Accusativ vorgezogen habe, doch damit nichts Rechtes anzufangen wisse, denn wörtlich heiße es „in des Dorfes Dörfchen.“ In der deutschen Uebersetzung übergeht er die Schwierigkeit, und sagt: „in das kleine Dörfchen.“

Ich erlaube mir eine andere, nicht bloß auf den Sprachgebrauch sich gründende, sondern auch, wie es mir scheint, ganz in den Zusammenhang passende und jede Schwierigkeit lösende Auslegung, die sich mir ungesucht, sogleich beim ersten Lesen, darbot, hier mitzutheilen.

Einverstanden bin ich mit Nesselmann darin, daß Kaimas nichts anders als Kiemas ist; vielleicht ist im Zameitschen nur die erstere Form gebräuchlich; daß sie früher auch im Preußischen Litthauisch vorkam, scheint der angeführte Dorfsname Kirsnakaimjei (nicht Kirsnakaimei), Name eines am Flüßchen Kirsna gelegenen Dorfes = Kirsnadorf, Kirsnakiems zu beweisen.

Das Wort Kiemas heißt aber im Tilsitschen nicht blos Dorf, sondern auch 2) der (umzäunte) Hof, Hof-

raum*) (z. B. eines Bauerngrundstücks). Daher würde ich die oben angeführten Zameitischen Worte in das Preußische Litthauisch so übertragen:

Ar i kiemo kiemuželi? und übersetzen:

Ob in eines Dorfes (Bauer-) Höfchen?

Dies entspricht ganz dem Zusammenhang. Vorher fragt die besorgte Mutter: Kur iszleisu Dukrelę?

Wohin soll ich verheirathen mein Töchterlein?

Darauf heißt es: Ar i Kiemo kiemuželi?
Ar i marga Dwarużźeli?
Ar i Tilžes Miesteli?
Ob in eines Dorfes Höfchen?
Ob in schmucken Herrensitz?
Ob in Tilsits schöne Stadt?

Indessen läßt der zameitische Text noch eine andere Uebertragung zu, wenn man Kayma als Acc. (= Kiemą) und Kaimužele als Gen. (= Kiemuzelio = —ia = —e [gesprochen]) ansieht. Dann hieße es ins Preußische Litthauisch übertragen:

ar i Kiemą Kiemuželio (gesprochen —e)?

(Ob in den (Bauer-) Hof eines (Bauer-) Dorfes?)

Der Sinn bleibt wesentlich derselbe. Vielleicht würde diese Erklärung den Vorzug verdienen, weil sie sich in der Aussprache noch mehr an das Zamaitische anschließt. So scheint mir in i Kiema Kiemužźele keine müßige Wiederholung, sondern ein sinniges Wortspiel zu liegen.

Seite 416. Zu den 5 von mir mitgetheilten Dainos (51 bis 55) wird in der Anmerknng gesagt: diese sind aus der Tilsiter Gegend zugegangen. Das ist aber nicht so zu verstehn, als ob sie in dieser Gegend gesammelt sind; vielmehr stammen Nr. 51. aus der Ragniter und die 4 übrigen aus der Laukischker und Labiauer Gegend. Gewiß hat der Fundort der Dainos auch sprachwissenschaftliches Interesse. Daher glaubte ich dies noch näher angeben zu müssen.

*) Kiemas in der Bedeutung Hof kommt, so viel ich weiß, nur im Tilsitschen vor; dieser eigenthümlich Tilsitsche Sprachgebrauch ist ein Beweis mehr, daß diese Daina aus dem Tilsitschen stammt, und erst später ins zameitische übertragen ist.

Dreiundzwanzig Dainos, gesammelt von E. Gisevius, zum Druck befördert von G. H. F. Nesselmann.

56.

Szalé kêmélio,
Szalé wêszkélio
Aug' žaloji lêpéle
Palinkusom's szakélem's.

Po tą lêpélę
Po tą žalają
Stow dwi jauni sesséli;
Su moczuje kalbêjo.

Moczuže mana,
Senoji mana,
Kur dêswa wainikkéli,
Kur sawo szydronéli.

Dukryti mano,
Jaunêji mano,
Kabykit i lêpélês
Palinkuses szakéles.

Wêjužei putte,
Szakužes linko,
Nuputte wainikkêli
I jûdą purwynéli.

Te puczia wêjai,
Te linksta szakos,
Te prapûl' wainikkéliu;
Prapuls jaunos dênéles.

Seitab vom Dörfchen,
Seitab vom Wege
Wächst eine grüne Linde
Mit tiefgeneigten Zweigen.

Bei dieser Linde
Bei dieser grünen,
Da stehn zwei junge Schwestern;
Die sprachen mit der Mutter.

Geliebte Mutter,
Du liebe Alte,
Wo lassen wir die Kränzlein,
Wo unsern schönen Kopfschmuck?

Geliebte Töchter,
Ihr jungen Mädchen,
Hängt sie an dieser Linde
Herabgeneigte Zweige.

Es bliesen Lüftchen,
Die Aestlein schwankten;
Sie bliesen, ach, die Kränzchen
Herab zur schwarzen Erde.

Laßt wehn die Lüfte,
Die Aeste schwanken,
Laßt fallen eure Kränze;
Auch eure Jugend flieht einst.

57.

Mano plaukélei,
Man geltonêji,
Wêjužio pucziamêji,
Wêjužio blaszkomêji.

Wie meine Haare,
Die blondgelockten,
Im rauhen Winde flattern,
Vom Winde gar zerzaust sind,

Mano szirduże
Man wis lingoja;
Ant kur suksu laiwéli
Su szilkinniù żégléliù.

So auch mein Herzchen,
Es schwankt und woget.
Wohin lenk' ich das Schifflein
Mit seinem seidenen Segel?

58.

Ai warge, warge
Wargéli mano,
Kadà tawę iszwargsu?

Kad asz iszaugsu,
Bernyti gausu,
Tay warguži iszwargsu.

Ach Leiden, Leiden,
Ach du mein Leiden,
Wann wirst du endlich enden?

Wann ich erwachsen
Den Liebsten finde,
Dann wird mein Leiden enden.

59.

Auszta auszréle,
Tek' szwêsoji sauléle,
Mano merguże
Mêgt saldu mêgéli.

Kur's gal prikélti
Mano jaunę mergélę,
Tam dûwanocziau
Sawo bèr żirgéli.

Iszeik merguże,
Su manim kalbinêti,
Iszneszk żêdéli,
Kuri asz taw dawjau.

Kas gal prikélti
Tawo jaunę mergátę?
Tawo merguże
Gul aukstam' kalnélij.

Ant jôs kapélio
Żyd' rudos negelkytes,
Ant jôs krikstużio
Szwit aukso Wardélis.

Der Morgen dämmert,
Die Sonn' erhebt sich glänzend.
Mein süßes Mägdlein
Liegt in süßem Schlafe.

Wer kann erwecken
Mein süßes junges Mägdlein,
Dem wollt' ich schenken
Meinen lieben Braunen.

Komm, komm mein Mägdlein
Mit mir ein wenig plaudern,
Bring' auch den Ring mit,
Den ich dir gegeben.

Wer kann erwecken
Dein liebes junges Mägdlein?
Dein süßes Mägdlein
Liegt auf hohem Berge.

Auf ihrem Hügel
Da blühen braune Nelken,
Auf ihrem Grabkreuz
Prangt ihr Name golden.

Kad atdarytu
Jôs geltong grabéli,
Asz pazurêcziau
Sawo merguzelę.

Dabar su Dêwù,
Mano jauna mergaite!
Nû szio kartuzio
Dangiaus nesimatyswa *).

Daß man den Sarg mir
Den gelben öffnen möchte,
Daß ich erblickte
Sie, mein süßes Mägdlein!

So ruh' mit Gott denn,
Mein süßes junges Mägdlein!
Wir werden ferner
Uns nicht wiedersehen.

60.

Ne tankey jójau
Tais wêszkeluzeis
Pro merguzês szalélę
Pro rutuzû darzéli.

Ne têk asz jöjau,
Atgal zurêjau,
Ar nêr' mano mergéle,
Ar zur ji pro langéli.

Tai lyd' man mérga,
Tai zur pro langą.
Ai mergyt, mergyt mano,
Ar laikai manę szirdij'?

So oft nicht ritt ich
Auf diesem Wege
Vorbei bei meinem Mädchen
Vorbei am Rautengarten.

So viel nicht ritt ich,
Und schaute rückwärts,
Ob da nicht wär' mein Mädchen,
Und aus dem Fenster schaute,

Als durch das Fenster
Ihr Aug' mir folgte.
O Mädchen, liebes Mädchen,
Trägst du mich auch im Herzen?

61.

Ai zinau, zinau
Ale ne sakau,
Kur aug mano bernuzis.

O asz pazinau
Sawo bernuzi
Tarp szimtû artêjuzû.

Nauja zagruze
Szirmi jauczuzei,
Plêninni noragélei.

Ich weiß, ich weiß wohl,
Doch sag' ich's nimmer,
Wo mein Herzliebster wohnet.

Und ich erkenne
Auch meinen Knaben
Wohl unter hundert Pflügern.

Neu ist der Pflug sein,
Weiß sind die Ochsen,
Und stählern seine Pflugschaar.

*) Diese Zeile hat eine Sylbe zu viel; wahrscheinlich ist nesi einsylbig zu lesen, oder die dahin gehörige Länge ist in zwei Kürzen aufgelöst. R.

O asz pazinau
Sawo bernuzi
Tarp szimtû pjowêjuziû.

Mano bernuzio
Szwêsus dalguzis,
Naujas dalgkotuzélis.

Und ich erkenne
Auch meinen Knaben
Wohl unter hundert Mähern.

Blank ist die Sense
Des lieben Knaben,
Und neu der Stiel der Sense.

* * *

Ai zinau, zinau
Ale ne sakau,
Kur aug' mano merguze.

O asz pazinau
Sawo merguzę
Tarp szimtû audêjuzû.

Nauja stakluze,
Plona drobuze,
Sidabro szaudyklélis.

O asz pazinau
Mano merguzę
Tarp szimtû grêbikkéliû.

Naujas grêbluzis,
Baltas rubuzis,
Sidabro zêduzélis.

Ich weiß, ich weiß wohl,
Doch sag' ich's nimmer,
Wo wohnt mein trautes Mädchen.

Und ich erkenne
Mein trautes Mädchen
Aus hundert Weberinnen.

Neu ist ihr Webstuhl
Fein ist die Leinwand
Von Silber ist ihr Schifflein.

Und ich erkenne
Mein trautes Mädchen
Aus hundert Harkerinnen.

Neu ist die Harke,
Und weiß ihr Kleidchen,
Von Silber ist ihr Ringlein.

In jeder Hälfte dieses Doppelliedes giebt die Abschrift des Herrn G. eine Strophe mehr, und zwar beide Mal hinter dem ersten Verse. So heißt es in der ersten Hälfte:

Aug man' Bernytis
Bittênû kêmé
Szillênû galé.

Es wächst mein Knabe
Im Dorf Bittenen
Am End' Schillenen's.

und ähnlich in der zweiten Hälfte. Ich habe beide Strophen weggelassen, weil sie einerseits nicht in das Metrum des Gedichts passen, andrerseits aber ihr Inhalt der ersten Strophe geradezu widerspricht.

62.

Ai dukryte, ai jaunoji,
Eik i rútû darżą;
Kam rutytes, kam żalosos
Tawo taip nulúdo?

Ko nuleidzia żalias szakas
Ant jûdôs żemélės?
Tu dukryte, tu jaunoji,
Sulenksi kwėtkéli *).

Iszwes tawę tas pulkélis
I szwęcziû szalélę.
Ir priėjo pilnas kėmas
Baltujû wésznéliû.

Ir apsėdo baltus stalus
Jaunojû moszéliû.
Isjwes tawę tas pulkélis
I swéczîû szalélę.

Ogi tén tu ne girdėsi

Tėtużi dėjojant,
Ney senoji motinėlę
Sunkey dusaujenczę;

Ténay tu ir ne girdėsi
Brolyczîû dainojant,
Ney jau kojas sessużéliû

Jaunimélij' szokant.

Bet tiktay tu tén girdėsi
Gegużę kukojant,
Bey Jurėlės bey Marėlės
Wandenėli użant.

O asz grizdincziau tiltéli
Wėno sidabrélio,
Kad pargriszcziau pas moczużę
I jaunas dėnėles.

Geh, mein Töchterchen, du junges,
In den Rautengarten.
Warum sind die grünen Rauten
Warum, ach, so traurig?

Warum senken sie die Zweige
Bis zur schwarzen Erde?
Du mein Töchterchen, du junges,
Bieg zurück das Sträußchen.

Die Gesellschaft wird dich führen,
In die fremde Gegend.
Und es kam ein ganzes Dorf an
Von geputzten Gästen.

Um die weißen Tische saßen
Junge Schwägerinnen.
Die Gesellschaft wird dich führen
In die fremde Gegend.

Ach, dort wirst du nicht mehr hören
Deinen Vater stöhnen,
Nicht die alte liebe Mutter
Schweren Herzens seufzen.

Dort auch wirst du nicht mehr hören
Deine Brüder singen,
Nicht mehr sehn der Schwestern Füße
Bei dem Tanze hüpfen.

Sondern hören wirst du dorten
Nur den Kuckuk rufen,
Und des Meeres und des Haffes
Wasserwogen rauschen.

Eine Brücke ließ' ich bauen
Von gediegenem Silber,
Könnt' ich zu der Mutter kehren,
Zu den Jugendtagen.

*) Herr G. liest Pulkeli.

Żalos, żalos dar rutéles,
Żalos dar rożéles,
Alle sawo jaunu dênû
Ne baugiaus matysu.

Ach es grünen noch die Rauten
Grünen noch die Rosen.
Aber von den Jugendtagen
Werd' ich nichts mehr sehen.

63.

Iszêjo têtużélis
I girrę ant medziôklês;
Palikko dukrytélę
Po margu pataléliû.

Pareina têtużélis
Isz girrês nû medziôklês.
Sutinka dukrytélę
Girrêj' ant kryżkelélio.

Kur eisi, dukrutéle,
Mażoji siratéle?
Ant auksztojo kalnélio,
Ant mamużês kapélio.

Ant kapo waikszodama
Kriksztużi glostydama:
Kélk kélk, mano mamuże!
Szukkok man galwużélę!

Juk turri mamużélę,
Tu sawo motinélę *).
Kad szukkawo galwélę,
Plêsze mano plaukélus.

Kad welka marszkinnélus,
Jûdésnus uż żemélę;
Kad josta man jostélę,
Spaudzia mano szirdélę.

Es ging hinaus der Vater
Wohl in den Wald zu jagen,
Ließ heim die kleine Tochter
In ihrem bunten Bettchen!

Der Vater kehret wieder
Wohl aus dem Wald vom Jagen;
Er trifft die kleine Tochter
Im Walde an dem Kreuzweg.

Wo gehst du hin, mein Kindchen,
Du arme kleine Waise?
Dort auf den hohen Berg hin,
Zu meiner Mutter Grabe.

Sie geht zum Grabeshügel,
Umarmet dort das Grabkreuz:
Steh auf, geliebte Mutter
Und kämme mir das Köpfchen.

Du hast ja eine andre,
Hast wieder eine Mutter!
Wenn die den Kopf mir kämmet,
Reißt sie mir in den Haaren.

Zieht sie mir an das Hemdchen,
Ist's schwärzer als die Erde.
Knüpft sie mir um den Gürtel,
So preßt sie mir mein Herzchen.

64.

Asz pjowjau, pjowjau
Ant lankû szênużi,
Grażey szpêlawo
Trys szpelmonukai.

Ich mähte, mähte
Auf der Wies' das Heuchen;
Da spielten lieblich
Drei Musikanten.

*) In dieser Zeile scheint die Lesart fehlerhaft.

Mesczjau dalguzi
Tojau pri szaluzės,
O asz pat's eiczjau
I jaunimmėli.

Ai bare, bare
Mano Ůszwuzėlis.
Tai ilgay buwau
Tam' jaunummėlij'.

Ui ne bark, ne bark,
Mano ůszwuzėli,
Jůk asz ne turru
Uztarėjuzi.

Uztarêjuzis
Gul aukſztam' kalnėlij',
Auksztam' kalnėlij',
Po welênuze.

Asz nusieiczjau
Ant kapo kalnėlio,
Asz pasiremczjau
Têtuzio krikſzta.

Die Sense warf ich
Alsobald bei Seite,
Und schnurstracks ging ich
Zur Tanzgesellschaft.

Da schmähte, schmähte
Mich der Schwiegervater,
Daß ich so lange
Beim Tanz geblieben.

O schilt nicht, schilt nicht,
Lieber Schwiegervater,
Ich hab' ja Niemand,
Der für mich redet.

Der für mich redet,
Liegt auf hohem Berge,
Auf hohem Berge
Tief unter'm Rasen.

Ich möchte hingehn
Zum Begräbnißhügel,
Ich möcht umarmen
Des Vaters Grabkreuz.

64.

O kad asz augau
Pas motinėlę,
Kai ezerė nendrėle,

Ai sunte, sunte
Manę motuze
I jures skalbt drobėlę.

Ne têk asz skalbjau,
Kêk graudzey werkiau,
Ant rankuzů rymojau.

Ai parein, parein
Mano broluzis,
Iuruzems parluloja.

Als ich emporwuchs
Bei meiner Mutter,
Wie in dem See das Schilfrohr,

Da sandte, sandte
Mich meine Mutter
Zur See, die Leinwand waschen.

Nicht soviel wusch ich,
Als bitter weinend
Ich auf die Hand mich stützte.

Da kehrte, kehrte
Mein theurer Bruder,
Zu Schiffe kehrt' er wieder.

Ai sessyt, sessyt,
Sessyte mano,
Ko rymai ant rankéliû.

Kur asz ne werksu,
Kur ne rymosu,
Żad' manę toli leisti.

Ai cit cit, ne werk,
Mano mergyte,
Dar n'eisi szi metéli.

Taisyk, sessuże,
Naujas staklużes,
Ausk plonąses drobéles.

Staklużes taisiau,
Drobużes audziau,
Asz pati graudzey werkiau.

Ne tėk szuwéliû
Kaip aszaréliû
Krint' ant plonû drobéliû.

Ach Schwester, Schwester,
Du meine Schwester
Was stütz'st dich auf die Händchen?

Soll ich nicht weinen,
Mein Haupt nicht stützen?
Ich soll weithin von Hause *).

Still, still, nicht weine,
Mein liebes Mädchen,
Wirst noch dies Jahr nicht gehen.

Drum ordne, Schwester,
Nur neu den Webstuhl
Und webe feine Leinwand.

Den Webstuhl stellt' ich,
Ich webte Leinwand,
Doch selber weint' ich bitter.

Nicht soviel Würfe,
Als heiße Thränen
Mir auf's Gewebe fielen.

66.

Eina bernytis
Per kėmużéli,
Żura mergyte
Pro langużéli.
Bernużéli mano.

Mano bernélis
Jau ne taip linksmas,
Jo pentinélei
Jau ne taip szwėsi.
Bernużéli mano.

O kur asz bucziau
Dar taipo linksmas,
Ir pentinélei
Dar taipo szwėsi.
Mergużéle mano.

Es geht der Knabe
Wohl durch das Dörfchen.
Es schaut die Jungfrau
Hinaus zum Fenster.
Mein geliebter Knabe.

Mein lieber Junge
Ist nicht so froh mehr,
Und seine Sporen
Sind nicht so glänzend.
Mein geliebter Knabe.

Ach, und wie könnt' ich
Noch jetzt so froh sein,
Und meine Sporen
Jetzt noch so glänzen.
Mein geliebtes Mädchen

*) Wörtlich: sie beabsichtigen mich weithin zu verheirathen.

Primane żmones
Manę girtokli,
Primano manę
Ir tinginéli.
Marguzéle mano.

Ticz, ne buk néko,
Mano bernéli,
Mink żodéluzus
Wis po kojéliû.
Bernuzé li máno.

Die Menschen sagen,
Ich sei ein Säufer,
Faullenzer gleichfalls
Hör' ich mich schelten.
Mein geliebtes Mädchen.

Still, laß das gut sein,
Geliebter Knabe,
Tritt solche Worte
Doch dreist mit Füßen.
Mein geliebter Knabe.

67.

Ang pussę eżero
Żala lêpa lingawo.
Po tà lêpéle
Po tà żalaje
Trys geguzes kukawo.

Tai ne buwo geguzes,
Bet tai buwo sessuzes,
Kożna sesséle
Tą pat' bernéli
Karszczey pasisawinos.

Szi jau trokszta: Jis mano!
Ta: kaip Dêwas nor te sto'!
Ogi tréczoji
Man' mylimoji
Baugi stow isz tolimo.

Baltą ranką dawusi
Auksą żêdą keitusi,
Szirdél dainoki
Linksmay tikt szoki
Martwainikką gawusi.

Auf des Teiches anderm Rand
Wiegt die grüne Linde sich.
Dort bei der Linde
Bei jener grünen,
Riefen der Kuckucke drei.

Doch nicht Kuckuck' waren es,
Waren es drei Schwesterlein,
Und jede Schwester
Denselben Jüngling
Eignet sich heißliebend zu.

Diese schmachtet: Er ist mein.
Jene: Wie's Gott will, gescheh's.
Allein die dritte,
Sie, die ich liebe,
Schüchtern steht von ferne sie.

Reichend ihre zarte Hand
Wechselt sie den goldnen Ring.
Nun Herzlein singe
Und fröhlich springe,
Da den Brautkranz du gewannst.

68.

Ne pusk, ne pusk, wêjéli,
Ne gaudzkite medélei.
O dar asz lauksu

Laß ab, o Wind, mit Blasen,
Ihr Bäume knarrt nicht seufzend.
O noch erwart' ich

Sawo broléli
Isz karužio parjojant.

Ne parjoj' brolytélis,
Wyrausasis pulkaunink's,
Parbêg žirgélis
Brolio bêrélis
Kardužę pri szalélês.

Den lieben Bruder,
Der heimkehrt aus dem Kampfe.

Der theure Bruder kehrt nicht,
Der hochgestellte Krieger.
Es kehrt das Schlachtroß,
Des Bruders Brauner,
Das Schwert an seiner Seite.

69.

Ai užaugs, užaugs
Mêlas brolužis,
Pakirs žalę skrobléli.

Ai pakirs, pakirs
Žalą skrobléli,
Iszpjaus baltas lentužes.

Ai iszpjaus, iszpjaus
Baltas lentužes,
Iszgris žirgui strajélę.

Ai iszgris, iszgris,
Žirgui strajélę,
Paszers bêrą žirguži.

Ai paszers, paszers
Bêrą žirguži
Užwes ji i karuži.

Ai užwes, užwes
Bêrą žirguži
Jaun's jos jis i Karuži.

Brolyt, brolyti,
O ką parsusi
Mumus trims sessužêlems?

Der liebe Bruder
Wird wachsen, wachsen,
Die grüne Buche fällen.

Ja fällen, fällen
Die grüne Buche,
Draus weiße Brettchen schneiden.

Ja schneiden, schneiden
Draus weiße Brettchen,
Den Stall dem Rößchen brücken.

Ja brücken, brücken
Den Stall dem Rößchen,
Das braune Rößlein füttern.

Ja füttern füttern
Das braune Rößlein,
Hinaus zum Kampf es führen.

Ja führen, führen
Hinaus das Rößlein,
Er wird zum Kampfe reiten.

O Bruder, Bruder
Was wirst du senden
Uns dreien, deinen Schwestern?

Wènai parsusu
Szilkû wystużę,
Antrai żalą wainikką.

O szei trèczaijei,
Szei mażausejei
Parsusu auks-żèdéli.

Dèwêk merguże
Szilkû wystużę
Po margą bażnytélę.

Dewêk sesséle
Żalą wainikką
Po żalą priwartéli.

Dewêk merguże
Aukso żèdużi
Po jaung jaunimèli.

Der einen send' ich
Ein seidnes Wischen,
Ein grünes Kränzchen der zweiten.

Allein der dritten
Der jüngsten Schwester
Send' ich ein goldnes Ringlein.

Zieh' an, mein Mädchen,
Die seidne Wiste,
Wenn du zur Kirche gehest.

Setz' auf, o Schwester
Das grüne Kränzchen
Wohl auf dem grünen Anger.

Steck an, mein Mägdlein,
Das goldne Ringlein,
Bei frohem Jugendtanze.

70.

Iszlakiawo pauksztytélis
Isz karalaus sodo,
Pauksztytélis, sakalélis,
Isz karalaus sodo.

Szen lakiawo, ten lakiawo
Naujènas parnesze.
Pauksztytélis u. s. w.

Jis parnesze naujènélę
Ne labay ko géro.
Pauksztytélis u. s. w.

Ir atêjo jaun's bernytis
Isz swètimos szalès.
Pauksztytélis u. s. w.

Jis kalbêjo su têwéliu,
Kurs żadêj' man' leisti.
Pauksztytélis u. s. w.

Kam ein Vögelchen geflogen
Aus des Königs Garten,
Kam ein Vogel, kam ein Falke
Aus des Königs Garten.

Hierhin flog er, dorthin flog er,
Brachte Neuigkeiten.
Kam u. s. w.

Brachte manche Neuigkeiten,
Aber grad' nichts gutes.
Kam u. s. w.

Und es kam ein junges Bürschchen
Her aus fremder Gegend.
Kam u. s. w.

Sprach sogleich mit meinem Vater,
Der mich ihm verlobte.
Kam u. s. w.

Eikſz mergyte, eikſz jaunoji,
Dabar mana buſi.
Paukſztytélis u. ſ. w.

Kai iſzėjau iſz bažnyczios
Zur' i manę ponai.
Paukſztytélis u. ſ. w.

Kas tas pér wainikkas yra
Ar aukſ' ar ſidabro?
Paukſztytélis u. ſ. w.

Ney nů aukſo, ney ſidrabro,
Nů žaliû žemczûgû.
Paukſztytélis u. ſ. w.

O trys iſz perlû guſikkai
Ir žali kaſpinnei.
Paukſztytélis u. ſ. w.

Komm, o Mädchen, komm du Zarte,
Jetzt wirſt du die meine.
Kam u. ſ. w.

Als ich trat nun aus der Kirche,
Sah'n auf mich die Herren.
Kam u. ſ. w.

Was wohl mag das für ein Kranz ſein,
Ob von Gold, von Silber?
Kam u. ſ. w.

Nicht von Silber, nicht von Golde
Nein, von grünen Perlen.
Kemm u. ſ. w.

Und daran drei Perlenbuckel
Und auch grüne Bänder.
Komm u. ſ. w.

71.

Ai, mano têwo ſodė
Aug du žaliu czėpu,
Ant wêno aug' muſzkotos,
Talaralariluže Ralaž,
Ant antro negelkes.

Aſz nuſiêj' ant kalno,
Zurêjau ſzėn ir tén,
Pamacziau dwi ſeſſyti
Talaralariluže Ralaž,
Antay mêlą maną.

Ai têtuž, têtu mano,
Ar wéliſi tu man
Jau weſti tą mergytę,
Talaralariluže Ralaž?
Ar laukſu dar metus?

In meines Vaters Garten
Da ſteh'n zwei Stauden grün;
Auf einer blühn Muskaten,
Talaralariluſche Ralaſch,
Die andre Nelken trägt.

Ich ging hinan zum Berge,
Und ſchaute hin und her;
Ich ward gewahr zwei Schweſtern
Talara u. ſ. w.
Und meine Liebſte dort.

O Vater, lieber Vater,
Erlaubſt du mir, ſchon jetzt.
Das Mädchen heimzuführen?
Talara u. ſ. w.
Soll ich warten noch ein Jahr?

72.

Turru asz wêną brolyti,
Tas patś karuzij' karzigis.

Ui werke werke sessyte
Brolyczuzio atsimindam'.

Ai ne werk, ne werk sessyte,
Nambyk tu sawo szirdytę.

Ne wênas ténay ne karaus,
Daugél brolyczių ten yra.

Ne wênôs mamôs sunyczei,
Ne wênôs sesser's brolyczei.

Ui kad tos mamos zinotu,
Isz gailésczio szirdis plyszta.

Einen einz'gen Bruder hab' ich,
Und der ist ein Held im Kriege.

Ach, es weint die arme Schwester,
Denkt sie an den theuren Bruder.

Weine nicht, geliebte Schwester,
Nein, beruhige dein Herzchen.

Nicht der Eine zog zum Kampfe,
Nein, hier sind der Brüder viele.

Nicht bloß einer Mutter Söhne,
Nicht bloß einer Schwester Brüder.

Ach, wenn das die Mütter kennten,
Würde Schmerz ihr Herz zerreißen.

73.

Ai ko ludi, bernuzi?
Ar sawosés ne turri?
Dêl tôs wênôs wissados
Tu gali linksmas buti.

Jey ne tinka taw tosi,
Pajêszkosim ir kittą,
Dar yr kêmé ir tokia,
Kurri taw suks po akių.

Was trauerst du, o Knabe?
Hast du nicht deine Holde?
O, um der Einen willen
Kannst du noch immer froh sein.

Wird nicht zu Theil dir diese,
So suchen wir 'ne andre,
Im Dorf ist wohl noch eine,
Die dir vor Augen schwebet.

74.

Vergl. Bd. VIII. S. 418.

Mêgo noru, saldaus mêgo,

N'imanau kur gulti,
Gaucziau kêmé graźę mergą,
O merguźe werkia.

Schlummer such ich, süßen Schlummer,
Weiß nicht, wo mich betten.
Hätte gern im Dorf ein Mädchen,
Doch das Mädchen weinet.

Susczziau tarną ir pastéli,
Ką merguze weikia.
Skina, pina wainikkeli
Isz zaliû rutéliû.

Ji skindama, dabindama
Su wainikkû kalba:
Wainikkéli záliû rutû
Kur muddu nueiswa?

O asz zalosu swirnélej'
O tu uz bernéli.
Asz swirnélej bezalosu,
Tu jauna bewerksi.

Asz pas sawo motinélę
Kai roze zydêjau,
O pas tawę, bernuzéli,
Kai mêta pawysu.

Asz pas sawo motinélę
Kai darzé rutéle,
O pas tawę, bernuzéli,
Kai rankoj' kwêtkéle.

Boten, Diener möcht' ich senden,
Was das Mägdlein schaffet.
Pflücket, windet sich ein Kränzchen
Wohl aus grünen Rauten.

Aber pflückend und ihn schmückend
Spricht sie mit dem Kranze:
Du mein grüner Kranz von Rauten,
Wohin gehn wir beide?

Ich werd' grünen in der Kammer,
Und du bei dem Liebsten.
Ich werd' in der Kammer grünen,
Ach, und du wirst weinen.

Ja, bei meiner lieben Mutter
Blüht' ich gleich der Rose,
Doch bei dir, du lieber Knabe,
Welk' ich, wie die Münze.

Heim bei meiner Mutter war ich
Wie die Raut' im Garten;
Doch bei dir, mein lieber Knabe,
In der Hand ein Sträußchen.

75.

Sutemst' tamsi naktuzéle
Nuberg, nuberg isz oruzio,
Kur asz pérnakwosu?
Nakwynélę gausu?

Kaip asz jaunas iszmêgosu,
Taip asz jaunas ir iszjosu,
Pro wartélus jodam's
Kepurrélę kelsu (kelęs).

Finster steigt die Nacht hernieder,
Kalter Regen fällt vom Himmel,
Wo werd' ich nun nächt'gen?
Wo ein Lager finden?

Hab' ich nur erst ausgeschlafen,
O, dann reit' ich hurtig weiter,
Reit' ich durch das Hofthor,
Schwenk' ich mit dem Hute.

76.

Kad asz turrêcziau
Bêrą zirguzeli,
Su lausztinnem's kamanélem's.

Wenn ich doch hätte
Ein schwarzbraunes Rößlein,
Aufgezäumt mit Stang' und Zügel,

Asz nusijocziau
I tą kėmużėli,
Kur aug' mano mergużėle.

Ne labay toli
O ne labay arti,
I tą pati kėmużėli

Iszeit merguże
Isz rutû darżėlio,
Wainikkużi nupindama.

Kur tu gullėjei,
Mano mergużėle?
Sû kûm' kalbėjei, mergyte?

Rutû darżėlij
Po lelijû krumu
Kur wėjė rutytes uże.

Dann möcht' ich reiten
In das liebe Dörfchen
Wo mein holdes Mädchen blühet.

Nicht gar zu ferne,
Auch nicht allzu nahe,
Eben nur in's liebe Dörfchen.

Es kommt das Mägdlein
Aus dem Rautengarten,
Wo ihr Kränzchen sie gewunden.

Mein holdes Mädchen,
Wo hast du geruhet?
Mädel, wen hast du gesprochen?

Im Rautengarten
Unter Liliensstauden,
Wo im Wind' die Rauten rauschen.

77.

Toli, toli, labay toli
Penki brolėlei szėnę pjowe.

Asz szesztoji sesytėle
Neszziau brolyczems pusrytėli.

O sutikkau trys bajorus,
Trys bajorukus, Lenkû ponus.

Wėn's atėme abrusėli,
Antras atėme pusrytėli.

O szis trėczias Lenkû ponas:
Eikk, eikk, mergyte, laikyk żirgą

Asz ne laikiau bėrą żirgą,

Asz greitay bėgau pri brolėliû.

Ferne, ferne, fern vom Dorfe
Fünf Brüder mähten auf der Wiese.

Ich, die sechste, ihre Schwester
Trug meinen Brüdern hin das Essen.

Sieh, da kommen drei Bajoren,
Ja, drei Bajoren, Poln'sche Herren.

Einer nahm mir ab das Handtuch,
Das Essen nahm mir weg der zweite.

Und der dritte sprach, der Pole:
Komm, Mädchen, komm das Pferd mir halten.

Ich hielt nicht das braune Pferd ihm,
Schnell lief ich weg zu meinen Brüdern

78.

Vergl. Rhesa S. 216.

Rutas sėjau, prikalbėjau
Ai kuku!
Dygs rutytes, dygs żaloses,
Szillûgéles żyd.

Nusipynau wainikkéli
Ai kuku!
Użsėdėjau ant galwélės.
Szillûgéles żyd.

Kad asz ėjau po marėles
Ai kuku,
Po marėles, po jurėles.
Szillûgéles żyd.

Ir pakila Szaurwėjėlis
Ai kuku,
Ir nuputte wainikkéli.
Szillûgéles żyd.

Kad asz ėjau wėszkelėlij'
Ai kuku
Ir sutikkau trys bernėlius,
Szillûgeles żyd'.

Ar ne radot', trys bernyczei.
Ai kuku!
Ben ne matot' wainikkéli?

Szillûgéles żyd.

Wėn's atsake: mes ne żinom'!
Ai kuku!
Antras sake: mes ne matem!

Szillûgéles żyd.

O szis trėczias bernużytis;
Ai kuku!
Ką man dûsi, dûwanosi?
Szillûgéles żyd.

Rauten säht' ich, sprach dabei auch
Ei Kuku!
Rauten werden sprossen, grünen,
Heidelbeeren blühn.

Einen Kranz hab' ich geflochten,
Ei Kuku.
Hab ihn aufgesetzt auf's Köpfchen.
Heidelbeeren blühn.

Als ich ging am Rand des Haffes
Ei Kuku
Längst dem Haffe, längst dem Meere.
Heidelbeeren blühn.

Da erhob sich ein Nordostwind
Ei Kuku
Der blies mir den Kranz vom Kopfe.
Heidelbeeren blühn.

Als ich so des Weg's dahin ging
Ei Kuku
Traf ich auch drei junge Burschen.
Heidelbeeren blühn.

Habt ihr nicht gefunden, Bürschchen
Ei Kuku
Habt ihr nicht gesehn mein Kränzchen?
Heidelbeeren blühn.

Nein, wir wissen's nicht, sagt Einer
Ei Kuku.
Nein, wir sahn nichts, sprach der Zweite.
Heidelbeeren blühn.

Doch der dritte Bursche sagte:
Ei Kuku
Was willst geben, was mir schenken?
Heidelbeeren blühn.

Wénam bûsu szilkû josta,
  Ai kuku!
Antram bûsu aukso żėdą.
  Szillûgéles żyd.

O sziam trécziam bernyczużui

  Ai kuku
Patą jauną nutekèczlau *).
  Szillûgéles żyd,

Einem einen seidnen Gürtel,
  Ei Kuku.
Einen goldnen Ring dem Andern.
  Heidelbeeren blühn.

Doch dem dritten, diesem Bürschchen,
  Ei Kuku
Möchte ich mich selber geben.
  Heidelbeeren blühn.

(Fortsetzung folgt.)

Das Studium der Philosophie in Preussen

im siebzehnten Jahrhundert.

Aus Pisanski's Entwurf der Preußischen Litterärgeschichte.

(Fortsetzung.)

Zeidler, Melch., Analytica, sive de variis sciendi generibus et mediis eo perueniendi libri III. Regiom., 1676. 4. 4 Alph. 12 B. Auf dem Titelblatte heißt diese Ausgabe editio priori auctior et emendatior. Es legt diese gelehrte Arbeit von des Verfassers tiefer Einsicht in die verschiedenen Systeme der alten Philosophen, und von seiner ausgebreiteten Belesenheit ein unverwerfliches Zeugniß ab. Er geht darin die aristotelische Analytik aufs genaueste durch, fügt einiges in eine andere und be-

*) So giebt Herr G. den Text. Ich glaube denselben, der Bedeutung und Construction des Verbums Nutekèti gemäß, so ändern zu müssen;

Uż szi tréczią bernyczużi
Pati jauna nutekèczlau.

quemere Ordnung, füllt hin und wieder, besonders in der Lehre von der Methode, ihre Lücken aus, bringt alles in einen geschickten Zusammenhang, führt überall die übereinstimmenden oder abweichenden Meinungen der Ausleger, vornämlich der Griechischen, an; setzt das Dunkele ins Licht, und erläutert alles durch häufige, aus verschiedenen Wissenschaften hergenommene Beispiele. Mit Recht ist demnach dieses Werk für ein Hauptbuch in der aristotelischen Analytik zu halten [1]). Doch hat D. Eccard Leichner einiges daran tadeln wollen, nämlich, daß Zeidler keinen Vorbericht von der Natur und Beschaffenheit der Analytik vorangeschickt; eine andere Methode im Vortrage gebraucht, als die von Conring empfohlene; den Aristoteles übermäßig erhoben und ihn auch da zu vertheidigen gesucht habe, wo er unstreitig geirrt hat [2]).

Ejusd. de genuino Veterum docendi modo, exoterico et acroamatico, siue, quod idem est, dialectico et accuratiore analytico. Regiom., 1685. 4. Auch hier leuchtet Zeidler's großer Fleiß und gründliche Bekanntschaft mit den Alten allenthalben hervor. Er schöpft alles aus den Quellen und bestätigt es mit ausgesuchten Zeugnissen. Der große Umfang des Gegenstandes, den er bearbeiten wollte, entschuldigt ihn, wenn er Manches übergangen, hingegen Einiges, so eigentlich nicht dahin gehört, besprochen hat, und zuweilen dasselbe an verschiedenen Stellen zweimal sagt [3]).

Hedio, Andr., Organon Aristoteleum, ad veram Aristotelis et Graecorum mentem et methodum ex optimis interpretibus vetustioribus ac recentioribus concinnatum. Regiom., 1686. 8. 2 Bdd. 4 Alph. 14 B. In diesem Buche trägt der Verfasser alles vor, was unter dem Namen des Organon im Aristoteles von der Logik vorkommt, so daß im ersten Theile die Dialektik, im zweiten die Analytik abgehandelt wird. Alles ist

[1]) Gundling nennt es zweimal in der „Hist. der Gelahrth." (Th. 1. S. 945 u. Th. 4. S. 6019) einen „schönen Commentarium."

[2]) In der zu Erfurt 1679 erschienenen Elenchtica epicrisis, qua Analysis posterior Zeidleriana cum quavis id genus alia perquam erroneae viae conuincitur.

[3]) Diese Mängel rügt Reimmann an ihm, in der Biblioth. hist.-litterar. pag. 183—84.

aus dem Aristoteles selbst entlehnt, die Stellen seiner Schriften sind überall angeführt und das Mangelnde ist hin und wieder ersetzt worden. Er hat aber auch die besten Erklärer desselben unter den Griechen, und von den neueren Wichelmann und andere ächte Peripatetiker fleißig zu Rathe gezogen; so wie er unter den damals noch lebenden insbesondere die Hülfe rühmt, welche ihm Zeidler bei dieser Arbeit geleistet hat. Eine gute Ordnung und Deutlichkeit, nebst wohl ausgesuchten Beispielen zur Erläuterung, bilden die Vorzüge dieses Werkes [1]).

Da die Logik nach dem aristotelischen System in die Dialektik und Analytik zerfällt, so gewannen beide Theile durch die auf sie verwendete Bearbeitung der ächten Peripatetiker. Manches Ueberflüssige, das von den scholastischen Philosophen hinzugethan war, ward weggelassen; das Unvollständige aus dem Aristoteles berichtigt, das Verworrene deutlicher aus einander gesetzt, und was in unrichtiger Bedeutung genommen war, nach dem eigentlichen Sinne des griechischen Weltweisen ausgedrückt [2]). Allein der Autoritätsglaube äußerte jedoch auch hiebei, zum Nachtheil der Wissenschaft, eine zu große Gewalt, indem man schlechterdings keine Neuerung zulassen, noch die geringste Abweichung von den Lehrsätzen des Aristoteles dulden wollte [3]). Ja, wenngleich man es zuweilen nicht leugnen konnte, daß die Einsichten einiger Neueren in manchen Stücken der Wahrheit gemäßer wä-

[1]) Rabe setzt in der Vorrede zu seinem **Cursus philosophicus**, die Verdienste des Hedio bei Ausarbeitung des **Organon** darin: **Aristotelis methodum non solum in Analyticis posterioribus, sed et libro primo Topicorum perfecit, defectus praesertim in prioribus Analyticis supplevit, atque dogmata quaedam ad sensum veritati magis congruum accommodavit.**

[2]) Vgl. Hedio's Vorrede zu dem **Organon Aristotelis.**

[3]) Derselbe schreibt a. a. O.: **Neque his me obtrudo, qui susque deque habita recondita illa et abeunte quasi Priscorum, inprimis Aristotelis, cuius sententiam praesente opere explicavi, sapientia, recentiorum quorundam sequuntur statuta; cum magnam oporteat esse doctrinam, quae inuitis placeat, meaque insuper parum referat, sive quis ex ipso fonte bibat, sive rivulos qualescunque amet; modo id sine me rituali fiat.**

ren als die Meinungen des Aristoteles; suchte man dennoch diese aufs äußerste zu vertheidigen oder, wenn dieses nicht möglich war, wenigstens ihnen eine solche Wendung zu geben, daß sie neben jenen bestehen konnten [1]). Hiedurch wurden manche nützliche Versuche, die Logik aufzuklären und besser anzuwenden, unterdrückt; und diejenigen, welche im Nachforschen der Wahrheiten weiter hätten gehen können, von einem solchen Unternehmen abgeschreckt. Dieses konnte um so leichter geschehen, je größere Vorzüge der aristotelischen Logik von ihren Anhängern zugeschrieben wurden, und je ausgebreiteter der Nutzen sein sollte, welchen man sich von ihr nicht nur zur Auffindung und Beurtheilung der Wahrheit, sondern auch selbst im bürgerlichen Leben und im Umgange mit anderen versprach [2]). Schon die viel versprechende Definition der Dialektik, daß sie eine Kunst sei, welche uns in den Stand setze, jede vorgelegte Frage richtig zu beurtheilen, mußte Anfänger, welche gewöhnlich alles ohne Prüfung anzunehmen pflegen, zu stark blenden, als daß sie nicht die vortheilhaftesten Begriffe sich von ihr hätten machen sollen. Da sie nun in der weitern Ausführung dieser Wissenschaft lauter Lobsprüche auf den Aristoteles und seine Dialektik fanden, so richtete dieses ihre ganze Aufmerksamkeit auf dieselbe, und sie bildeten sich ein, vollkommene Philosophen zu sein, wenn sie ihr System gut gefaßt hatten. Durch eine so schmeichelnde Vorstellung wurden die Schwierigkeiten überwunden, das Gedächtniß mit so vielen Subtilitäten und Abstractionen, welche in dieser Wissenschaft vorkamen, anzufüllen. Sah man gleich keinen merklichen Nutzen davon ein, so hielt man sich

[1]) M. Albr. Kiper, der nachmals ein berühmter Arzt in Holland geworden, disputirte in Königsberg 1637 über die Frage: **Uter contradicendi modus, Aristotelicus an neotericus praestet?** So sehr er sich bemüht, den Vorzug dem ersteren vor dem letzteren, den Albertus Magnus zuerst in die Logik eingeführt hatte, einzuräumen; so klar leuchtete es ihm gleichwohl ein, daß der letztere in vielen Fällen brauchbarer wäre. Um aber doch seinen Aristoteles bei Ehren zu erhalten, giebt er den Ausschlag: der **modus neotericus** habe zwar einige Vorzüge überhaupt, allein der **Aristotelicus** sei dagegen in den Syllogismen brauchbarer, und da diese das Hauptstück der Logik ausmachten, so müsse jener bei allen seinen Vorzügen ihm dennoch nachstehen.

[2]) Von diesem Nutzen der Dialektik im gesellschaftlichen Umgange handelt Zeidler in der Vorrede zum **Keddius refutatus**, dessen unten erwähnt werden wird, S. 17 u. fgg.

doch schon dadurch hinlänglich belohnt, daß man nunmehr selbst den wahren Sinn des Aristoteles einsähe. Weil auch die Lehre von den Syllogismen einen großen Theil der Logik ausmachte, und die in derselben vorkommenden häufigen Regeln und Ausnahmen einen anhaltenden Fleiß erforderten, ehe man sie sämmtlich gefaßt hatte; so gereichte es zu einer desto größeren Ehre, darin wohl bewandert zu sein. Darum beschäftigte man sich in den Vorlesungen und Schriften am meisten mit denselben; und es können mehr als hundert um diese Zeit auf der Königsberger Universität herausgekommene Disputationen angeführt werden, welche einzig und allein die Syllogismen und Fallacien zum Gegenstande haben. Die Anwendung derselben sollte vornämlich in der Theologie Nutzen bringen, und aus dem, was von dem Zustande dieser Wissenschaft unten gesagt werden wird, wird erhellen, daß die damalige Logik allerdings eher zu viel, als zu wenig Einfluß gehabt, aber auch mehr geschadet, als genützt habe. Selbst in der Polemik hielt man Manches, welches sonst an einem Theologen als unanständig wäre getadelt worden, darum für erlaubt, weil Aristoteles es gebilligt hatte [1]). Was die übrigen Wissenschaften betrifft, so bediente man sich zwar bei einigen derselben der Logik, um die Beweise zu berichtigen oder begangene Trugschlüsse zu entdecken, was z. B. bei physischen und mathematischen Wahrheiten geschah [2]). Allein nicht selten war diese Anwendung nur eine

[1]) Derselbe Zeidler behauptet a. a. O. S. 26., ein Dialektiker könne in Streitfragen auch Strategemata gebrauchen, weil Aristoteles im 8ten Buche seiner Logik solches für erlaubt hält. Hingegen beschuldigt der ungenannte Verfasser des „Calixtinisch-Babelischen Seelengifts" S. G. b. den Dr. Dreier einer großen Vernachlässigung der Logik in der Theologie und wirft ihm grobe Fehler vor, welche er dawider in der Lehre vom H. Abendmahl begangen habe, z. B. daß er einen falschen Sorites gemacht; in prima Figura ex Minori exclusiva virtualiter negante geschlossen; in tertia Figura eine Conclusionem absolutam inferiret u. dergl. Weshalb er über seine so sehr gerühmte Stärke in der Philosophie sich höhnisch lustig macht.

[2]) So erweist z. B. Wichelmann in seinem Discursus philosophicus de Sophisticationibus in genere et in specie (Regiom., 1647. 4.) pag. 25. u. fgg. durch eine lange Reihe von Schlüssen und einen beigefügten Kupferstich, daß der Beweis des Tetragonismus per lunulas, dessen Erfindung man dem Hippokrates zuschreibt, nicht richtig sei, setzt aber doch am Ende hinzu: Falsitatem hanc monstrare non est, nisi Geometrae; quia non in communibus et dialecticis rationibus, sed in sumptione geometrica consistit;

Veranlassung, etwas mit vielen Umschweifen und unnöthiger Weitläufigkeit darzuthun, was ohne jenes Hülfsmittel kürzer hätte erwiesen werden können. Es wurde aber auf der Akademie anfänglich Barth. Keckermanns, nachher Mich. Piccarts Lehrbuch der Logik in den Vorlesungen zum Grunde gelegt. Das letztere hatte sich besonders dadurch beliebt gemacht, daß darin alles aus dem Aristoteles selbst zusammengetragen war, und daß es an Deutlichkeit und guter Ordnung die meisten anderen Einleitungen in die Logik übertraf. Es erhielt sich auch so lange im Ansehn, bis die hiesigen Philosophen, eigene Lehrbücher abfaßten, oder auch das Organon des Aristoteles selbst erklärten.

Mit gleichem Fleiße, wie die Logik, ward auch die Metaphysik bearbeitet. Die ächten aristotelischen Philosophen gaben sich um so mehr Mühe, die wahre Meinung ihres Lehrers in dieser Wissenschaft, aus seinen bezüglichen Schriften herzuleiten, je dunkler dieselbe darin vorgetragen ist. Außer einer Menge akademischer Disputationen, welche einzelne Materien beleuchten [1]), sind auch ausführlichere Abhandlungen erschienen, worin die ganze Metaphysik im Zusammenhange vorgetragen wird. Die Ontologie machte beinahe das Wesentliche dieser Wissenschaft aus, und ihre Aufklärung bereitete, einem Philosophen um so größeren Ruhm da man dabei seinen Verstand in den schwersten und abstractesten Materien anstrengen mußte. Um diese Schwierigkeiten nach Möglichkeit zu erleichtern, versuchte man den Vortrag der metaphysischen Lehren in mancherlei Methoden einzukleiden, ihren

hinc syllogismus Hippocratis non est sophisticus. Auf gleiche Weise verfährt er nachher mit dem Beweise des Lehrsatzes aus der Physik: quod generatio fiat per σύγκρισιν Atomorum.

[1]) So hat z. B. M. Georg Meier, außer 16 Disputationen über die Logik und 6 über die Physik, im Jahr 1612 zehn über die Metaphysik gehalten. Auf gleiche Weise hat Prof. Crusius zehn metaphysische Disputationen 1618 im Druck ausgehen lassen, welche, wie bereits von seinen logischen angemerkt ist, ebenfalls aus kurzen Sätzen und allerlei problematischen Abhandlungen bestehen.

Gebrauch in anderen Wissenschaften zu erweisen, oder sie mit denselben zu verbinden. Hieher gehören, außer Wichelmanns schon angeführter Sapientia prima, folgende Schriften:

Calovius, Abrah., Metaphysica divina, e principiis primis eruta, in abstractione entis repraesentata, et ad SS. Theologiam applicata. Rostoch., 1640. 8. Dieser berümte Theologe, dessen unten mit mehrerem gedacht werden wird, machte schon 1632, als er auf hiesiger Universität die Philosophie zu lehren anfing, den ersten Entwurf, die Metaphysik in Tabellen vorzustellen, sie besonders in der dogmatischen und polemischen Theologie anzuwenden, und mit ihrer Hülfe die Socinianer und andere Irrgläubigen desto bündiger zu widerlegen. Er arbeitete seitdem diesen Entwurf vollständiger aus, und gab endlich das Werk in dem angeführten Jahr heraus, worauf es auch in seine Scripta philosophica, welche in Lübeck 1651 in einem starken Quartbande herausgekommen sind, eingerückt ist. Die erste Ausgabe enthält nur die Pars generalis, fand aber gleich, nicht nur bei den Evangelischen, sondern auch bei anderen Religionsverwandten vielen Beifall. Man las darüber auf den meisten lutherischen Universitäten in Deutschland, und sie war auch noch in den neueren Zeiten in Wittenberg beliebt [1]). Die reformirten Theologen in Holland, vorzüglich Gisbert Voetius, rühmten sie in öffentlichen Schriften und empfahlen sie den Studirenden. Auch die Katholiken hielten sie im Werth, und in Rom ward sie in den Buchläden feil gehalten [2]). Wie hoch Calovius selbst die Metaphysik überhaupt gehalten habe, zeigen die Benennungen, womit er sie belegt. Sie heißt bei ihm Scientia divina, regina scientiarum, sapientia eminentissima u. s. w.

Calovius, Abrah., Gnostologia. Regiom., 1633. 8. Unter diesem Namen wollte er eine neue Wissenschaft zum Aufschlusse der Metaphysik bekannt machen. Er trug sie anfänglich in einigen Disputationen vor, und gab diese darauf vollständiger heraus. Seinen Scripta philosophica ist sie gleichfalls einverleibt, und nimmt daselbst die erste Stelle ein. Sie hatte aber nicht das

[1]) Wie Struve in seiner Bibliotheca philosophica p. 65. bezeugt.

[2]) Nach dem Berichte Reimmanns in der „Einleitung in die Histor. litterar. der Deutschen." Th. 4. S. 76 u. fgg.

Glück, so viel Beifall zu erhalten, als seine Metaphysik; und es scheint, daß die damaligen Philosophen eine solche Wissenschaft für unerheblich und überflüssig gehalten haben; daher auch dieses Buch bald in Vergessenheit gerathen ist.

Eiflerus, Mich., Institutiones e Metaphysica succinctae. Regiom., 1650. 8. Hier wird der Hauptinhalt der Metaphysik in kurzen Sätzen vorgetragen und erläutert.

Ejusd. subtilitas intelligentiae contemplantis. Regiom., 1651. 8. Dieses Werk hat besonders die Ontologie zum Gegenstande, und führt den Titel mit der That, indem darin alles auf die einfachsten Subtilitäten zurückgeführt wird.

Ejusd. Gnostologia. Regiom., 1653. 8. Es scheint, daß er diesen Titel nicht sowohl aus Nachahmung des eben genannten Werkes des Calovius, sondern darum seiner Schrift gegeben habe, weil er dasselbe auf eine verbesserte Weise vortragen will, was dort behandelt wird.

Dreierus, Christ., Sapientia s. philosophia prima, ex Aristotele et optimis antiquis, Graecis praesertim, commentatoribus methodo scientifica conscripta. Regiom., 1644. 4. 2 Alph. 2 Bog. Dieses gelehrte Buch ist aus zwanzig zuvor gehaltenen Disputationen entstanden, und ist das Hauptwerk zum richtigen Verstehen der ächten aristotelischen Metaphysik. Der Verfasser selbst sagt in der Vorrede, daß er, in dieser Art die Metaphysik vorzutragen, keinen Vorgänger gehabt, und daß daher dieses Buch von allen bisherigen Einleitungen in die Metaphysik, welche in so großer Anzahl herausgekommen wären, gänzlich abweiche. Es hat nämlich dieses vor allen voraus, daß es unmittelbar aus den Schriften des Aristoteles und seiner älteren griechischen Ausleger genommen ist, und die Wahrheiten in ihrer genauesten Verbindung vorträgt, hingegen alle unnützen Streitfragen, welche die Scholastiker und Jesuiten hineingebracht haben, wegläßt. Er schätzt sich glücklich, daß er die Werke aller alten und neuen Philosophen, welche sich mit Erläuterung der Metaphysik beschäftigt, auf der hiesigen Schloßbibliothek gefunden und habe benutzen können. Das ganze Werk zeugt, wie von seiner tiefen Einsicht in die schwierigsten, philosophischen Materien, so von einer sehr weitläufigen Belesenheit in den dahin gehörigen Schriften, welche er theils zur Bestätigung und Erläuterung anführt,

theils widerlegt, oder aus dem Aristoteles berichtigt. Sein Augenmerk ist dabei vornämlich auf die Theologie gerichtet; und er bemüht sich darzuthun, die ächte aristotelische Philosophie liefere weit tüchtigere Waffen zur Widerlegung der Socinianer und Papisten, als alle metaphysische Abhandlungen der neueren Weltweisen. Besonders hat diese Arbeit Dreiers sich dadurch schätzbar gemacht, daß er ihr einen gelehrten Vorbericht: de origine et progressu philosophiae vorangeschickt, und darin die Geschichte der Philosophie, welche damals eine zum größten Theil unbekannte Wissenschaft war, aus guten Quellen vorgetragen hat. Die günstigen Urtheile, welche Kenner über dieses Buch gefällt haben, sind Zeugnisse von der Vorzüglichkeit desselben [1]).

Posnerus, Mart., Sapientia prima, quam Metaphysicam vocant, methodo scientifica conscripta. Regiom., 1657. 12. 10 Bog. Der Verfasser lehrte als Magister auf hiesiger Universität die Philosophie, auch eine Zeit lang die Theologie, wurde darauf 1659 Superintendent zu Saalburg im Voigtlande, 1667 aber zu Lobenstein, wo er 1669 gestorben ist [2]). Dieses Werkchen ist gleichfalls aus Disputationen entstanden, deren er sechszehn über die Hauptpunkte der Metaphysik gehalten, und nachher als ein Handbuch bei seinen Vorlesungen in diesem Format hat abdrucken lassen. Gleichwie er alles kürzer als Dreier abgefaßt, also hat er auch nicht überall den Aristoteles selbst zu Rathe gezogen, sondern nach seinem eigenen Geständniß mehrentheils nur das zusammengetragen, was die damaligen berühmtesten philosophischen Schriftsteller, Stahl, Slevogt und Zeisold, in ihren Werken weitläufiger abgehandelt hatten.

So rühmlich auch die Bemühungen dieser und anderer Männer um die Aufklärung der Metaphysik waren, so wenig entsprach doch der Erfolg dem Nutzen, welcher nach ihrer Versicherung dar-

[1]) Vgl. Fabricius, biblioth. Graeca lib. III. c. 4. §. 26. pag. 149. Stolle, Histor. der Gelahrth. S. 166. Reimmann a. a. O. Seite 33 u. fgg. Bruckerus, histor. philos. lib. IV. P. I. pag. 333 u. fgg.

[2]) Seiner ist schon oben (S. 159) gedacht. Mehr über ihn findet man in den Weimarischen Acta histor.-eccles. Bd. 10. S. 411.

aus gewiß zu erwarten stände. Nicht diese Wissenschaft selbst, sondern nur die davon handelnden Schriften des Aristoteles waren der Gegenstand der damaligen Philosophen. Von diesen versprach man sich so große Vortheile. Sie allein sollten die wahre Weisheit enthalten, und ihre rechte Anwendung selbst zur Verbesserung der Kirche dienen [1]). In ihnen sollte der Kern der Wahrheit, die richtigsten Beweise, ja die vollkommenste Wissenschaft, welche durch natürliche Kräfte zu erlangen einem Menschen nur irgend möglich wäre, zu finden sein [2]). Daher kam es, daß die Freunde und Anhänger dieser Philosophie in allen Sätzen, ja fast in allen Worten der aristotelischen Metaphysik lauter wichtige und verborgene Wahrheiten zu finden glaubten, und deßhalb öfters, mit Hintansetzung nöthigerer Kenntnisse, einzig diesen vermeinten Geheimnissen nachspürten. Gegenstände, welche in die Sinne fallen, wurden für philosophische Köpfe zu niedrig, hingegen lauter abstracte Begriffe von den subtilsten Dingen und verworrensten Streitfragen ihnen angemessen gehalten [3]). Hiedurch aber gerieth man in Labyrinthe von unbestimmten Ideen, Zwei-

[1]) So sagt z. B. Dreier in der Vorrede zu seiner **Philosophia prima: vera philosophia** (er redet von der aristotelischen) **palmam obtineat; et melius habebit Ecclesia.** Und Ising schreibt in der Vorrede zu den **Exercitationes biblicae**, von denen unten gehandelt werden wird: **Quid dicam de Metaphysica? Sane, quo generalior est haec disciplina, tanto major est ejus usus in solida Scripturae explicatione.**

[2]) Bei Dreier heißt es a. a. O.: **Excellit unus Aristoteles, quam laudem obtinet a tot seculis omnium, qui solide philosophiam tractarunt, iudicio: evolvat, legat aliquis, perpendat diligenter quae dicit, nec prius iudicet, quam omnia intelligat; sentiet profecto, quae Aristoteles posuit, non temere esse prolata; sed adeo ante ponderata, limata, perpolita, confirmata, ut quousque humana perfectio pervenire possit, ipse velut in speculo nobis exhibeat.** Und weiterhin: **Aristoteles non verba pro rebus, non nugas pro demonstrationibus nobis obtrudit, sed exactam rerum omnium descriptionem, quantam homo naturaliter assequi potest, exhibet.**

[3]) Morhoff fällt im **Polyhistor Tom II. lib. V. pag. 479.** von der Metaphysik dieser Zeit folgendes Urtheil: **Si verum fatendum est, quaedam in illis studiis intemperantia fatigavit academias; nam omissis solidioribus studiis, et quae a sensu magis dependent, multi ad notionalia illa dilabuntur, atque tricas e tricis nectunt inexhausto labore, quibus tantum abest, ut iuventur cetera studia, ut perplexiora potius reddantur.**

deutigkeiten und Wortstreitigkeiten. Es entstanden daraus so viele verwickelte Fragen und Zweifelsknoten de Ente ejusque affectionibus, de Quidditate Substantiae, de Reductione potentiae et actus ad sua principia u. dergl.; wovon man doch weder in den übrigen Wissenschaften, noch im gewöhnlichen Leben den geringsten Gebrauch machen konnte. Denn obwohl, wie unten ausführlicher gezeigt werden wird, die metaphysischen Ausdrücke sich häufig in die Theologie einschlichen, so wird doch erhellen, daß dieser daraus keine wirklichen Vortheile zugeflossen sind. Die Jugend verwendete auf das Studium dieser Metaphysik unnützer Weise viel Zeit, die sie nöthigeren Kenntnissen hätte widmen können; ja diese, welche doch die Hauptsache ausmachen sollten, wurden darüber gänzlich vernachläßigt [1]). Hingegen richtete der Einfluß dieser Metaphysik in der Natur- und Sittenlehre, zum Theil auch in der Rechtsgelehrsamkeit und Medicin, wirklichen Schaden an. Manche Wissenschaften konnten ihrer völlig entbehren, und befanden sich besser dabei, als solche, welche mit ihr vermischt wurden; wobei die Mathematik als Beispiel dienen kann. Endlich entstand auch dieser Nachtheil daraus, daß die in des Aristoteles metaphysischen Schriften vorzüglich herrschende Dunkelheit die Meinungen der Ausleger über manche Stelle theilte, woraus zuweilen die bittersten Streitigkeiten entstanden, die sich nachmals auch außer ihren Grenzen verbreiteten, und den Fortschritten einer gründlichen Gelehrsamkeit hinderlich waren.

Da demnach die Ontologie am meisten die damaligen Philosophen beschäftigte, so ward auf die übrigen Wissenschaften, welche zur Metaphysik gerechnet werden, desto weniger Fleiß gewandt. Die Psychologie ist ohnedieß von Aristoteles so undeutlich und verworren vorgetragen, daß auch seine besten Ausleger den wahren Sinn nicht überall errathen können. Selbst das-

[1]) Einsichtsvolle Männer haben darüber vielfach geklagt. So sagt z. B. Andr. Holländer in dem „Spiegel guter und böser Regenten," der unten vorkommen wird, S. 197: „Besonders ist zu bedauren, daß die beste Zeit der blühenden Jugend mit den philosophischen, metaphysischen, logicalischen und andern Disputationen, darinnen mehrentheils die Termini schwerer und langsamer zu verstehen, als die res ipsae gefasset und erlernet werden, zugebracht wird ꝛc."

jenige, was sie darin zu verstehen glaubten, war doch mehr auf Hypothesen, als auf Wahrnehmungen und Empfindungen von den Wirkungen der Seele gebaut; und daher mußte es ihrem System von der Seelenlehre an Festigkeit fehlen. Unsere preussischen Philosophen haben auch keine neuen Entdeckungen in dieser Wissenschaft gemacht, und außer einigen Disputationen über einzelne Themata, von vollständigeren Abhandlungen nichts geliefert. Aber auch aus jenen kann man zum Theil sich schon eine Vorstellung von der damaligen Beschaffenheit der Psychologie machen. Vor anderen dienen hiezu:

Lothus, Dr. Geo., disputationes psychologicae VIII., in einer Sammlung herausgegeben. **Regiom., 1615. 4.** — Hier trägt er zuvörderst die Meinungen des Aristoteles, Galen, Thom. Aquinas, Zabarella, Melanchthon und anderer älteren und neueren Philosophen von der menschlichen Seele und ihren Kräften, nach einander vor; und giebt, nach angestellter Prüfung, dem Aristoteles den Vorzug, indem dessen ἐντελέχεια den Begriff einer Seele am vollständigsten ausdrücken soll. Das Dasein derselben nimmt er ohne Beweis, als eine völlig ausgemachte Wahrheit, an; ihre Unkörperlichkeit aber sucht er zu beweisen, bedient sich jedoch dazu gerade der schwächsten Gründe, noch mehr freilich der Zeugnisse anderer. Hierauf handelt er von den bei den Scholastikern angenommenen drei Arten von Seelen, der **anima vegetativa, sensitiva** und **rationalis**, und zieht bei der zweiten nicht nur die innerlichen Empfindungen, sondern auch die Werkzeuge der fünf äußerlichen Sinne, aus der Physik in Betrachtung. Dieses giebt ihm Gelegenheit, von dem Zustande der Seele im Wachen und Schlafen zu reden, wobei er die Traumdeuterkunst nicht gänzlich verwerfen will; unter andern auch aus dem Grunde, weil dabei der Einfluß des Gestirns seine Wirkung äußern könne [1]. In Hinsicht des Ursprunges der menschlichen Seele, erklärt er sich für die Fortpflanzung derselben von den Eltern, insonderheit von der Mutter. Dagegen hält er es für überflüssig, ihre Unsterblichkeit

[1]) In der 6ten Disputation No. 23. sagt er: **Licita est** *ὀνειρομαντεία*, **si ex similitudine imaginis somniatae ad eventum in naturis, quas constat esse praesagas et certo influxu astrorum praeditas, probabiliter, non certo aliquid praesagimus.**

zu beweisen, weil kein vernünftiger Philosoph dieselbe in Zweifel ziehe. Eine künftige Auferstehung des Leibes getraut er sich aus der bloßen Vernunft zu erweisen, und zwar durch fünf von ihm aufgestellte Gründe.

Unter den Werken, welche einen Theil der Psychologie etwas ausführlich behandeln, nimmt auch eine Stelle ein: **Weger, Laur., Pathologia generalis. Regiom., 1627. 4. 15 Bog.** Es wird hier diese Lehre nicht nur philosophisch, sondern auch theologisch abgehandelt. Der Verfasser untersucht weitläufig, ob und welche Affecte Christus nach der menschlichen Natur, die Engel und die ersten Menschen im Stande der Unschuld hatten, wobei biblische Zeugnisse und Stellen aus den Kirchenvätern zum Beweise beigebracht werden. Neben manchen richtig erwiesenen Wahrheiten kommt auch viel Ueberflüssiges vor, z. B. eine sehr verworren angestellte Untersuchung, ob die Affecte etwas Leidendes oder Thätiges seien? Von seiner Art einen Beweis zu führen, kann die Bestätigung des Satzes, daß die Affecte an sich selbst nichts Böses seien, zum Beispiele dienen. Denn er sagt ausdrücklich, es sind vier Arten von Gründen nothwendig, dieses darzuthun, welche er auch nach einander vorträgt, nämlich: 1) Sprüche der H. Schrift, 2) Gründe der gesunden Vernunft, 3) Zeugnisse der Kirchenväter, 4) Zeugnisse der Philosophen.

Um die Mitte dieses Jahrhunderts entstand unter den königsbergischen Philosophen eine heftige psychologische Streitigkeit über den Ursprung der menschlichen Seele. Neufeld hatte in vier im Jahre 1650 gehaltenen Disputationen die Fortpflanzung derselben von den Eltern erweisen wollen; wobei er behauptete, die Hypothese derer, welche eine unmittelbare Schöpfung der Seele annehmen, thäte den Irrthümern der Pelagianer, Papisten, Calvinisten und anderer Vorschub. Ihn widerlegte Dreier sowohl in seinen Vorlesungen, als in einigen herausgegebenen Schriften, mit welchem zwei Professoren in Jena, Joh. Zeisold und Dan. Stahl, nebst einem dortigen Magister Joh. Elias Lölius gemeinschaftliche Sache machten. Sie ließen verschiedene mit vieler Bitterkeit angefüllte Schriften wider Neufeld ausgehen, welcher ihnen in seinen Antworten an Heftigkeit nichts nachgab. Er bemühte

sich, seinen Satz aus biblischen Stellen, aus den symbolischen Büchern, den Schriften Luthers und anderer evangelischen Theologen zu bestätigen, hingegen das Lehrgebäude seiner Gegner als höchst schädlich und dem Christenthum gefährlich darzustellen. Er hatte gleichfalls seine Anhänger, welche auch nach seinem Tode den Streit noch fortsetzten. Aber hierüber verlor man allmählich die eigentliche Streitfrage aus dem Gesichte, verfiel auf Nebensachen und Personalien; ja man griff einander von beiden Seiten mit den anzüglichsten Pasquillen an. Die Streitigkeit verwandelte sich darauf aus einer philosophischen ganz in eine theologische, wodurch neue Nebenstreitigkeiten, Beschuldigungen und Verketzerungen veranlaßt wurden. Nachdem endlich dieser Zank viele Jahre gewährt und eine Menge heftiger Streitschriften hervorgerufen hatte [1]), wurde man zuletzt von beiden Seiten des Schriftwechsels müde, und jeder Theil blieb bei seiner Meinung.

Daß die natürliche Theologie eine zur Metaphysik gehörige Wissenschaft sei, wurde von einigen in Zweifel gezogen [2]), von andern zwar nicht geläugnet, aber nur ein und das andere daraus in philosophischen Disputationen erörtert; hingegen das Hauptsächlichste, besonders was das Dasein und die Eigenschaften Gottes betrifft, mit dem Vortrage der Dogmatik verbunden. Dreier der ältere unternahm es bei uns zuerst, diese Wissenschaft in einer zusammenhängenden Abhandlung zu bearbeiten [3]). Er

[1]) Sie sind theils in Königsberg, theils in Jena, theils in Danzig und an andern Orten erschienen. Noch lange hernach gab Zeidler die **Exercitatio de origine animae (Jenae, 1671. 8)** heraus, welche auf diese Streitigkeit sich bezieht.

[2]) Prof. Crusius untersucht in der 1622 herausgegebenen **Decas quaestionum illustrium (Probl. II.)** die Frage: **Num qui theologiam naturalem ad philosophiam referunt, impingant in legem iustitiae?** Und M. Christoph Landenberg, welcher nachmals Pfarrer im löbenichtschen Hospital wurde und den 7. Novbr. 1698 gestorben ist, hielt eine Disputation: **Num naturalis Dei consideratio ad Metaphysicam pertineat, an peculiarem disciplinam constituat?**

[3]) Schon in der Vorrede zu seiner oben erwähnten **Philosophia prima** sagt er: **Neque enim cum fructu in Theologia supernaturali versari potes, sine earum rerum, quae ad Theologiam naturalem pertinent, accurata cognitione.**

hatte sie stückweise in einigen akademischen Disputationen vorgetragen, und diese gab nach seinem Tode sein Sohn gleiches Namens, welcher Professor der Theologie, als einen Tractat unter dem Titel heraus:

De credendi regula, contra Gentiles et Iudaeos, libri II. Disputationibus XV. publicis in Academia Regiomontana, accurata methodo, in Ecclesiae et studiosae iuventutis commodum antehac propositi. Regiom., 1689. 4. Die genaue philosophische Methode, welche der Verf. durch sein scharfsinniges Nachdenken in der peripatetischen Weltweisheit sich zu eigen gemacht hatte, ist in diesem Werke wohl angewendet. Er fügt seine Gedanken in richtiger Ordnung an einander, leitet meistentheils ungezwungene Folgerungen her, und widerlegt die Gegner aus ihren eigenen Grundsätzen. Was andere vor ihm über diesen Gegenstand geschrieben, hat er mit Vortheil benutzt, das Hauptsächlichste daraus in eine schöne Verbindung gebracht, und die Quellen, aus welchen er geschöpft, angezeigt. Nachdem er im ersten Buche zuvörderst die Gründe der natürlichen Erkenntniß von Gott beleuchtet und geprüft, erweiset er nicht nur das Dasein des höchsten Wesens aus der Vernunft, sondern auch in bündigen Schlußfolgen seine Regierung der Welt und Fürsorge für die Geschöpfe. Hierauf versucht er ein gleiches mit der Unsterblichkeit der Seele zu thun, welche er für eine Lehre hält, die ohne viele Mühe aus der Vernunft erwiesen werden könne; obwohl seine Gründe vornämlich nur von einem inneren Bewußtsein unserer Seele [1]), und von einer allgemeinen Uebereinstimmung aller Völker hergenommen sind. Er beschreibt darauf die wahre Glückseligkeit des Menschen, zeigt, wie die natürliche Erkenntniß nicht hinlängliche Mittel darbiete, derselben theilhaftig zu werden, oder den beleidigten Gott zu versöhnen, und leitet daraus die Nothwendigkeit einer näheren göttlichen Offenbarung her. Von dieser setzt er vornämlich vier Kennzeichen fest; nämlich daß sie die älteste sein, zu allen Zeiten in der Welt vorhanden gewesen sein, nichts was der Vernunft widerspricht, enthalten, und den Menschen einen Weg zur wahren

[1]) Er drückt sich darüber also aus: **Natura ipsa hominem docet, ut suae saepe animae metuat; etiamsi nullam de eius immortalitate informationem susceperit.**

Glückseligkeit zeigen müsse, welchen ihnen die bloße Vernunft nicht angeben kann. Diese Kennzeichen werden auf die für göttlich ausgegebenen Offenbarungen verschiedener Völker angewendet, und es wird erwiesen, daß sie bei keiner derselben anzutreffen seien; wobei die heidnische Götterlehre, die Lehrsätze der alten Philosophen, die Delphischen und andere Götteraussprüche, Wahrsagungen und mancherlei Arten des Gottesdienstes mit vieler Gelehrsamkeit beleuchtet werden. Hier zeigt sich die schon oben gerühmte Kenntniß des Verfassers in der Geschichte der Philosophie, und seine Belesenheit in den Schriften der alten Weltweisen im vollen Lichte. Nachdem er auf diese Weise die Falschheit der heidnischen Religion nachgewiesen, wendet er sich zu der jüdischen, in so weit sie im Alten Testamente enthalten ist, und erweiset ihren göttlichen Ursprung sowohl aus den angeführten vier Kennzeichen, als aus verschiedenen historischen Gründen, aus Zeugnissen heidnischer Schriftsteller, und selbst aus der Mythologie, in welche viele verfälschte Nachrichten des Alten Testaments übertragen seien. Besonders hält er sich bei der Erfüllung der prophetischen Weissagungen auf, und bringt davon viele Beispiele bei. Nun erweiset er im zweiten Buche die Wahrheit der christlichen Religion wider die Juden, aus der von ihnen selbst für göttlich erkannten Offenbarung des Alten Testaments; erläutert alle Weissagungen desselben vom Messias und zeigt, wie diese auf keinen andern als auf Jesus gedeutet werden können. Auch hier benutzt er die Geschichte und Chronologie vortheilhaft, und hebt verschiedene Einwände, welche von den Juden dawider gemacht werden. Er macht aber auch Manches zu einem Vorbilde auf Christus, was solches nicht ist [1]). Endlich beschließt er das Werk mit dem Beweise, daß Christus nach seinem Mittleramte die Erlösung der Menschen wirklich vollbracht und ihnen dadurch den Zugang zu der ewigen Glückseligkeit eröffnet habe. Es hat diese Schrift ihrem Verfasser Ehre gemacht und ist von Kennern immer werthgeschätzt worden [2]).

(Fortsetzung folgt)

[1]) z. B. die Aufopferung der Tochter des Jephtha soll ein Vorbild des unverschuldeten Todes Christi gewesen sein.

[2]) Thomasius hat das Werk in „Freymüthige Gedanken" (Jahrg. 1690. S. 226—60) recensirt und merkt zum Schlusse an, daß, obgleich Dreier die Schriften des Grotius, Mornäus und anderer über diese Materie nicht gebraucht hat, dennoch zwischen seinem und ihren Werken eine große Aehnlichkeit wahrzu-

Geschichte des Theaters in Preußen.

Zweite Abtheilung.

Die gelehrte Bühne der praktischen gegenüber bis zur Zeit Friedrichs II.

Die Nachahmer der schlesischen Dichterschulen. Die ersten Theater-Prinzipale.

„Liebeskampff oder Ander Theil der Englischen Comödien und Tragödien", der 1630 erschien, giebt uns in seiner Zusammenstellung ein Bild des deutschen Theaters während des 17ten Jahrhunderts. Vom Englischen ist hie und da nur die Manier geblieben. Dagegen wird das Spanische durch ein Stück, das nach Cervantes gearbeitet ist, und noch mehr das Italienische durch eine Uebersetzung des Aminta von Tasso in den Vorgrund geschoben. Die spanische Grandezza in barocker Gestalt thut sich seitdem in den Haupt- und Staatsactionen hervor und das Pastorell ist Seele der Feststücke, die bei fürstlichen Gelagen und anderen feierlichen Angelegenheiten verlangt werden. In jenem Buch sind Sing-Comödien und Tragi-Comödien enthalten. In den Schäferspielen ist die Dichtung auf den Gesang berechnet und in den Haupt- und Staatsactionen besteht der Reiz in der Mischung des Tragischen mit dem Komischen. Diese rühren meist von namenlosen Schriftstellern her, die durch eine schnelle Theaterpraxis den widerstrebenden Stoff bewältigten, jene meist von gekrönten Poeten, die mit schwerfälliger Gelehrsamkeit sich in ein buntes Bühnengepränge versetzten.

Die Stücke, welche die schlesischen Dichter verfaßten, kamen meist nur, wenn sie den Charakter der Gelegenheitsgedichte haben, zur Darstellung*). Von den englischen Comödianten hatte

*) Freilich sagt Gryphius, als er seinen Papinian dem Bürgermeister und den Rathsherrn Breslaus zueignet, Fremde hätten vermischt mit Bürgern bei dem

man so viel gelernt, daß auch Prosa als poetische Sprache gelten könnte und daß der Tanz heitere Szenen zu heben besonders geeignet wäre. Die Lustspiele sind nun gemeinhin in Prosa abgefaßt und selbst in ernsten Stücken, in denen der Dichter nur die Erfindung durch das Argument gab, ohne sie dialogisch auszuführen, wird in ungebundener Sprache gesprochen seyn. Die Fest- und Lustspiele finden gewöhnlich in Tänzen einen passenden Abschluß.

Martin Opitz, der Vater der schlesischen Schule, dachte wohl an sich, als er in der Vorrede zu seinen Gedichten von Dante spricht und dem Unglück einer Verbannung, „wo Ruhm und Ehr ein Elend ist", denn auch er fürchtete, bei den Schrecknissen des Krieges seine Heimat verlassen zu müssen, und er verließ sie, um in Danzig die Ruhe einer literarischen Muße und die Ruhe eines frühen Grabes zu finden. Ein Schützling des polnischen Königs Vladislaus IV., den er lange vorher als den Bezähmer der wilden Völker und Stifter der öffentlichen Sicherheit gefeiert, lebte er in Danzig seit 1634 als dessen Sekretär und Historiograph. Er übersetzte 1625 die Trojanerinnen des Seneca, in welchem Jahr Corneille als dramatischer Dichter auftrat, in Thorn (drei Jahre vor seinem Tode) die Antigone des Sophokles. Nach dem Italienischen bearbeitete er die Daphne und die Judith *). Opitz sagt: „Unter allen poetischen Sachen oder Gedichten ist sonder Zweifel nichts über die Schauspiele," dennoch ist er nicht als Erfinder im Dramatischen aufgetreten und die Darstellung der Daphne, die in Dresden zur Feier eines fürstlichen Beilagers gegeben wurde, wird mit ihren von Hirten und Nymphen gesungenen Chören ihren eigentlichen Werth durch die Musik

Leo (Arminius) geseufzt, bei der Catharina (von Georgien) geweint und bei der Felicitas (der beständigen Mutter) gestaunt.— Die Darstellungen fanden aber wohl nicht öffentlich, sondern im geschlossenen Kreise statt, wie bei Schulfesten. Wenn die Principale Velthen den Papinian, Hoffmann († 1727) den Leo Arminius gaben, so haben wir sie nur als einzelne Versuche anzusehn, da Gryphius den Beschauer ungleich weniger, als den Leser zu berücksichtigen scheint.

*) Die Widmung zum letzten Stück ist in Breslau 1635 geschrieben. Gewöhnlich nimmt man an, Opitz habe die Judith in Danzig gedichtet, und da er 1634 sich nach Thorn begab und von da nach Danzig, so entsteht ein Widerspruch, den ich nicht zu lösen versuche.

des Capellmeisters Heinrich Schütz erhalten haben, den der Dichter mit den Worten begrüßt:

O du Orpheus unsrer Zeiten,
Den Thalia hat gelehrt.

Heinrich Schütz war der Oheim und Meister des Componisten Heinrich Albert, des Freundes von Simon Dach.

Das Aufsehn, das Guarini durch den Pastor fido bei seinen Landsleuten erregte, verbreitete sich gar schnell über die ganze gebildete Welt. Um weniger bekannte Dichternamen zu übergehn, so nenne ich Paul Flemming, Hoffmannswalden und Aßmann von Abschatz, die theilweis oder ganz das berühmte Schäfergedicht in deutsche Verse kleideten. Es wurde allgemein bekannt und das Pastorell fand um so leichteren Eingang in die deutsche Poesie, als die vornehmsten Dichter Mitglieder des Hirtenordens an der Pegnitz waren.

In der langen Reihe der opitzischen Nachfolger sind die dramatischen Dichter sparsam und besonders die Schöpfer neuer Stücke. Unter ihnen steht obenan Andreas Gryphius. Shakspears Todesjahr war sein Geburtsjahr, als wenn er ihn auf der Schauburg hätte ablösen sollen. Man hat wirklich beide mit einander verglichen. „Wir können hiebei kaum ernsthaft bleiben; die ganze Aehnlichkeit mögte darin bestehn, daß Gryphius gern Geister der Abgeschiedenen auftreten läßt." So sagt Aug. Wilh. v. Schlegel in Bezug auf eine Abhandlung seines Oheims des Dramatikers Joh. Elias Schlegel, der den Leo Arminius des einen Dichters dem Julius Cäsar des andern an die Seite stellt. Mag man den Vergleich auch nicht gelten lassen, so ist doch gewiß, daß Gryphius uns in der Bearbeitung des Handwerkerspiels aus dem Sommernachtstraum, das ihm nur auf mittelbare Weise bekannt geworden, nämlich in seinem Peter Squenz uns keine unwürdige Probe wetteifernden Talents hinterlassen hat.

Wie der früher genannte Rector aus Zittau Christian Weise den Peter Squenz zu einer Schulkomödie umformte, so ein Rector in Elbing Ernst König den Horribilicribrifax des Andreas Gryphius. Die Zahl der Akte ist vergrößert, die der Personen nicht verkürzt. Die Wahl ist befremdend, da Knaben Frauen sowohl tugendhaften als leichtfertigen Sinns darstellen und einer sogar als die Kupplerin Cyrilla auftritt.

Opitz und Gryphius glaubten nicht schreiben zu müssen, wie es der Geist ihnen eingab, sondern wie die Gelehrsamkeit es vorschrieb. In der Vorrede zu Cardenio und Celinde entschuldigt sich Gryphius, daß er Freunden zu Gefallen Personen eingeführt habe, die fast zu niedrig für ein Trauerspiel seyen, denn ohne gekrönte Häupter konnte keines sonst füglich bestehn. Opitz gesteht, die Daphne sey „von der Hand weg geschrieben," denn der Autor wisse wohl, „was die Alten wegen der Trauerspiele und Comödien zu befehlen pflegen." Ein Fernhalten von der Volkspoesie, die an keine Regeln erinnert seyn will, wurde geflissentlich gesucht. A. Gryphius vergißt nicht zu erklären, was es für ein Bewenden mit der Vaterschaft des Peter Squenz habe, der von einem Manne der Wissenschaft herrühre. Gryphius' dramatische Arbeiten stimmen nur in so weit mit den Stücken überein, die für die Menge berechnet waren, als sich in einigen eine Tendenzpoesie zu erkennen gibt, die wir, freilich in anderer Art, in den Fastnachtsstücken zur Zeit der Reformation fanden. Die kecke Sprachmengerei im Horribilicribrifax tritt spottend den sprachreinigenden Bestrebungen der damaligen Zeit entgegen. In zwei Tragödien behandelte er Gegenstände aus der nächsten Vergangenheit. Die Betrachtungen, die sich an die eine „Ermordete Majestät oder Carlus Stuardus" *) knüpfen, sind um so mehr von aufregender Natur, als es sich hier nicht um die Unschuld des geopferten Königs, sondern um die Entheiligung des Königsthums, nicht um die Willkühr eines Machthabers, sondern um den Mißbrauch der Religion handelt, indem man von dieser nach des Dichters Wort die Larve borge, um Kronen zu vernichten, indem man auf sie pochend Land und Kirche zerstöre. In dem genannten Stück tritt einer der Richter des Königs auf — der Verfasser, wie er sagt, giebt aus Schonung ihm einen fremden Namen Poleh — der von Wahnsinn und Gewissensangst getrieben, eine Galerie von Henkerszenen aus der britischen Staatsgeschichte vor sich entrollen sieht, indem Mal auf Mal „der innere Schauplatz sich öffnet und sich schließt." Die Tragödie hat einen politischen Charakter und die Sprache des Parteienkampfes vernehmen wir in der Unterredung von zwei En-

*) Die Enthauptung Karls I. wurde im 17. Jahrhundert häufig dramatisch dargestellt.

gelländischen Grafen, in der, was der eine ein **Verbessern**, der andere ein **Verbösern** nennt. Doch enthält er sich sonst aller Anspielungen und Angriffe. Nicht spätere dramatische Schriftsteller, — und so kam es, daß schon im 17. Jahrhundert das Publikum zum Mitspielen veranlaßt wurde.

Mehr bühnengerecht sind die Tragödien von **Caspar von Lohenstein** bei allem Schwulst in der Sprache, aller Brutalität in der Erfindung.

Unter den sparsamen, nicht bedeutenden dramatischen Dichtern, die im 17. Jahrhundert in unserer Provinz lebten, steht obenan **Simon Dach**. In Memel 29. Juli 1605 geboren, starb er als Professor der Poesie 14. Apr. 1659. Da er das Feld der Gelegenheitsgedichte als der Erste inne hatte, so konnte er sich auch der dramatischen Dichtkunst nicht entziehn. „Kamen — so wird in Angelegenheit einer alten Universität gemeldet — fremde große Herren oder auch besonders Landesfürsten in die Stadt, so war gleich die Frage, was für eine Komödie man zu Ehren machen wollte; Rector und Concilium kamen von selbst darauf oder sie waren auch ersucht von Jemand, der sich dadurch eine Gnade zu erwerben dachte" *). Das Stück möglichst beziehungsreich einzurichten, war demnach die Aufgabe des Dichters und „nach Erheischung seiner Profession," wie sich **Dach** ausdrückt, quälte er sich ab, durch eine pomphafte Darstellungsweise den Beifall der hohen Herrschaften zu erringen, so daß man den gemüthlichen seelenvollen Liederdichter in Haus und Kirche nicht wieder erkennt, sobald er seine **heroischen Gedichte** vorträgt und gar vom theatralischen Schauplatz herab. In allegorischem Gewande sehen hier die allerhöchsten Zuschauer ihre reich ausstaffirten Ebenbilder.

Am 15. Juli 1635 befand sich der König **Wladislaus IV.** von Polen in Königsberg. **Simon Dach** dichtete „Cleomedes, der allerwehrteste und lobwürdigste trewe Hirt der Krohn Pohlen" vermuthlich auf Aufforderung seines Freundes, des Tribunalsraths und Vicebürgermeisters **Schimmelpfennig**. In seinem Hause ward wahrscheinlich das Festspiel dargestellt, denn er veranstaltete

*) Aus einer Zeitschrift: Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen vom Jahre 1738.

dem Könige und den vielen ihn begleitenden Magnaten ein köstliches Gastmahl und ausgezeichnete Lustbarkeiten, so daß der hohe Gast bekannte, den Tag höchst vergnügt zugebracht zu haben.

Der Vorredner Merkur ruft, als er den Preis der Tugend erhebt,

Schaut auf sie her! Da sitzt sie da,
In Dir o Held, o König Vladisla!

und er nimmt seine Gnade für die Spielenden im Hirtencostüm in Anspruch, die

Den Schatten nur von Deiner Macht
Vor Dir hie zu entwerfen seyn bedacht.

Eine Nymphe Venda, die die Krone Polens darstellt, wird vom Moskowiter unter der Gestalt eines Satyrs mit stürmischer Liebe verfolgt. Sie ergiebt sich ihm aber nicht und wird endlich dem hochherzigen Cleomedes (Vladislaus) zu Theil und mit beiden verbindet sich die Nymphe Herophile, die Krone Schwedens. Merkur, der das Stück einleitete, entschwebt zu den Verbundenen und schließt mit frohen Verheißungen.

Das Stück, in dem auch Kur-Brandenburg, Krone Frankreich, Krone England und die Niederlande erscheinen, ist in lyrischen Versmaaßen abgefaßt, mit Hirtenchören verbrämt und ungeachtet der fünf Akte empfiehlt es sich durch Kürze.

Ein zweites Festspiel ist die „Sorbuisa. Zum Beschluß der vermittelst unsterblicher Huld und Gnad Sr. Churfürstl. Durchl. deß allermildesten Nutritii feierlich begangenen Academischen Jubel-Fest's in Preußen in der hohen Schul zu Königsberg präsentiret im Jahr 1644." Obgleich Sorbuisa sich leicht als das Anagramm von Borussia verräth, Sabnius und Pollentius als der Rector Sabinus und der Bischof Polenz erkannt wird, so ist dennoch ein Schlüssel zum Verständniß des allegorischen Schauspiels erschienen *). Dasselbe wurde am 21. September 1644 wahrscheinlich von

*) Unterricht, das Schauspiel Prussiarchus, welches zum Beschluß des Jubelfestes der löbl. hohen Schul zu Königsberg in Preußen gespielt werden soll, desto besser zu verstehn. Gedruckt durch Johann Reußner 1644. Es ist nämlich das oben genannte Schauspiel 1644 als „Prussiarchus" herausgegeben. Die beiden Stücke sind enthalten in der nach Dach's Tode herausgegebenen Sammlung: „Chur-Brandenburgische Rose Adler Löw und Scepter gedruckt bei Frdr. Reußner in Königsberg." Ohne Jahrzahl (1680). Dieselbe in anderer Ord-

Studenten im Auditorium maximum gegeben. Es fand so viel Beifall, daß es im folgenden Jahr am 9. Mai auf dem Schloß (in aula) wiederholt wurde und zwar in Anwesenheit der Wittwe Gustav Adolphs, der Königin Maria Eleonore, des großen Kurfürsten, zweier Kurprinzessinnen und vieler Personen vom Hof und aus der Stadt. Den Gesang leitete der Componist Heinrich Albert, Simon Dach's Freund und Kunstgenosse *). Die Gesänge, zum Theil lateinisch, sind allein in dem Druck vollständig mitgetheilt. Die Gespräche, die vielleicht in Prosa halb aus dem Stegreif vorgetragen wurden, sind nur dem Inhalt nach gegeben.

Aus dem „Inhalt des ganzen Spieles" soviel, großentheils mit den Worten des Dichters. Sorbuisa ist mit Wustlieb, der personifizirten Barbarei, auferzogen und ihm unterthan und um seinethalb empfindet sie Schmach und Verachtung. Cimbrina, die Markgräfin Anna Dorothea, und Prussiarchus, der Markgraf Albrecht I. als die Stifter der Universität sollen ihr Hülfe bringen. Es wird ein Rath gehalten uud Pollentius meinet, Wustlieb könne nicht besser vertrieben werden, als wenn Apollo mit den neun Musen eingeführt würde. Dem schenkt der Herrscher Beifall und folget seinem Rath. Sabinus, ein stattlicher Poet, wird erkohren, Apollo mit den Musen herzubringen; die kommen mit einer schönen und anmuthigen Music hereingezogen, darüber Sorbuisa und Prussiarchus sich herzlich erfreuen. Wustlieb erkennt sein gegenwärtiges Elend und erkennt, man wäre seiner überdrüßig. Da machet er sich an den Wurskaitis, den preußischen Götzenpriester, und gewinnt ihn durch eine Bocksheiligung. Auch dieser sieht ein, daß es bald um ihn geschehn seyn dürfte. Er verändert durch Zauberei Wustliebens Gestalt und macht es, daß sein Schützling in der Person des Sabinus unter die Gelahrten kömmt und allerhand Zank, Uneinigkeit und Zwist stiftet. Es geht so weit, daß

nung unter dem Titel: Simon Dachen Poetische Werke. Bestehend in Heroischen Gedichten. Königsberg bei Hch. Boyen 1696." Derselbe Druck mit einem andern Titelblatt ohne Jahrzahl.

*) **Acta Bor. II.** S. 944. Wie gewöhnlich wird auch hier der Musiker **Henricus Alberti** genannt. In der Widmung des sechsten Theils seiner Arien vom J. 1652 bedauert er nicht die zweimal aufgeführte Komödienmusik (zur Sorbuisa) herausgeben zu können, da es ihm dazu am Besten fehle.

Apoll sammt den Musen sich abwenden, Prussiarchus seinen Verdruß und Widerwillen nicht verbergen kann, Sorbuisa kläglich thut und verzagt. Als alles in der höchsten Gefahr schwebt, trifft es sich, daß Sabinus auf sein betrügliches Ebenbild unter drei Theologen stößt. Da wird der Verrath entdeckt und Wustlieb entlarvt. Zusammen mit Wurkaitis räumt er das Land unter häßlichem Geschrei. Die Einigkeit kehrt zurück und Apoll sammt den Musen nehmen den Helikon am Pregelstrom ein.

So blüh hin dann nach Wunsch und Lust
Die höchste Weisheit aller Erden,
Daß die Cyclopen-Art und Wust
Hier ewig nicht gefunden werden. — —

Die Jugend seh ich als ein Heer,
Getrieben durch der Zeit Beschwer,
Nach Königsberg in Preußen ziehen,
Indem, daß Deutschland untergeht,
Im Brand und seinem Blute steht,
Wird Fried' und Kunst in Preußen blühen.

Den Beschluß der Vorstellung bildeten Schäferspiele mit Gesang und einem üblichen Echogespräch*):

Ein Freund von Simon Dach der Schlesier Christoph Caldenbach, der eine Zeitlang als Prorector bei der altstädtschen Schule wirkte und in Tübingen als Professor der Dichtkunst 1698 starb, schrieb 1635 zum Gregoriusfest: „Herkules am Wege der Tugend und Wollust" und später ein Trauerspiel „Babilonienschaft oder Tragödie aus Daniel III" **).

Als einen Nachahmer Simon Dach's gab sich Michael Albinus (Weiß) Pfarrer an der St. Katharinenkirche in Danzig zu erkennen, als er durch den Maler und Schauspielunternehmer Andreas Gärtner in seiner Vaterstadt ein allegorisch pa-

*) Dem Prussiarchus sind beigefügt: Lieder der ersten Pastorellen von der verliebten Dianen, welche zum Beschluß des königsbergschen Jubeljahres von etlichen Studiosis daselbst präsentiret werden, von Hch. Albert componirt.

**) „Baczko Gesch. der Dichtkunst in Pr. in „Beitr. zur Kunde Preußens" VI. S. 156. Das Trauerspiel ist gedruckt zu Königsberg 1646.

triotisches Schauspiel aufführen ließ. Als wären damals schon die Maschinen der Hamburger Oper im Gange gewesen, überraschen hier endlose Verwandlungen und imposante Schaustellungen*). Es hat sich uns nicht das Stück erhalten, welches improvisirt wurde, sondern nur eine „Nachricht des Danziger Schauspiels von der Königin im Liebenthal.“ Es wurde wahrscheinlich 1650 zum Besten der Armen (vielleicht als erstes Beispiel der Art) aufgeführt **).

Während die Noth und die Kriegsmühseligkeiten sonst die Einstellung des Schauspiels zur Folge hatten, waren sie 1650 in Danzig Grund, es zu veranstalten. Um der überhand nehmenden Armuth zu begegnen, kam man auf den Gedanken durch Aufführung „erbaulicher christlicher Comödien“ Mittel zu beschaffen ***). In dem Stück sind die Namen der großen Zahl Spielender, unter denen als Ritter das Wort Gottes und der Glaube erscheinen, so gewählt, daß man sie leicht als die Repräsentanten der Frömmigkeit, Dankbarkeit, Barmherzigkeit u. s. w. erkannt. Von Handlung erfährt man eben nichts mehr, als daß dem Titel nach das Ganze in „vier Handlungen“ zerfällt und jede „in fünf Aufzüge.“ Aufzug bezeichnet nämlich die Eröffnung des später zu beschreibenden innern Schauplatzes, der ein Theater im Theater bildete. Schon in der musikalischen Introduction fehlt es nicht an „Augenbelustigungen.“

Auf, auf! des Herren Zier aus Kräften zu erheben.
O großer Gott von dir ist unser ganzes Leben,
Der Herr hält die Gedanken
In ihren rechten Schranken,

*) Auch Gryphius verlangte in der Art viel von der Kunst des Theatermeisters. In dem 1653 dargestellten Festspiel Majuma werden Zephyr, Chloris und Maja in Kaiserkronen und Mars in einen Adler verwandelt.

**) Michaels Weißen Kurtzgefaßte Nachricht des Dantziger Schauspiels von der Königin in Liebenthal, etc. So auff Vergünstigung E. Hochw. Rahts vorstellen wird Andreas Gärtner. — Im Vorbericht heißt es: „Christlicher Leser, weil allhier nutzliche Schauspiele zu halten angesehn und beobachtet werden mag als ein Mittel, dadurch zu besserer Unterhaltung der Dürftigen etwas Merkliches herfließen könne, so ist man auch auf solche Gedanken gerathen, von eben dieser Sache, betreffende die Lieb und Barmherzigkeit gegen die Armen, etwas vorzubringen.“

***) Löschin Gesch. Danzigs I. S. 358.

Durch ihn wird das erhöht, so unter'n Füßen lieget,
Durch seine Kraft vergeht, was prächtig vor gesieget.

„Hier öffnet sich der Schauplatz mit dem Danzger Wappen und ein Engel in den Wolken sitzender" u. s. w. Hierauf werden im ersten Aufzug „Alle vorbenannte Personen mit eröffnetem Schauplatz ordentlich gezeiget und einer izlichen Beschaffenheit vom Ritter Gottlieb mit mehrerem erklärt." Da es an einem Comödienzettel fehlte, so war es wahrscheinlich Gärtner, der das Publikum mit dem Personal und mit der Rolle der Einzelnen vorerst bekannt machte.

Die Königin von Liebenthal wählt ihre Wohnung unter Fischerleuten, sie bestimmt diese, Schifffahrt zu treiben und begründet dadurch den Bau Danzigs. Das Glück der Stadt wird durch Seeräuber vielfach gekränkt, die aber Gottlieb „der Fromme" glücklich bekämpft. „Worinnen gedeutet wird auf der Menschen geistlich Elend und ihre Erlösung." Der Schutz der Stadt wird durch eine königliche Ehrensäule, neben der Gerechtigkeit und Friede stehn, gesichert. Da Klagen über allerlei Elend erschallen, die Leute zu verhungern und verdürsten glauben, sieht man dankgerührt Gottes Gnade in einem plötzlich entstehenden Springbrunnen. Das Wort Gottes oder der Ritter vom Feuer entreißt die aussätzige Stadt aus der Gewalt der Unholdin oder Unbarmherzigkeit. Es wird ein Nachtliedlein gehört, bis die Morgenröthe und Sonne aufgeht, nach dem Spruch Jes. 58, 7. „Brich dem Hungrigen dein Brot, alsdann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröthe." Da bestimmt die Königin im Liebenthal, daß zur Besiegung aller Noth sich die Menschen mit den Tugenden vermählen, und sie bewirkt in Betreff der Krone, so heißt die Stadt Danzig, daß die Hofleute einen solchen Heirathsbund eingehn. Die Beständigkeit erhält die Krone und der verlorne Sohn Friedlieb kehrt heim. Die verschloßnen Herzen, wenn sie nicht hier Strafe erleiden, werden auf die jenseitige Pein in den Flammen verwiesen. Der Verfasser, als er das Stück in Schick gebracht, sagt: „Gott lasse alles wohl gelingen!"

Die Schulkomödien, die in Königsberg mit dem größten, in Danzig mit dem geringsten Eifer betrieben wurden, die in Elbing am längsten sich in Ansehn erhielten und auch in andern Städten

Nachahmung fanden, sollen hier nur in soweit zur Sprache gebracht werden, als sie einen veränderten Charakter darthun.

Seitdem in Danzig 1639 es den Geistlichen freigestellt war, denjenigen, welche sich nicht zur Kirche gehalten, alle Leichen-Cäremonien zu versagen und dieses Recht von ihnen in Anwendung gebracht war, so fand der Professor Raue eine Aufforderung, in einer veranstalteten Schulkomödie gegen die Anmaaßungen der Geistlichkeit anzukämpfen *). Er ließ 1648 auf dem grünen Thor von zwanzig Alumnen ein drama comico-oratorium super fatis Aeneae et Laviniae aufführen. Hier trat ein Augur auf, der mit grellen Farben als geldgierig und herrschsüchtig und so treffend geschildert war, daß die Geistlichen sich persönlich beleidigt glaubten und mit dem Verfasser einen weitläuftigen Streit begannen *).

Auch Johann Zimmermann aus Thüringen, scheint als Rector in Tilse es mit der Geistlichkeit in ähnlicher Weise verdorben zu haben, obgleich er später ihr angehörte. Er gab 1670 einen actum comicum und zog sich dadurch eine Untersuchung von Seiten des samländischen Consistoriums zu. Er fand sich bewogen, sein Amt niederzulegen **).

Angriffe von der Schulbühne herab waren wahrscheinlich schon früher auf den Episcopalstolz und die Maaßregelungen der Zionswächter laut geworden. Als Erwiederung haben wir ein Gegenstück anzusehn. „Speculum mundi eine feine Comedia, (in Versen) darin abgebildet, wie übel an etlichen Orten getrewe Prediger verhalten werden und wie sie von den Widersachern bisweilen heftig verfolget werden. Nützlich zu lesen und im Agiren beweglich." Das Stück, von Barth. Ringwaldt aus Frankfurt a. d. O. erfunden, wurde von dessen Sohn, einem kgl. polnischen Secretär, der in Königsberg starb, daselbst von Neuem 1645 zum Druck befördert.

*) Löschin, Gesch. Danzigs. I. S. 375. Hirsch, Gesch. des academ. Gymnasiums in Danzig S. 51.

**) Thiel Beschreibung der Stadt Tilse S. 156. Aergernisse der Art mögen schon früher vorgekommen seyn. Der Erzpriester Flottwell in Tilsit zog sich 1654 eine Rüge zu, da er eigenmächtig die Schulkomödien aufzuheben eine Bestimmung getroffen hatte.

Auch die Politik ward auf das Schultheater gebracht und die Zeitinteressen hineingezogen, um es anziehend zu machen. Der Rector **Peter Zimmermann** stellte auf dem Rathhause in Thorn am 23. Aug. 1650 eine Tragödie von der Enthauptung Karl Stuarts dar, nachdem er am Tage vorher eine Komödie „vom gegenwärtigen Zustand Deutschlands" veranstaltet hatte und, wie wir in der Thornschen Chronik lesen, „mit gutem Vergnügen der Zuschauer" *), bis endlich eine Schulkomödie Vorspiel der weltbekannten Thornschen Tragödie wurde und mit einer Reihe von Enthauptungen endigte.

An den früher in dramatischen Satiren beregten Streit zwischen Protestantismus und Katholicismus wird man auch wohl noch in mancher Schulkomödie in Thorn, wenn auch versteckt, erinnert seyn. Eine solche fand hier regelmäßig am Charfreitag statt, um dadurch die Jugend am Besuch der katholischen Kirchen, in denen das Grab Christi aufgebaut war, zu verhindern, unter dem Vorgeben, dadurch etwaigen Unordnungen zu begegnen. Wir wissen, daß auch Katholiken lieber der Schulkomödie am Abend des Charfreitages beiwohnten, als dem Kirchendienst. Die Jesuiten meinten, es geschehe eben, damit dieser durch den actus dramaticus leide. Er daure bis 10 Uhr und wenn die Herrschaften so spät nach Hause kämen, so könnte ihr katholisches Gesinde nicht mehr seine Andacht an den heiligen Gräbern halten **).

*) Zernecke Thornsche Chronik S. 271.

**) Erl. Pr. II. 791. 795.

Es möge hier das Andenken an einige Schulkomödien erhalten werden, die sich von der großen Masse unterscheiden und meist eine provinzielle Gedächtnißfeier betreffen

Am 22. und 23 Nov. 1695 wurde in Königsberg im altstädt. Junkergarten zum Andenken der vor 100 J. erbauten Schule „der verstellte und erkannte Joseph" gegeben und beim Prolog in einem Transparent in zwei getheilten Feldern die Namen derjenigen gezeigt, welche 1595 und 1695 den altstädt. Magistrat gebildet. Erl. Pr. II. S. 479.

In demselben Jahre ward „Die triumphirende Gottesfurcht oder der mit dem Siegeszeichen des Kreuzes überwindende Kaiser Constantinus unter Anführung Christoph Gottsched, Conrectors, in der Löbnichtschen Pfarrschule auf einer Schaubühne vorgestellt." Gottsched, der Sohn, der das in 4to erschienene Stück lieber einen Entwurf zu einem Schauspiel, als ein Schauspiel nennen will, er-

Auch die dramatischen Schäfergedichte, die eine namhafte Klasse unter den Theaterstücken dieser Zeit bilden, konnten zu

wähnt nicht, daß dasselbe auf dem Landhofmeistersaale ge eben sey, wie v. Baczko berichtet. Stand damit etwa der Umstand in Verbindung, daß am 9. Mai d. J. der Blitz in die nahe gelegene Löbenichtsche Kirche schlug? Freilich wurde nur der Thurm mit den Glocken und dem Orgelwerk versehrt und zwar „als eben in der Schule eine Comödie gespielt ward." Vermuthlich ist sie nicht zu Ende gespielt und darum wiederholt. Gottsched I. S. 258. Beiträge z. K. Pr. VI. S. 160. Erl Pr. IV. S. 10.

Das Jubelfest der Reformationsfeier 1717 wurde in der Domkirche in Königsberg durch ein Festspiel (ein Jahr darauf erschien das Verbot der Schulkomödien) gefeiert. Der Conrector Albertus Columbus führte auf: „die gefährliche Schifffahrt und die hierauf erfolgte glückliche Anländung **Aeneae** als ein Bild des vor der Reformation höchst verderbten, nach derselben aber glückseligen Zustandes der Kirche."— Columbus vergißt nicht anzuführen, daß er aus der Erfahrung schreiben könne „wie höchst begierig sich die Knaben ohne Abbruch der **lectionum** in dieser theatralischen Vorstellung geübet haben." Er rühmt des Rathes Bereitwilligkeit, „die Unkosten, so zu Erbauung des **theatri**" angewendet worden, darzureichen. — Nach einem Prolog, in dem an den Schönheitsstreit der Göttinnen erinnert wird, bringt Merkur der Juno einen Brief mit der Kunde, daß das Schiff des Aeneas, dem die Göttermutter grollt, sich in der Nähe Italiens befinde. Momus erscheint und bedeutet sie, daß auf Zeitungen nichts zu geben. Er scherzt drauf über die Blindheit der Heiden in Erwählung von Göttern, fügt aber hinzu, daß das Papstthum in der Ernennung der Heiligen nicht glücklicher gewesen. Die zweite Szene zeigt die Höhle des Aeolus. Juno bringt in ihn, die Winde frei zu geben, und er gehorcht, da sie ihm als ihrem Abgott schmeichelt. Momus gedenkt dabei der päpstlichen Canonisationen, indem auch hier ein Heiliger den andern macht. See und Schiffbruch wird darauf dem Auge vorgeführt. Momus vergleicht die gefährliche Schifffahrt des Aeneas mit ehemaligen Mißständen der Kirche. In der zweiten Handlung d. i. Akt, sehen wir, wie die Trojaner das glücklich erreichte Ufer ersteigen. Sie erlegen von einer Hirschheerde sieben Stück. Momus nimmt Gelegenheit über das Fasten der Römischen seine Meinung auszusprechen. — Der Epilog dankt für geneigte Audience und bittet um Geduld zur Anhörung eines Nachspiels. Ein Verzeichniß zählt die Namen der agirenden Knaben auf; unter ihnen finden sich die Königsberger Georg Christoph Cassenburg, Karl Andr. Christiani und Cöl. Christian Flottwell.

Einen wahrhaften **Actus Passionis** führte in Thorn am Stillfreitag 1719 der Prof. Joh Arnd auf. Der Titel war **De impia pietate Caiphae et consiliis contra Jesum.** Zu den Zuhörern gehörte ein Polnischer Offizier, der die im Stück vorkommenden Aeußerungen gegen den **Pontifex maximus** nicht auf den jüdischen Hohenpriester, sondern auf den Päpst in Rom bezog und bei dem Jesuiten-Collegium Anzeige machte. Dieses verlangte, daß der Verfasser we-

Unwillen reizen und bisweilen die Versammelten zum Einspruch durch lautes Lärmen veranlassen.

Indem man bald den Cyclops des Euripides bald das Hohelied Salamonis für Schäferspiele erklärte, setzte man ihre Entstehung in eine frühe Zeit. Ginguene nennt das Hohelied eine dramatische Hochzeitsfeier, deren Acteure Schäfer sind. Wenn man die Form der Ekloge lange zu Gedichten aller Art wählte, es feierte der Professor Lindner noch im J. 1772 den Geburtstag Friedrichs II. durch ein poetisches „Hirtengespräch," so waren es doch vornämlich Hochzeitsfeste, die in Bildern der schuldlosen Hirtenwelt sich abspiegeln sollten.

Georg Neumark aus Mühlhausen in Thüringen, der Rechte Beflissener und, wie er sich selber nennt, der musikalischen Palerei Liebhaber, Dichter des Kirchenliedes „Wer nur den lieben Gott läßt walten" ließ 1649 bei der Vermählung eines Achatius v. Borke mit Euphrosine von Schlieben ein Schäferspiel mit Arien drucken „Der hochbetrübte und verliebte Hirte Myrtillus wegen seiner edlen und holdseligen Schäferin Enphrosillen."

gen der abscheulichen Blasphemie sofort festgesetzt werde. Der Bürgermeister Rößner, der dem Schauspiel beigewohnt, erklärte dagegen, „daß nicht ein Wort, nicht eine Miene, noch sonst etwas den Römischen Papst Angehendes" vorgekommen und daß das Programm von ihm und dem Rector des Gymnasiums censirt sey. Er zeigte dem Prof. Arnd seinen entblößten Hals mit der Versicherung, lieber denselben hinzugeben als zu gestatten, daß dem Verfasser oder dem Gymnasium Leides geschehe. Der Prozeß, der Anfangs in Warschau geführt werden sollte, wurde eingeleitet. Man dehnte die Anklage bis auf den Buchdrucker aus. Das Programm würde von Henkershand verbrannt worden seyn, wenn nicht auf dem Titel ein Crucifix gestanden. Um den Streit in Ruhe zu beendigen, beging Rößner die Unvorsichtigkeit, den heftigsten Ankläger, den Jesuiten Marczevski mit 100 Thlr. zu bestechen und bestimmte auf dessen Anrathen den Professor, seine Vertheidigung in der Art zu mildern, daß sie ein demüthiges Ansehn erhielt. Der Professor hielt sich in Thorn nicht für sicher und ging über Danzig nach Königsberg. Die Citationen nahmen ihren Fortgang. Die Entscheidung gab 1724 eine Schlägerei bei einer Prozession und ein daraus erwachsender Tumult. Mit neun Bürgern ward der 63jährige Rösner 1725 hingerichtet. Erl. Pr. II. S. 791 fgg.

Im J. 1737 zur Erinnerung an die fünfhundertjährige Gründung Elbings veranstaltete der Rector Georg Dan. Seyler daselbst einen Lob- und Dank-Actus. In dem historischen Drama muntert „Landmeister Hermann von Balke seine Gefährten zur Erbauung der Stadt Elbing auf und besucht die Höhle der Wahrsagerin Poggia, welche ihm der Stadt künftiges Schicksal prophezeit."

Jacob Reich, seit 1667 Professor der Beredtsamkeit in Königsberg, folgte dem Beispiel Simon Dach's in so genannten heroischen Gedichten.

Wie dieser führte auch er auf dem Moskowitersaal mit Studenten ein Festspiel auf und auch er feierte den Landesherrn, den großen Kurfürsten. Das „nachdenkliche Lustspiel von dem deutschen und unüberwindlichen Nestor" wurde, da es an Friedrich Wilhelms Geburtstage 1683 nicht zu Ende gespielt werden konnte, noch einmal wiederholt. Die Werthlosigkeit und die unpassenden Beziehungen mogten in gleichem Maaß die Schuld tragen, daß die erste Aufführung durch Pochen unterbrochen wurde *). Ein geharnischter Prolog eröffnete die zweite Vorstellung und erklärt die mißbilligende Stimme als die des Neides. Die Spielenden versprachen Alles auf das Beste ändern und ergänzen zu wollen, nicht anders als Künstler gern Fehler verbessern, wenn sie ihre Werkstücke den Augen und dem Urtheil der Vernünftigen vorweisen. Der Dummheit aber wollen sie Trotz bieten.

> „Du unsinnige Dummheit, nicht uns hast du beleidigen können, sondern die Vernünftigen überführen dich, daß du in solchem unverantwortlichen Verfahren der Hoheit unseres großen, unüberwindlichen Friedrichs zu nahe getreten. Ihr von Gram blasse Neider, wir lachen über euer Wesen nicht anders als der helle Mond über das Anbellen der großen Schäferhunde."

Eine besondere Fertigkeit, wenn auch nicht Geschicklichkeit, entwickelte Reich in Erfindung schäferlicher Festgedichte, die auf Hochzeiten bei gräflichen Herrschaften und Bürgersleuten aufgeführt wurden. So zu der des Kammerherrn Grafen v. Dönhoff mit Anna Beata v. Goldstein ein Schäferspiel, das 1663 gedruckt auf zwölf Bogen in Fol. erschien *). Von den italieni-

*) Das Stück in ungebundener Sprache beträgt im Druck 16½ Bogen. Die Namen der 45 darstellenden Personen sind genannt.

**) Beiträge z. K. Pr. VI S. 157. v. Baczko nennt den Verf. nicht hier und nicht in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift: „Das preußische Tempe," wo in Bd. I. S 703 ein kurzer Aufsatz: „Versuch einer preußischen Theater-Geschichte" enthalten ist. Auf die Vermählung des Oberburggrafen Ahasverus v. Lehndorf und einer Gräfin von Dönhoff dichtete Reich das Lustspiel: „Die keusche und durch viele Gefahr durchdringende Liebe."

schen Mustern ist hier keine Spur mehr zu entdecken. Die Anmuth und die Reinheit ist verschwunden und die Schäfernamen scheinen nur gewählt, damit die unbeschönigten Rohheiten um so greller sich ausnehmen. Von dem bockfüßigen Satyr wird der bräutlichen Verschämtheit ein Schnippchen geschlagen. In dem Hochzeitsgedicht ist vieles ganz puppenspielartig angelegt. Thyrsis gebietet den Bächen und Winden Schweigen, damit seine Chrysille nicht erwache und betrachtet die schöne Schläferin mit verhaltenem Odem, weckt sie aber, um eine Fliege von ihrem Gesicht zu verscheuchen, mit einer Maulschelle. Eine andere Nymphe zeigt sich schwierig, als sie wegen der mit Faunen getriebenen „Unzucht" die Feuerprobe bestehn soll. Der Flußgott Angerapp beträuft Gedeihen spendend einen Hirten, der in einen hohlen Baumstamm gesunken zum Baum geworden ist. — Das ungehobeltste der Stücke des Magisters Reich war 1686 für eine Landhochzeit bestimmt: „Der unbeglückte Schäfer Corydon, welcher dennoch in einen Fortunato verkehret worden." Wahrscheinlich hatte der Bräutigam, ein Kaufmann in Tilsit, vergeblich bei der Jungfer Braut angeklopft, ehe sie ihn erhörte. Das Schäferstück, das man gleichfalls des Druckes für werth erachtete, ist eine Vermählung des Ungeschmacks mit der Gemeinheit und um so merkwürdiger sind die weitläuftigen Zurüstungen, die die Aufführung erforderte; eine Wiese mit Lämmern, ein Teich mit badenden Nymphen, ein Wald, in dem Diana und ihr Gefolge jagt, verlangte so genannte Maschinen, wie sie der Theatermeister zu Opern zu erfinden hatte *).

Schäferspiele besitzen wir vom fruchtbaren Michael Kongehl **), der sich die bunt überladene Sprache eines Hoffmannswaldau und Lohenstein zum Vorbild erwählt zu haben scheint, ohne in der Geistreichigkeit des Vortrags folgen zu können. In Kreuzburg 1646 geboren, wurde er in Königsberg erzogen. Er studirte daselbst und besuchte alsdann mehrere Universitäten Deutschlands. Ueberall wußte er durch seine Poesie sich Eingang und freundliche Aufnahme zu verschaffen. In Weimar wurde er 1671 mit dem poetischen Lorberkranz von Georg Neumark gekrönt

*) Vgl. die Beilage der zweiten Abtheilung. Die einzeln gedruckten Stücke sind vereinigt in Reich's „Geist- und Weltlichen Reden." Königsberg 1691.

**) Ueber ihn Pr Provinzial-Blätter 1832. Bd. VII. S. 327.

und in Nürnberg 1672 von **Sigismund v. Birken** in die Pegnitzer Blumengenossenschaft aufgenommen. Er erhielt zum Zeichen die Passionsblume oder Kreuzwurz nebst dem Beinamen Prutenio. Nach Königsberg zurückgekehrt, diente er seiner Vaterstadt in verschiedenen Aemtern und schwang sich vom Kurfürstlichen Secretarius 1710 zum Bürgermeister im Kneiphof empor. Er starb in demselben Jahre.

Da am 28. Nov. 1674 in Königsberg der Kurprinz Karl Aemilius starb, schrieb **Kongehl**, der sich damals in Berlin befand, ein „geschichtmäßiges Hirtengedicht" *). In ihm treten Prutenio selbst und Surbosia redend auf. Ein Echogespräch, wie es **Kongehl** auch in einem andern Stück anbrachte, stimmt Sorbosiens Schmerz in tröstliche Wehmuth um, als sie fragt, warum der Edle dahin welken mußte.

Und warum der? Laß doch den Hall erschallen,
Bekenn es frei, hat er dir dann gefallen?
Allen.

Der Deutschen Mars liegt jetzt mit Macht zu Feld.
Sag, wo du weißt, wer doch das Feld erhält?
Der Held.

Ach Himmel hilf! Ach laß dein Gnaden-Wille
Bald seyn erfüllt und uns in Hoffnung stille.
Stille.

Vor dem Kurfürsten wurde von ihm das Lustspiel: „Der verkehrte und wiederbekehrte Prinz Tugendhold" von den Schülern der Domschule in Königsberg 1691 gegeben. Unter einer Masse der verschiedenartigsten Personen, zum Theil allegorischen, finden wir neben Königen, Prinzessinnen, Soldaten, Arlequin, Pickelhäring und einem Hochzeitbitter, welcher letztere in vielen

*) Gedruckt Nürnberg 1676. Kongehl versprach 1683 eine „neuausgezierte Surbosia" Plümicke S. 53. Früher erschien von ihm: „Beglückwünschter Doppelsieg des allerdurchlauchtigsten römischen Kaisers wider den überwundenen König in Frankreich. In einem Hirtenspiele 1675. Damit politische Beziehungen ihm nicht unangenehme Deutungen zuzögen, schrieb er auf den Titel seines allegorischen, im selben Jahre erschienenen Gedichts: „Die Himmelsstürmer" unverfänglich auf den gegenwärtigen Kriegszustand gerichtet.

Scherzspielen eine belustigende Szene durchführt. Der Prinz Tugendhold empfängt am Ende einen Lorberkranz und sich dessen für unwürdig erkennend, überreicht er ihn in tiefster Devotion dem höchsten aller Zuschauer. Das Stück ist eine Haupt- und Staatsaction in verjüngtem Maaßstab *).

Kongehl's Mischspiele, so nannte er die von ihm beliebten Tragicomödien, sind merkwürdig, weil wir den Inhalt von zweien in zwei Tragödien Shakspears wiederfinden.

Im J. 1695 widmete er „die unvergleichlich schöne Prinzessin Andromeda in einem Mischspiel (Tragico Comoedia) dem Kurfürsten Friedrich III. Der Verfasser legte es auf einen Vergleich desselben mit Perseus an. Der Name Mischspiel rechtfertigt sich vollkommen, denn abwechselnd lassen sich bald die mythologischen Personen vernehmen, bald Skaramuz mit fünf Mägden. Kongehl giebt sein Stück als Bearbeitung eines fremden, vor 20 Jahren erschienenen. Leider verräth er nicht, auf welche Weise er zum Stoff der beiden andern Mischspiele der „Innocentia" und „Phönicia" gekommen sey. Er schrieb beide nach 1682 **). In beiden scheint das Auftreten dämonischer Wesen der Tisiphone, der Eris, einer Zauberin und der höllischen Dienerschaft seine eigne Erfindung zu seyn.

Die Fabel von Imogen, Posthumus und Jachimo in Shakspears „Cymbeline" stimmt mit der „Der unschuldig beschuldigten Innocentien Unschuld. Eine nachdenkliche Genuesische Geschichte in einem Mischspiel" überein. Die Verwandtschaft rührt aber wohl daher, daß eine Erzählung, die wir in Boccazens Decamerone finden, den Schauspielen zu Grunde liegt. Hans Sachs und Ayrer entlehnen oft daraus. Die Verwandtschaft ist um so geringer, als weder Shakspear, noch Kongehl unmittelbar aus der Quelle schöpften. Letzterer arbeitete vielleicht nach einem Stück aus dem 16. Jahrhundert nämlich: „Eine schöne Historia von einem frommen Kaufmann zu Padua, wel-

*) Beiträge z. K. Pr. VI. S. 160.

**) Da die Jahrzahl fehlt, so setzt Gottsched beide in das Jahr 1680, aber mit Unrecht, denn Kongehl nennt sich Churf. Br. Secretarius, und so konnte er sich erst 1682 nennen. Eine Iphigenia, die er geschrieben haben soll, ist wohl aus Mißverstand aus der Innocentia gemacht.

cher zu Mantua im Beiseyn anderer Kaufleut wegen seines lieben Weibes Ehr und Frömmigkeit, sein Hab und Gut verwettet, solches ihm aber ein leichtfertiger Sykophant abgewann. Durch Zach. Liebhold von Solbergk. Breslau 1596 *)."

Dagegen ist der Uebergang von Shakspears „Viel Lärm um Nichts" auf die „Phönicia" nicht in Abrede zu stellen, wenn auch hier keineswegs unmittelbar. Durch die engischen Comödianten lernte Jacob Ayrer jenes Schauspiel **) kennen und bearbeitete es in Hans Sachsischen Reimversen. So finden wir es in Ayrer's Opus theatricum vom Jahre 1618. Die Zwischenglieder zwischen diesem und dem Kongehlschen Mischspiel mögten schwer zu ermitteln seyn. Das Verhältniß, in dem die drei Verfasser stehn, wird man ungefähr aus der folgenden Nebeneinanderstellung der entsprechenden Stellen ersehn.

Shakspear, Uebersetzung von Kaufmann. Bd. III.
Viel Lärmen um Nichts.

Borachio zu Don Pedro.

S. 412. In der Nacht belauschten sie (die Wächter) mich, als ich diesem hier gestand, wie euer Bruder mich angestiftet, Fräulein Hero zu verleumden; wie ihr in den Garten geführt wurdet und zusaht, wie ich Margarethen, die Heros Kleider trug, einen Liebesantrag machte: wie ihr Hero beschimpftet, als ihr sie heirathen solltet.

Claudio verstößt am Traualtar die Braut.

380. Hier Leonato habt ihr sie zurück;
Gebt nicht dem Freunde die verdorbne Frucht,
Sie ist nur ihrer Ehre Bild und Schein. —
Seht, wie 'ner Jungfrau gleich erröthet sie;

382. Wer war der Mann, mit dem ihr spracht die Nacht
Aus eurem Fenster zwischen zwölf und eins?
Wenn ihr' ne Jungfrau seyd, antwortet mir.

*) Gottsched I. S. 139.

**) Tieck, Deutsches Theater I. Vorrede XXII, vermuthet ein älteres, das Shakspear zu seinem Viel Lärm um Nichts benutzte.

Hero.

Ich sprach mit keinem Mann zu dieser Stunde.
Fällt in Ohnmacht.

Mönch.

386. — — Heißt mich einen Narren,
Traut weder meinem Lesen noch Beobachten,
Liegt schuldlos nicht dies holde Fräulein hier.
Vom Irrthum hart gekränkt.

Leonato.

Das kann nicht seyn.

Mönch.

387. Fräulein wer ist's mit dem man euch verklagt?

Hero.

Die wissen es, die mich verklagt; ich nicht.
Wenn mehr ich weiß von einem Mann auf Erden.
Als jungfräuliche Sittsamkeit erlaubt,
Fehl' allen meinen Sünden Gnade.

Mönch.

388. Habt Geduld
Und hört auf meinen Rath in diesem Fall.
Die Prinzen ließen Hero hier für todt;
Nun haltet eine Zeitlang sie geheim,
Und macht bekannt, daß sie gestorben sey.
Beobachtet der Trauer äußern Schein
Und hängt an eures Hauses alter Gruft
Grabschriften auf; vollziehet jeden Brauch,
Den bei Begräbnissen die Sitte heischt.

Leonato.

Warum das Alles? Wozu dient es uns?

Mönch.

Wohl ausgeführt, macht es zu ihrem Besten
Aus Vorwurf Mitleid; und das ist schon viel:
389. Hört er, sie sey gestorben auf sein Wort,
So schleicht sich lieblich ihres Lebens Bild
Ein in die Werkstatt seiner Phantasie,
Weit zarter rührend und am Leben reicher

Als da sie wirklich lebte; dann er wird trauren,
(Wenn je er Lieb' in seinem Herzen trug)
Und wünschen, daß er sie nicht so verklagt.

Ayrer. Tieck's Deutsches Theater. Bd. I.

Spiegel weiblicher Zucht und Ehr. Comödia von der schönen Phönicia und Graf Tymbri von Golison aus Arragonien, wie es ihnen in ihrer ehelichen Lieb gangen, bis sie ehelich zusammen kommen.

Gerwald

beschließt den Grafen Tymbor, Phöniciens Verlobten, zu betrügen.

S. 292. So geh' ich zu dem Grafen hin,
Phönicia aufs Höchste verklag,
Wie daß man Unehr von ihr sag
Mit jungen Gesellen in ihrem Garten,
Will ihn darinnen lassen warten,
Zu Nachts wohl bei dem Moneschein
Steigen mit eurn Knecht allein
In Weibskleidern, mit den will ich
Gar freundlichen besprechen mich,
Als ob er Phönicia wär,
Ihn führen im Garten hin und her,
Endlichen mich in einer Ecken
Mit ihn verliern und verstecken,
Daß uns der Graf nicht mehr kann sehen;
So meint er, es sei mit ihr geschehen,
Wird ihr die Heirath wieder aufsagen.

Da die Anstalten zur Hochzeit getroffen werden, erscheint vor dem Brautvater ein

Adlicher.

297. Es schicken mich her ihr Gnaden
Und künden euch die Heirath ab,
Die ich ihm neulich geworben hab,
Und läßt euch anzeigen dabei
Eur Tochter nicht fromm von Ehren sei,
Drumb wöll sein Stand nicht gebührn,
Ein solche Dirn zur Kirchen zu führen.

Phönicia.

Wer hat das zeigt dem Grafen an,
Daß ich hätt wider Ehr gethan,
Der thut mir groß Gewalt und Unrecht.
All Ueppigkeit hab ich verschmäht,

O Herr Gott! ich befehl mich dir.
Vor Angst muß ich mein Geist aufgeben.

Sie sinkt danieder.

Lionatus.

S. 298. Ach soll mein Tochter kommen um's Leben?
Dann ich weiß, daß ihr Unrecht geschieht.

Mutter.

Ihr Kräft kommen ein wenig wieder.

Lionatus.

Auf daß es ein Weil bleib dabei,
Daß Phönicia gestorben sei,
So woll'n wir's in Kleidern beklagen,
Ein Todtensarg gen Kirchen tragen,
Denselben an ihrer Statt begraben.
Vielleicht mögt der Graf ein Reuen haben,
Was er hat an ihr begangen;
Und mögt ein bessern Bericht empfangen,
Daß sie die Schand nicht hab gethan.

Kongehl.

Die vom Tode erweckte Phönicia. Eine anmuthige Sicilianische Geschicht.

Sycophant zum Grafen Tymbreus.

S. 24. Ein junger Edelmann,
Mein eigner Herr (denkt ob ich's wissen kann)
Ist manche Nacht bei eurer Braut gewesen
Und hat darzu auch diese Nacht erlesen.
Gedenkt nun selbst, wie sie muß Jungfrau seyn?

Tymbreus.

Was sagt ihr mir? Da schlag der Hagel drein!
Phönicia? Lebt die im' Buhlerorden?

Sycophant.

Sie ist darin schon Meisterin geworden.

Tymbreus.

Ich glaub's noch nicht, bis ich es selbst erfahr.

Sycophant.

So will ich ihn noch jetzo bringen hin
An Stell und Ort, da er soll Alles sehen,
Doch ungesehn, was oft vorhin geschehen.
Wie Franz, mein Herr, sich gegen sie erzeigt
Und endlich gar zu ihr durch's Fenster steigt.

Gerondas, den als Edelmann verkleideten Neidhart *) erblickend.

S. 34. Ist der Betrug gut angegangen?

Sycophant.

Nach sein und meinem Wunsch-Verlangen.
Tymbreus ist schon kirr gemacht.

Gerondas.

Was that er denn, als Neidhart schon durch's Fenster war gekrochen?

Sycophant.

Da rief er aus: Phönicia,
Du Schand- und schnödes Lasterthier.
Ich mag, ich will, ich kann von dir
Durchaus, durchaus hinfort kein Wort mehr hören.

Phönicia zum Adelichen,

S. 37. Er sey willkomm, mein geneigter Freund
Und bedankt, daß er so bald erscheint.

Adlicher.

Diesen Doppelwunsch stellt immer ein,
Ich kann euch nun nimmer willkomm seyn.
Eure Schand und Boßheit soll jetzund
Euch und euren Eltern werden kund.
Ja ihr scheint wohl trefflich keusch zu seyn.
Stellt, verstellt euch nur so engelrein.

*) Wohl ein Abkömmling von Nithart Fuchs, den Hans Sachs an den Hof des Herzogs Friedrich von Oestreich setzt. Er ist ein zweiter Eulenspiegel und in der Stephanskirche in Wien finden wir ihn auf seinem Grabmahl als Bauernfeind dargestellt.

Phönicia.

Ich ruf Gott bei meiner Unschuld an.

Ablicher.

Setzt nur die Schaam bei Seit. Tymbreus wird nicht lügen,
Der hat den Edelmann, pfui schämt euch! selbst gesehn,
Daß er bei Nacht zu euch durchs Fenster ist gestiegen.
Was sagt ihr nun dazu? Sagt ist es nicht geschehn?

Phönicia.

Was? Edelmann? Wer? Ich?

Ablicher.

Nur still und laßt euch sagen,
Tymbreus wird hinfort nach euch nicht weiter fragen.
Er sagt durch mich euch ab.

Phönicia.

Ich weiß von keiner Schuld,
Doch duld' ich Alles mit Geduld.
Der Himmel wird, was ich nicht kann, entdecken.
Ach Herzeleid! Ich muß mein junges Leben
In Unschuld, ach! dem Tod' ergeben.
Ich sterbe schon in meinem Sinn
Und fall' ach leider gar — —

Sie fällt für todt nieder.

Lionatus zu Phönicia.

S. 52. Sey gutes Muths mein Kind und laß dein Sorgen fahren,
Der dich vom Tod entfreit, der wird dich auch bewahren
Vor allem Schimpf der Welt.

Du sollst auf's Land verreisen,
Da Mariana dir wird Muttertreu erweisen.

Phönicia.

Ich thu, was ihr begehrt.

Lionatus.

Und daß es mehr stimm ein,
So soll Lucilia *) forthin dein Name seyn.

*) Auch bei Ayrer finden wir den Namen Lucilia, ihre Schwester heißt aber bei ihm Belleflora, die dem Gerando zu Theil wird, während bei Kongehl Gerondas eine Florabella empfängt.

Mariana.

Ich habe lang gewünscht, dies Wunder recht zu wissen,
Wie doch Phönicia dem Tode sey entrissen.

Mutter.

Sie fiel in Ohnmacht und verstellte die Gestalt,
Bald ward sie roth, bald gar erblaßt, bald heiß, bald kalt,
Bis endlich blieb sie weg. Da hörte man ein Trauren,
Da schien die ganze Stadt mein Unglück zu bedauren
Und ihren frühen Tod. Wir trugen sie davon
Und waren schon bemüht ihr Sterbkleid anzulegen,
Da merkt' ich, mit was Freud! ein leises Herzbewegen
(Sie) sprach, doch ziemlich leis: Ach Gott, Gott sey gepriesen
Vor deine Gnad und Hülf! Gedenkt, was Freud und Lust,
Was unverhoffte Wonn' empfand nicht meine Brust!

Mariana.

Sie ist dennoch, wie ich und jeder weiß, begraben.

Lionatus.

Auch dessen sollt ihr bald begehrten Nachricht haben.
Dieweil sie war vor todt, nach aller Wahn, geschätzt,
So ward ein leerer Sarg statt ihrer beigesetzt.

Kongehl verfaßte zwei Nachspiele: „Die erzürnte und wieder besänftigte Mutter" und „Der zwischen Tugend und Laster stehende Hercules."

Ein anderer gekrönter Poet war Martin von Kempen *). In Königsberg 1637 geboren, starb er daselbst 1683, vom großen Kurfürsten zu seinem Historiographen und vom Kaiser in den Adelstand erhoben. Die spanische Literatur, die auf die Gestaltung der Haupt- und Staatsactionen entschieden einwirkte, wird durch ihn vertreten. Er übersetzte ein Schauspiel von Lopez de Vega unter dem Titel: „Geschichte vom gezwungenen Prinzen Turbien in ein Freudenspiel reimweise gebracht." **).

*) Ueber seine dichterischen und schriftstellerischen Verdienste überhaupt. Beiträge z. K. Pr. VI. S. 157.

**) Das älteste spanische Stück in deutscher Uebertragung erschien Augs-

Die gelehrte Bühne (wegen seiner Verdienste um die docta theatra wurde im Früheren ein Professor gerühmt), wie wir die abgehandelte nennen können, erlangte nur eine geringe Verbreitung und erhöhte diese nicht dadurch, daß sie zur Unterdrückung der Volksbühne mitwirkte. Die gegen die Volkslustbarkeiten gerichteten Bestimmungen konnten Strafe, aber nicht die Aufhebung verfügen. Nach einer Verordnung vom 28. Dez. 1685 sollte nachdrücklich, nöthigen Falls mit ernstlicher Strafe, gegen eine Gesellschaft verkleideter Personen verfahren werden, die „Abends mit einem Stern unter dem Namen der Weisen aus dem Morgenlande" auf den Freiheiten Königsbergs umherzögen und obscöne und ärgerliche Dinge vorbrächte. Dennoch wurde noch in unserem Jahrhundert zur Weihnachtszeit der Stern unter anstößigen Gesängen umhergetragen. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hielten in Danzig die Kaufgesellen noch ihre Fastnachtsfeier auf einem zwischen den Speichern errichteten Theater*) obgleich hier bei der Abneigung gegen die Schulkomödie sich auch Stimmen gegen das Fastnachtsspiel erhoben haben werden. Selbst die angedrohte Zuchthausstrafe im J. 1739, als in Folge des Fastnachtsjubels in Weißschnuren, einem Gute bei Rastenburg, ein junges Mädchen ins Feuer gerieth und verbrannte, konnte das alte Herkommen nicht auf einmal vergessen machen.

Die Verordnung von 1718 sagt: „die Comödien und Actus dramatici, dadurch nur Kosten verursacht und die Gemüther vereitelt werden, sollen in Schulen gänzlich abgeschaffet seyn" und doch ward es mit dem gänzlich nicht genau gehalten. — Auch die Schauspieler von Beruf ließen sich durch mehrfache Zurückweisungen zur Zeit Georg Wilhelms nicht irre machen, der in dem Grade gegen, als sein Vater für die Schauspielkunst war. Er stellte die Forderung dessen, der auf Geheiß Johann Sigismunds englische Comödianten aus den Niederlanden nach Preußen gebracht hatte, in Zweifel **), er schien keineswegs ein Mäcen der reisenden Künstler zu seyn und dennoch lesen wir, daß 1639 englische Comödianten am Hof Bezahlung empfingen.

burg 1520: „Ain hüpsche Tragedia von ainem Ritter Calixtus und einer edlen Jungfrauen Melibea." Gottsched I. S. 52.

*) Löschin Gesch. Danzigs II. S. 106.

**) Plümicke S. 35.

Das darstellende Theater, dem gegenüber, das nur für Leser berechnet gewesen zu seyn scheint oder das nur bei hohen Feierlichkeiten Geladene um die Festbühne versammelte, ist auch ein schaffend erfindendes bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Es führt neue szenische Handlungen und Charaktere vor.

Die Schauspielkunst, so lang sie nur in ihren Leistungen als fortgesetzte, großartig erweiterte Schulkomödien angesehn seyn wollte, konnte sich als Kunst nicht frei herausbilden. Ihre Vorstellungen wurden mit Recht Exercitien genannt. Die Comödianten waren ganz oder zum großen Theil Studenten. Ein Principal Kaspar Stiller um die Mitte des 17. Jahrhunderts legt einen Nachdruck darauf, daß zu seinen Leuten, wie man die Mitglieder der Gesellschaft zu nennen pflegte, ein Studiosus S. S. Theologiae, ein L. L. Studiosus gehörten, ein andrer Kaspar v. Zimmern spielte etwas später mit 10 Studiosis *), Johann Velthen der bekannteste, dessen Truppe aus sächsischen Studenten bestand, hatte nicht nur selbst studirt, sondern war Magister. Unter den Studirenden verläugneten nicht die Stücke ein studirtes Ansehn. Wenn sie auch extemporirt wurden, so war der Plan philosophisch ausgeklügelt und in dem Maaß beziehungsreich als sie poesiearm waren. Die Moralitäten mit ihrem sandsteinernen Allegorienwesen erhielten sich ungebührlich lang. Zwei solche Stücke vom J. 1670 wurden noch nach 70 Jahre gegeben. Das eine ist das Trauer- und Lustspiel „von der artigen Grundsuppe der Welt", in welchem dem Könige Seculo die Prinzessin Idolatria zugefreit werden soll, dem aber, da er zur Erkenntniß gekommen, die leichtfertige mißfällt und dem endlich als Braut die Prinzessin Ecclesia zu Theil wird. Das andere die „Duell-Tragödie" nicht etwa ein Beispiel eines Ehrenmordes, sondern eine Untersuchung „was von Ausfordern und Balgen zu halten sey." Neben einem Adlichen, einem Studenten treten Eris und Belial auf und der Ermahnung am Schluß, das letzte Duell mit dem Teufel zu halten, folgt ein dreifaches Amen **). — Wenige Zuhörer konnten gewiß nur Vorstellungen der Art folgen, keiner ohne Gähnen. Nach der vornehmen Tafel

*) Plümicke S. 49.

**) Gottsched I. S. 227. 228. Plümicke S. 163.

wurde nur als Desert eine Posse den großen Kindern aufgetischt, um diese, die doch wohl in der Mehrzahl waren, in heiterer Stimmung zu entlassen. Die Principale erreichten durch Darstellung solcher Hauptactionen so viel, daß ein Theil der Geistlichen sie unterstützte und daß der Rath als großmüthiger Beschützer der Wissenschaft die Schauspieler zu sich einlud, Deputationen zu ihnen schickte, die bewillkommten vor den Grenzen der Stadt bewirthete und die verabschiedeten mit Geschenken beehrte. Nur was dem Volksthümlichen verwandt ist und den Fastnachtsspielen das Anziehende giebt, kann der Grund seyn, auf dem sich eine Schauspielkunst entwickelt, die mit Poesie Wahrheit verbindet. Die Acteure hörten auf Puppen zu seyn, als sie dem dürren Scholasticismus entsagten, der in den protestantischen Schulen und Academien wucherte. In Klosterschulen und katholischen Seminaren ward dagegen das Volksthümliche in dem Maaß genährt, als sie das Altkirchliche mit seinen szenischen Aufzügen und Umzügen festzuhalten suchten. Dazu kamen die wirklich dramatischen Aufführungen in den Jesuitenschulen, wo man es auf Mannichfaltigkeit und überraschende Verwandlungen und anziehende Unterhaltung absah *). Nachdem die Velthensche Truppe es lange mit den wissenschaftlich gebildeten Landsleuten versucht hatte, traf sie eine glückliche Wahl, als sie einen italienischen Harlekin gewann, der wahrscheinlich schon lange in Wien die Pritsche geschwungen hatte. Die Oestreicher, wie wir sehen werden, entfesseln die Schauspielkunst von dem Pedantismus und geben ihr Reiz und Geschmeidigkeit. Sie verfällt ins Rohe, aber sie steigt poetisch höher, des Mutterwitzes sich nicht schämend, treibt sie es bunt und toll. Man bricht mit der Gelehrsamkeit und der Geistlichkeit, und diese erklärt nun dem neuen Heidenthum den Krieg und bekämpft seine Anhänger und Priester mit allen Waffen der kirchlichen Gewalt. Die Kluft zwischen Kirche und Theater ist seitdem nicht mehr zu schließen.

Die deutschen Schauspieler waren, wie erwähnt, junge Männer von wissenschaftlicher Bildung, sie hatten oft studirt und so viel, um nach einigen Jahren des genialen Künstlerlebens in Ehren Aemter bei Stadt und Kirche zu bekleiden. Und dennoch

*) Namentlich in Wien. Devrient I. S. 221.

wurde ihnen nur eine kurze Zeit nach dem Verschwinden der englischen Comödianten ein Theil der Achtung gezollt, die man jenen gewährte. Das Gastrecht, dessen von Seiten der Städte zu Velthens Lebzeiten sich seine Gesellschaft zu erfreuen hatte und das noch 1692 eine andere genoß, die nach Berlin kommend von einer Deputation des Rathes und der Bürgerschaft eingeholt wurde *), wurde den Schauspielern immer mehr und mehr entzogen.

Jener Stiller berief sich bei seinem zweiten Aufenthalt in Schwerin noch 1654, daß vor sechs Jahren Pickelhäring und seine Frau bei Hof besonderer Gunst gewürdigt wären und noch Kleider und andere ihm gewordene fürstliche Liebesgaben aufweisen könnten. Geistliche interessirten sich im 17. Jahrhundert für die dramatischen Unterhaltungen, wie Johann Rist **) in Hamburg und Michael Albini in Danzig. Bald aber stellt sich eine bis zur Beschimpfung sich steigernde Mißachtung gegen die wandernden Künstler heraus, in dem Maaß, als ihre Zahl sich vergrößerte. Man berief sie nicht nur nicht, sondern sah in ihrem Kommen die Heimsuchung eines Pestübels. Anstatt sie zu beschenken, besteuerte man sie. Mißstände reihten sich an einander und der eine erzeugte den andern. Die Kunst verfällt nur zu bald gerechter Verachtung, wenn sie anstatt durch das Edle zu fesseln und erheben, allein durch das Neue anlocken und berauschen will. Da die Gesellschaften sich oft in ihrem Interesse kreuzten, so mußte jede bedacht seyn, durch besonders Anziehendes sich gegen die Nebenbuhlerinnen zu behaupten. Das Contrastirende war geeigneter, als das Harmonische Effekt hervorzubringen. Man that sich jetzt (wohl nicht zur Zeit der englischen Comödianten) mit gymnastischen und equilibristischen Gauklern zusammen und der starke Mann mußte die schwache Heerde unterhalten, wie ehedem die Quacksalber. In einem Preußischen Edikt vom 28. Jan. 1726 werden Marktschreier, Comödianten und Gaukler als „Gesindel" in eine Klasse gesetzt. Kein Wunder folglich, daß man

*) Plümicke S. 65.

**) Er schrieb für Schauspielertruppen und zwar sich ihrem Wunsch anfügend in Prosa, weil ihn die Erfahrung gelehrt, daß es ihnen mit der Recitation von Versen nicht glückte.

sie eine Abgabe an das Zuchthaus*) entrichten läßt, daß man ihr Theater in den Hundewinkel verweist. Je mehr sie zu erlegen hatten, je eifriger mußten sie daran denken, Gewinn zu ziehn. Nicht allein der Prinzipal, sondern seine Familie, Frau und Kinder mußten durch thätige Theilnahme an den Vorstellungen das Brot mit verdienen helfen. Frauen und, nicht allein die Frauen der Schauspieler, betraten jetzt die Breter und Mädchen von zwölf Jahren wurden zu Liebhaberinnen zugestutzt. Das Theater erhielt dadurch ein neues Interesse, welches aber für das künstlerisch Schöne oft nur eine betrügliche Schminke war. Der Frauenwürde schien diese Neuerung Anfangs durchaus zuwider zu streben und erst, nachdem sie in Frankreich und Deutschland Eingang gefunden, wurde sie nicht ohne Kampf in England 1656 aufgenommen**). Vor der Mitte des 17. Jahrhunderts scheint man schon in Deutschland Schauspielerinnen gekannt zu haben. Der mehrfach genannte Caspar Stiller gibt als solche seine Frau und noch eine Frauensperson" an und bemerkt, daß schon früher ein Mitglied seiner Gesellschaft, „mit seiner Frau" in Schwerin gespielt hätte. Durch die Frauen, die Anfangs mit einer gewissen Scheu in die Reihe der Spielenden gezogen, dann aber — nicht selten in Männertracht — in den Vordergrund gestellt wurden, bekam das Theaterleben bei dem oft zigeunermäßigen Umherstreichen ein zweideutiges Ansehn. Sitten- und Gottlosigkeit fand jetzt nach dem Urtheil der Geistlichen im Theater ihre Schule.

Ein förmlicher Verschwörungsplan wird nun gegen die Comödianten von der protestantischen Geistlichkeit ausgeführt. Mit dem Heulen und Zähneklappen der Hölle drang man in sie und schreckte die Musenjünger ein, damit sie ihren Principalen ad maiorem Dei gloriam die Treue brechen. Wenn es nicht gelang,

*) Wie in Wien, so in Danzig.

**) In v. Zesen, Beschreibung der Stadt Amsterdam 1663, wird bei Schilderung der Schauburg gesagt, daß der Schauspieler 20 seyen „mit noch drei Spielerinnen." Als Bühnenkünstlerin in Deutschland zeichnete sich zuerst die Opernsängerin Conradina, nachherige Gräfin Gruzewska aus, die 1708 von Hamburg nach Berlin als Hofsängerin berufen wurde. Die Aufnahme von Frauen in das Theaterpersonal war bei Opern nothwendig, wo die weiblichen Partien, nicht wie in Italien, von Castraten gesungen werden konnten. Mit Knaben konnte man sich bei der leichten Veränderlichkeit der Stimme nicht allein behelfen.

so wurde bei der Trauung eines Schauspielerpaars über den Spruch: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" gepredigt, den Sterbenden das Abendmahl und den Gestorbenen das christliche Begräbniß versagt.

Durch Regierungsmaaßnahmen oft des Schutzes beraubt, blieb den Verfolgten keine andere Waffe als die Satire, die sie gegen den Pietismns richteten und so bei einem Theil ihrer Beurtheiler der offenkundigen Gottesverläugnung sich schuldig machten. Die religiöse Tendenzpoesie bekam dadurch wieder neuen Spielraum. Der Hanswurst, wie es scheint, ließ aber derlei ärgerliche Streitfragen außer Acht, denn sein Trachten ging dahin, von Allen belacht zu werden.

Die Regierungen sahen ein, oft mit Widerstreben, daß das darstellende Theater dem Volk nicht entrückt werden könnte. Das strebende Jugendalter kann es nicht entbehren. So viel Verderbliches und Gefährliches man ihm auch zuschreibt, so wird es weit überwogen durch die versittlichende Kraft des Poetischen, welches durch die in Sprache gesetzte Handlung uns die menschliche Seele enthüllt, als das allgemein verständlichste und ewig unergründliche Thema. Das eingeborne höhere Bedürfniß, sich über das Gewöhnliche zu erheben, findet bei denen, die ihm durch eigne Befähigung nicht zu entsprechen vermögen, im Theater, wenn es nämlich die Aufmerksamkeit zu fesseln vermag, die beste Befriedigung. Wo jenes Bedürfniß übertäubt wird, oder im Stillen Nahrung sucht, sehen wir auf der einen Seite gewöhnlich ein Versenken in das Gemeine des Schenkenlebens, auf der andern das aus dem Verschlingen der Romane hervorgehende Wüste und Verdrehte. Solches trägt der Theaterbesucher nie aus den Vorstellungen heim. Das Oeffentliche des genossenen Vergnügens erzeugt eine begeisternde Klarheit. Dies ist die Rechtfertigung des Theaters als einer Bildungsanstalt. In Betreff der Kunst bedarf es keiner.

Wenn bei den Schauspielergesellschaften von Seiten der Regierung ein Geschehen-lassen nicht in Abrede gestellt werden konnte, so fragte es sich nur, wie den zu befürchtenden Uebelständen vorzubeugen war. Einmal indem man sie durch die Ertheilung von Concessionen anerkannte und dann, indem man ein Mittel erfand,

zu verhüten, daß die freie Kunst nicht gar zu sehr in das Freie ausartete.

Die Concessionen ertheilte man, damit sich nicht zu viele Gesellschaften einander den Markt verdürben. Leider war in der ersten Zeit die Ertheilung keine Begünstigung einer Truppe, die sich durch löbliche Leistungen hervorthat. Die Concessionen übertrug der eine Schauspielunternehmer käuflich dem andern, häufig ohne höhere Genehmhaltung. Das ausschließende Privilegium mußte erkauft werden und verlangte eine Abgabe von jedem Spieltage. Anfangs ist man nur darauf bedacht, durch einen festgesetzten Eintrittspreis dahin zu wirken, daß die Zuschauer das Vergnügen nicht zu theuer bezahlen. Der Rath in Danzig läßt es einmal nicht zu, daß sie mehr als 2, ein anderes Mal mehr als 3 Gr. ihnen abfordern. Im J. 1623 bestimmt man 4 Groschen, von denen einer an die Kämmerei abzutragen ist, im J. 1643 erlaubt man den Comödianten 9 Groschen zu nehmen, doch haben sie eine Abgabe von 500 Gulden an das Zuchthaus zu zahlen *). In Königsberg hatten die Schauspieler jeden Tag zwischen 1655 bis 1662 an die Accise 1 Fl. 15 Gr., 1666 2 Mark 5 Gr. **) zu erlegen und daneben einen Abtrag an die Invaliden-Kasse zu entrichten, 100 Fl. wenn sie ein halbes Jahr gespielt hatten. Der Kirche zu Liebe bestimmte man, daß am Sonnabend und Sonntag und an allen Festtagen nicht gespielt werden durfte, daß die Vorstellungen mit der Adventszeit während des ganzen Dezembers geschlossen werden mußten und erst nach dem Fest d. h. drei Könige am 10. Jan. wieder begonnen werden konnten. Bei Landestrauern ward eine längere Unterbrechung anbefohlen.

Um den Principalen ungeachtet ihres heimatlosen Treibens einen Ort als besonders lieb erscheinen zu lassen, gab man ihnen auf, Bürger und Hausbesitzer ***) in einer der von ihnen zu bereisenden Städte zu werden. Das Besitzthum sollte wohl als

*) Löschin, Gesch. Danzigs. Bd. I. S. 388—389.

**) Dies erhellt aus den mir vorliegenden Exemplaren der Accis-Ordnung" die jedes Jahr erschien.

***) Analog der Bestimmung, die man in Danzig 1567 italieuischen Spielleuten gab, als man ihnen ein Jahr zu spielen erlaubte mit dem Beding, während der Zeit das Bürger- und Meisterrecht zu erlangen.

Pfand bei der oft eintretenden Zahlungsunfähigkeit dienen und vor Allem dem „Verbringen des gewonnenen Geldes im Auslande“ vorbeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Littauische Volks-Sagen.

Von E. Gisevius.

II.

Das Heldengrab.

Unter den Kämpfern, die die geflüchtete Deime-Fürstin auf deren Kriegszügen begleiteten, befand sich auch der Sohn des Burgherrn von Pillupönen, der sich eben so sehr durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet hatte, als er zugleich eine begeisterte Liebe für die Heldin an den Tag legte. Er warb um ihre Hand. Die bestimmte Antwort aber war: „Nur wenn das Vaterland gerettet ist, werde ich an häusliches Glück denken.“ Der Jüngling begab sich nun ins Ausland, nahm absichtlich sogar bei seinen Feinden Kriegsdienste an, lernte die ganze Kriegführung derselben genauer kennen, und kehrte nun reich an Erfahrung und großen Entwürfen nach dem Vaterlande zurück. Ein Fürst, den der noch nicht unterjochte Gau zum Anführer gewählt hatte, lud ihn zu sich und ließ ihn nicht eher von seiner Seite, als bis sich der in immer neuen Schaaren andringende Feind auch dieses Land unterworfen hatte. Jetzt suchte er auch seine Heimat wieder auf, unternahm auf eigne Hand so manche Kämpfe gegen die Eisenmänner, und ihm vielleicht allein ist es zuzuschreiben, daß nicht nur der Aufenthalt der Fürstin so lange hindurch vor feindlichen Angriffen gesichert blieb, sondern der ganze östliche Strich, als gefährliche Wildniß gefürchtet, wenig belästigt wurde. — Fleißig wallfahrtete er dahin, wo die verhängnißvolle Eiche gestanden an der Spitze großer Festaufzüge, um der dahingegangenen Fürstin unter Gebet

Opfer zu bringen und ihr Andenken ehrend, Lobgesänge anzustimmen. Oft auch weilte er auch hier Tage lang allein, der Vergangenheit gedenkend. Darauf trat er vom Kriegsschauplatz ganz ab, zog sich in die Einsamkeit zurück und war eine Stütze der Armen und Bedrängten. Von seinen Freunden und den ihn am meisten Verpflichteten bat er sich nur einen Dienst aus, den sie ihm, wenn er stürbe, erweisen sollten; sie mußten ihm nämlich versprechen, ihn nach heidnischem Brauche zu bestatten. Er erreichte ein hohes Alter, und ward erst in seinem 90sten Lebensjahre zu den Vätern versammelt, von der ganzen Umgegend tief betrauert und hochgerühmt. Der ihm gegebenen Zusage gemäß wurde sein Leichnam unter den dabei üblichen Feierlichkeiten verbrannt, die Asche in eine Urne gesammelt, darüber ein Steingewölbe errichtet und ein hoher Hügel geschüttet. Dieser wird heute noch in dem Walde bei Pillupönen unter dem Namen „Heldengrab" gezeigt.

Nekrolog
des Appellations-Gerichts-Vice-Präsidenten
Dr. Siehr
in Königsberg.

Franz Ferdinand Theodor Siehr ward am 2. August 1790 zu Tilse geboren, wo sein Vater Ernst Ludwig Siehr der Vorsitzer von zwei vereinigten Justiz-Aemtern 1816 als Justizrath starb. Die Mutter geb. Sophie v. Schön, Schwester des Herrn Staats-Ministers, starb 1830. Theodor Siehr besuchte, in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt vorgebildet, die Universität Königsberg von 1807 bis 1810, um die Rechte zu studiren. Nach dem Abgange von der Hochschule trat er bei dem Ober-Landes-Gericht zu Insterburg als Auscultator ein. Als aber im Jahre 1813 der König sein Volk zu den Fahnen rief, säumte auch Siehr nicht, diesem Rufe zu folgen. Er schloß sich dem Jäger-Detachement des 4ten ostpreußischen Infanterie-Regiments an und war so glücklich, in der Schlacht von Dennewitz bei Erstürmung einer Batterie mit der erste zu seyn, der Hand an das feindliche Geschütz

legte. Das eiserne Kreuz zweiter Klasse belohnte den bewiesenen Muth. Noch während des Feldzuges ward er zum Offizier befördert und als solcher dem Königl. 5. Infanterie-Regimente überwiesen. Mit demselben nahm er an den Schicksalen des v. Bülowschen Armee-Corps während des weitern Feldzuges in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich Theil *).

Nach dem Frieden von 1814 verließ er den Militärdienst, trat wieder in seine juristische Laufbahn in Insterburg ein und blieb der Landwehr verpflichtet, deren Uebungen er als Lieutenant mitmachte.

Im Jahre 1817 zum Assessor des Ober-Landes-Gerichts zu Insterburg ernannt, ward er bei dem hiesigen Oberlandesgericht zunächst commissarisch beschäftigt. An diese vorübergehende Beschäftigung schloß sich die definitive Anstellung und Siehr blieb fortan und bis zu seinem Tode Mitglied des Königsberger Ober-Gerichts. 1819 wurde er zum Rathe und 1842 zum Vice-Präsidenten befördert. Die treuen Dienste, die er dem Staat in seinen Aemtern geleistet, wurden durch die Verleihung des rothen Adler-Ordens 4ter Klasse (im Jahre 1836) und der 3ter Klasse mit der Schleife (1842) anerkannt. Die hiesige Universität beehrte ihn bei Gelegenheit des Säcular-Festes 1844 mit dem juristischen Docter-Diplome.

Siehr lebte unvermählt. Einen Ersatz für die ihm so entzogenen Freuden eines eigenen Familien-Glückes, die er keineswegs gering anschlug, fand er in dem Gedanken, daß er der Schutz und Berather einer zahlreichen Verwandtschaft war. Als Senior seiner Familie war er den einzelnen Mitgliedern mit Rath und That stets zur Seite und Opfer wurden ihm nicht schwer. Daher auch die Liebe, ja Verehrung, die ihm gezollt wurde. Aber auch den Nicht-Verwandten, mit denen ihn das Leben in Berührung brachte, war und blieb er ein werther Freund. Seine geselligen Talente vermittelten den nähern Umgang, seine Herzensgüte und Biederkeit befestigten ihn. Wem er einmal seine Freundschaft zu-

*) Unter den vom Verstorbenen aufbewahrten Briefen befand sich folgender: „Gumbinnen d. 20. Oct. 13. Lieber Theodor! Alles, was ich von Dir erfahre, zeigt, daß Du ein braver Mensch bist. Das macht mir Freude. Als Beweis davon nimm die beikommenden 30 Thlr. an und, wenn Du eine glückliche Affaire mitgemacht und Gott dafür gedankt hast, so mache Dir davon einen frohen Tag. Gott sey mit Dir! Schön.

gewandt, der blieb ihrer sicher, wenn sich nicht eigener Unwerth einstellte: die Schläge des Schicksals änderten an dem Verhältnisse nichts.

Gesellig von Natur, war er ein warmer Freund des Gesanges im freundschaftlichen Kreise. Beide Eigenschaften mußten ihn das Entstehen der hiesigen Lieder-Tafel im Jahre 1824 freudig begrüßen lassen. Er ward nicht allein thätiges Mitglied der Lieder-Tafel, sondern förderte ihren Fortgang nach allen Kräften und blieb ihr Secretär bis zur Auflösung des Institutes. Wer an den heitern Versammlungen Theil genommen, der wird sich auch der Lust und Freude erinnern, mit welcher Siehr in jenen Versammlungen sich bewegte. Wie bei der Eröffnung, war er auch bei der Schließung der Tafel am 25jährigen Jubelfeste, den 6. Dec. 1849, thätig. Ueber die heitere Weise, wie das Fest des 25jährigen Bestehens und zugleich der Auflösung heiter begangen wurde, geben diese Blätter (Bd. IX. S. 42.) Auskunft.

Gleiche Theilnahme wandte Siehr den wiederkehrenden Festen der Freiwilligen zu, die ihm einen merkwürdigen Abschnitt seines Lebens in der Erinnerung vorführten.

Siehr war von mehr als gewöhnlicher Größe, wohl gebaut und von gerader fester Haltung. Ausgerüstet mit guten Anlagen, war er nicht allein in seinem Fache ausgezeichnet, sondern er hatte sich auch eine nicht gewöhnliche allgemeine Bildung erworben. Zu besondern Studien gewährte ihm das Leben keine Zeit; aber die ihm eigene Wißbegierde und eine glückliche Auffassungsgabe machten ihn in den verschiedensten Zweigen mit dem Wissenswürdigen vertraut und ließen ihn immer die praktische Seite auffinden.

Er erfreute sich einer guten Gesundheit, bis sich vor einigen Jahren ein Unterleibsleiden meldete, das ihm wiederkehrende Krankenlager bereitete. Zwar wichen diese Uebel der ärztlichen Behandlung, aber ihre häufige Wiederkehr seit dem letzten Winter schwächten den Körper. Man gedachte denselben durch die Einwirkung der Seeluft zu stärken: aber ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Cranz, zu dem Siehr sich entschloß, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Er kehrte siech nach Königsberg zurück und mußte hier ein schmerzenvolles Krankenlager bestehen, von dem ihn nur der Tod befreite. Er endete am Sonnabende den 5. Octbr. 1850 Morgens 9½ Uhr.

Prunklos, wie der Verstorbene selbst, war auch sein Leichenbegängniß, das am 9. October Vormittags 9 Uhr stattfand. In langem feierlichen Zuge folgten die nächsten Verwandten, die Abgeordneten der Behörden, die Kriegs-Kameraden und die zahlreichen Freunde dem Sarge nach dem Löbenichtschen Kirchhofe, wo unter dem Gesange von früheren Mitgliedern der Liedertafel und von dem mit ihm verbundenen Sänger-Vereine die sterbliche Hülle eingesenkt wurde.

Die Provinzial-Blätter, deren freundlicher Leser und Gönner der Dahingeschiedene war, haben es gern übernommen, einem wahren Menschen, wie der Geschilderte es war, ein Blatt der Erinnerung zu weihen, einem Manne, der, wie es in dem Nachrufe seiner Amtsgenossen wahr und treffend lautet, „ausgestattet mit den hervorragendsten und liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens, glühend und kämpfend für Wahrheit und Recht, seinem Könige und Vaterlande treu und ergeben, ein milder Vorgesetzter, ein treuer Freund, ein stiller Wohlthäter der Leidenden und Bedürftigen, im vollsten Sinne des Wortes ein edler Mann war.“ B.

Königsberg, im October 1850.

Verzeichniß der theils eingewanderten theils eingeborenen Preuß. Geschlechter, welche nach langjährigem Güterbesitze zwischen den Jahren 1740 und 1840 ausgestorben sind.

Von A. v. Mülverstedt.

(Fortsetzung *).)

---

16. Von Bredien, ein altes, eingeborenes Geschlecht, von seinem Stammsitze Bredienen im Sehestischen auch Bredinski genannt. Plingkeim, Riplauken und Rohlack im Barthischen, waren früher auch seine Besitzungen. Ernst Sigismund v. B. auf Bredienen, Bosem, Schültzen, Riplauken &c. Preuß. Lieu-

*) Vgl. Bd. IX. S. 92.

tenant hinterließ von Maria Johanna Wilhelmine von Queiß a. d. H. Wossau nur einen Sohn George Wilhelm Ernst v. B. geb. 1787. Preuß. Lieut. beim Drag.-Regt. v. Pastau nur Erbh. auf Bredienen. Mit ihm scheint sein altes, fast vier Jahrhunderte lang in Preussen bekanntes Geschlecht erloschen zu seyn.

17. v. Eppingen auch Eppinger, waren aus Schwaben, wo ihr Stammhaus gl. N. liegt. Mehrere aus dieser Familie traten in den deutschen Orden und Wilhelm v. E. stieg bis zur Würde eines Groß-Comthurs, die er von 1471—1476 bekleidete. Schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts machten sie sich in Preussen ansäßig und blühten hier in vielen Zweigen, namentlich im Brandenburgischen und Osterodischen. Zuletzt gehörte ihnen Wesselshöfen, aus welchem Hause George Ernst v. E., der einzige Sohn des Hofgerichts-Rath Ernst Ludwig v. E. und der Adelgunde Catharina v. Götzen, verw. v. Sack, war. Er fiel als Preuß. Capitain des Regts. v. Below 1758 in der Schlacht bei Zorndorf (s. Pauli Leben gr. Helden. III. S. 262.)*) und hinterließ von Maria Juliane Gräfin Truchseß von Waldburg a. d. H. Launicken keine Nachkommenschaft. Sein Vater überlebte ihn noch einige Jahre und starb erst 1765 in einem Alter von 76 Jahren. Im Anfange des 18. Jahrh. finden wir die Familie nicht arm an Söhnen; so hatte z. B. der dänische Oberstl. Christian v. E. und sein Bruder der dänische Lieut. Fabian v. E. männliche Descendenz, allein von ihrer weitern Ausbreitung hat sich nichts ermitteln lassen. Die Schwester des obigen George Ernst v. E., Esther Margarethe v. E. vermählte sich mit dem Preuß. Major Friedrich Bernhard v. Hülsen auf Arnsdorff, der nun Wesselshöfen erhielt. —

18. v. Falkenhayn auch v. Falkenhahn, ein bekanntes Geschlecht aus Schlesien, seit dem Ende des 15. Jahrh. hier ansäßig

*) Der alte v. E. schreibt selbst in einem Briefe, worin er den nicht angezeigten Aufenthalt seiner beiden Vettern aus Dänemark beim Russischen Gouvernement in Königsberg 1761 entschuldigt, daß sein einziger Sohn „als der letzte meines Nahmens und uhralten adelichen Stammes hier im Lande in der Bataille bei Zorndorff geblieben ist."

und zuerst im Besitz der Limseschen, nachher der Maldeiten-Seegerswalde- und Klingbeckschen Güter. Johann Alexander v. F. auf Glaubitten, Köskeim, Borcken rc. Preuß. Oberstl. hinterließ von Margarethe Eleonore von Kurowski a. d. H. Schwaraunen zwei Söhne, von denen der jüngere Daniel Bernhard v. F. geb. 1759 als Preuß. Lieutenant a. D. ca. 1815, obwohl mit Eleonore von Manstein a. d. H. Kauckern vermählt, kinderlos starb *). Der andere Bruder, der Preußische Major Johann Carl Friedrich v. F. auf Labehnen starb schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts und hinterließ von Amalie Wilhelmine v. Pogwisch a. d. H. Saalau zwei Söhne, von denen der ältere, Friedrich v. F., als Lieut. b. Regt. v. Kunheim am 6. Aug. 1807 zu Colberg starb, der andere im Februar 1807 bei Cüstrin als Preuß. Lieut. fiel.

19. v. Gattenhofen auch Gattenhöfer genannt, eine angesehene Familie aus Franken, die schon unter den Ordensbeamten gefunden wird und im ersten Drittel des 16. Jahrh. die Norkittenschen Güter bei Insterburg acquirirte, welche bis zu ihrer Veräußerung an den Fürsten von Anhalt-Dessau in ihrem Besitze waren. Auch Kindschen im Ragnitschen gehörte ihnen eine Zeit lang. Sein altes Geschlecht beschloß hier in Preussen und überhaupt Leopold Wilhelm v. G. geb. 1751, der 1785 als Rittmeister beim Husaren-Regiment v. Lossow starb, nachdem er mit Louise Wilhelmine Tugendreich v. Losch a. d. H. Pistken seit 1781 in einer kinderlosen Ehe gelebt hatte. Diese seine Wittwe heirathete 1791 den Lieutenant beim Regt. v. Gillern Friedrich Ludwig Gottlieb v. Barchmin.

20. v. Goerkien auch Gerkiehn, Jerkien, ursprünglich v. Gericke ein altpreußisches Geschlecht, eines Stammes mit den v. Auweyden, welche früher jenen Namen führten. Beide Familien führen dasselbe Wappen. Ihr Stammgut Schwanhofen lag im Osterodischen. Als der letzte Sproße dieses an Mitglie-

*) Beide Ehegatten stifteten ein Stipendium für Studirende auf der Universität zu Königsberg durch Test. vom 9. Novbr. 1811. s. N. Pr. Archiv. 1843. S. 237.

dern stets armen Geschlechts erscheint Ludwig Wilhelm v. G. geb. 1730, Sohn des Poln. Fähnrichs Friedrich Nicolaus v. G. auf Schwanhofen und Petzdorff und der Maria Elisab. v. Nickeritz a. d. H. Lippitz. Er starb 1782 zu Uscz in Polen als Stabs-Rittmeister beim Hus. Regt. v. Usedom.

21. v. Haubitz, ein uraltes sächsisches Geschlecht, nicht mit dem bekannteren v. Haugwitz, das sich auch bisweilen v. Haubitz schrieb, zu verwechseln. Sie waren mehrere Jahrhunderte lang in Preussen, wo Salluschken im Neidenburgischen ihr Sitz war. Später acquirirten sie Malschöwen und die Koschlauschen Güter. Die Familie erlosch mit den Söhnen des Königl. französischen Capitains Franz Samuel v. H. auf Salluschken, Warglitten, Seeben ꝛc. und der Eleonore v. Polentz a. d. H. Fredau, nehmlich mit Samuel Sigismund v. H. auf Koschlau, Seeben, Grallau, Osterwein, Jugenfeld, Scottau ꝛc., ehmal. Lieut. beim Kuir.-Regt. v. Krokow, zuletzt Landrath des Neidenburgischen Kreises, geb. 1724, der aus seiner Ehe mit Sophie Catharina v. Hohndorff a. d. H. Wangotten keine Kinder hinterließ und 1798 starb, und mit seinem Bruder Johann v. H. geb. 1738, der nach 1793 unvermählt zu Koschlau lebte. Ihre Schwester hatte einen Lieut. v. Hopfgarten zur Ehe.

22. v. Haugwitz, eine sehr alte, vornehme Familie aus Schlesien, die sich über ihr ganzes Vaterland, so wie auch in Meißen, der Lausitz und Sachsen ausgebreitet hat und jetzt meist in gräflichen und freiherrlichen Linien fortblüht. Hier in Preußen erscheinen die v. H. schon zu Ende des 15. Jahrh. und besaßen lange Zeit das Gut Paddeim im Labiauschen, dessen letzter Lehnsträger Hans Heinrich v. H. zu Ende des 17. Jahrh. lebte. Auch im Tapiauschen, und Ragnitschen finden wir Linien dieses Geschlechts. Ans dem im letztgenannten Amte ansäßigen Zweige war Sebastian Albrecht v. H. Erbh. auf Gurbischken und Draupgen, Sohn des George Friedrich v. H. auf G. und der Anna Maria v. Parthein a. d. H. Gurbischken und Skatikken, der Letzte des ganzen Geschlechts und starb im hohen Alter 1740. Seine Ehe mit Esther Elisabeth v. d. Trenck a. d. H. Scharlack war kinderlos geblieben.

23. v. Hausen sonst v. Ramsperg genannt, ein uraltes Reichsritterschaftliches Geschlecht aus Bayern, dessen Stammbaum Bucelinus bis ins Jahr 1126 zurückführt. Zu Anfange des 16. Jahrh. kamen sie nach Preussen, acquirirten Powarben im Schakenschen und besaßen später auch Krumteich. Die Familie gehörte zu den nicht sehr ausgebreiteten und theilte sich in die Powarbensche (Schaakensche) uud Krumteich-Budwetschensche (Insterburgische) Linie. Diese erlosch mit den Majors Ludwig Carl und Ernst Ludwig v. H. auf Gallkehmen und Budwetschen, die ohne Nachkommen zu Anfang dieses Jahrh. starben, jene mit Friedrich Wilhelm Heinrich v. H. geb. 1739, Erbh. auf Powarben, Sudnikken, Molsehnen und Wesselshöfen, der am 2. Jan. 1818 als Preuß. Generalleutenant a. D. ehem. Chef eines Inf. Rgts., Ritter des großen rothen Adler-Verdienst- und Johanniter-Ordens starb. Aus seiner Ehe mit Sophie Albertine Ursuline von Knobloch a. d. H. Schulkeim, Wittwe Franz Friedrichs v. d. Gröben auf Wehlack, stammte nur eine Tochter, die sich mit dem damaligen Rittmeister, nachherigen Major im Hus.-Regt. v. Usedom, Kammerherrn, Ritter rc. Baron v. Aubier vermählte, der mit Königl. Genehmigung 1805 Namen und Wappen der v. Hausen annahm und sich Baron von Hausen-Aubier nannte. Auch aus dieser Ehe blieben keine männliche Nachkommen am Leben und ist die Familie in neuester Zeit gänzlich ausgegangen.

24. Freiherren v. Heydeck, ein vornehmes, altes und mit vielen fürstlichen und altgräflichen Häusern verschwägertes Geschlecht aus Franken, wo es beträchtliche Besitzungen hatte. In Preussen gehörten ihm das ganze Amt Neuhoff im Oletzkoischen und die kl. Wolfsdorffischen Güter, allein alles war zuletzt sehr verschuldet und unglaublich devastirt. Ihr erster Acquirent war Friedrich Herr zu Heydeck, der mit Marggraf Albrecht nach Preussen kam. Die Familie sank bald von dem Gipfel ihres Ansehns und Reichthums herab und erlosch 1752 mit Wilhelm Gottfried v. H. Lieut. auf Kl. Wolfsdorf und Plingkeim, der 1747 die Neuhoffischen Güter nach dem Tode seines 1746 kinderlos verstorbenen Vetters, des Kammerherrn Christoph Friedrich v. H., kaufte, aber gleichfalls,

obwohl mit Auguste Caroline v. Sack a. d. H. Eichholtz vermählt, ohne Descendenz starb.

(Fortsetzung folgt.)

Preußische Volkssagen.

48.

Das Augustin'sche Haus in Thorn.

Ein Rathsherr, ein reicher vornehmer Mann, faßte Liebe für ein schönes armes Mädchen, und führte sie als Gattin heim. Glücklich und zufrieden durchlebten die Neuvermählten einige Jahre und nur eins trübte ihre Freude, und dieses eine war, daß Gott ihre Ehe nimmer durch Kinder zu segnen schien. Da geschah es, daß der Rathsherr eine Reise über Land antreten mußte. Das Weib schloß sich ein, lebte häuslich und zurückgezogen und träumte allein von dem Glück des nahen Wiedersehens. Kurze Zeit war ihr in der Einsamkeit verflossen, als sich ein Fremder bei ihr anmelden ließ, der in Geschäften mit ihrem Gatten verkehrt haben wollte. Sie empfing ihn und lernte in ihm einen feinen gebildeten Mann kennen, welcher mit den Verhältnissen ihres Gatten genau vertraut war. Er war weit herum gereist, hatte Prag, Venedig und Paris kennen gelernt und wußte sich durch sittsames gewandtes Gespräch die Gunst der Frau zu erwerben. Wie nun die Zunge bald und gern in die Welt trägt, was auf dem Herzen lastet, so schwatzte auch sie bald von ihrer sehnsüchtigen Hoffnung auf Nachkommenschaft. Der Fremde meinte, daß ihr Wunsch leicht erfüllt werden könne, wenn sie sich entschließen wolle, das Theuerste hinzugeben, was sie besäße. Nach mancher Hin- und Widerrede verstand die Frau sich zu diesem räthselhaften Tausch und war auch bereit, sich schriftlich zu verpflichten. Als sie nun aufstand, um den Diener zu rufen, daß er Papier und Feder bringe, ritzte sie ihre Hand an dem Schlosse der Thür, daß das Blut in großen Tropfen hervorquoll. Der Fremde eilte so-

gleich herbei, fing das Blut auf und nöthigte sie unter Schmeicheleien den Pakt mit ihrem Blute zu unterzeichnen.

Nicht all zu lange darauf kehrte der Rathsherr von seiner Reise zurück. Das liebende Weib stürzte ihm entgegen und erzählte bald nach der Begrüßung den Vorfall mit dem Fremden, den sie halb als Scherz hingenommen hatte. Der Eheherr runzelte aber die Stirn, denn nicht nur war ihm der Fremde unbekannt, da er deß Namens keinen Geschäftsfreund hatte, sondern ihn schreckte besonders die Unterschrift mit Blut. Noch war ihm zwar der Zweck dunkel, als seine Frau ihn aber nach einigen Wochen später mit der Nachricht überraschte, daß sie eines Kindes genesen werde, da erkannten beide, was mit dem Theuersten gemeint sei. Der junge, lange ersehnte Ankömmling trat endlich in die Welt und wurde in das Dominikaner-Kloster gegeben, damit ihn dort die frommen Mönche sichern und bewachen sollten.

Es mochte jetzt wol ein Jahr her sein und die Frau des Rathsherrn befand sich wieder allein zu Hause, als eines Abends plötzlich der Fremde vor ihr stand. Er forderte erst höflich, dann ungestüm, was ihm versprochen und zeigte den Pakt auf, welchen sie mit ihrem Blute unterzeichnet hatte. Sie wies ihn an das Kloster, wo ihr Kind sich befinde, er drang aber darauf, daß sie ihm selbst den Knaben schaffen müßte, und schwur, daß er ihn überall verfolgen und sich zu eigen machen werde. Da gaben die Mutterliebe und die Angst der Frau Kräfte der Verzweiflung. Sie stürzte auf den Fremden zu, um ihm die Schrift zu entreißen. Lange rangen sie, und schon begannen die Kräfte des Weibes nachzulassen, als es ihrer letzten Anstrengung gelang, des Papieres habhaft zu werden. Sogleich riß sie nun ein kleines Kreuz, welches sie auf dem Busen trug, hervor, hielt es dem Fremden entgegen, zog sich unter dessen Schutz aus der Stube und schloß die Thüre ab. Der Fremde aber, dem der Weg zum Entkommen abgeschnitten war, bahnte sich einen neuen durch die Decke zum Giebel hinaus, so daß dieser mit größestem Gepolter und Krachen einstürzte. — Jahrhunderte lang blieb das zerstörte Haus, trotzdem, daß es in einer lebhaften Straße lag, in dem alten Zustande. Von dem zweiten Stockwerke an war der Giebel abgerissen und eine kahle Bretterwand versah seine Stelle. Niemand wagte einen Neubau, da die Sage dessen sofortige Zerstörung prophezeite

und erst vor einigen Jahren, da die Furcht vor dem Bösen gewichen ist, hat der Besitzer die Spur jenes Freigastes verwischt, doch nicht ohne einige Messen lesen zu lassen.

49.

Von der Austreibung des Teufels.

Zur Zeit des Hochmeisters Dietrich von Altenburg war ein ruchloser, versoffener Pfaffe zu Thorn, Herr Heinrich Knotte genannt. Dieser rühmte sich, er könne Teufel austreiben. Nun waren der Pfaffen viele zum Begräbniß eines Bürgers, mit Namen Niklas Rosse. Wie sie nun bezecht waren, redeten sie schändliche und lästerliche Worte, daran auch viel Laien ein Aergerniß nahmen. In solchem Unfug kommt plötzlich ein gräulicher Hund unter dem Tisch hervorgegangen, so daß Jedermann erschrak. Da sprach vorgenannter Pfaffe: „O Hund, du böser Geist im Hunde, ich gebiete dir, hebe dich hinweg." Und der Hund setzte sich nieder und antwortete: „Wenn du doch fromm wärest, sollte es mich nicht gereuen, daß ich dir müßte gehorsam sein, aber dein Leben ist nicht geistlich und unterstehest dich doch solcher großen Gewalt? O bedenke, es wird Gott in kurzen Tagen verdrießen und ich mit den meinigen werde gelten. Der Pfaffe sprach: „Es gehe wie recht ist, du aber verschwinde", und er verschwand. Der Pfaff schrieb solche Gewalt nicht Gott, sondern seiner Macht und seinen Worten zu, deßhalb ward er bald genommen und auf den Tisch, darnach auf die Bank und zuletzt auf die Erde geworfen und er blieb todt. Das hielt Jedermann für eine Strafe Gottes um der Gotteslästerung willen. Also wollten Viele ihn nicht auf den Kirchhof begraben lassen, doch ein junger Priester, ein guter Zechbruder, begrub ihn. Aber der Teufel kam in Gestalt des Todten und erwürgte ihn vor allem Volk.

(Nach Henneberger in der handschriftlichen Thorner Chronik. Abgedruckt in Wernicke Geschichte Thorn's. 2 Bde. 8. 1842. Thorn bei Lambeck. S. 61. Bd. I.)

Preußische Volkslieder.

34 *).

Wer bi dem Bure deent,
Dei deent ömm Plooch;
Kregt alle Johr ee Mötz,
Weinig genog!
Metz, un kein Boddem dran,
Bur öss kein Eddelmann,
Bur öss ee Bur, ee Schellem von Natur!

Wer bi dem Bure deent,
Dei deent ömm Plooch;
Kregt alle Johr ee Pögg,
wenig genog!
Pügk un keine Aermel dran,
Bur öss kein Eddelmann ꝛc.

Wer bi dem Bure deent;
Dei deent ömm Plooch;
Kregt alle Johr ee Rock,
Weinig genog!
Rock un kein Liefstöck dran,
Bur öss kein Eddelmann ꝛc.

Wer bi dem Bure deent,
Dei deent ömm Plooch!
Kregt alle Johr ee poor Stevel,
Weinig genog!
Stevel un keine Schechte dran,
Bur öss kein Eddelmann ꝛc.

*) Firmenich Völkerstimmen Bd. 1. S. 116.

Wer bi dem Bure deent,
Dei deent ömm Plooch;
Kregt alle Jahr ee poor Bückse
Weinig genog!
Bückse un kein Qwabder dran
Bur öff kein Eddelmann ꝛc.

Wer bi dem Bure deent,
Dei deent öm Plooch
Kregt alle Johr ee poor Schoh
Weinig genog!
Schoh un keine Sohle dran,
Bur öff kein Eddelmann ꝛc.

Wer bi dem Bure deent,
De deent ömm Plooch;
Kregt alle Johr ee West,
Weinig genog!
West un kein Knoopke dran.
Bur öff kein Eddelmann ꝛc.

Wer bi dem Bure deent,
De deent ömm Plooch;
Kregt alle Johr ee Pelz
Weinig genog!
Pelz un kein Leder dran,
Bur öff kein Eddelmann ꝛc.

Funk — Königsberg.

Witland.

Wenn es urkundlich feststeht, daß mit dem Namen Witland nur der südwestliche Küstenstrich Samlands bezeichnet worden ist, ihn Other, Wulfstan, Alberich, eine Urkunde Honorius 3. gebrauchen, er überhaupt aus dem westlichen Europa herzurühren scheint: so kann man auch wohl annehmen, daß das Wort „Wit" der deutschen Sprache angehört. Vielleicht ist mit diesem Worte der Bernstein bezeichnet worden, Witland wäre also Bernsteinland, und schon aus dem Umstande, daß Bürger aus Lübeck 1246 Ansprüche auf Witland, also auf jene Gegend, erhoben haben, scheint hervorzugehen, daß es der Stapelplatz für den wichtigen und einträglichen Handel mit diesem Artikel gewesen sei. Schon Zauß in dem Werke: „Die Deutschen und die Nachbarstämme" macht Seite 668 darauf aufmerksam; er will das Wort wid — mit d am Ende geschrieben, scheint es ihm richtiger — von wadan (durchdringen, von seiner Durchsichtigkeit?) ableiten, und es könnte dann ebenso gebildet sein, wie skip, Schiff, von skapan, schaffen, bauen. Ob der Name Witland von widdus, die Mitte herzuleiten sei, wie Herr Dr. Töppen Seite 185 meint, steht dahin; wäre dem so, dann wäre der Name auch wohl im Lande heimisch gewesen, was aber keine Quelle anzudeuten scheint; auch begreife ich nicht, warum Liwland und Lettland Widdsemme, Mittelland, genannt sind. Was soll denn eigentlich mit dem „Mittelland" bezeichnet werden? Gewiß bedeutet wid etwas ganz Anderes. „Land" oder „Erde" vom Litauischen zéme ist gewiß nicht die richtige Ableitung des Namens Zamaiten. Großfürst Witowd schreibt 1420 an den Römischen König Sigmund (Voigt, 4. Bd. Seite 11), daß der Name Zamaiten von Szomoyth herkomme, quod in Littwannico terra inferior interpretatur. Zamaiten wäre demnach „Niederland" im Gegensatze vom eigentlichen Litauen, welches von den Bewohnern jenes Auxtote, quod est terra superior respectu terre Samaytarum, also „Oberland" genannt worden ist. Nun heißen im Litauischen żemai niedrig und auksztai hoch; die Namen sind also einheimische.

F. Gottschalk.

Geschichte des Theaters in Preußen.

(Fortsetzung.)

Unter den Theater-Principalen unserer Provinz gehören ihr zwei als Eingeborene an, der Maler Gärtner in Königsberg und der Goldschmid Diedrich in Danzig. Der letztere führte fremde künstlerische Talente hieher, der erstere richtete dagegen die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die Leistungen der Königsberger.

Nach dem englischen Comödianten Johann Spencer, der sich in unserer Provinz aufhielt, ist der erste Deutsche *), dessen Namen wir wissen, Johann Lassenius. Aus der Familie Lasinsky stammend als der Sohn eines Predigers, war er, nachdem er der Schauspielkunst entsagt, seit 1634 Prediger in Pommern und neun Jahre vor seinem Tode Prediger in Danzig an der Lazarikirche. Er gehörte zu der ältesten, deutschen Comödiantenbande, zu der Treuischen Gesellschaft Lust- und Freudenspieler, die in Berlin 1622 und 1625, das letzte Mal nur vier Tage in Berlin spielte. Aus einer Familien-Urkunde erfahren wir, daß Lassenius durch den Kurfürsten bewogen wurde, die Künstlerlaufbahn aufzugeben. Georg Wilhelm „ob er gleich seine Talente sehr bewundert, auch seine erwiesene Theater-Geschicklichkeit damals durch ein berühmtes in Holland allererst edirtes Werk über die Geschichte der Religionen aufs Großmüthigste belohnt hat, ermahnte ihn in einer länger als eine Stunde mit ihm gepflogenen höchst gnädigen Unterredung, seine jetzige Lebensart wiederum zu verlassen, wobei er ihn kräftigst auf die damaligen Zuchtruthen Gottes, sowohl durch Pest, Krieg als Hungersnoth verwies" **).

Zur Ausstaffirung der Bühne wurde schon im Anfange des 17. Jahrhunderts, wie wir es gelernt haben, die Kunst des Ma-

*) Plümicke's oft nachgeschriebene Annahme, daß der oftgenannte Junker v. Stockfisch Schauspieler gewesen, ist fraglich.

**) Plümicke S. 41. Löwe S. 13. verwechselt zuerst diesen Johann Lassenius mit seinem Sohn dem k. dänischen Hofprediger Johann Lassenius. Auf den oft wiederholten Irrthum wurde in den Prov. Bl. 1832. Bd. VII. S. 290. aufmerksam gemacht.

lers in Anspruch genommen. Wahrscheinlich war es Andreas Gärtner, der die Bühne zu Simon Dach's Sorbuisa und Cleomedes aufgestellt. Er war Portrait- und auch Dekorationsmaler, denn er verschmähte es nicht, 1641 eine Ehrenpforte zu malen, als Georg Wilhelm mit der Lehnsfahne seinen feierlichen Einzug in Königsberg hielt. Er, der wohl selber mimisches Talent besaß, verband sich vielleicht mit jenen Jünglingen, die Dach's Festspiele aufgeführt, um anderswo ein Theater aufgeschlagen. Einer, der unter seiner Leitung in Königsberg spielte, war der nachmalige Rath und Beisitzer des samländischen Consistoriums Simon Seger. Andreas Gärtner gab Vorstellungen in Königsberg, in Danzig und Hamburg. Wie er ein Stück des Geistlichen Michael Albini, so wird er auch Werke seines Beschützers, des theologischen und dramatischen Schriftstellers Johann Rist zur Darstellung gebracht haben. Von Albini's, in Danzig aufgeführter Königin im Liebenthal war oben die Rede. Im J. 1646 wurden unter Gärtner's Auspizien in einem Gartenhaus in Königsberg etliche Actus mit allerhand Maschinen und Musik von Studenten dargestellt, darunter E. C. Homburg's „Tragi-Comödia von der verliebten Schäferin Dulcimunda" die 1643 im Druck erschienen *). Rist erzählt, daß Gärtner von Königsberg „mit seinen, gelehrten und wohlgeschickten Studenten" nach Hamburg gekommen und eine Schanbühne eröffnet habe, mit so vielem Beifall, daß ihm dieselbe in Anerkennung des Verdienstes eine Zeitlang offen gehalten wurde, als er nach Danzig zurückging **). In einfacher Ausdrucksweise wird es heißen, es ist die von ihm errichtete Bude nach seinem Abgange nicht abgebrochen.

Auf die Frage, welche Stücke in Danzig gegeben wurden und gefielen, können wir mehr als eine dürre Vermuthung mittheilen.

*) Herr Dr. Meckelburg theilte mir gefälligst folgendes aus S. Seger's ungedruckter Reisebeschreibung mit: „den 19. Apr. 1646 präsentirten unser etliche Studiosi sub auspiciis Andreas Gärtners in meines Herrn Garten-Lusthaus etliche actus mit allerhand machinen, alß eine schäferey, worin ich die Music dirigiren helfen, die „Enthaupeung Johannis und Dulcimunda, worin Ich mit von den principalsten gewesen." Gottsched I. S. 196.

**) Allgem. Theater-Lexicon. Bd. II. S. 341.

Der Danziger Rathsherr Georg Schröder ***) hat uns über Vorstellungen, die 1668 während des Domniks, des vielbesuchten Markts in Danzig, und im folgenden Jahr über die Szene gingen, als aufmerksamer Zuschauer in seinem Tagebuch berichtet. Die Ausführlichkeit erklärt das Wohlgefallen, das er an ihnen nahm, wenn er auch das Lob allein in die Worte faßt, daß eine „wohl anzusehen war." In dem Veranstalter der Vorstellungen mögte ich keinen aus Deutschland herüberziehenden Schauspielunternehmer, sondern Andreas Gärtner erkennen. Königsberg, woher er kam, war ganz geeignet, ihm Sinn für all die Stücke einzuflößen, die Schröder sah. Hier rang der Geschmack des gelehrten Theaters, das aus den lateinischen Schulen hervorging, mit dem praktischen, das die englischen Comödianten vorführten. Gärtner wird die Privatbühne, auf der er zuerst sich versuchte und auf der gelehrte Stücke aufgeführt zu werden pflegten, auf die öffentliche Bühne verpflanzt haben. Diese hielt sich in Deutschland von den Dichtungen der schlesischen Dramatiker fern. In Danzig wurde eine Tragödie von Caspar v. Lohenstein gegeben, die in Breslau selbst nur von Freunden des Dichters gespielt war. Daneben wird in Danzig ein Schäferspiel von Homburg dargestellt und zwar die „Dulcimunda", die Gärtner früher in Königsberg in Szene gesetzt hatte. In Danzig kömmt „eine von den Englischen Commedien" aufs Theater und daneben die vom Dr. Fausto. Nach einer freilich unverbürgten Nachricht gaben die englischen Comödianten in Preussen auch den Dr. Faust **), dessen erste dramatische Bearbeitung wir von Jacob Ayrer besitzen. Vielleicht hatte der Gegenstand ein besonderes Interesse in Königsberg, wo die im Dom in der Sacristei aufbewahrte Seelenverschreibuug, welche der Satan sich von einem Menschen ausstellen ließ und durch Gebete erschreckt wieder herausgab, vom Volk auf Dr. Faust bezogen wurde, mit dessen Seele der Satan aus der Kirche abgefahren seyn und an der Thüre Brandspuren zurückgelassen haben sollte. Der in Danzig gespielte

*) Sein Tagebuch handschriftlich in der Danziger Stadtbibliothek. Die bezüglichen Stellen theilte mir Herr Prof. T. Hirsch in eigenhändigen Abschriften mit, dem ich meinen innigsten Dank öffentlich wiederhole.

**) Elbinger Anzeiger 1827. Nr. 100.

Dr. Faustus weist dadurch mehr auf die in der Schule gepflegte gelehrte Bühne, als auf die Volksbühne, daß keine lustige Person als solche vortritt, sondern das Komische in Gestalt verschiedener Teufel erscheint. — Wer dieser Folgerung nicht Glauben schenkt, wird doch gern von einem Augenzeugen erfahren, welche Theaterstücke das Publikum in Preußen mit Beifall aufnahm in dem Jahr, in dem Racine den Preis als der erste Tragödiendichter gewann. Schröder schreibt von der Commedia von D. Fausto *).

Zuerst kommt Pluto herfür aus der Höllen und ruft einen Teufel nach dem andern, den Tobak-Teufel, den Huren-Teufel, auch unter andern den Klugheit-Teufel und giebt ihnen Ordre, daß sie nach aller Möglichkeit die Leute betrügen sollten **). Hierauf begiebt es sich, daß D. Faustus mit gemeiner Wissenschaft nicht befriediget

*) Vgl. „Das Puppenspiel von Doctor Faust zum ersten mal in seiner ursprünglichen Gestalt (?) herausgegeben. Leipzig, 1850." Nach der Handschrift des Puppenspielers Bomeschky, der in der Herbstmesse des verwichenen Jahres in Leipzig sein Marionetten-Theater aufschlug. Der Faust des Puppenspielers Geißelbrecht aus Wien, den v. Below 1823 in 24 Exempl. drucken ließ, ist von späterer Abfassung. (Das älteste Volksbuch von Dr. Faust ist vom J. 1588.) „Viele Anklänge, sagt der Herausgeber des erstgenannten Puppenspiels, zeigen, daß die erste Entstehung in die Ayrersche Zeit zu setzen ist. Einen Anhaltspunkt gewähren die in demselben gebrauchten Eigennamen. Ferdinand, Bianca, Orestes sind Namen, welche ziemlich bestimmt auf die Englischen Comödien hindeuten, welche in Deutschland bekannt geworden sind; dieselben hatten vielfach aus der Quelle der italienischen Novellen geschöpft." Der Herausgeber versichert bis auf die Orthographie dem in alter Kanzleischrift geschriebenen Soufleurbuch gefolgt zu seyn. Um so auffallender ist es, auf Stellen zu stoßen, die aus den Münchhausiana und sogar den Dörbeckschen Berliner Witzen geflossen sind (der Fama sind „die Töne eingefroren." „Freu dich Bauch, da setzt's wieder einmal einen Platz-Regen"). Ein Vergleich des in Danzig gegebenen Faust mit dem Puppenspiel wird darthun, daß jener von älterem Gepräge ist. Jener vermehrt übrigens die sicheren Nachrichten „daß schon im 17. Jahrh. die Faustsage dramatisirt war."

**) Im Puppenspiel finden wir im Anfange Fausten in der Studirstube und zwar in Wittenberg, wie im Volksbuch. Gewöhnlich aber ist es, daß in den Stücken, in denen das höllische Heer auftritt, dieses die Handlung eröffnet, so im Spiel von Frau Jutten. Gottsched II, 84, Shakspear's Macbeth, Kongehl's Innocentia.

sich um magische Bücher bewirbet und die Teufel zu seinem Dienst beschwöret, wobei er ihre Geschwindigkeit exploriret und den geschwindesten erwählen will: ist ihm nicht genug, daß sie so geschwinde seyn wie die Hirsche, wie die Wolken, wie der Wind, sondern er will einen, der so geschwinde wie des Menschen seine Gedanken *). Und nachdem für einen solchen sich der kluge Teufel angeben, will er, daß er ihm 24 Jahre dienen solle, so wolle er sich ihm ergeben. Welches der kluge Teufel für seinen Kopf nicht thun will, sondern es an den Pluto nimmt, auf dessen Gutbefinden ergiebt sich der kluge Teufel im Bündniß mit D. Faust, der sich ihm auch mit Blut verschreibet **). Hierauf will ein Einsiedler den Faustum abmahnen, aber vergeblich ***). Dem Faust gerathen alle Beschwörungen wohl, er läßt ihm Carolum Magnum, die schöne Helenam zeigen, mit der er sein Vergnügen hat †). Endlich aber wachet bei ihm das Gewissen auf und zählet er alle Stunde, bis die Glock Zwölfe, da redet er seinen ††) Diener an und mahnet ihn ab von

*) Im Puppenspiel: „Doctor bin ich, Doctor bleibe ich und weiter kann ich es bei der Theologie nicht bringen. Ha! das ist zu wenig für meinen Geist. Ich habe daher beschlossen das Studium Nigromantikum zu ergreifen."

**) Im Puppenspiel ist ein unterirdischer Geist „so geschwind wie der Wind" Mephistophilis aber „so geschwind wie der Menschen Gedanken." „Willst du mir dienen, sagt Faust, so verspreche ich Dir Dein Eigenthum zu sein mit Leib und Seele." Meph.: „Nenne mir die Punkte Faust, welchen ich mich unterwerfen soll." Faust: „daß du mir 24 Jahre gehorchst." Meph.: „Ich muß Dich verlassen, um meinem Fürst Pluto von Deinen Bedingungen zu unterrichten und ihn fragen, ob ich diesen Contrakt mit Dir abschließen darf." — — Faust: „Hast du von Deinem Pluto die Erlaubniß erhalten." Meph.: „Ja — — aber er verlangt eine Handschrift von Dir." Faust: „Sogleich will ich seinen Wunsch befriedigen."

***) Den Einsiedler finden wir in der ältesten Ausgabe des Mozartschen Don Juan wieder, der diesen warnt, nicht der Einladung des steinernen Gastes zu folgen.

†) Im Puppenspiel: „Meph. Hier bring ich dir die schöne Helena. Sieh Dich nur um Faust, sie soll Dein Eigen seyn. Belustige Dich mit Ihr nach Deinem Gefallen.

††) Vielleicht wollte Schröder ihn sein statt er seinen schreiben. Schwerlich haben wir unter dem Diener den klugen Teufel zu verstehn und nicht er, nur Faust konnte von der Zauberei abgemahnt werden. Der Diener war auch nicht der Komikus des Puppenspiels. Von diesem charakteristischen Gegensatz zwischen Faust und dem Schüler oder Diener ist im Volksbuch nichts zu entdecken und fehlte auch wohl in Ayrers dramatischer Bearbeitung. Es scheint, daß erst, als

der Zauberei. Bald kommt Pluto und schicket seine Teufel, bis sie D. Faust holen sollen. Welches auch geschiehet und werfen sie ihn in die Höhe und zerreißen ihn gar; auch wird präsentiret, wie er gemartert wird in der Höllen, da er bald auf und niedergezogen wird und diese Worte aus Feuer gesehen worden: **Accusatus est, judicatus est, condemnatus est** *).

Von einer Comödie führt Schröder an, „der Prinz wird ein Schuster." Eine andere „von den englischen Comödien" handelte „von dem Könige von England und dem von Schottland, dessen Sohn sich in Narrenkleider verkleidet und der Prinzessin abwartet." Eine dritte der „Irrgart der Liebe" ist dem Inhalt nach zu urtheilen gleichfalls ein Abkömmling von den Stücken der englischen Comödianten **). Die „Tragedie von der S. Margarethe und dem S. Georgio" mogte in Gestalt der Mysterien wohl

die barocken Umzüge der h. drei Könige nicht mehr gelitten wurden, einer von ihnen Kaspar in den Dienst bei Faust trat und daß hier der Stern zur Nachtwächter-Laterne wurde.

*) Im Puppenspiel sagt, ehe es eilf schlägt: „Meph. **Fauste iudicatus est!**" und später „**In Eternum damarialus est**" (**damnatus es!**)

**) Das Stück athmet eine fremde Natur. Wenn die Gewalt, die hier die gottgeweihte Majestät des Königs den Vasallen zeigt, an Spanien mahnt, so ist doch das Englische in der Art in die Augen fallend, daß man zur Begründung überall aus Shakspear Belegstellen anführen kann. Die Handlung ist grell in den Vorgrund gestellt — Die Königstochter, durch das Dunkel der Nacht getäuscht, gewährt ihre Gunst einem Fremden, den sie für den Geliebten hält. Dieser sie als eine Treuvergessene verlassend, kehrt zu einer alten Liebe zurück und vermählt sich. Der vermeintliche Verführer, so befiehlt der König, soll die eigne Gattin tödten. Nach wunderbaren Begebnissen enthüllt ein Ring, daß er unschuldig sey. Der Königstochter wird statt eines Grafen ein Herzog zu Theil, derselbe, der von ihr jenen Ring empfangen. — Dem Stelldichein im Garten ist bei Shakspeare das im Gartenhause zu vergleichen, wo auch im Schweigen der Nacht eine solche Verwechslung vor sich geht. Wie dort ist der Thäter sein eigner Richter und gleichfalls wird der Fehl durch eine Ehe ausgeglichen. Wenn die Unglückliche, der der Tod bestimmt ist, in männlicher Tracht der Gefahr entrinnt, wenn um den Tod einer Schuldlosen zu rächen, der nächste Verwandte aus der Ferne mit Heeresmacht gegen den König heranzieht, wenn ein Ring das richtige Liebesverhältniß aufklärt, so schimmert überall die fremde Originalform hindurch. — Das Stück leidet nicht allein an grober Unwahrscheinlichkeit, sondern auch an barer Unmöglichkeit Vgl. die Beilage zur zweiten Abtheilung.

eine christliche Allegori e seyn *). Merkwürdiger ist die andere Tragödie Ibrahim Bassa **), die uns als ein einzeln stehendes Beispiel den Beweis liefert, daß Lohenstein auch außerhalb des Privatkreises aufs Theater kam. Aus dem darüber im Tagebuch Aufgezeichneten und den dabei gestellten Versen aus Lohenstein's Tragödie ersehn wir, daß die Spielenden alles in der vorgeschriebenen Reihenfolge gaben. Möglich ist es, daß sie die Alexandriner in Prosa verwandelten und daß sie die Reyen, die Chorgesänge am Schluß der fünf Abhandlungen oder Akte, wegließen.

„In dem ersten Actu kam der Soliman mit seinen Räthen zu deliberiren, ob er dem Ibrahim Bassa, der in die Flucht mit der Armada sich begeben, solle nachschicken. Darauf wurde der Ibrahim Bassa mit seiner Isabella [einer Fürstin von Monaco] gefangen gebracht."

Sol. War dir die Hand zu schwer, die dich mit linden Fingern
So sanft in Schlaf einwiegt? Die Sonne zu Byzanz
Zu dunkel, die dir gab als seinem Monde Glanz?
Was flohst du? Hatte dich die Ehrsucht so vergiftet?
Was für ein Mordstück war auf unsern Hals gestiftet?

Ibr. Gott weiß, der Alles weiß, daß Ibrahm nichts gesponnen
Auf Osman's großes Reich; daß Ibrahm nichts gesonnen
Verfänglichs großer Fürst, daß Ibrahm durch die Flucht,
Gott soll mein Zeuge seyn! nur sein Gemahl gesucht
Zu flüchten aus Gefahr.

Sol. Und du auch loses Weib, Bezauberin der Sinnen,
— — — hat Osman dich nicht können
Bestelln in seinen Dienst? Brach Osman Gunst und Hold

*) Die Legenden von der h. Margarethe und dem h. Georg sind zu einem Guß verschmolzen, denn einen Drachen hatte er und sie zu bekämpfen. Die Königstochter, die der h. Georg befreit, ist oft für die Kirche erklärt, die durch Erlegung des Unholds ihre Rettung findet. Bei einer Deutung der Art ließ man sich wohl im 17. Jahrh. die altkirchlichen Heiligen gefallen. Auch Christus betritt die Bühne.

**) Ibrahim Bassa, den Lohenstein 15 Jahre alt nach der Scuderi geschrieben, schien verloren zu seyn. Nach des Dichters Tode gelang es dem Eifer einiger seiner Freunde, die das Stück in Breslau dargestellt hatten, es in einem Abdruck aufzufinden,

Das nicht die Todtengruft mit dir begraben kann,

wie es in einem dem neuen Druck, Breslau 1689, vorgesetzten Epigramm heißt.

Nicht dein verstocktes Herz? Entliefst du, als er wollt
Aus Koth und Asche dich auf Stuhl und Ehbett heben?
Laß hören, was sie spricht. Isab. Die Tugend spricht für mich,
Die Unschuld, Ehr' und Recht.

Sol. — — Lerne nun, daß oft der Blitz nicht schone
Der Wolke, die ihn zeugt, indem dein Schelmstück dich,
Was uns galt, selber stürzt. Ibr. Wohl, er erdrücke mich!
Mein Fall fällt ihn und euch, mein Kerker wird ihn stürzen.

„In dem andern Actu wurde präsentiret ein Gefängniß, darin Isabella gefangen, und wie der Soliman sie zu überreden sich angelegen seyn läßt."

Sol. Durch was hat sie der Hund bezaubert und bethöret,
Daß sie den Kerker mehr als Osmans Stuhl sieht an,
Den stolzen Sklaven küßt, den großen Prinz verlachet,
Den Kaiser höhnisch hält und den zum Mörder machet,
Zum Mörder, der sie liebt?

Isab. Wir thun, was Tugend heißt. Sol. Bedenkts bei Zeiten wohl,
Daß Osman, der sie bitt', ihr Macht hat zu gebieten.

Isab. In dem nicht, wo er will recht handeln und nicht wüthen.

Sol. Daß Osman, der sie liebt, der Liebe würdig sey.

Isab. Liebt uns der Kaiser denn, so mach er uns doch frei.

Sol. Sie soll den Kaiser selbst ihr zum Leibeignen haben.

Isab. Dies heißt mit Ketten, nicht mit Freiheit uns begaben.
Wo noch ins Kaisers Herz ein Freundschafts-Funken glimmet
Wo Ibrahm ihm nur noch, mein Fürst, im Traum kommt ein,
Wo Ibrahms Thaten ihm nur nicht ein Eckel seyn,
Wo meine Thränen noch mein Fürst so viel erfangen,
So laß er seine Magd die jüngste Bitt' erlangen,
Die jüngste Bitt mein Fürst. Mein Kaiser, er gesteh,
daß die, die es verschuldt, nicht Unschuld untergeh.

„In dem dritten Actu fällt Soliman ein Urtheil, daß Ibrahim Bassa sterben solle und wird präsentiret, wie Soliman ihm ein Trauerkleid schicket und eine Todtenmahlzeit bereiten läßt, da der Strick in der Schüssel lieget, damit Ibrahim soll stranguliret werden. Aber indem Ibrahim stranguliret wird, kommt Soliman und schenkt ihm das Leben und bittet ihn mit seiner Isabella zu Gast."

Rustan. Nachdem die Majestät, die Rach und Recht befestigt
Des großen Solimans, vom Ibrahim belästigt

Gereizt durch deine Schuld, verletzt durch deine Flucht
Durch deinen Untergang des Reiches Bestes sucht,
Heißt seine Hoheit auch, den ich in Demuth ehre,
Dir reichen diesen Rock.

Ibr. Schlingt uns den Strick nur an. Wenn wir den Kopf gesteckt
Zur Erden, dann zieht zu, daß wir in eignem Bade
Ersaufen unsres Bluts. Sol. Halt, halt! Verzicht! Genade!
— — — — Wir scheun den grünen Kranz
Des kräftigen Bestands, die tapfermüthge Tugend
Der Isabellen an; nicht ihre schöne Jugend
Nicht den Korallen-Mund und die milchrothen Wangen.
Wir sind verwundernd zwar, doch itzt nicht mehr gefangen.
Wir wünschen sie zu ehren, doch nicht ihr Eigenthum
Wir wünschen den Geruch, nicht selbst die Ros' und Blum.

Ibr. — — — — Jetzt werden Dunst und Nebel
Verstäubt, zertrennt, verklärt, wenn Osman's Sonn' aufgeht
Mit seiner Tugend Glanz. Mein Kerker wird erhöht,
Wenn Osman freundlich sieht. Mein dankbar Herz erweist —

Sol. Mir, daß ihr heute noch mit uns zur Tafel speist.

„Im vierten Actu practisiert die Kaiserin Roxolana, daß Ibrahim getödtet werde und überredet den Soliman durch Hülfe des Mufti, seinen Eidschwur, den er dem Ibrahim gethan nicht zu halten und daß Ibrahim, wenn Soliman schlafen werde, sollte enthäuptet werden."

Rox. Der Fürst schwur ihm den Tod, itzt will er ihn aufheben.

Sol. Der erste Schwur zerreißt, was erst der andre spricht.

Rox. Der ander' Eidschwur macht das erste Wort zunicht!

Sol. Das andre war kein Schwur, dies hängt an dünner Seide.

Rox. Der Fürsten jedes Wort gilt eben viel als Eide.

Sol. Die Reue würd' in uns ein Henker ewig seyn.

Mufti. Des Kaisers Frömmigkeit läßt sich aus Red' und Werken,
Wie sehr er überall gewissenhaftig, merken.

Sol. Ja, ja — du kannst den Schwur von uns gar leicht erfahren.
Wir wissen eigentlich noch was die Worte waren:
Ich schwör' es theur und hoch bei unserm Gotte dir,
Daß Ibrahim den Geist, weil Soliman wird leben,
Nicht soll gewaltsam auf dem bittern Tode geben.

Mufti. — — — — Ist's wahr, daß die Verheißung,
Die er dem Ibrahm thät, nicht weiter sich erstreckt
Als weil der Sultan lebt? Sol. So ist's, wie wir entdeckt.

Mufti. — — — Weil täglich eine Zeit
Und wenig Stunden sind, in dem der Mensch nicht lebe.
Sol. Wir fassen's nicht, was uns für Antwort Mufti gebe.
Mufti. Weiß ihre Hoheit nicht, daß man der Sorgen End,
Das Kind der Nacht, den Schlaf des Todes Bruder nennt?
Und wahrlich hat der Mensch, in dessen müde Glieder
Die Ruh des lauen Schlafs sich hat gelassen nieder
Kein rechtes Leben nicht, weil sein sonst weises Haupt
Der Wirkung des Verstands, auch alles Sinns beraubt
Und was den Menschen macht.
So schließ' ich kurz so viel: So bald den matten Geist
Des großen Soliman und die entsinnten Sinnen
Die Schlafsucht wird umhüll'n, wird er am Ibrahm können
Gar wohl den Muth abkühl'n und seinen Spruch vollziehn.

„In dem Actu quinto schlafet Soliman und phantasiret, indeß wird Ibrahim enthauptet und Soliman wird unsinnig, indem er die Zeitung bekommt und Isabella, nachdem sie das Haupt des Ibrahims überkommen, beweinet sie ihn und reiset von dannen, in der ganzen Welt über die Tyrannei des Soliman's zu klagen."

Isab. Welch ein Gepolter. Ibr. Man wird zur Gasterei
Zu der der Fürst uns lud, vielleicht uns holen sollen.
Isab. Hilf Himmel, Rustan ist's.
Rust. Du sollt auf Kaisers Wort in dein Gemach dich stellen
Und du gefangen seyn.

Soliman auf dem Bette, [des von ihm ermordeten Sohnes] Mustophens Gespenste.

Sol. Der Ibrahm wo ist er? Rust. Da, wo er nicht mehr streben
Nach Osman's Zepter kann. Sol. Was sagst du? Rust. Er
ist todt.
Isab. — — — — O höchst beschimpftes Haupt
Von dieses Panthers Klau, das dich des Schmucks beraubt,
Des Ansehns freier Stirn, des freundlichen Gesichtes!
— — — Läßt er zum Liebeszeichen
Für die Verdienste dich also der Liebsten reichen?
Auf laßt uns weit von hier! Laß Schiff und Segel fliegen!
Zieht Port und Anker auf! Laßt alles stehn und liegen,
Daß in Süd, West und Nord dies Haupt aussprechen kann,
Was der verdammte Türk für greulich Ding gethan.

Lange bevor **Gärtner** 1650 in Danzig **Albini's** allegorische Composition in Szene setzte, hatten in Danzig fremde und zwar deutsche und polnische Schauspieler in der Fechtschule ihre Kunst producirt. Der brandenburgischen Comödianten, die zur Zeit der englischen auftraten, geschah bereits Erwähnung. Wenn 1629 und 1633 das Comödienspielen verboten wurde, als wenn die Herrschaft **Georg Wilhelms** sich auch über Danzig erstreckt hätte, so verdanken wir einem später stattgehabten Rechtsstreit zwischen dem altstädtschen und rechtstädtschen Rath in Danzig die Nachricht, daß jener 1638 die Erlaubniß zur Aufführung polnischer Comödien ertheilte, die dieser verwehrt hatte. Gegen bedeutende Abgaben an die Armenhäuser (im J. 1695 600 Gulden) wird Schauspielern gestattet auf dem grünen Thor zu spielen oder 1691 ihr Theater im Hundewinkel aufzuschlagen *).

1670 sind Schauspieler in Königsberg und *bitten* um Ermäßigung der Abgabe an die Accise, da das Aufbauen und Abbrechen des Theaters ihnen große Kosten verursacht. 1674 bewerben sich die „**Comedianten der hochteutschen Compagnie**" um die Erlaubniß zu spielen und berufen sich auf ihre Vorstellungen in Berlin **), da sie willens seyen „etliche fürtreffliche und herrliche Materien aufzuführen." Sie schmeicheln sich um so mehr mit der Aussicht der Genehmigung, als alle ihre Actionen zu zeigen bezwecken „wie die edle Tugend belohnt, hingegen die Abscheu tragenden Laster bestrafet werden." Bis zur Adventszeit Ende Novembers wird ihnen das Spielen auf den *Freiheiten* oder Vorstädten erlaubt. Es wird ausdrücklich *bestimmt*, daß an den Sonn- und Festtagen, so wie am Sonnabend nicht gespielt werden darf. Das Verbot ward übertreten und am 17. Aug. 1675 erhielt der Bürgermeister der Altstadt die Weisung, da Comödianten und Seiltänzer den Sonntag durch ihre Spiele entheiligt hätten, darauf zu sehn, daß solches nicht wieder geschehe weder auf dem Junkerhof noch an andern Orten und daß nicht das Publikum durch Anschläge an den Thoren und auf öffentlichen Plätzen dazu eingeladen würde. Im Januar 1680 ward den Comödianten der „**sogenannten Sächsischen Compagnie** der Bescheid,

*) Löschin, Gesch. Danzigs II. S. 90.
**) Plümicke 54.

daß sie vier Wochen spielen könnten, doch hätten sie sich „aller gehörigen Modestie zu gebrauchen, alle ärgerliche und der christlichen Ehrbarkeit entgegen stehende Dinge zu vermeiden."

Die Sächsische Compagnie erinnert uns an die bereits erwähnte Schauspielergesellschaft, die vorzugsweise die „berühmte Bande" genannt wurde, nämlich diejenige, die vom Magister Johann Velthen (Velthem, Veltheim) aus Halle geleitet wurde und sich den Namen der Kursächsischen Hofcomödianten erwarb. Wenn auch die älteste auf Velthen sich beziehende Urkunde erst vom J. 1683 herrührt *), so wird seine Gesellschaft doch zehn und mehr Jahre vorher bestanden haben. In der Eingabe an den Leipziger Magistrat legt er einen Nachdruck darauf, daß die Personen seiner Truppe Landeskinder und Eingeborne seyn. Die Benennungen hochteutsche, sächsische Compagnie sind wohl als empfehlende Titel anzusehn. Bei dem Ringen der Schauspieler nach Popularität ist es nicht unwahrscheinlich, daß viele nicht nur kleine Stücke und Szenen niederdeutsch gaben — denn dazu verstanden sich die vornehmsten noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts — sondern daß sie allein niederdeutsch sprachen. Durch das Hochteutsch wollten sie von der Gemeinschaft mit den Marktschreiern geschieden seyn. Der Superlativ war Sächsisch, denn diese Mundart galt für die zierlichste. Will man die sächsische Kompagnie nicht für Abtrünnige der Veltheimischen ansehn, so entsteht doch später in Preußen eine Beziehung zu derselben und nicht allein dadurch, daß eine Tochter Velthens die Gattin eines bei Pillau lebenden Grafen wurde **), sondern das Theater in Danzig weist, wie wir erfahren werden, auf jene Gesellschaft hin.

Die Leipziger Bühne bezeichnet unmittelbar hinter einander drei Epochen des Theaters. Jede stürzt mit glänzendem Erfolg das was vordem gegolten. An der Spitze der ersten steht Johann Velthen, die zweite begründet Gottsched zusammen mit Caroline Neuber, die dritte weniger schaffend als die günstige Gelegenheit wahrnehmend veranlaßt G. H. Koch. Der Magister Velthen mit seinen talentvollen Studenten aus Jena und Leip-

*) Devrient I. S. 226. u. fgg.
**) Löwe IV. S. 17.

zig machte der deutschen Schauspielkunst zuerst einen Namen. Ihm wurden Hochachtungsbezeigungen, wo er spielte, in Nürnberg, Breslau und Hamburg und, wie Michael Albini das Vergnügen durch den Wohlthätigkeitssinn nähren wollte, so empfahl jener sich beim Abschiede dem Rath durch eine Vorstellung zum Besten der Armen, durch die sogenannte Rathscomödie. Sieben Jahr hindurch war sein Theater ein stehendes und, in Dresden durch die fürstliche Gunst erhalten, gab es seit 1685 das erste Beispiel eines deutschen Hoftheaters. Velthen begann seine künstlerische Laufbahn durch die Darstellung des Polyeuct von Corneille und seine Verlassenschaft an die deutsche Bühne war eine Uebersetzung des Moliere. So legte er für Gottsched den Grund zur systematischen Französirung. Velthens vornehmstes Bestreben aber war es, die Masse zu electrisiren. Er brachte die Leistungen seiner Kunstgenossen dadurch in Vergessenheit, daß er sie in imposanter Weise überbot und das Mannichfaltigste zur Darstellung wählte. Der Name, den eines der von ihm gegebenen Lieblingsstücke führte, schien sein Wahlspruch zu seyn Variatio delectat, der wieder an das Teufelsspiel von Dr. Faust erinnert, indem wenigstens auf dem Marionetten-Theater mit dem Motto beginnt.

Durch die englischen Komödianten war die Prosa dem Schauspiel zugeeignet und für sie gab es gern die Poesie der Alexandriner-Rhetorik hin, um so mehr, da der Vers sich nicht für den Extemporanten paßte und nur ein solcher als der eigentliche Schauspieler erschien. Spottweise nannte man denjenigen, der die Rolle wörtlich auswendig lernte, einen Gregoriusspieler.

Durch jene werden die Molierschen Lustspiele vielfach umgemodelt seyn. Die Trauerspiele mußten sich wohl noch durchgreifendere Veränderungen gefallen lassen, wenn Velthen den Papinian, vielleicht nach Gryphius, den Prinz Sigismund nach Calderon *) und den schlimmen Roderich (Cid) nach Corneille über die

*) Eine Reihe von Stücken, die Velthen in Torgau 1690 gab, sind in Devrient I. S. 263. aufgezählt. Die Comödie von dem großen Rechtsgelehrten Papiniano dürfte Gryphius' „Großmüthiger Rechts-Gelehrter Papinianus" seyn. Printz Sigismund von Pohlen war wohl nach einer Oper gedichtet, die als „königl. Printz aus Pohlen Sigismund" zu Hamburg 1694 erschien. Gottsched I. S. 257.

Szene gehn ließ. Es blieben wahrscheinlich nur die Motive und die Darstellung war eine durchaus ungebundene. Die Schauspieler waren zugleich Improvisatoren und Dichter und mußten es seyn, da andere Schriftsteller sich an den Vorstellungen für ein gemischtes Publikum nicht betheiligen mogten. An der Spitze solcher Dichter stand Velthen, der des Spanischen und Italienischen mächtig, hier das Material fand, um skizzirend den Umriß zu den pomphaften theatralischen Gemälden zu entwerfen und die Schaulust der Menge zu befriedigen. Das Théatre italien von Gherardi stand in großem Ruf*) und wurde von Velthen stark benutzt. Die Quelle ward auf dem Comödienzettel nicht verläugnet, sondern der italienische Name vornean gestellt. Das prunkvoll Gravitätische, das den feierlichen Gegensatz zu der ungezügelten Burleske bildete, entlehnte er aus dem Spanischen und fertigte die Haupt- und Staatsactionen, die als brillanter Unsinn über die Breter gingen und deren Namen, nachdem sie seit Jahrhunderten vergessen sind, sich noch in sprichwörtlichem Ruhm erhalten hat.

Sie mögen lange vor Velthen unter diesem Namen das Volk unterhalten haben, als er durch eine reiche Ausstattung ihnen das eigentliche Gewicht gab. Den Titel hat man sich so zu erklären, daß die Hauptaction (nur dieser Titel kömmt auf dem Comödienzettel vor) den Gegensatz zu dem nachfolgenden Stücke der „Nachkomödie" bildete, denn zur Ausfüllung eines Abends gehörten stets mehrere. Staatsaction ist soviel als heroisches Drama oder Tragödie und bedingt das Auftreten gekrönter Personen und Helden des „Königsagenten mit seinen vier Stützen" d. h. Generalen oder Ministern, wobei es an Blutvergießen nicht fehlen durfte und wenigstens Hanswurst das Scharfrichteramt versah. Tieck ist der Meinung, die Haupt- und Staatsactionen seyen aus dem Streben hervorgegangen, Volkssagen, die aller dramatischen Auffassung spotten, dennoch in den Rahmen der Szenerie zu spannen, wie den Fortunat, ferner aus der Bearbeitung blutiger Schauspiele, wie des Titus Andronicus. Ihr Wesen aber scheint schon

*) Nach Wilken (im später zu nennenden Aufsatz) übersetzte es ein Michael Weise und dedicirte seine Bearbeitung dem Könige Friedrich Wilhelm I.

**) Brandes, Meine Lebensgeschichte Bd. I S. 160, Bd. II. S. 200.

in den Moralitäten vorgebildet zu seyn, in denen man gezwungen war, die allegorischen Figuren durch einen precieusen Vortrag über die Wirklichkeit zu erheben und der Anschaulichkeit die innere Wahrheit zu opfern. Es lag in der Zeit des hohlen Ceremoniels *). Man hat die Reihe von riesenhaften Oelgemälden aus dem Leben Heinrichs IV. und der Maria von Medicis, in denen personifizirte Tugenden aller Art den fürstlichen Personen den Hof machen, die Haupt- und Staatsaction von Rubens genannt und eben so verdienen den Namen in Danzig die Paradestücke eines Anton Möller und Bartholomäus Miltwitz, so daß man behaupten kann, auch auf der Bühne Preußens müssen solche Vorstellungen sich breit gemacht haben, was sich aber nur annährungsweise darthun läßt.

In allen diesen Stücken tritt eine komische Maske auf, die durch das überraschend Belustigende und das stark Aufgetragene auf alle Klassen der Hörer zu wirken strebt. Häufig liest man den Namen Pickelhäring, auch Courtisan, was mit Grazioso übereinstimmt. Das Ungeschlachte des Hanswurst lag ihm fern, wenn er auch so genannt wurde. In der 1630 gedruckten Comödie von der Macht des Knaben Cupidinis sehen wir den Hanswurst in den schalkhaften Arlechino verwandelt. Von Italien kam er nach Deutschland herüber und hielt in Oestreich und vornämlich in Wien eine Schule, aus der treffliche Komiker hervorgingen, die seine Kunst mit glücklichem Erfolg verbreiteten und die die durch den protestantischen Scholasticismus des 17. Jahrhunderts verknöcherten Gemüther schmeidigten und schmelzten. Der erste italienische Buffo war Stefano Landolfi, der 1668 mit seiner Bande in Sachsen agirte **), einflußreicher aber war Bastiari, der bei der Truppe der Wittwe Velthen 1691 angestellt war, in Denner, einem bekannten Theaterprincipal, einen Nachahmer weckte und als dessen ebenbürtige Nachfolger wie Joseph Stranitzki, Gott-

*) Holberg persiflirte in seinem Ulysses von Ithacia auf eine meisterhafte Weise die Haupt- und Staatsaction, als durch sie der herumreisende v. Quoten, ein Deutscher, die Zuschauer von den Holbergschen Lustspielen abzuziehn trachtete. Oehlenschläger, Holbergs Lustspiele II. S. 373, vergleicht bei dieser Gelegenheit mit dem Ulysses den gestiefelten Kater und ähnliche Stücke Tiecks, die ironisirend uns den Charakter der ältern Haupt- und Staatsactionen veranschaulichen.

**) Devrient I. S. 206.

fried Prehauser und Franz Schuch anzusehn haben. Der erstgenannte Italiener wird als Pulcinella aufgeführt *), der andere aber als Arlechino und dieser, der nur als Beiläufer sich kund giebt, ist das bewegende Princip und herrscht allen ob. Für den auf das deutsche Theater aufgenommenen Arlechino war leicht eine Colombine und eine Pantalone gefunden und die deutsche Bühne war mundfertig genug für die commedia dell' arte geworden.

Sollen in der Schauspielkunst charakteristische Momente hervorgehoben werden, so hat man auf die englischen Comödianten die italienischen folgen zu lassen. Wenn jene aus den Niederlanden, so kommen diese aus Oestreich zu uns und wie die Engländer mit den Niederländern, so sind die Italiener mit den Oestreichern so verbunden, daß wir sie nicht zu scheiden vermögen. Die englischen Komödianten aber bildeten einen Verein, die Italiener dagegen treten einzeln hervor, dort schauen wir ein geschlossenes Firmament, hier den überraschend sichtbaren Komet, für dessen Lauf keine Bahnen vorgeschrieben sind. In den englischen Stücken, die in Deutschland gespielt wurden, ist dem Pickelhäring eine bestimmte Rolle zugetheilt, in den Hauptactionen aber spielt der Harlekin eine ganze Reihe von Rollen ab als lustiger Passagier, als Hochzeitsbitter, als Blocksbergritter u. s. w. u. s. w. und obgleich er auf der Musenfahrt das Steuer lenkt, so erscheint er nur als der immer flatternde Wimpel, der allemal obenauf sein Spiel treibt, ob es auch durch Klippen und Stürme geht.

Wie viel Rohes, Unverschämtes sich auch die Späße des Harlekins erlauben mogten, so hat es keinen Zweifel, daß was wir von der im Manuscript untergegangenen Bühnenliteratur besitzen, durch den Vortrag und die zeitgemäße Fassung — Geschmackloses klang ergötzlich, Ungesalznes witzig — sich ganz anders ausnahm, als eine reiche Ader des Humors und der sprudelnden Laune in der lebenswarmen Schöpfung schlug, die der Moment zu erzeugen schien und halb wirklich erzeugte.

Auch die Haupt- und Staatsactionen haben wir uns nicht immer als das hohle knöcherne, mit Rauschgold und buntem Trödel behängte Ungethüm zu denken. Mogte zu seiner Herrichtung

*) Der tölpelhafte Pulcinell erhielt erst später in Deutschland das Bürgerrecht, aber unter anderem Namen.

auch mehr Theaterpraxis als Genius gehören, mogte man sich auch rühmen, ein solches Stück in zwei Nächten zu Stande zu bringen, so fehlte es doch nicht allen an der echten, poetischen Weihe. Wie unter den Romanen der Simplicissimus durch seine Anspruchslosigkeit allen Banisen trotz bietet, so gab es Stücke, die ihrem Erfinder Ehre brachten. Nicolai lernte bei Lessing einige dramatische Compositionen vom Schauspieler Ludovici kennen, einem Mitgliede der seit 1725 bestehenden Försterschen Truppe, und widmete ihnen gern seine Aufmerksamkeit. Löwe erklärte den Verfasser für einen der geschicktesten Schauspieler der damaligen Zeit und Nicolai kann nicht umhin, auch als Dichter ihn anzuerkennen, der kein gemeiner Geist gewesen und Sinn fürs Pathetische und stark Rührende gehabt. „Die Anlage seiner Pläne *), sagt Nicolai zeigt, daß er Empfindung von den Wirkungen auf dem Theater hatte. Ich erinnere mich besonders des Grafen Essex, des Cromwell und des Königs Ottokar von Böhmen. Wenn sich irgendwo noch dergleichen Entwürfe fänden, so verdienten sie hervorgezogen und bekannt gemacht zu werden, denn es ist viel Gutes darin."

Dergleichen begriff freilich nicht der steifleinene Gottschedianismus.

Die Velthensche Theaterunternehmung, die bis zum Tode des Stifters und auch mehrere Jahre nachher sich in Ehren behauptete, war das Vorbild der andern, selbst noch nach der Gottschedschen Periode. Eine Verbindung zwischen dieser Bühne und der in Preußen wurde durch einen seiner Schauspieler, den sogenannten kleinen Müller vermittelt und durch die Tochter seines Pantalone, des berühmten Julius Franz Elendsohn. Beide waren in Danzig.

Im J. 1730 ließ der Rath daselbst das Gebäude der wenig mehr benutzten Fechtschule zu einem Theater einrichten mit Logen, Parterre und vier anderen Zuschauerplätzen **). Der erwähnte

*) Alles war zum Extemporiren eingerichtet und nur wenige Hauptszenen ganz geschrieben. Ein Stück ist von Ludoviei neuerlichst gedruckt. An dasselbe soll später erinnert werden.

**) Löschin, Gesch. Danzigs II. S. 198.

Müller übernahm es gegen eine jährliche Miethe von 600 Fl. und war also willens, wenn nicht eine stehende Bühne zu errichten, so doch längere Zeit an einem Ort, als es bis dahin üblich, zu spielen. Er besaß wissenschaftliche Bildung und wird deßhalb neben Dorseus genannt, die gleichzeitig in der Truppe der verwittweten Velthen wirkten. Auch als Schauspieler gehörte er nicht zu den unbedeutenden, denn er gab die Rolle des Harlekin *). Ein Danziger Komödienzettel, wie damals gewöhnlich ohne Datum **), „Die Männer liebende Rosette mit Arlequin einem lächerlichen Pilgram" mögte in diese Zeit gehören, worauf schon die Anzeige zu führen scheint: „Der Schauplatz ist in dem bekannten Comödienhause, wo ehedessen die Fechtschule gestanden." Die Hauptrolle spielte eine neu angekommene Sängerin aus Petersburg. Das übliche „Avertissement" trägt Witzsalm über die Ehestandsbegierde vor, die im Stücke abgehandelt werden sollte ***) und in dem als „Unterredende Personen" (die Darsteller sind nicht genannt) Anselmo, Brigello (Brighella) Arlequin u. s. w. auftreten. Es folgt „ein Tanz, eine Nachkomödie in Versen, genannt: der plauderhafte Schäfer." Außerdem wird die Sängerin „mit italienischen und deutschen Arien sich zu signalisiren trachten." — Das Theater-Unternehmen erreichte nach 3 Jahren seine Endschaft. Müller ging nach Liefland, wo die Gesellschaft sich auflöste und die Mitglieder als Organist, Schulmeister u. s. w. ein Unterkommen fanden. Müller ward Rector in Riga.

Auch die Nebenbuhlerin der Principalin Velthen die Gattin des Harlekin Haak, die vorher an Julius Franz Elendsohn vermählt gewesen †), befand sich in Danzig. Beide Frauen

*) (Schmid) Chronologie des d. Theaters S. 39. Devrient II. S. 81. Hier wie im Folgenden ergänzen Nachrichten aus dem geh. Archiv in Königsberg die allegirten Stellen.

**) Abgedruckt in der Danziger Zeitschrift Dampfboot, Schaluppe. Nr. 60. 19. Mai 1840.

***) „Die alte aus der Mode gekommene Jungfernschaft hat man nebst dem altgeblümten Zeuge von Kameelhaaren denen Kammermädchens geschenkt, welche sie aber, als eine, heut zu Tage wenig mehr geachtete Rarität denen Kutschern und Unterbedienten aufzuheben gegeben." Was wird man sich in der Comödie erlaubt haben, wenn man schon auf dem Anschlagzettel Späße der Art für passend hielt?

†) Ihr dritter Mann war der Principal Hoffmann.

hatten ein sächsisches Privilegium und beide stellten sich 1711 in Frankfurt a. M. ein, als die Krönungsfeier des Kaisers Karls VI statthatte. Sophie Haack siegte und soll 14,000 Thlr. eingenommen haben. Nach solchem Erfolge sich überall eines günstigen Empfangs für versichert haltend, nahm sie ihren Zug nach Danzig, ohne vorher die Genehmiguug des dortigen Magistrats eingeholt zu haben. Aber dieser, um nichts seiner Würde zu vergeben, verwehrte ihr das Spielen und war so Ursache, daß sie das schnell Erworbene eben so schnell einbüßte *). Vielleicht daß damals ihr Sohn Karl Ferdinand Elendsohn, der seinem berühmten Vater in der Rolle des Pantalone folgte, in Danzig zurückblieb. Ihm wurde wenigstens daselbst 1733 eine Tochter geboren, die nachmals viel bewunderte Neuhoff.

Nachdem in Königsberg zwischen 1709 — 1710 wegen der Pest kein Theater gewesen, wissen wir, daß 1712 Schauspieler, die ein halbes Jahr Vorstellungen gaben, sich daselbst befanden. Man setzt einen Unterschied zwischen sie und „die Umtreiber, die auf den Märkten ihre Theatra haben" und zwar — wegen der Höhe der Besteuerung; da diese 10 Thlr. für wenige Wochen, so hatten jene 100 Fl. an die Invalidenkasse zu zahlen. 1714 ist wieder von Comödianten die Rede, die im Ballhause spielten.

Wie nach dem kunstliebenden Johann Sigismund das Theater von Seiten seines Nachfolgers keinen Schutz genoß, so ward nach der Regierung Friedrichs I. die königliche Gnade oft vergeblich von herumreisenden Künstlern in Anspruch genommen und dies stach um so mehr ab, als jener ein französisches Hofschauspiel, eine italienische Oper und ein Ballet hielt und, um dem Vorurtheil gegen den Schauspielerstand zu begegnen, bei dem Kinde eines Schauspielers nebst fürstlichen und gräflichen Herrschaften Pathen stand.

Einem Gymnastiker gelang es die Gunst Friedrich Wilhelms I. zu gewinnen und durch ihn, ward die Bühne auch Comödianten eröffnet. Der sogenannte starke Mann Joh. Carl v. Eckenberg (Eggenberg) hatte zu Charlottenburg „viele sonderbare Proben der von Gott ihm verliehenen Stärk und Kräfte

*) Devrient I. S. 321.

zum Allergnädigsten Wohlgefallen und Vergnügen sehen lassen." Er hielt eine Kanone von 2000 Pf., auf welcher ein Trommelschläger saß, so lange mit einer Hand, bis er ein Glas Wein ausgetrunken hatte. Zwei starke Pferde waren nicht im Stande, ihn von der Stelle zu rücken *). Ihm ward ein Privilegium gegeben „solche seine Stärke männiglich vor die Gebühr zu zeigen" in allen Städten und Orten des Königreichs **). Später bekam Eckenberg mit dem Prädicat eines Hofcomödianten ein königliches Generalprivilegium, um auch theatralische Vorstellungen geben zu können, jedoch „lauter innocente Sachen, wodurch die Leute ein honettes Amüsement haben" ***). Bei der ihm gewordenen Bevorzugung konnte sein Komiker ungestraft selbst über das Uniformenwesen des Militairs spotten, denn wahrscheinlich war es damals, als nach der Aufzeichnung Bielfelds, ein Harlekin — Eckenbergs Harlekin hieß Quartal — mit Beziehung darauf, daß Friedrich Wilhelm I. aus Ersparniß die Uniformen außerordentlich eng und kurz machen ließ, sich den Rock eines gemeinen preußischen Soldaten anzog und von der Bühne herab zum Volke rief: „Sehen Sie, meine Herren, diese Jacke geht mir gerade bis an" — — — †). Unter den Schauspielern der Truppe befand sich ein Zahnbrecher und ein Wundarzt.

Damals erschien ein mittelmäßiger Kupferstich des starken Mannes. Er, der Sohn eines Sattlers, nicht zufrieden mit dem vom dänischen König ihm verliehenen Wappen, seinen Stamm von einem alten, freiherrlichen Geschlecht ableitend, zeigt sich hier im betreßten Rock, mit dem dreieckigen Hut auf der Perücke. Seine derben Züge haben einen übermüthigen Ausdruck. Er zählte im Jahre 1717 erst 32 Jahre. In der lateinischen Umschrift heißt es Hartzigerodensis dictus Simson. Nach Inhalt der Verse erscheint er hier halb, nämlich als Brustbild, weil ganz den germanischen Hektor kein Blatt faßt. Das Wappen vermißt man nicht.

Eckberg kam 1718 nach Königsberg und spielte später während

*) Wilken, Theater in Berlin im „Hist. geneal. Kalender 1823. S. 115.
**) Plümicke S. 107.
***) ebend. S. 111.
†) Bielfelds Briefe 1765. Bd. I. S. 73.

des Jahrmarkts in einer neben dem altstädtschen Junkergarten erbauten Bude. Er muß mit dem Zuspruch zufrieden gewesen seyn, denn als er von hier nach Danzig ging, versprach er bald zurückzukehren und ließ die Bude stehn. Dessen ungeachtet verweigerte er, wie wir aus einer Klage des Fiskus ersehn, die Abgabe an die Invalidenkasse, der „außer der Bande von Seiltänzern, aparte sogenannte Burlesken durch den bei sich habenden Arlekin tagtäglich bei großem Zulaufe präsentiren" ließ. Als er nach Rußland geht, behält er es sich wieder vor, nach seiner Rückkehr in Königsberg zu spielen in der von ihm errichteten Bude. Die Erlaubniß wird ihm (Berlin 21. Jul. 1719) unter der Bedingung gewährt, daß er sich ansessig machen und 500 Duk. deponiren soll zu einem auf dem Roßgarten zu erbauenden Hause. Mit einer großen Gesellschaft kömmt er von Rußland nach Danzig, da er sich in Riga mit der Theaterprincipalin Victoria Klara Mann geb. Benecke verbunden hatte. Obgleich sein Prozeß noch schwebt, bittet er in Königsberg und andern preußischen Städten Vorstellungen geben zu können. Er dringt auf schnellen Bescheid, weil ihm und seinen 40 Leuten sonst ein großer Schade zugefügt würde. Nachdem er sich eidlich verbunden, bis Michaelis 1720 allen Verpflichtungen zu genügen, wird es genehmigt, daß er bis zur Fastenzeit und darauf nach Ostern wieder spielen könne. Gern hätte er seinen Schauplatz im altstädtschen Remter aufgeschagen. Die Bürger schlagen es ihm ab und tragen sogar darauf an, daß alle Comödianten und Gaukler mögten abgewiesen werden, weil durch sie ein unordentliches und ärgerliches Leben, vornämlich bei der Jugend entstehe. Eckenberg wurde diesmal nicht vom Glück begünstigt. Auf einem Comödienzettel hebt er hervor, daß die Truppe mit neuen „Wienerischen Acteurs" verstärkt sey, die nebst einem Tanzmeister noch nie hier gesehn. Aus Wien, der Heimat der Komiker, hatte er Scolary, Rademin, seinen nachmaligen Schwiegersohn, und Hilferding verschrieben und diese galten für seine besten Schauspieler *). Aus dem Oestreichschen kamen zu ihm Stänzel und Joseph Felix Kurz, von dem ersten und von dem Sohn des letzteren wird später noch vielfach die Rede seyn. Einer seiner Schauspieler Andreas Weidner **) war zugleich

*) Löwe IV. S. 32. **) Plümicke S. 114.

Dichter, denn von ihm war eine Hauptaction verfaßt oder, wie es auf dem erwähnten Comödienzettel heißt, „componirt“ (d. h. skizzirt): „Der verliebte Franzos in Sachsen mit Hanswurst, einem abgedankten Soldaten, gekrönten Poeten, curieusen Luftfahrer auf den Blocksberg und endlich Bräutigam nach der alten Mode.“ Unter den besondern Praesentationes wird genannt „ein mit schwarzem Tuch behängtes Zimmer, worinnen der Herr von Küstritz mit seinen Freunden einen Blutrath hält*); wie Hanswurst einer Hexe, welche durch die Luft auf den Blocksberg fährt, auf einem Besen nachmarschiret.“ Den Schluß macht ein Tanz oder lustige Nachcomödie“**). — Die theatralischen Vorstellungen fanden keinen Beifall, Eckenberg verließ Königsberg, Joh. Heinr. Mann, Direktor der Hochteutschen Comödianten, fuhr zu spielen fort, aber mit wenig Glück. Der Geschäftsführer Eckenbergs, ein Jude, läßt die Kasse versiegeln. Das Gericht tritt ein und eröffnet langwierige Verhandlungen. Die Angabe, daß der russische Kaiser Eckenbergs Schulden bezahlen werde, ergiebt sich als unrichtig. Die Schauspielertruppe geht nach Danzig, um dort während des Domnicks Vorstellungen zu geben. Als sie im Nov. 1721 demüthig bittend um die Erlaubniß einkömmt, in Königsberg wieder spielen zu dürfen, wird sie laut königlicher Bestimmung abschlägig beschieden.

Hilferding, zu Eckenbergs Truppe gehörig, ward selbst Schauspielunternehmer. So gefährlich er ihm ward, so hatte Eckenberg doch die Freude, vor seinem eigenen Sturze noch über ihn zu triumphiren. Jener war ein Italiener und sein Name Joh. Peter de' Bisognosi. Hilferding (Hülferding, Hilverding) sollte vielleicht eine Uebersetzung seyn. Schon sein Vater führte

*) Auch in Corneille's Polyeukt von Cormarten ist „der Schauplatz ganz mit schwarzen Tüchern bekleidet“ auf dem die Hinrichtung des Helden stattfindet.

**) Der Zettel abgedruckt in: Jahrbücher der Pr. Monarchie 1799 Bd. II. S. 17. Er ist ohne Jahrzahl und die Zeit wird einigermaaßen nur durch F. W. R auf der Brust des Adlers bezeichnet. Wenn das Stück wahrscheinlich unter Eckenberg gegeben wurde, so ist fraglich, ob in Berlin oder Königsberg. „Die Schaubühne ist auf dem Kgl. Stallplatz.“ Daß Theaterbuden in Königsberg auf dem Platz vor dem Schloß gestanden, hat uns wenigstens sonst keine Kunde aufbewahrt.

ihn, für den man wenigstens Joseph Hilverding halten kann, der mit dem vorher genannten Joseph Stranitzki zusammen in Wien 1706 spielte*). Er war als Pantalone berühmt.

Friedrich der Große wohl nicht in der Absicht, die deutsche Schauspielkunst zu fördern, sondern in dem Dafürhalten, man dürfe der Menge ihr Vergnügen nicht vorenthalten, war sogleich bei seinem Regierungsantritt nicht schwierig, Theater-Concessionen zu bewilligen, um so weniger als er es für angemessen hielt, das beliebte Mordspektakel der Thierkämpfe ihr zu entziehn. Er hob in Königsberg den Hetzgarten auf (in den Gärten zwischen der Theaterstraße und dem Königsgarten) in welchem ein Schauplatz errichtet war, um sich an den grausamen Kämpfen der Bären und Auerochsen zu weiden. Die zur Unterhaltung des Gartens bestimmten 1000 Thlr. schenkte er den Armen.

Hilferding hatte sich vielleicht schon früher von Eckenberg getrennt und gab, vor ertheilter Genehmigung, in mehr als einer Weise auf eigene Gefahr Theater-Vorstellungen. Ein Schreiben, Königsberg vom 27. Oct. 1736, worin der Gouverneur F. W. Herzog von Holstein Beck († 1749) von der Ankunft „des Berlinischen Pantalon mit einer Bande Comödianten" spricht, haben wir auf Hilferding zu beziehn**). „Wenn Ew. K. Maj. erlauben wollten, daß solche uns ein Bischen was vorspielten, so würden Allerhöchst dieselben uns dadurch eine große Gnade thun, weil es ohnehin allhier was triste ist. Die Sünde, so man mir davon machen dürfte, will ich alle auf mich nehmen."

Im J. 1740 20. Jul. ertheilte Friedrich der Große Hilferdingen, mit der Bedingung, daß er sich in Preußen ansessig mache, das Privilegium, in Königsberg, Berlin, Stettin, Frankfurt, Magdeburg, Halle, Halberstadt und Minden zu spielen, darauf das Prädicat Hofkomödiant. Als solcher ward er unter das Oberburggräfliche Amt gestellt. In demselben Jahr kam Hilferding mit seiner Gesellschaft nach Königsberg und errichtete wie sein Vorgänger das Theater neben dem altstädtschen Junkergarten. Der Landestrauer wegen konnte er erst im November an-

*) Devrient I. S. 331.

**) Wilken glaubt, daß der Herzog sich für Eckenberg verwandte, der aber wohl nicht mehr nach Königsberg zurückgekehrt seyn wird.

fangen und als er kaum die Bude eröffnet, so sollte er sie für 5 Wochen schließen, denn die Adventzeit brach an. Die Kosten des Baus, der angeschafften Garderobe hatten ihm Schulden zugezogen und verboten es ihm, ohne Erwerb sich und seine Gesellschaft zu unterhalten. Er wandte sich in seiner Noth an den König und verschaffte sich eine Vergünstigung, die für das Theaterwesen von der größten Wichtigkeit war, nämlich die Erlaubniß, bis zum dritten Adventsonntag sein Spiel fortsetzen zu können. Das Bittschreiben schließt mit den Versen:

Monarch, vor dessen Wohl viel tausend Wünsch ergehen,
Auf dessen Gnadenwort mein Schauspiel sich anfing,
Erhöre mein Gesuch, laß mich nicht hülflos stehen,
Dies hofft, dies bitt

Dein Knecht Hans Peter Hilferding.

Hilferding geht weiter in seinen Wünschen und verlangt, auch am Sonnabende spielen zu dürfen, was ihm gleichfalls gewährt wird.

Hilferding, wenn auch die Bühne seines Vaterlandes ihm als Muster galt, so hielt er doch für gut, das Verschiedenartigste auf die Szene zu führen und wo möglich alle Principale darin zu überbieten. Er gab biblische Stücke und daneben den Doctor Faust. Die Strenggläubigen führten Klage, er habe „biblische Geschichten auf eine profane Art vorgestellt, zum Mißbrauch des Namens Gottes förmliche Gebete auf dem Theater thun lassen, einen Menschen aufgeführt, der ein Bündniß mit dem Teufel machen, dabei seine Eltern, Taufe, Religion und Gott formellement auf dem Theater abschwören müssen" **). Auf der Bühne

*) Das geistliche Ministerium, an der Spitze D. Spener, nahm 1703 von Doktor Faustens Tragödie, die auf dem Berliner Rathhaus Sebastian di Scio gab, den Grund, „auf gänzliche Abstellung des bisherigen Unwesens", nämlich auf Aufhebung des Theaters anzutragen, weil man „zu seufzen bewogen worden" über „die förmliche Beschörung der Teufel, (welche auf Faustens Ruf) erscheinen sollten und die lästerliche Abschwörung Gottes an den bösen Feind." Plümicke S. 77. — Merkwürdig ist es, daß noch in unserem Jahrhundert Gewissensangst einen Puppenspieler dahin brachte, den einträglichen D. Faust aus dem Repertoir der Vorstellungen zu streichen. Der genannte Geißelbrecht aus Wien, der die Märkte Deutschlands mit seinem Marionetten-Theater regelmäßig besuchte, ward je älter er wurde, desto bedenklicher, den Faust aufzuführen. Er

erschienen Haupt- und Staatsactionen wie Karl XII von Ludovici *) neben regelmäßigen Trauerspielen, wie dem sterbenden Cato von Gottsched; der Tartüffe des Moliere in der Uebersetzung seines nachmaligen Mitdirektors Siegmund und die Lustbarkeiten in der Moßbude (einem Lustort bei Königsberg); Ballete neben ernsten Opern wie Lucretia **). Die Komiker Arlequin, Scapin und Scaramuz durften nirgend vermißt werden, nicht in biblischen Stücken und selbst nicht am Sterbebette der Helden ***). Von dem Geschmack, der in seinen Leistungen herrschte, zeugen zwei Comödienzettel. Durch den einen wird eine „Bourlesque" angekündigt, die „unter dem Directorio des Pantalons" über die Szene gehn und deren Hauptperson von ihm selbst gespielt werden sollte. Wie hier so auch auf andern Comödienzetteln dieser Periode wird der erste Titel durch das „Avertissement" nnd die weitläuftigen Erörterungen keineswegs näher erklärt. Der Comödienzettel ist nur für den großen Haufen, der sich im Lachen überschlagen und vor lauter Sehen nicht zur Besinnung kommen will, er ist nur die Lärmtrommel, die vordem auf dem Markt der Harlekin in eigner Person rührte. Daß die Gebildeten nicht durch Einladungen der Art von vorn herein gegen die Vorstellungen eingenommen wurden, wäre zu verwundern, wenn nicht die damals schon verpönte Fastnachtsfröhlichkeit im Theatralischen ihren Ersatz zu finden gemeint. So liest man: La fedeltà coronata oder Pantalon, der eingebildete große Mogul, mit Arlekin, einem aus des Neptuni nassem Reich und gewesenem Einwohner eines großen Wallfisches herkommenden Passagier, durch einen hinkenden, indianischen Wahrsager verunglückten Amanten; von denen Men-

unterstrich die ihm als gotteslästerlich erscheinenden Worte und ließ sie in der Vorstellung weg und zuletzt um der Beruhigung seiner Seele willen schrieb er unter das Manuscript: „Alles, was unterstrichen ist, beweget mich, daß ich Fausten nie wieder aufführen werde."

*) Löwe IV. S. 22. Das Stück Karl XII vor Friedrichshall ist neuerlichst von Lindner herausgegeben.

**) Auch hier war das Komische nicht ganz vergessen. Tarquin sang:

Mein Herze brennt vor Liebeshitze
Wie eine heiße Gerstengrütze.

***) Zum Theil nach einem Aufsatz in der Hartungschen Zeitung 1828. Nr. 46—53. „Zur Geschichte des Theaters in Preußen." Ob der mir unbekannte Berichterstatter noch leben mag?

schenfressern zum Affenkönige erwählten Regenten, possirlich verstellten Mogul; lächerlichen Hochzeitbitter und einer verkleideten indianischen Prinzessin zu Pferde" *). Es ist Pantalon „ein Einwohner der Stadt Mosangneick, ein im Kopf verrückter Alchymist, der die Handelschaft verließ und auf den Gedanken fiel, den Lapidem Philosophorum zu finden, bis er endlich seinen Fehler bereut und einem jeden an den Tag leget, daß ein jeder mit seinem Stand solle zufrieden seyn: Ne sutor ultra crepidam." — Der zweite Comödienzettel ist in mehr serieusem Styl abgefaßt, aber für uns verfehlt er um so weniger den Zweck der Ergötzung. Neben: L'Errore innocente della fedeltà — als Hauptperson treten hier Cephalus und Procris auf — wird als Nachcomödie ein Lustspiel von Moliere aufgeführt. Die Namen der Schauspieler fehlen (sie werden nicht lange vor 1780 verzeichnet) bis auf die der Gastspieler, eines wahrscheinlich französischen Tänzerpaars Mons. Mignon und Mad. Mignonin **).

Ein Schauspiel wie Cephalus und Procris scheint Sancio und Senilde, das sich gleichfalls auf Hilferdings Repertoire befand, gewesen zu seyn. Beide waren nämlich ursprünglich Opern gewesen, wenigstens wurde 1689 zu Weißenfels eine Oper: die ausgesöhnte Eifersucht oder Cephalus und Procris gedruckt und Sancio und Senilde war von Koch nach einer Oper Königs in Alexandrinern abgefaßt. Doch kamen auch, wie erwähnt, Opern auf die Bühne, so Pygmalion und Ariadne von Postel, die für die Oper in Hamburg gedichtet und componirt waren. Die von der Neuber aufgeführten Trauerspiele: Racine's Iphigenia in Aulis in der Uebersetzung von Gottsched und Berenice in der von Pandcke, Ulysses von Ithaca von Ludwig, Titus Manlius oder der Edelmann in der Stadt von Koch wurde auch hier in Szene gesetzt. — Zu groß war die Aufgabe das, was die Hamburger in ihrer reich ausgestatteten Oper und was die Neuber auf ihrem klassischen Theater zur Darstellung brachten, auf der Provinzialbühne nachahmen zu wollen, ohne darum dasjenige zurückzustellen, was zur Befriedigung der großen Masse gereichte und auch nicht ohne Anstrengung erzielt werden konnte. So konnte sich auch

*) Beiträge z. K. Pr. III. S. 77.

**) Vgl. die Beilage zur dritten Abtheilung: Charakteristische Comödienzettel.

Hilferding nicht halten und in Wahrnehmung des Mannichfaltigen ließ er eins außer Acht, die Möglichkeit der Durchführung.

Wenn wir auch auf den Comödienzetteln die Namen der Schauspieler vergeblich suchen, so sind uns doch von ihnen mehr als die Namen bekannt.

Unter den Actricen stand obenan Anna Christina Ohl, eine treffliche Sängerin, die als „die schöne und galante Ohlin"*) in Berlin Glück machte und die wir als Principalin später kennen lernen. In Rußland gehörten zu der Truppe die Steinbrecher, Mutter und Tochter, die Ackermann, verwittwete Schröder**). Unter dem männlichen Personal sind zu nennen der kleine Ludw. Friedr. Schröder, Gleimann, Tünsch, Ferch, Kern und die genannten Scolari***) und Siegmund. Der gerichtlichen Vernehmung des letztern, als derselbe im Rameyschen Kaffeehause in Königsberg im Aug. 1741 beim Faro betroffen und festgenommen wurde, verdanken wir folgende Nachrichten aus seinem Leben. Joh. Christoph Siegmund sagte aus, er sey 36 Jahre alt, katholisch und der Sohn eines Drechslers in Königsberg. Als er ein zehnjähriger Knabe gewesen, seyen russische Galeeren durchgegangen und er, den Neugierde dahingetrieben, durch einen Schiffscapitain auf sie gelockt; man habe ihm Rosinen und ein süßes Getränk gereicht und ihn dann mit drei ihm unbekannten Knaben nach Rußland mitgenommen. Durch den auf der Galeere angestellten Arzt, an den er sich angeschlossen, sey er nachmals dem russischen Hofe und vornämlich der Prinzessin Elisabeth empfohlen, die ihn Alles, wozu er Lust gezeigt, lernen lassen. Von seinem 22sten Jahr ab habe er unter Schauspielern in allerlei Ländern gelebt und zuletzt sey er mit dem Hofcomödianten Hilferding in Warschau gewesen.

*) Devrient II. S. 71.

**) Andere Schauspielerinnen waren die Horschell und Eich. Maria Anna Hilferding geb. Starkloff spielte nicht. Emilia Hoffmann war Einhelferin oder Souffleuse. Was hätten wir von ihr nicht erfahren können, wenn es schon damals Sitte gewesen wäre, daß die Souffleure Jahrbücher ihres Theaters schreiben! Sie war bei C. K. Ackermann in Rußland, in Königsberg, in Hamburg angestellt und, als er die Bühne aufgab, so setzte sie ihr Amt 1767 unter Seyler in Hamburg fort.

***) Meyer, F. L. Schröder Bd. I. S. 13. Scelery und Tietsch sind hier Druckfehler. Andere Schauspieler waren Schatte, die Richters, Schubert.

Siegmund war dramatischer Schriftsteller. Er verfaßte ein Lustspiel: „Wechsel des Glücks" in dem er die Vorschriften Gottscheds beobachtete und gab 1741 eine neue Uebersetzung des Tartüffe als „Scheinheiliger" heraus. Da 1741 der Schauspieler Kern starb, dem der Pietismus das Abendmahl versagt hatte, so könnte man den von neuem auf die Szene gebrachten Scheinheiligen damit in Verbindung setzen.

Möglich ist es, daß Vorgänge der Art, obgleich sich die Regierung für das Theater entschieden, eine Parteinahme gegen dasselbe erzeugten und den Besuch verringerten. Hilferding konnte sich nicht halten, den eine Schuldenlast von 3000 Gulden drückte. Er versprach von anderen Orten aus, wo er sich einen besseren Erfolg versprach, seinen Verpflichtungen in Königsberg nachzukommen. Er reiste nach Stettin, Berlin und Frankfurt a. d. O. und kehrte im September 1742 zurück. Während eines halben Jahres gab er 95 Vorstellungen. Auch der zweite Aufenthalt entsprach nicht seinen Wünschen. Hilferding klagte, daß die Bauherrn des Junkergartens für die Bude ein größeres Standgeld genommen und mit den ihnen bewilligten Freibilleten einen Handel getrieben. Er schuldete jetzt mehr als 4239 Gulden und verband sich eidlich, von Rußland aus den Gläubigern gerecht zu werden. Seinem Hauptgläubiger, dem Krüger im Palmbaum in der Vorstadt, Namens Davidsohn, verpfändete er das Privilegium in der Originalschrift, mit der Bestimmung, daß es nach zwei Jahren verkauft werden könne, wenn es nicht eingelöst seyn sollte. Im März 1743 verließ Hilferding Königsberg.

In Rußland ward, laut einem am 5. Febr. 1743 geschlossenen Societäts-Contrakt, Siegmund Mitdirector, welcher letztere sich zu einem Maître der russischen kaiserlichen Hofcomödianten erhoben hatte. Auf gemeinschaftliche Kosten sollte ein Theater in Petersburg und in Moskau gebaut werden. In Rußland, Liefland und Finnland sollte über die Schauspieler allein Siegmund zu gebieten haben, in Preußen dagegen allein Hilferding. Der Kontrakt sollte der k. preuß. Regierung zur Bestätigung vorgelegt werden.

Hilferding kehrte nicht mehr nach Preußen zurück. Da 1752 sich das Ackermannsche Ehepaar, das die höchste Gage erhielt, von ihm trennte und eine eigne Truppe bildete, so können wir schließen, daß es ihm auch in Rußland nicht wohl erging.

Die Schuldverbindungen versperrten ihm Königsberg und hielten ihn in Rußland fest. — Wenn man Hilferdings Leistungen mit denen seines Vorgängers vergleicht, so kann man ihm nicht alles Verdienst absprechen. Die Gottschedische Reform der Bühne ließ die seine nicht unberührt. Ob auch die Oper und der Harlekin nicht beseitigt wurden, so wurden doch viele sogenannte regelmäßige Stücke gegeben nach französischen Mustern und in französischem Zuschnitt. Unter Hilferding wirkten namhafte Künstler. Unter seiner Leitung entwickelte sich das seltene Talent der erwähnten Elendsohn, die als zwanzigjähriges Mädchen zu ihm nach Petersburg ging und daselbst die Gattin des Schauspielers Neuhof wurde. Hilferding starb in Petersburg 1769.

Der Goldarbeiter Joh. Carl Dietrich (Didrich) in Danzig war ein Freund des Theaters und opferte dieser Liebe, wie dies so oft sich wiederholt, sein Vermögen. Er zog kein besseres Loos als seine Vorgänger Eckenberg und Hilferding. Für das theatralische Unternehmen erschien ihm eine Verbindung mit Polen sicherer als mit Rußland. Er selber versuchte sich wohl nicht im Spielen und er scheint wenigstens im Anfange mehr Schauspielunternehmer (Impresario) als Schauspiel-Director gewesen zu seyn. Die Schauspieler wurden nur für eine bestimmte Frist engagirt, denen er aber für die Zeit, daß kein Theater war, ein Wartegeld gab, jeder Person 10 Thlr. Er verschrieb *) die Truppen einer Prinzipalin Kreuzer, einer Lambert, eines Brettingers und ließ sie in Danzig vom August bis zum Advent spielen. Die Truppe der Kreuzer bestand aus zwölf, bisweilen auch nur aus vier Personen **), die in und um Danzig, sowie in Polen wiederholt agirten. Er spielte in Danzig 1742 und beabsichtigte 1743 „mit einer auserlesenen und in Warschau und Danzig approbirten Bande deutscher Comödianten" in Königsberg zu spielen. Er tritt in Unterhandlung mit dem Krugwirth Davidsohn, dem zeitigen Inhaber des Hilferdingschen Privilegiums, aber ohne zum Ziel zu kommen. — Eine öffentliche Anzeige von ihm lautet:

*) Nach Löschin Beiträge I. S. 63: „in den Jahren 1735—50."

**) Abbildungen berühmter Gelehrten und Künstler Deutschlands nebst Nachrichten ihres Lebens und Werke. Berlin 1780 im Leben der „Brücknerin." Vgl. Löwe IV. S. 31.

„**Mit Erlaubniß einer hohen Obrigkeit wird den 30. Jul. 1742 auf der Danziger Schaubühne von der sich allhier befind**lichen Gesellschaft zum ersten Mal aufgeführt werden: Nero der Sanftmüthige in den ersten 5 Jahren seiner höchst rühmlichen Regierung oder: Die Weisheit stürzt das Land und kann in Trauern lachen, Sie weiß den Seneca vor Allen hoch zu machen"*). Das Gepräge der Haupt- und Staatsaction zeigt schon der Titel. Ein Cyclus von Vorstellungen pflegte mit einem Prolog eröffnet und die einzelnen mit einer Nachcomödie beschlossen zu werden. Dietrich berief aus Deutschland Künstler, die in der Geschichte des Theaters als Sterne vorleuchten, aber er hatte die Ehre und nicht den Gewinn davon. Die Schauspieler, die wir als das Ehepaar Ackermann näher kennen lernen werden, kamen 1746 nach Danzig, gingen aber im folgenden Jahre schon zu Hilferding nach Rußland. Dietrich engagirte noch 1749 Demoiselle Klefelder, eine reichbegabte Schülerin der Neuber und ihren nachmaligen Gatten Klotzsch. Beide gingen 1752 nach Leipzig**). Bei Dietrich trat zuerst die jugendliche Elendsohn, nachherige Neuhof auf***). Im August 1750 wurden die Vorstellungen mit „Cinna oder die Gnade des August" von Corneille eröffnet und im folgenden Jahr mit dem Trauerspiel „Essex in Versen und statt der Nachkomödie mit einer Operette von einem berühmten Compositor: der Kuß." — Wie jetzt, so war schon damals das Streben der kleinen Bühnen, es den großen gleich zu thun, Schuld an ihrem Untergang. Dietrich wollte das klassische Theater nach Danzig versetzen, wie es durch besonders günstige Umstände gestützt sich eine Zeitlang in Leipzig behauptete. Die günstigeren Aussichten, die den Schauspielern in Rußland geboten wurden, waren von nun an schädlich den hiesigen Directoren. Dietrich opferte sein Vermögen ein und auf seine Unkosten, wie ein Schriftsteller bemerkt, machten die Schauspieler als angehende Principale Erfahrungen, an denen er zu Grunde ging.

*) In den „Danziger Erfahrungen," dem seit 1739 erschienenen Intelligenzblatt, diese und die folgenden Theater-Annoncen.

**) Bildnisse u. s. w. „Brücknerin." Sie ist die geb. Klefelder, zuerst an Klotzsch, dann an Brückner verheirathet. Chronologie S. 157.

***) Andere Schauspieler sind: Schröter, Schubert, Steinbrecher mit Frau und Tochter.

Von Dietrichs Bühne, die im Bau nichts besonderes gezeigt haben wird, blicken wir zu der frühern Gestalt der Breterwelt, um uns die Vorstellungen ihrer äußern Erscheinung nach zu versinnlichen. Hundert Jahre vor Dietrich, da Gärtner als Schauspielunternehmer auftrat, wird die Einrichtung der Szene noch der entsprochen haben, auf der sich Shakspear's Dichtungen glänzend entfalteten. In Cassel wurde, wie erwähnt, ein Theater der englischen Comödianten mit dem römischen verglichen. Man nahm es beim Vergleich wohl nicht so genau und mogte in dem Schaugerüst ein antikes Theater schon darum sehen, weil römische Architektur bei ihm angewendet war. Sicher ist es aber, daß es mit jenem mehr verwandt war als mit dem Gottschedischen, wenn dieses auch das Ansehn eines klassischen Theaters beanspruchte. Das unsere ist nicht wesentlich von diesem verschieden. Auf dem antiken Theater ist die Bühne nicht weniger als der Zuschauerraum ein Werk, daß die Einsicht und den Geschmack dessen rühmt, der in eurythmischer Anordnung die Massen über einander stellte. Wir dagegen sehen nur auf der Szene die Kunst des Malers und Maschinisten und nirgend des Baumeisters. Mauern und Pfeiler sind ganz und gar unter Bildern verborgen. Auf dem antiken Theater waren die Dekorationen nicht täuschende Maskirungen eines widerlich öden Raums, sondern theilweise Bekleidungen der Wände, die den Zuschauer darüber aufklärten, ob die Handlung im Innern des Palastes oder im Freien sich begebe, ob man sich immer denselben Ort als Schauplatz zu denken habe oder ein verändertes Lokal. Der Phantasie wurde das Spiel durch die Architektur erleichtert, indem der antike Bau im Aeußern und im Innern in Säulen, Gebälk und Gesimse uns beinahe Gleiches darstellt. Säulengänge sehen wir beim Tempel von Außen und im Innern. Im Pantheon in Rom erblickt der Eintretende über sich den unbedeckten Himmel und ringsum die korinthischen Säulen, die er bereits in der Vorhalle wahrgenommen. Auf dem Theater konnte demnach ein Vorhang mit einer landschaftlichen Ansicht hinter den Säulen angebracht, die Szene in das Freie versetzen, ohne daß eine wesentliche Veränderung nöthig war und in den meisten Fällen war das Gebäude, wie es war, für sich genugsame Dekoration. Man fand sich um so leichter in des Dichters Intentionen, als der vordere Vorhang fehlte und

die Szenen stets Auftritte waren und sich vor den Augen des Beschauers entwickelten. Die Schaustellung lebender Bilder und dgl. wurden alle hinter dem Mitteleingang der Szenenwand vorbereitet und der Einblick, wenn er sich öffnete, gewährte allein Momente der Ueberraschung. Die verschiedenen Abtheilungen für die Szeniker, die sich über einander aufbauten (wenn auch anders als die Sitzreihen dennoch ein architektonisches Verhältniß zwischen Zuschauerplatz und Bühne bildend) bewirkten eine leichte Verständigung zwischen den Spielenden und Schauenden. Der Chor bewegte sich meist in der Orchestra und das Auftreten von der einen oder der andern Seite lehrte nach positiver Wissenschaft, ob er vom Lande oder aus der Stadt komme. Ueber der eigentlichen Bühne erhob sich das Theologeion, vielleicht offne Bogen im oberen Geschoß der Szenenwand, vielleicht ein Zinnengang über ihr, auf dem nur höhere Wesen erschienen seyn werden.

Die Abstammung der Bühne des 17. Jahrhunderts von der des klassischen Alterthums ist nur eine mittelbare. Ein Bau, der dazwischen liegt, ist die Anlage des Kirchenchors. Boisseree in seiner Beschreibung des Cölner Doms glaubt erweisen zu können, daß die vitruvianischen Bestimmungen vom Theater auf die Anordnung des Chors übertragen seyn. Das Innere des Querschiffs ist dem Raum zu vergleichen, der als Erweiterung der Orchestra vor der Bühne sich ausdehnt. Mehrere Stufen steigt man empor, bis man zum Heiligsten gelangt. Der ehemalige Lettner, wie sich ein solcher im Meißner Dom erhalten, theilt den Chor von der großen Kirche ab. Vor ihm stand ein Altar und auf ihm Predigtstühle. Er war das Theologeion, welchen Namen man in Majestas veränderte *). Wie geistliche Amtshandlungen zugleich oben und unten verrichtet wurden, so fand Aehnliches auch bei den Religionsdramen statt, die oft in Kirchen gespielt wurden. Hans Sachs erzählt, daß er in vielen seiner Comödien in der Marthakirche mitgespielt habe.

Ueber den szenischen Apparat fehlt es uns an allen Beschreibungen und Abbildungen.

Die älteste Abbildung mögte die erste Uebersetzung des Terenz

*) Majestas in der Kunstsprache des Mittelalters die Herrlichkeit eines Thrones.

enthalten „Getruckt in Straßburg von Hanß grünynger. Nach Christi geburt 1499.“ Allein die Unterschrift des Titelbildes „das huß der Comedien“ verspricht viel mehr als es giebt. Um die Postirung der Zuschauer zu veranschaulichen, ist nur das Proscenium mit sechs agirenden Schauspielern angedeutet. Das Haus der Comödien ist nur der Platz für die Zuschauer, wunderbar genug construirt *). Im Libro d'architettura von Seb. Serlio († 1552) ist die angegebene Szene der Comödie (Ansicht einer Stadt von plastisch aufgestellten Häuserfacaden) in so fern merkwürdig, als das Proscenium eine Stufe niedriger ist als die eigentliche, nach hintenzu leise hinansteigende Bühne. Filip v. Zesen in seiner Beschreibung der Stadt Amsterdam giebt uns nebst einem Kupfer eine Beschreibung der Schauburg, die 1637 gebaut war und 1772 abbrannte. Der Zuschauerplatz ist „in Gestalt eines halben Mondes“ von einer doppelten Reihe von Logen und der Galerie eingefaßt. Die Bühne oder das „Schaugerüst“ zeigt uns hinter dem Proscenium gleichsam drei Schiffe. Die Seitenschiffe, Säulenhallen mit darüber befindlichen Galerien sind von einer geraden Balkenlage überdeckt, das Mittelschiff dagegen hat ein aus Holz gebautes Tonnengewölbe. Durch Thüren in der Mauer, die einander gegenüber stehn, tritt man auf das Proscenium. Die Zugänge zu der Bühne führen durch die Säulengänge. Mitten vor der Hinterwand tritt ein Porticus hervor, dessen Giebel auf zwei Säulen ruht, darüber etwa von gleicher Breite ein Balkon. Neben den architektonischen Zierrathen ist der Raum mit Statuen, Büsten, Basreliefs und Guirlanden ausgestattet. Beachtungswerther sind die Gardinen. Eine solche sehen wir zwischen den Säulen des Porticus aufgesteckt. Dies war wohl der Ort, der die häufigsten Verwandlungen zeigte, die auf der großen Bühne seltener und auf dem Proscenium gar nicht vorkamen. Die Gardine des Portikus (er ist das, was der Mitteleingang der antiken Szenenwand) fiel gewiß von Zeit zu Zeit und dann konnte

*) Es ist am ersten mit dem in Panoramen zu vergleichen, wo wir in der Mitte scheinbar von einem Thurm und zwar von einer rings umlaufenden Galerie hinunterschauen. Auf dem Holzschnitt sehen wir in einer krausen Gothik zwei Gallerien übereinander um einen Thurm (in den man sich die herausführende Wendeltreppe zu denken hat) und zu ebner Erde drei Parketlogen. Zuschauer sind Männer und Frauen.

es heißen: „Der innere Schauplatz öffnet sich und stellet vor —“ Die Wand, an die auf dem Kupferstich sich ein Königsthron lehnt, verdeckt wahrscheinlich ein tiefes Gemach, in welchem z. B. nach dem „Aufzug, die stille Mahlzeit“ des Ibrahim Bassa gehalten werden konnte, wie es Caspar v. Lohenstein vorschreibt. Der Balkon, durch eine mit einem Bilde versehene Decke geschlossen, konnte aber sicher geöffnet werden und einen freien Durchblick gewähren. In ihm glaube ich den verwischten Abdruck des Theologeions zu gewahren. Die Gardinen zwischen den Säulenhallen sind gleichfalls aufgezogen und lassen das Auge in weite Landschaft sehen. Dennoch haben wir uns die Szene gegenwärtig als einen offenen Säulenbau zu denken, wir befinden uns etwa vor einem Palast, so gut wie im Freien, denn das Gewölbe wird blau gestrichen gewesen seyn. Werden die Gardinen niedergelassen, so entsteht ein geschlossener Raum und wir sehen uns in das Innere des Palastes versetzt. In welcher Art bei der Darstellung eines Waldes, einer Wüste, die Säulenhallen und die Hinterwand verdeckt werden konnten, wissen wir nicht, jedoch ist es anzunehmen, daß die Verwandlung mehr symbolisch und andeutend, als auf eine künstlerische Täuschung berechnet war. Die Decke und das Proscenium blieben sicher unverändert. Bei den ältesten englischen Theatern war das Parterre ohne Dach und das Tageslicht erleuchtete die Bühne. Auf der Amsterdamer Schauburg hängt mitten vom Gewölbe ein bronzener Armleuchter wie in Kirchen herab, an einer querlaufenden Eisenstange hinter dem Proszenium konnte ein Vorhang vor- und zurückgezogen werden, es traten nach v. Zesens Bericht neben 20 Schauspielern 3 Spielerinnen auf, alles dieses war zu Shakspear's Zeit noch unbekannt.

Der Lettner, hier bis zur Unkenntlichkeit umgeformt, hatte sich damals noch vollständig erhalten. Er hieß auf dem englischen Theater Traverse und wir werden an Nef traversale in den Kirchen erinnert, da sonst kein Grund war jenen Bau einen Querbau zu nennen. Auch die Ayrersche Bühne zeigte ihn, den innern Schauplatz — dies Theater im Theater — in allen seinen Theilen. Er hatte die Gestalt eines geraumen Durchgangs, der oben mit einer Balustrade versehn, mit einer Brücke verglichen werden konnte. Bei Ayrer finden wir den Namen Brücke, vielleicht eine Uebersetzung von Ponte als Gerüst, Schaugerüst.

Ponte heißt Malergerüst und die Uebertragung der Künstler-Ausdrücke von Italien nach Nürnberg kann nicht befremden. Den Gang über den innern Schauplatz (in Hamlet eine Terrasse) nennt Ayrer Zinne. Der für den Lettner vorkommende Ausdruck Majestas ward im Englischen State und im Deutschen Stadel *). Wegen der geringen Höhe der Theaterbuden, wird der Gang (die oberste Bühne), der in vielen Stücken nicht nöthig war, gefehlt haben. Die gedruckten Stücke seit der Mitte des 17. Jahrhunderts enthalten keine Andeutung, daß er gebraucht wäre **). Wichtiger ist der Raum darunter, der innere Schauplatz, der geöffnet eine Erweiterung der eigentlichen Szene darstellte, gewöhnlich aber ein abgesondertes Gemach. Er hatte die mannichfaltigsten Be-

*) Comödien-Stadel in Augsburg, das älteste deutsche Schauspielhaus, wird so nach seinem Haupttheil genannt seyn. v. Stetten Kunst- und Handwerks-Gesch. in Augsburg Bd. 1. S. 530. Wenn wir die shakspearschen Stücke mit Aufmerksamkeit lesen, so finden wir, gleichsam als wenn der Dichter sich vergißt, hie und da Andeutungen des üblichen Lokals. Es geschieht der Säulengänge, der Treppen Erwähnung, nämlich des Aufgangs auf den State. Da es an Abbildungen wirklicher Theaterscenen aus alter Zeit fehlt, so haben wir durch andere bildliche Vorstellungen, deren Verfertiger das älteste Theater mit seinen Abtheilungen im Sinne gehabt zu haben scheinen, den Mangel zu ersetzen. Der Wiegendruck Speculum salvationis und zwar auf dem Holzschnitt: Regnum celorum simile decem virginibus (davon ein Nachstich in Heinecke's Nachrichten von Künstlern II. S. 222) zeigt etwas Verwandtes. Der göttliche Bräutigam steht auf einem Bau, unter dem sich ein großes Thor (die Höllenpforte) befindet und zu dem von beiden Seiten eine Treppe emporführt, auf deren Stufen die Jungfrauen stehen, deren fünf hinauf- und fünf hinab steigen. Eine Abbildung des 17. Jahrhunderts giebt uns Rubens in seiner Pest von Alost (Stich von Paul Pontius), wo wir vor dem gewölbten Durchgang die Pestkranken sehn, zu deren Schutzheiligen Rochus, der auf dem mit Treppen versehenen Bau vor dem Heilande kniet, berufen wird. Paul Veronese's so genannte Gastmähler mit den imposanten Treppen-Aufgängen und den offnen Säulenstellungen sind auch dahin zu ziehn.

**) Als Immermann zur Fastnacht 1840 in Düsseldorf, angeregt durch den jungen Tischlermeister von Tieck, die Vorstellung von „Was ihr wollt," gegeben von einer Zahl Malern und Kunstfreunden, leitete und zwar auf einer Bühne, die nach der shakspearschen angeordnet war, so fehlte auch hier der obere Gang. Ich bemerke, daß man hier zum innern Schauplatz ein Paar Stufen hinaufstieg. Dies möchte nicht zu rechtfertigen seyn und zeigt nur, daß Immermann die Nothwendigkeit einer Absonderung des Bühnenbodens durch Stufen einsah, aber nicht erkannte, wo eine solche anzubringen war. Die damals von Wiegmann eingerichtete Bühne lernt man aus Steindrücken von W. Camphausen kennen.

stimmungen. Wenn er geschlossen war, so konnte man durch zwei Thüren, zu beiden Seiten des ihn verdeckenden Vorhangs zu ihm gelangen, indem er bald für ein Schlafgemach, bald für einen Kerker ausgegeben wurde. Geöffnet gewährte er oft eine Fernsicht „im Perspektiv“ genannt. Der Vorhang wurde auf- und zugezogen und zeigte eine vollständige Szenen-Verwandlung. Dieser Raum ist, was der verdeckte Tisch in der natürlichen Magie und hier ist es, wo der Zuschauer durch wunderbare Erscheinungen überrascht wird. Auf den anderen Bühnenabtheilungen fängt die Handlung immer an, hier sehen wir uns oft mitten in dieselbe versetzt. In Kongehl's Innocentia (Shakspear's Cymbeline) begiebt sich Innocentia (Imogen) zur Ruhe und „es wird zugezogen.“ Louis (Jachino) steigt aus dem in der „äußersten Szene“ (Proscenium) stehenden Kasten. Er öffnet den Vorhang des zum bilderreichen Schlafzimmer veränderten Raumes und betrachtet die schlummernde Innocentia im Bette. In demselben Stück liest man: „die innere Szene eröffnet sich, Soliman sitzt auf dem Thron.“ Bei Kongehl werden die verschiedenen Gegenden im Lauf einer Reise dadurch dargestellt, daß Louis und Ambrosius (Posthumus) die verschiedenen Bühnen-Abtheilungen betreten. Es wird nur „die äußerste“ (Proszenium) und „die innere Bühne“ genannt, zwischen denen die große, eigentliche Bühne lag. Der Name äußerste (nicht äußere) Szene zeigt, daß er drei Bühnenabtheilungen annahm. Für die bösen Geister giebt es noch einen Abgrund als Versenkung, ein Zeichen, daß das Podium sich ansehnlich hoch über den Zuschauerplatz erhob. Es wird bemerkt: „Calumnia, Philoplut und Trügewicht spingen aus dem Abgrund“ „Der Schauplatz eröffnet sich, Trügewicht springt hinein.“

Bei der antiken Bühne ist bis auf die Action zu das Plastische in dem Grade vorherrschend, als in der modernen das Malerische. Das Plastische ist der shakspearschen Bühne verblieben und wirkt durch das Symmetrische. Auf unseren Bühnen sehen wir Gruppirungen nach der Tiefe hin, bei Shakspear im Basreliefstyl in einer Linie. Das Theater hatte eine bedeutende Breite, und schon darum war die Anbringung eines das Ganze verhüllenden Vorhangs schwierig, aber eine geringe Tiefe. Imposant wurde der Anblick der Bühne besonders dadurch, daß die Szenen über einander emporstiegen.

Die Bühnenabtheilungen sind aber auch von großem Nutzen zur leichteren Orientirung der Zuschauer, deren Phantasie in einer zugestandenen herkömmlichen Weise geleitet wurde *).

Das Proszenium lag einen Fuß tiefer als die eigentliche Bühne. Die Stufe, die wir in Serlio angegeben fanden, ist so hoch, daß sie in Shakspear bisweilen als Sitz dient. Auf dem Proszenium bewegt sich das Volk, die derben humoristischen Charaktere, denen es wohl anstand, mit dem Parterre zu fraternisiren *). Auf ihm wurde wegen der näheren Beziehung zu den Zuschauern der Prolog gesprochen. Das Proszenium ist oft als ein Freigang, Hausflur anzusehn und das Erscheinen des Gemeinsten befremdet hier nicht, wenn wir im Hintergrund auch ein prächtiges Zimmer sehen. Was hier und dort geschieht steht oft nicht in genauem Zusammenhange. Bei Kongehl klopft die Hexe Korimba an die Proszeniumthüre, Innocentia schickt ihr Mädchen und läßt öffnen und jene fragt: „Ist eure Frau zu Hause?" obgleich sie durch einen Blick sich davon überzeugen konnte. Die Absonderung ist oft theatralisch wirksam. In Romeo und Julie nimmt sich der Fürst ansehnlicher aus, wenn er von der höheren Bühne herab den Raufbolden Verträglichkeit gebietet. Durch die Einrichtung wird bei verwickelten, neben einander laufenden Handlungen mancher Verlegenheit vorgebeugt. Als der Sommernachtstraum in Berlin gegeben wurde, wußte sich Tieck bei Anordnung der Szene, in der Titania und die Schäferpaare nach einander erscheinen, sich nur dadurch zu helfen, daß Elfen einen Laubvorhang improvisirten, als Lysander und Hermia nicht bemerkt werden sollen. Wenn diese das niedriger liegende Proscenium sich zur Ruhestätte wählen, so bedarf es dessen nicht.

Die Einfachheit der shakspearschen Bühne widerstrebte der luxuriösen Ausstattung des Hamburger Opernhauses und eine falsche Pracht ward überall auf das recitirende Schauspiel übertragen. Hamburg baute einen Musentempel und hielt ein stehen-

*) Durch den Comödienzettel mit Angabe des Schauplatzes konnte viel Symbolisches aufgegeben werden, was damals nicht zu erübrigen war.

*) A. W. v. Schlegel braucht einmal den Ausdruck: das Vorzimmer der Poesie.

des Opernpersonal vom J. 1678—1728. Das freie Wesen auf der Bühne ward nun zur Maschine und Maschinen-Comödien, solche, in denen wunderbare Erscheinungen dem überraschenden Auge vorgeführt wurden, waren besonders beliebt*). Manchem erschien kein Stück als tüchtig, in dem nichts vom Himmel kam. In der Anzeige von Comödien wurde versprochen, die Zuschauer „durch vielfältige Maschinen und vorkommende Veränderungen" durchaus zu befriedigen. Die ihren Wirkungen nach bewunderten Maschinen waren den Königsbergern so bekannt geworden, daß Hamann von einer überraschenden Wendung sagt, sie „bricht wie eine Maschine in der Oper hervor"**). Im Hamburger Opernhause gab es Seitenszenen, die 39, Mittelvorstellungen die etliche 100 Mal verändert werden konnten. Den Mechanismus zum schnellen Decorations-Wechsel soll Ferdinand Bibbiena (Galli), erfunden haben, der zwischen 1657—1743 lebend zu einer Künstler-Familie gehörte, die als Theaterbauer und Theatermaler in der ganzen Welt zerstreut wirkten. Lanzi sagt: „es ist kaum ein Hof, der nicht einen der Bibbiena zu seinem Dienste berief." Ein Franzose indeß Francois d'Orbay in Paris, der 1698 starb, soll das sogenannte erste regelmäßige Theater gebaut haben.

Seitdem man die Vorrichtungen kannte, um mit Bilderwänden eine vollständig neue Szene zu schaffen, hielt man die im Kleinen oder theilweis vorgenommenen Umwandlungen nicht mehr für passend und alle auf der Bühne sichtbare Architektur war jetzt nur eine gemalte. Die Theater mit dem gleichen Fußboden wurden überall nachgeahmt, da die Ballhäuser ihrer eigensten Bestimmung halber nicht mehr in der Mode waren und jetzt in Theater verwandelt, ohne daß sie darum der Redoute entzogen wurden. Ursprünglich ergötzte man sich im Saal des Ballhauses am Ballspiel, einer Lustbarkeit, die von Italien nach Deutschland herübergekommen war. Zum Ballschlagen (Palla) ward 1548 in Augsburg einem Bischof zu Ehren ein Ballhaus gebaut***). An allen

*) Zu Ben Jonson's Erfindungen fertigte schon in London Inigo Jones († 1651) Maschinen.

**) Monantes, Allerneueste Art zur reinen Poesie 1722 S. 395. Hamanns Schriften II. S. 465.

***) v. Stetten Bd. II. S. 175.

Höfen kommen mindestens im 17. Jahrh. Ballhäuser vor, in denen später nicht mehr Ball, sondern Comödie gespielt und daneben auch noch getanzt wurde. Ein solches Ballhaus in Königsberg zur Zeit des großen Kurfürsten gebaut, gehörte zur Zierde des früher genannten Hetzgartens und war das an die Hofapotheke anstoßende Haus. Aus dem Gesuch eines kgl. Ballmeisters Isaac Bion, 29. Mai 1715, ersehen wir, daß das Ballhaus „zur Recreation der studirenden Jugend diente" und 1714 an einige Comödianten verpachtet, im ruinirten Zustande zurückgeblieben war *).

Manches Alterthümliche in Darstellung und Schauspielwesen darf nicht übergangen werden. Nach dem Prolog pflegten die Spielenden mit Bezeichnung der von ihnen zu gebenden Partie dem Publikum vorgestellt zu werden. Gottsched in der von ihm genannten Comödie Politica Dramatica, die 1667 erschien, führt an, daß dies „nach bisheriger Manier" geschehn sey **) und dasselbe finden wir im Handwerkerspiel im Sommernachtstraum und ebenso in der besprochenen Comödie von Michael Albini. Oft sagte auch der Auftretende in aller Treuherzigkeit, wer er seyn solle. Ein Gott Vater sagt:

Ich habe geschaffen alle Ding — —

und A. W. v. Schlegel vergleicht eine Ankündigung der Art mit den bedruckten Zetteln, die auf alten Holzschnitten sich aus dem Munde der Figuren ziehn. Ein Carl XII theilt in einer Hauptaction seine Genealogie mit: „Carl XI, ein Sohn Carl Gustavs, welchem die Schwedische Krone cediret ward, war mein Vater" u. s. w. Ein Trompetensignal verräth das Erscheinen des Herrschers, dies finden wir bei Shakspear und bei Lohenstein im Ibrahim Bassa.

*) Das Theater bestand noch einige Jahre später, indem ein Seiltänzer vor 1718 auf dem Jahrmarkt „in der auf der Junkerstraße erbauten Comödianten-Bude" sich sehen lassen will.

**) Gottsched II. S. 254. Bisweilen, wie in der Comödie im Hamlet, sah man zuerst die Pantomine und hörte dann die Erklärung. Der Anfang des Mozartschen Don Juan zeigt Aehnliches. In den Niederlanden war es im Anfang des 17. Jahrhunderts gewöhnlich, daß auf dem Theater Tableaux gestellt, die von den Schauspielern redend und singend erklärt wurden. Gervinus III. S. 430.

Durch den Comödienzettel ward dergleichen erübrigt *). Einer soll schon vom J. 1520 herrühren und zeigt eine Vorstellung in Rostock zur Ehre Gottes an. Mit Erlaubniß der geistlichen und weltlichen Obrigkeit soll am Sonntage bei klarem Wetter vom Stande der Welt, den sieben Altern der Menschen und den sieben Leiden der Jungfrau Maria gespielt und auf schöne Anzüge gesehn werden. Es wird keine Leichtfertigkeit vorkommen, dagegen heilsame Lehre und fruchtbare Unterweisung. Der Anfang ist gegen 12 Uhr. — Im Wesentlichen finden wir hier schon den Styl der spätern Comödienzettel, deren ältester in kl. Quart gedruckt vom J. 1702, von der Velthenschen Truppe ausgegeben wurde. Und dieser ist wieder das Modell derjenigen, die Hilferding vertheilen ließ **). Die ältesten Schauspieler schickten Anfangs zu Fuß, dann zu Pferde Herolde im barocken Staat unter Trompetenschall in den Straßen umher, um Ort, Zeit und Preise der Vorstellungen zu verkündigen. Der Herold war gewöhnlich die lustige Person. — Wie man an den Thüren der Kirche Festacte anzuzeigen pflegte, so klebte man geschriebene Anschlagzettel an die Thüren der Comödienbuden, auch wohl an Stadthore und Straßenecken. Als am Ende des 17. Jahrhunders N. A. Strungk während der Messe in Leipzig Opern gab, ließ er, wie dies in Italien üblich, gemalte Schilder mit dem Namen der Stücke an Seilen mitten über den Straßen aufhängen, damit sie trotz den Laternen die Stadt erleuchteten.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß eine Zeitlang gedruckte Programme an die Theaterbesucher ausgegeben wurden, namentlich bei extemporirten Stücken. Das von Dach's Sorbuisa hat sich erhalten. Die Inhaltsanzeigen vor den einzelnen Akten der Tragödien von Lohenstein, der Phönicia von Kongehl scheinen für den Abdruck auf einzelnen Blättern behufs der Vorstellungen bestimmt zu seyn.

*) Jetzt betreten wir oft dermaßen vorbereitet das Theater, daß wir den Inhalt des Stückes nicht mehr kennen zu lernen brauchen, indem er in Titel und Personenverzeichniß gegeben wird. Ich nenne das kleine, durch Dörings Spiel gehobene Lustspiel von Kotzebue: „Der gerade Weg der beste."

**) Vgl. Beilage zur dritten Abtheilung: Charakteristische Comödienzettel.

Die Controverse für und gegen die Schulkomödie werden in großartigem Styl in Bezug auf das gesammte Theater fortgesetzt und die feindseligen Ansichten als aus dem Pietismus hervorgehend von den Freunden der Schauspielkunst mit Schärfe und Entschiedenheit zurückgewiesen. Man warf dem Theater vor, daß es sich nicht allein durch die Vorstellungen an Moralität und Kirche versündige, sondern, daß es der Schlupfwinkel einer verbotenen Wirthschaft sey und ein praktisches Heidenthum unter den Mitgliedern unterhalte. Weniger konnte ein solcher Argwohn Platz greifen, als das Schauspieler-Personale allein aus Männern bestand. Nur durch vorgefaßte Meinungen der Art läßt sich die lieblose Verfolgung der Schauspieler von Seiten der protestantischen Geistlichkeit erklären. Das Theater sollte aber auch nicht gelitten werden, weil das unchristliche Gaukelspiel den Pöbel zu unnützen Geldausgaben verführe *).

Als der Rector Koitsch († 1734) in Elbing die Comödien aus den christlichen Schulen abgeschafft wissen wollte, weil diese nicht Lycea und Apollinis sacraria seyn, vielmehr Werkstätten des h. Geistes **), so trat der Theolog Schelwig, der als Prof. des Thorner Gymnasiums Schulcomödien gedichtet, gegen ihn auf und bezüchtigte ihn des Pietismus. In Deutschland wurden viele Schriften über das Theaterwesen gewechselt. Der Pastor Elmenhorst, früher Operndichter, gab 1688 zu Hamburg ein Dramatologia antiquo hodierna heraus, in der er erwies, daß die neuere Oper von der alten, die die Kirchenväter verwerfen, sich ganz und gar unterscheide, daß jene „nicht zur Unehrbarkeit und sündlichen Augenlust, sondern zur geziemenden Ergötzung und Erbauung und Tugendwandel vorgestellt, dannhero von der

*) Der dänische Hofprediger Lassenius ein geborner Preuße, dessen Vater, ehe er Priester Schauspieler gewesen, schilt in seinen Arcana Politica Atheistica 1672, auf die Welt, die an der „Geschichte des Herrn Pickelhäring, Jan Trompeters Geist, St. Nicolaus-Gift und andern dergleichen herrlichen Operibus“ Gefallen finde, auf die „Komödianten, Gaukel- und Taschenspieler, Quacksalber, Zahnbrecher, Glückstöpfer und dergleichen Geschmeiß und Gesind, so zu anders nichts dienet, dann dem gemeinen Mann fein artlich und mit guter Manier das Geld aus dem Beutel zu ziehen, diese Carcinomata und Pestes Reipublicae.“

**) Tolkemit S. 282.

christlichen Obrigkeit wohl könne erlaubt werden." Es kam dahin, daß ein Gutachten der Wittenberger theologischen Facultät erfordert wurde, die im Eifer gegen die Oper einen Mißbrauch des geistlichen Strafamts erkannte. Gegen den Prediger Winkler, der in Schriften und von der Kanzel herab seinen Theaterhaß kundgegeben, trat die verwittwete Velthen, die bekannte Principalin, auf, eine Frau, die in einem Werk; „Von hoch- und wohlgelehrten Frauen" eine Stelle einnnimmt. Sie schrieb: Zeugniß der Wahrheit vor die Schauspiele, aus vieler Theologen Zeugniß zusammengetragen und aufgesetzt." Eine neue Auflage veranstalteten 1711 die Schauspieler in Schwerin und die letzte unter anderem Titel 1722 Namfoh, so nannte sich der Theater-Director Hoffmann. Möglich ist es, daß eine andere noch gelehrtere Frau eine dramatische Satire gegen den Pietismus in Königsberg nur darum schrieb, um die Feinde unseres Theaters zu entwaffnen, die weniger offen zu Werke gingen als die Geistlichen in Deutschland. Die Professorin Gottsched ließ anonym die Pietisterei im Fischbeinrocke" (dem Französischen nachgebildet) in Rostock 1736 drucken, in welcher Comödie mehrere Theologen von der strengen Observanz angegriffen werden *). In dem Pietismus erkannte sie den schlimmsten Feind des Theaters, weil er der Heuchelei sich schuldig mache, die er an ihm verdamme. Sie pflichtete wohl als Uebersetzerin einem französischen Schriftsteller bei: „Freilich dürfen wir bei unserer Schutzschrift für die Bühne nicht auf den Beifall der stoischen Weltweisen, der Jansenisten, Schwärmer und anderer widriger Leute hoffen." In jenem Lustspiel schildert sie einen Mann von geradem Wesen, der in einen pietistischen Klub einzutreten eingeladen wird und sich also äußert: „Ich wollte zwar in die Comödie gehen, allein ich werde nichts dabei verlieren." Durch eine Cabinets-Ordre vom 18. Febr. 1737 wurde „das schändliche, fameuse Pasquill" verboten. Es machte Aufsehn und es wurde in Königsberg gegen den Verbreiter und vermeintlichen Verfasser ein Prozeß angestrengt. Dies half in soweit dem Theater, als der Tartüffe mit größerer Aufmerksamkeit gesehen wurde. Im „Nöthigen Vorrath zur dramatischen Dichtkunst 1757" verrieth Gottsched die Dichterin.

*) Auszüge aus ihr in N P P B. Bd. III. S. 270.

Die Geistlichen in Elbing wollten 1715 keine Komödianten dulden. Die in Danzig eiferten gegen Schauspiel und Maskerade als einen Gräuel. Als v. Eggenberg das Privilegium erhalten, in den Provinzialstädten Vorstellungen geben zu dürfen, schleuderte die Geistlichkeit ihre Bannflüche. Und als sie sich beruhigt zu haben schien, so bot in Königsberg, wie erzählt ist, ein Kriegsrath seinen ganzen Einfluß auf, um Hilferding zu Grunde zu richten. Es erfolgte wahrscheinlich auf seine Anregung 1. Febr. 1741 eine Beschwerde von Seiten des Fiscus, da jener die Abgabe zu zahlen sich für unfähig erklären mogte, wenn sein Theater in Miscredit gebracht würde.

Friedrich Wilhelm I. führte die Theatercensur ein und eine 1744 in Berlin spielende Truppe mußte vor der Darstellung die Comödienzettel zur Genehmigung einreichen*). Das Theater, das in Berlin nicht entbehrt werden und nicht den unter seinem Vorgänger eingeführten Geschmack und Glanz ganz entbehren durfte, sollte darum dem Staate keine Mehrausgabe verursachen. Dies wurde dadurch bewirkt, daß ein königliches Rescript 1732 den Landes-Collegien und Gerichten befahl, eine beträchtliche Zahl Billete zu lösen**). In der Provinz, wo eine Ueberwachung schwieriger, bei den geringen Gehalten eine solche Gewaltmaaßregel weniger angänglich seyn mogte, wurde das Theater Anfangs ganz verboten. Als auf den Wunsch eines Directors Hochteutscher Comödianten J. H. Mann in Königsberg die Regierung die Erlaubniß zum Spielen beantragte, erfolgte 7. Dez. 1721 der Bescheid: „Da Wir dergleichen zu nichts als zum Verderb der Jugend gereichende Dinge einmal verbotenermaaßen in Unsern Landen nicht geduldet, vielmehr anstatt solcher Etablissements Gotteshäuser darin gebauet, so habt Ihr obgemeldete Comödianten

*) Wilken a. a. O. Seite 113.

**) Nämlich 2020 Billete (Zettul), die 673 Thlr. 8 Gr. kosteten. In der Repartition heißt es am Ende: „Vorstehende Collegia sollen in die Commedia gehen und täglich tour à tour aus jedem Collegio einige Deputirte bei namhafter Strafe des Außenbleibens sich darin finden, auch keine Excuses angenommen werden, weil sie wohl sonst spatzieren gehen und ausfahren können. Der General-Fiscal soll hierauf Aufsicht haben und umsonst hineingehen, auch von jedem Collegio ihm täglich eine Specification gegeben werden, wer hinein gehet."

abzuweisen, auch hinfüro als Leute, so wegen Ihres Alterthums (etwa wegen alten Herkommens oder weil sie vorgeben, die Kenntniß des Alterthums durch ihre Vorstellungen zu fördern oder weil sie durch Hervorhebung des heidnischen Alterthums schaden?) dergleichen Dinge nicht approbiren solltet, an uns davon hinfüro kein Erwähnung mehr zu thun" *). Friedrich I, wenn auch kein Freund des deutschen Schauspiels, war ein Feind der pietistischen Verketzerung. Als ein Mitglied der Hilverdingschen Truppe in Königsberg dasselbe erfuhr, was viele Schauspieler in Deutschland, der Magister Velthen an der Spitze, von Seiten der Geistlichkeit erfahren hatte, daß sie den Sterbenden die Communion versagte, so scheint die erfolgende Untersuchung den zelotischen Eifer gegen das Schauspiel abgestumpft zu haben.

Der Schauspieler Kern rang auf dem Todesbette, man schickte vergeblich nach vier Geistlichen und er starb ohne den Trost, nach dem er verlangt hatte. Dagegen erhob Hilverding 9. Apr. 1741 Klage und Beschwerde. Er habe, schreibt er, sich bemüht, bei seiner Gesellschaft nur solche Leute anzustellen, die keine der christlichen Religion und vernünftigen Sitten entgegenlaufende Lebensart führen, dennoch vernehme er, daß „einige der hiesigen Geistlichen seine Schaubühne auf das Empfindlichste mitnehmen, ja sogar einem der Mitglieder, Namens Kern, auf seinem Sterbebette den geistlichen Zuspruch und das h. Sakrament verweigert, der ohne dieses sterben müssen." Er fürchtet, daß dem Verstorbenen auch das Begräbniß nach christlichem Gebrauch werde versagt werden und er bittet zu verordnen, daß er bei der neuroßgärtschen Kirche nach christlichem Gebrauch ordentlich und mit gewöhnlichem priesterlichen Segen begraben werde. Die Regierung im Sinne des Landesherrn giebt sofort dem samländischen Consistorium auf, jene vier Prediger zur Verantwortung zu ziehn, dem Verlangen Hilverdings nicht entgegen zu seyn und das Erforderliche zu veranlassen. Am 16. Apr. fand eine feierliche Beerdigung statt und der altstädtsche Kantor wurde angewiesen, dem Comödianten zu Ehren in der neuroßgärtschen Kirche eine Vocal- und Instrumental-Musik zu veranstalten **).

---

*) Beitr. z. K. Pr. Bd. III S. 76.

**) Friedrich II., der solche Geistliche die evangelischen Jesuiter nannte, er-

Beilage zur zweiten Abtheilung.

Lustspiel und Schäferspiel aus dem 17. Jahrhundert.

Aus des Danziger Rathsherrn Georg Schröder († 1703) handschriftlichem Tagebuch *).

1668. Im Domnik Commedien gesehen.

den 12. Septemb. eine Comedie gesehen, die genandt worden der Irrgart der Liebe.

In Actu primo wird ein Jagtgeschrey gemachet und kompt die Rosalinde herauß, gleichsam einem Wilde nacheilend und fängt von ihrer Liebe an zu reden. Darauff findet sich der Graff Hendrich zu ihr, sie entdeckt ihme ihre Geneigtheit und bestimmet eine Zeit, das er zu ihr kommen soll. Dieß höret der Hertzog von Oxfort, bedenket sich kurtz auff eine List den Graff Hendrich fest zu machen, gehet hin zum Könige der Rosalinden Vater, träget ihm Verrätherey vor und bringets so weit, das Graff Hendrich ins gefängniß muß und an seine stat gehet er hin in den Garten zu Rosalinden bey nacht. Des Morgens schreibet er an den König, daß Graff Hendrich nur solte wieder loß gelassen werden, denn es were ihm die nacht der Todt geschworen; aber nun hatte es nichts mehr auff sich. Wie nun der Graff Henrich aus dem gefängniß kompt und die Rosalinden spricht, so meldet sie ihm, sie hätte nach der genossenen Buhlschafft groß Verlangen nach ihr gehabt. Er schwöret daß ihm nichts bewust.

theilte, als eine Studentenschlägerei im Theater zur Verweisung der Comödianten aus Halle den Grund geben sollte, folgenden mißbilligenden Marginal-Bescheid: „Das ist das geistliche Muckerpack schuldt daran, sie Sollen Spillen, und Her Francke, oder wie der Schurcke heisset, Sol darbey Seindt, umb die Studenten wegen seiner Närrischen Vohrstelung eine offentliche reparation zu thun, und mihr Sol der atest vom Comedianten (etwa Kommandanten?) geschicket werden, das er dargewesen ist." Da das Attest nicht sogleich erfolgte, forderte er es zum andren Mal. Francke wurde indeß gegen eine Geldstrafe von 20 Thlr. von der beschämenden Bedingung entbunden.

*) Nach der gefälligst mitgetheilten Abschrift des Hrn. Prof. Hirsch in Danzig.

In Actu secundo reiset der Graff nach Bristol, damit er der Rosalinden frey sein machte und lasset ihm alda seine vormals geliebte Rosauram vertrouven, mit der er 2 Kind albereit gezeuget. Indessen geräth die Rosalinda in große Traurigkeit. Ihr Vater lesset ihr vorspielen, es will aber nichts helffen und indem kompt Graff Henrich mit seiner Rosaura und Kindern bey Hoffe an, wird zu ihr eingelassen. Darüber entrüstet sich die Rosalinda noch heftiger und indem sein ältester Sohn ihr die Hand küssen wil, schläget sie ihm in die Augen. Darauff muß Graff Hendrich abtreten, und der König begehret von der Rosalinda zu wissen die uhrsach ihres betrübniß, und weil sie solches mündlich zu berichten sich weigert, wil er, das sie es schrifftlich thue. Welches auch geschieht und klaget sie Graff Hendrich an, das er sie geschwängert und davon gezogen sey. Der König besinnet sich was zu thun und lest Graf Hendrich holen, der kompt. Hierauff redet der König mit ihm freundlich und fraget ihn, was demjenigen zu thun sey, der eines Königs tochter zu fall gebracht und doch sein eigen gemahl habe. Graff Hendrich antwortet, man sol ihn zwingen, das er sein gemahl umbbringe. Der König spricht, du hast dein eigen urthel gefället, gehe hin und entleibe deine gemahlin. Der Graff wil sich verantworten, kann aber keine Audientz haben.

In Actu Tertio muß Graff Henrich seine Gemahlin ertödten, er kan es aber nicht thun, sondern wird unsinnig und die Rosaura wird auff ein schifflein gesetzt und ergiebet sich den Wellen. Hierauff wil der König Graff Hendrich seine tochter vermählen, er fantasiret aber.

In Actu quarto kompt der Graff von Bristol der Rosaura Vater und wil ihren Todt rächen mit kriegesmacht gegen London und macht der Rosaura eltesten Sohn 'zum General. Hierauff kompt der Graff von Oxfort mit der Rosaura auf das Theatrum und giebet zu verstehen, wie er dieselbe von dem meer errettet, und wil ihrer Liebe genissen, giebet ihr kleider', das sie sich wie Ein Kammerdiener bey ihm enthalten solle, gibt ihr zu vernehmen, das er bey der Rosalinda gewesen.

In Actu quinto kompt die Rosaura in manskleider wie ein Flüchtiger aufs Theatrum, wird gefangen und für ihren Sohn gebracht, der nimbt sie an und macht sie zu seinem Capitain. Der König überschickt dem Graffen von Bristol den Henricum

und machet den Graff von Orfort zum General. Hierauff machet der Graff von Bristol fried mit dem Könige und wil den Graff Henrick archibusiren lassen, wie ihm nun die aug verbunden, so tritt die Rosaura (in der Capitainstracht von ihm unerkannt) herfür und spricht, er sey unschuldig und übergiebet dem Graff von Orfort den Ring, den er von der Rosalinda überkommen. Der Graff von Orfort bietet der Rosaura den Duel an. Darüber wird sie erkandt, das sie Rosaura, ihr Vater, ihr Mann und ihr Sohn erfreyen sich über ihrem Leben. Und der König setzet den Graff von Orfort zu Rede über seiner Tochter fall und gibt sie ihm zur Ehe. Dennoch aber kompt der alte Graff von Bristol und wil mit dem Graffen erstlich duelliren, gleiches wil auch Graff Henrich thun. Aber der König spricht sie alle zu Friede und gibt seiner Tochter Hochzeit.

Der unbeglückte Schäfer Corydon, welcher dennoch durch eine urplötzliche Verwandlung mit Zuhülfe der Cypris in Annehmung der himmlischen Rosibellen in einem Fortunato verkehret worden, welchen zur Beehrung des Hochzeitstages des Herrn Heinrich Bartschen, vornehmen Kaufmanns in Tilsit, mit der Jungfer Marien Elisabeth Lengnicken, welcher den 17. Juni 1686 auf Lenkuhnen feierlich vollzogen ward. In einem Pastorell abgebildet M. I. R. E. P. P. (M. Jacob Reich, Eloquentiae Prof. Publ. Königsberg fol. *)

(Auf einer „mit vielen Lämmern überlaufenen Lustwiesen“ versichern Corydon und Chlorinde sich ihre treue Liebe und wie überall, so fehlt es auch hier nicht an den gröbsten Unverschämtheiten.)

Cor. In deinem saftreichen Kuß fasse ich auf Perlen als Tropfen. O laß mich auf deinem Wangenfelde grasen, laß mich meinen Nektar und Malvasier in sanften Beküssungen schmecken.

Chl. Du mein ander Ich o Corydon. Deine Augen sind meine Flamme, dein Anhauchen meine anmuthsvolle Westwinde,

*) In dem Auszug ist das Unsauberste unterdrückt. Reich war Druckereibesitzer in Königsberg und der Druck auf drei Bogen in Fol. ging **ex typographia Reichiana** hervor.

dein Schooß mein Port, dein Schlaf mein Leben, deine Lenden mein Polster.

(Infortunio will Chlorinden zur Untreue verführen.)

Inf. Was schadet's, daß auch mehr Pferde aus einer Tränke ihren Durst löschen, mehr als ein Stier aus einer Krippe Fraß nehmen? Können sich nicht viel Schwanen in einem Strom abwaschen, viel tausend Vögel durchstreichen eine Luft, soviel tausend Bäum und Aeste sind ihre gemeine Ruhestätte. Nur einen halben Mund, Hand, Schooß!

Chl. Heb, heb dich weg dn Irrkopf! Fugit.

[Der Schauplatz verstellet sich in dicken bebäumeten Wald, in dessen Mitte ein runder heller Teich sich eräuget, in welchem die beschwitzeten Najaden und unverheiratheten Schäferinnen sich baden.]

(Die Flatterlaus (für Floh) der Begleiter und Rathgeber des Infortunio.)

Fl. Ihr schönstes Jängfernvolk, ihr holdes Frauenzimmer, Euch ruf ich auf zu Zeugen! Hat wohl ein Schäfer einen so freien Zutritt in eure Paläste als meine Majestät? Ich bin die Brut eures Bluts, ein Zögling eures Fleisches, ein Jungfernkind. Wollet ihr euer Fleisch hassen? Wer leget nicht seinen Sohn in sanfte Windeln, in seinen Schooß. Wenn ich erwache, so sitze ich euch im Nacken, von dann gehe ich auf die Weide. Ich lecke euren Schwanenarm und Brüste.

Inf. Du lumpene Flatterlaus bist glückliger als ich.

Fl. Herr werdet ihr auch eine Laus, so könnet ihr meines Glükkes theilhaftig werden.

(Aretine, Galathea und die Nymphen singen im Bade.)

[Die Nymphen erblicken den an den Bäumen herausgeworfenen Schatten des Infortunio und ducken sich unter Wasser.]

Gal. Entweich Infortunio du Unglücksvogel, wer hat dich hieher gewiesen?

Aret. Heb dich weg! Erröthet sich Infortunio nicht, auf uns Nackte seine Augen zu werfen? Stehet das einem stattlichen Schäfer wohl an?

Inf. Nicht der ganze Ozean, der Vater aller Nymphen mag mit

seinen Fluten meine Flamme vertilgen. Leidet, daß ich meine Hirtenkleider ablege und die Ehre haben könne, mit euch zu baden.

[Als Infortunio sich niedersetzet, werfen die Schäferinnen ihre Badelaken und weißen Kittel über sich und laufen ins Gesträche.]

(Als Diana mit ihren Gefährtinnen in der Forst jagt, um zur Hochzeit eines edlen Schäferpaares den Braten zu beschaffen, so legen sich Infortunio und Flatterlaus „grüne Jungferkleider" an.)

Inf. Recht gerathen! Haben wir mit ihnen eine gleichende Tracht, so meinen sie, daß wir ihres Geschlechtes seyn und können uns also füglicher an sie machen und hangen. Komm laß uns eilen.

Fl. Ja dat es en Wiewer-Narr. Seht schönste Pöpkens, wat de Lew nicht kann. Se makt ut dem Kerdel ee Wiew, on ut mie en gliken Narren.

(Diana setzet mit ihren Jungfern dem Wildpret nach, die Fledermaus und Infortunio mischen sich in diese Gesellschaft, sie werden aber erkannt und „mit den Hunden behetzet, daß sie beschwerlich ihr Leben daran bringen.")

[Das Theatrum stellet in einem Perspektiv für Augen einen köstlichen Palast, in welchem viele Fackeln glimmen, in welchem viele Tafeln gedecket. In der Luft fliehen die Cupidines und werfen ihre schnellen Pfeile. Der Gott Pan präsentiret sich mit seinen Satyris und singet zum Tanz. Vulcanus kommet mit seinen Cyclopen, welche mit allerhand Küchengeräthe an Bratspießen, Kesseln, Bratpfannen beladen von der Hochzeit gezogen, taumelt und singt mit seinen Gesellen rasend.]

(Es wird erzählt daß Venus sich des oft schimpflich zurückgewiesenen Infortunio erbarmet und ihm eine Amaryllis zugeführt habe. Da die Flatterlaus sich auch der Amoryllis nähern will, so verscheucht jene Infortunio mit dem Hirtenstab. Zuletzt singen Infortunio und Amaryllis voll freudigen Dankes.)

Fünfter Bericht

des

Vereins für die Fauna der Provinz Preußen

im Oktober 1850.

Gern hätten wir nach gewohnter Weise auch in diesem Jahre unsern Bericht über den Verein für die Fauna der Provinz Preußen bereits im Frühlinge abgestattet, wenn uns nicht die Beiträge und Mittheilungen, die uns von einigen Mitgliedern des Vereins versprochen waren, ausgeblieben wären. Da schien es uns besser, unsere Berichterstattung aufzuschieben, als sie mit den wenigen Worten abzumachen, die etwa über die Sammlung des Vereins zu sagen waren. Um so mehr freut es uns, in diesem Augenblicke Mittheilungen machen zu können, durch die einige wesentliche Lücken in der Kenntniß der Preußischen Fauna ausgefüllt werden.

Ehe wir aber hiezu kommen, müssen wir eines Mannes gedenken, der zwar mit unserem Vereine nicht in unmittelbarer Verbindung stand, sich aber um die Naturkunde ein großes Verdienst erworben hat, und innig betrauert von Allen, die ihn kannten, in den ersten Tagen dieses Jahres dahinschied, des Sanitätsrathes Herrn Dr. Berendt in Danzig. Durch seine ausgezeichnete Sammlung von Bernsteineinschlüssen, so wie durch das von ihm begonnene große Werk „Die im Bernstein befindlichen organischen Reste der Vorwelt" ist er in den weitesten Kreisen den Naturforschern bekannt geworden. Ein kurzer Abriß seines Lebens findet sich im IX. Bande dieser Blätter S. 369. Leider war es dem Manne, der alle Mußestunden, die seine ausgedehnte ärztliche Praxis übrig ließ, mit seltenem und unermüdlichem Eifer darauf verwandte, das von ihm in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegebene Werk zu fördern, nicht vergönnt, einen größern Theil desselben in die Oeffentlichkeit treten zu sehen. Nur das erste Heft ist bekanntlich schon im Jahre 1845 von ihm selbst herausgegeben und

enthält seine Ansicht über die Entstehung und das Vorkommen des Bernsteins und Göpperts Untersuchung über den Bernsteinbaum und die mit ihm zusammen vorkommenden Pflanzentheile. Mehrere andere Abschnitte des Werkes sind bereits bearbeitet und zur Herausgabe fertig und daher wird die Familie des Verstorbenen das schöne Unternehmen nicht fallen lassen, sondern in der von ihm selbst beabsichtigten Art und Weise fortführen. Da jeder Freund der Naturkunde, znmal in unserer Provinz, hieran das größte Interesse nehmen muß, so wird es auch den Lesern dieses Berichts vielleicht angenehm sein, wenn wir über die folgenden Theile des Werkes noch Mehreres mittheilen. Das zweite Heft des ersten Bandes wird die im Bernstein befindlichen Krustaceen, Myriopoden, Arachniden und ungeflügelten Insekten enthalten, die von Hrn. Forstrath **Koch** in Regensburg bearbeitet sind und 66 Gattungen und 158 Arten angehören. Ein zweiter Band wird die Hemipteren, Orthopteren und Neuropteren, ein dritter wahrscheinlich die Dipteren enthalten; die ersten beiden von diesen genannten Insektenordnungen sind schon vor längerer Zeit von Hrn. Professor **Germar** in Halle bearbeitet, die Neuropteren waren zwar ebenfalls schon von Hrn. Professor **Pictet** in Genf bearbeitet; da sich aber das Material für diese Insekten inzwischen außerordentlich vermehrt hatte, zumal da noch die Sammlungen des Hrn. Dr. **Thomas** in Königsberg, des hiesigen mineralogischen Museums und der hiesigen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zugezogen und verglichen werden konnten, so übernahm auf den Wunsch des Herausgebers der hier mit unterzeichnete Dr. **Hagen** die Umarbeitung und Vervollständigung der Pictetschen Arbeit. Während diese gegenwärtig ihrem Ende nahe ist, hat **Hagen** nun auch die Bestimmung der Neuropteren übernommen, die in der ausgezeichneten Bernsteinsammlung des Hrn. Oberlehrer **Menge** in Danzig, auf welche wir weiterhin nochmals zurückkommen werden, enthalten sind. So kommt es, daß gegenwärtig etwa 800 Individuen aus der Ordnung der Neuropteren vorliegen, wobei diese Abtheilung von den Orthopteren getrennt und im Linnéischen Sinne gefaßt werden muß. Von diesen 800 Stücken gehört etwa die Hälfte den Phryganiden, der 6te Theil den Termiten, der 16te Theil den Perliden, der 10te den Psocen, der 20ste den Ephemeren und der 40ste den Hemerobiden an, während die übrigen Fa-

milien durch einzelne oder doch nur durch wenige Exemplare vertreten sind. Eine Uebersicht über die den einzelnen Familien zugehörigen Gattungen und Arten würde etwa folgende sein:

Gattung Termes			mit	6 Arten
Gattung Embia			mit	1 Art
Psociden mit	2	od. 3 Gttg.	und	10 Arten
Perliden	2	"	"	11 Arten
Ephemeren	3	"	"	5 Arten
Libellulinen	2	"	"	2 Arten
Hemerobiden	4	"	"	5 Arten
Panorpiden	1	"	"	4 Arten
Sialiden	1	"	"	1 Art
Phryganiden und zwar				
Heteropalpen			mit	14 Arten
Isopalpen			mit	21 Arten.

Es sind hiernach wenigstens 80 Arten vorweltlicher Neuropteren aus dem Bernstein bekannt, während bei Herausgabe des ersten Heftes des Berendtschen Werkes vor 5 Jahren nur 48 Arten bestimmt waren. Im Einzelnen ist noch Folgendes zu bemerken: Von den 6 Arten Termiten, die in 130 Stücken vorkamen, sind die gewöhnlichsten 2 kleine Arten T. gracilis und obscurus Pict., die übrigen größeren Arten kommen nur einzeln vor und es ist auffallend, daß sich in dieser großen Zahl nur eine Larve (ein Arbeiter), keine Nymphe und kein Soldat befindet, während im Kopal die Larven stets zahlreicher sind als die ausgebildeten Insekten. Ungeflügelte Exemplare, d. h. solche, deren Flügel verloren gingen, sind nicht selten. Dies sehr häufige Vorkommen der Termiten läßt schon keinen Vergleich der Bernsteinfauna mit der Fauna irgend eines Landes der nördlichen gemäßigten Zone zu. Von der Gattung Embia finden sich nur 3 Larven einer und derselben Art. Sehr zahlreich sind die Psociden, unter fast 90 Stücken finden sich 10 Arten, von denen einige neuen Gattungen angehören. Dahin gehört das von der gewöhnlichen Form so abweichende Amphientomum, bei dem sowohl Körper wie Flügel mit Schuppen bedeckt sind, wie sie sonst den Schmetterlingen zukommen, und besonders interessant ist es, daß Hagen neulich auch im ostindischen Kopal ein Exemplar derselben Gattung entdeckte,

welches aber von der im Bernstein vorkommenden specifisch verschieden ist. Von den Perliden, deren 11 Arten in 50 Stücken vorkommen und meistens zu den Nemuren gehören, und von den Ephemeren, die in 40 Stücken vertreten sind, kommen auch Häute von Nymphen und die Haut einer Subimago vor. Die Libellulinen sind im Bernstein äußerst selten, denn sie waren kräftig genug, sich aus der bindenden Harzmasse wieder zu befreien, wenn sie derselben zu nahe kamen. Es liegen daher nur 4 hieher gehörige Stücke vor, die einem Agrion angehören und die Haut einer Gomphusnymphe enthalten. Unter den Panorpen befindet sich außer 3 Arten der Gattung Bittacus auch ein räthselhaftes Thier, welches zugleich an Raphidia, Panorpa und an die Phryganiden erinnert. Diese letzteren endlich, die Phryganiden, sind sehr zahlreich und unter ihnen wieder herrschen die Isopalpen weit vor den Heteropalpen vor, im Verhältniß von 9 zu 1. Interessant ist es, daß sich auch eine Phryganeenlarve mit ihrem Gehäuse im Bernstein findet.

Mit der Untersuchung der im Bernstein eingeschlossenen Dipteren hat sich sieben Jahre hindurch Hr. Dr. Loew, früher Professor am Gymnasium zu Posen, jetzt Direktor der Realschule zu Meseritz, beschäftigt. Aus einem Aufsatze „über den Bernstein und die Bernsteinfauna," welchen derselbe in dem Programm der letztgenannten Anstalt zu Michaelis d. J. herausgegeben hat und den der Herr Verfasser auch unserm Vereine zuzustellen die Güte hatte, entnehmen wir folgende Angaben: Auch Hr. Loew benutzte außer der Berendtschen Sammlung, aus der ihm im Ganzen etwa 1100 Stücke zukamen, noch die Sammlungen der Herren Dr. Hein, Dr. Klinsmann und Menge in Danzig, des Hrn. Ehrhardt in Swinemünde, des Hrn. Dr. Thomas und der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg und untersuchte weit über 10,000 Exemplare im Bernstein eingeschlossener Dipteren, so daß auch diese Arbeit, die jetzt soweit beendet ist, daß nur noch die letzte Hand zur nochmaligen Vergleichung der vorweltlichen Insekten mit den jetzt lebenden angelegt werden darf, eine Ausdehnung und Vollständigkeit erreichen wird, die sich beim Beginn derselben nicht ahnen ließ. Die Zahl der Gattungen und Arten, die sich mit Sicherheit bestimmen und beschreiben lassen,

stellt sich für die einzelnen Familien etwa folgender Maßen heraus:

I. Tipularia memotocera, Mücken.

		Gatt.		Arten	
1.	T. culicina, Gelsen	1	Gatt. mit	1	Art.
2.	T. culiciformia, Gelsenförmige M.	4	Gatt. =	74	Arten
3.	T. noctuaeformia Mottenförmige M.	4	= =	18	=
4.	T. gallicola, Gallmücken	4	= =	25	=
5.	T. fungicola, Pilzmücken	11	= =	122	=
6.	T. terricola, Schnacken	18	= =	69	=
7.	T. floricola, Fliegenartige M. . .	7	= =	18	=

II. Diptera brachycera, Fliegen.

		Gatt.		Arten	
8.	Xylophagina	3	= =	4	=
9.	Tabanidea	1	= =	1	=
10.	Acanthomerina	1	= =	1	=
11.	Xylotoma	1	= =	3	=
12.	Bombyliaria	1	= =	1	=
13.	Asilica	2	= =	3	=
14.	Leptidea	2	= =	9	=
15.	Hybotina	2	= =	3	=
16.	Empidea	9	= =	53	=
17.	Tachydromidea	4	= =	16	=
18.	Pipunculina	1	= =	1	=
19.	Dolichopodea	6	= =	68	=
20.	Syrphina	6	= =	?	=
21.	Myopina	1	= =	1	=
22.	Muscaria	3	= =	6	=
23.	Anthomyina	—	= =	6	=
24.	Acalyptera	5	= =	28	=
25.	Leptopodea	1	= =	2	=
26.	Trineura	1	= =	11	=

Hieraus ergiebt sich, daß durch diese Arbeit, wenn wir die beiden fehlenden Zahlen in der einen und in der andern Reihe mit 2 und 6 ergänzen, 98 Gattungen mit wenigstens 550 Arten bekannt werden d. h. 30 Gatt. und 250 Arten mehr, als Hr. Dr. Berendt bei Herausgabe des ersten Heftes seines Werkes annehmen durfte. Daß unter den Gattungen viele neue aufgestellt

werden mußten, versteht sich von selbst. Aus den bei den einzelnen Familien angeführten Zahlen geht hervor, welche von ihnen häufig und welche seltener durch Arten im Bernstein repräsentirt sind. So sind z. B. wunderbarer Weise die eigentlichen Stechmücken oder Gelsen so selten, daß Hr. Loew nur ein einziges zur Gatt. Culex gehöriges Weibchen gesehen hat. Eben so auffallend ist es, daß die in der jetzigen Insektenwelt so außerordentlich zahlreiche Familie der Musciden, zu der unter andern die bekannten und artenreichen Gattungen Musca, Sarcophaga, Tachina, Anthomyia gehören, in dem Bernstein äußerst sparsam vertreten ist und die Exemplare meistens so schlecht erhalten sind, daß die wenigen vorkommenden Arten kaum mit Sicherheit bestimmt werden können. Hr. Loew macht daher auf die drei oben mit 22, 23 und 24 bezeichneten Familien die Sammler von Bernsteineinschlüssen besonders aufmerksam. Bei manchen Familien erklärt sich das seltnere Vorkommen im Bernstein aus der Lebensweise der Thiere wie bei den Blut saugenden Tabaniden, bei andern aus ihrer größeren Körperstärke, vermöge derer sie sich leicht aus dem noch weichen Harze herausreißen konnten, ehe sie vollständig umflossen wurden, so bei den räuberischen Asiliden. — Mit welchen Schwierigkeiten übrigens die Bestimmung dieser im Bernstein enthaltenen Insekten oft verknüpft ist, davon wird jeder sich einen Begriff machen können, der da weiß, wie schwer es oft ist, selbst frische aber nicht ganz wohl erhaltene und in ihren Farben veränderte Exemplare kleinerer Insekten zu bestimmen. Sehr häufig konnten in den Familien mehrere Arten, als die oben angeführten Zahlen angeben, bei Vergleichung der einzelnen Exemplare zwar unterschieden, aber nicht mehr scharf charakterisirt werden. Mitunter mußte die ganze bisherige Charakteristik der Gattungen einer Familie umgeworfen und durch eine neue ersetzt werden, wenn jene sich auf solche Körpertheile der zu bestimmenden Thiere stützte, die bei den Bernsteininsekten selten oder nie genügend erkannt werden können. In dieser Hinsicht wird daher die angeführte Schrift denjenigen, die sich specieller mit der Ordnung der Dipteren beschäftigen, noch ein besonderes Interesse gewähren. Interessant endlich ist auch hier, wie bei den Neuropteren, die Vergleichung der im Bernstein mit den im Kopal eingeschlossenen Insekten.

Leider wird unsere Provinz die vortreffliche Berendtsche Sammlung wieder verlieren, vielleicht ist sie gegenwärtig schon verkauft. Um so erfreulicher ist es, zu hören, daß noch andere Männer sich eifrig mit Sammeln von Bernsteineinschlüssen beschäftigen und bereits bedeutende Sammlungen besitzen. In Königsberg besitzt Hr. Dr. **Thomas** eine schöne Sammlung der Art, in Danzig Herr Oberlehrer **Menge**, wie wir schon erwähnten. Da es allen Freunden der Naturkunde von Interesse sein muß, die naturhistorischen Schätze unserer Provinz zu kennen, so geben wir nach einer brieflichen Mittheilung des Hrn. **Menge** selbst eine Uebersicht über diese Sammlung, in der wir freilich vorläufig nur angeben können, wie die Zahl der Stücke nach den in ihnen enthaltenen Einschlüssen sich auf die Abtheilungen des Pflanzen- und Thierreichs vertheilt. Die Sammlung enthält gegenwärtig:

A. Thierische Einschlüsse.

1. Von Säugethieren Haare 8
2. Von Vögeln Federn 2
3. Lepidopteren (Motten) 90; Raupen, Puppen und Hüllen 21
4. Hymenopteren . . 431
5. Coleopteren . . . 694
6. Dipteren 840
7. Hemipteren . . . 156
8. Neuropteren . . . 229
9. Orthopteren . . . 68
10. Thysanuren . . . 121
11. Arachniden . . . 560
12. Onisciden 5
13. Myriopoden . . . 50
14. Insektenlarven (meist von Käfern) . . . 66
15. Lumbricinen und mikroscopische Würmer 14
16. Spinngewebe, Eiernestchen und abgestreifte Häute . . 42
17. Excremente verschiedener Thiere . . . 50

im Ganzen 3447 Stücke.

B. Pflanzeneinschlüsse.

a. Phanerogamen.

1. Stücke mit Holztheilen über 100
2. Rindentheile . . . 12
3. Wurzeltheile . . . 6
4. Stengeltheile . . . 10
5. Knospenschuppen . 90
6. Nadelholzblätter . . 63
   Sackträgerhülle mit Nadelblättern . . 2
7. Laubholzblätter . . 23
   Größere Blattabdrücke 3

8. Theile parallelnervi-ger Blätter . . . 8
9. Knospen 8
10. Zweigtheile von Thuites 24
11. Zweige mit Nadelblättern 2
   Zweig mit großentheils vermoderten Blättern und Blüthen und einer kleinen Raupe auf jenen 1
12. Blumenblätter . . 24
13. Staubgefäße . . . 35
   Blumenblätter mit ansitzenden Staubgefäßen 2
14. Blüthen von Thuites und Cupresus 2
   Theile von Blüthenkätzchen von Corylus und Betula . . . 2
   Einzelne Blüthen von Laubhölzern . . . 5
   Andere Blüthen . . 10
   Zapfen (Pinus und Cupressus) . . . 2
   Blumenstiel mit Blatt und Fruchtknoten . . 1
15. Fruchtbehältnisse . . 5
16. Samen 5

im Ganzen 445 St.

b. Cryptogamen.

1. Schimmel und Pilze 50
2. Flechten 20
3. Laubmoose . . . 22
4. Lebermoose (Jungermannien) 24

im Ganzen 116 St.

Zu diesen 4008 Stücken mit organischen Einschlüssen kommen noch gegen 500 Stücke, die über Entstehung, Form, Farbe des Bernsteins Aufschluß geben und unorganische Einschlüsse, als Schwefelkies, Wassertropfen und Luftblasen enthalten. Hieraus geht hervor, daß diese Sammlung sogar die Berendtsche Sammlung, wenn wir die neueste, nach dem Tode des Besitzers gegebene Uebersicht über dieselbe zu Grunde legen, mit Ausnahme zweier Insektenordnungen an Zahl der Stücke bei Weitem übertrifft.

Bei der genaueren Erforschung der Bernsteinfauna konnte es nicht fehlen, daß auch von Neuem die Frage über das Entstehen und Vorkommen des Bernsteins erörtert wurde. So interessant diese Frage auch ist, zumal für uns, die Bewohner des reichsten Bernsteinlandes, und so einflußreich auch ihre Beantwortung anf die Ansicht sein muß, die wir uns über die Flora und

Fauna der Zeit bilden, der der Bernstein seinen Ursprung verdankt, so würde es uns doch für diesen Bericht zu weit führen, wenn wir die verschiedenen Ansichten, die hierüber aufgestellt sind, vollständig erörtern wollten. Nur so viel erlauben wir uns darüber zu sagen, daß es sich hiebei vorzüglich um folgende Fragen handelt: 1) in Bezug auf die Beschaffenheit des Bernsteins selbst, ob er das nur erhärtete, aber im Wesentlichen nicht chemisch veränderte Harz vorweltlicher Coniferen sei, oder ob er als ein Produkt chemischer Einwirkungen auf jenes Harz betrachtet werden müsse, die durch die Natur der Erdschichten, in die jenes Harz vergraben ward, bedingt wurden; 2) in Bezug auf das Vorkommen, wo die überaus reiche Lagerstätte des Bernsteins zu suchen sei, aus der die Wogen des Meeres seit Jahrtausenden schöpfen, um ihn in fast immer gleich reichlichem Maße den Küsten des Samlandes zuzuführen; wo die Wälder standen, deren Bäume das Bernsteinharz erzeugten, welcher Zeit der Erdbildung sie angehörten und durch welche Ereignisse dasselbe ihnen entrissen und an die Orte geführt wurde, in denen es sich jetzt findet. — Herr Dr. Berendt hat in seinem Werke über den Bernstein sich über diese Fragen entschieden ausgesprochen, aber wie vortrefflich er auch seine bekannte Hypothese von dem in die Ostsee versunkenen Bernsteinlande auseinandersetzt (in kurzem Auszuge ist sie als Anhang zu seiner Lebensbeschreibung mitgetheilt im 10. Bd. d. N P P Bl. S. 75 u. 120), so hat sie wohl bei allen denen wenig Anklang gefunden, die unbefangen die örtlichen und geognostischen Verhältnisse der Samländischen Küste ins Auge faßten. Auch Herr Loew, der diesem Gegenstande in seiner oben erwähnten Schrift eine ausführliche Besprechung widmet, tritt den Berendtschen Ansichten in allen Stücken entgegen, zeigt namentlich aus physikalischen Gründen das Unhaltbare derselben und hält die Küste selbst und ihre Bernstein führenden Schichten für die Fundgrube, aus der die See die Schätze entnimmt, um sie ihr an anderer Stelle wieder zuzuführen. Den Wald selbst aber, in dem der Bernsteinbaum wuchs, denkt er sich während der Tertiärzeit über einen großen Theil des mittleren Europas ausgebreitet und heftige atmosphärische Niederschläge, die mit den Gebirgserhebungen im südlichen Europa im Zusammenhange gestanden haben mögen, als die Ursache, die den Wald vernichtete und das Harz jener Bäume

fortführte und zerstreute. Daß die erstere sich auf das jetzige Vorkommen des Bernsteins beziehende Ansicht, die auch schon von anderen Seiten ausgesprochen ist, die richtige sei, dies scheinen unbestreitbar die geognostischen Verhältnisse der Küste zu beweisen, die schon im 3. Bande dieser Zeitschrift 1847. S. 241. von Hrn. Dr. **Thomas** in einem Aufsatze über die Bernsteinformation mit großer Klarheit entwickelt sind. Auch Hr. Oberlehrer **Menge** hat in einem Aufsatze über die geognostischen Verhältnisse der Danziger Umgegend in den Neuesten Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig, 4. Bd. 3. Hft. 1850, sich über das Vorkommen des Bernsteins ausgesprochen und nimmt an, daß ein Harz, wie das, den Bernstein bildende, zu allen Zeiten seit dem Beginn der organischen Schöpfung den Nadelhölzern entquollen sei, daß es aber in früheren Erdperioden d. h. namentlich zur Zeit der Steinkohlenbildung in Bitumen verwandelt sei, während es seit der Zeit der Braunkohlenbildung, wie auch das Holz der Bäume selbst, weniger chemisch verändert sei und nun als Bernstein erscheine. — Wir wollen diesen Bemerkungen, da die geognostischen Verhältnisse unserer Provinz noch so wenig bekannt sind, nur noch den Wunsch hinzufügen, daß doch keine Gelegenheit, die Folge der Erdschichten in unserm Lande kennen zu lernen, unbenutzt bleiben möge, wenn sie sich bei Brunnenanlagen, tiefen Gräbereien und dgl. zufällig darbietet. Obschon dies unsern Verein unmittelbar nicht berührt, so würden wir doch, da ein ähnlicher geognostischer Verein bisher nicht existirt, gefällige Mittheilungen über dergleichen geognostische Verhältnisse sehr dankbar anerkennen und nicht unbenutzt liegen lassen. In dem oben erwähnten Aufsatze des Hrn. **Menge** sind mehrere interessante Beobachtungen der Art aus der Danziger Umgegend mitgetheilt.

Gehen wir nun nach dieser Abschweifung in das Gebiet der Geologie zu den näheren Angelegenheiten unseres Vereines über, so müssen wir leider auch diesen Theil unseres Berichtes mit einer Todesanzeige beginnen, denn der Verein hat im vorigen Jahre den Tod eines seiner eifrigsten hiesigen Mitglieder zu betrauern gehabt. Herr **A. Glogau** starb nach kurzer Krankheit am 15. November v. J. Von seinem regen Eifer im Sammeln und Erziehen der Schmetterlinge konnten wir manche interessante Entdeckung und Beobachtung in der Preußischen Fauna erwarten, wie er sich

denn bereits durch die Entdeckung mehrerer seltenen Schmetterlingsarten in unserer Provinz um die Kenntniß derselben verdient gemacht hat. Nach seinem Tode hat das K. Zoologische Museum die von ihm hinterlassene, für die Kenntniß der Preußischen Schmetterlinge recht werthvolle Sammlung angekauft, die nun, so weit sie Preußische Exemplare enthält, der Vereinssammlung einverleibt werden soll. Da ein so bedeutender Zuwachs ein völliges Umstecken der bisherigen Sammlung nöthig machte und es augenblicklich an dem erforderlichen Platze dazu fehlte, so mußte diese Arbeit aufgeschoben werden und wir werden erst, wenn dem genannten Mangel abgeholfen sein wird, übersehen können, bis zu welchem Grade der Vollständigkeit unsere Vereinssammlung durch jenen Zuwachs gelangt ist. Auch werden wir dann erst die etwaigen Doubletten unserer Sammlung, was wir mehrfacher an uns ergangener Anfragen wegen bemerken wollen, unseren auswärtigen Mitgliedern zum Tausche anbieten können.

Außerdem wurde unsere Schmetterlingssammlung noch vergrößert durch Beiträge des Hrn. Dr. Schmidt in Danzig, Hrn. Tröder in Willenberg, Hrn. Hauptmann Hindenburg in Saalfeld und Hrn. v. Tiedemann auf Russoczin bei Danzig, dessen wohl erhaltene Mikrolepidopteren für unsere Sammlung einen besonderen Werth haben, da sie nur von wenigen Sammlern beachtet werden. — Unsere Dipterensammlung erhielt einen bedeutenden Zuwachs durch Hagen, der eine große Zahl Insekten dieser Ordnung, die von Hrn. Wahlfromm, Dr. Schiefferdecker, und ihm selbst in der Umgegend Königsbergs gesammelt und sämmtlich von Hrn. Loew bestimmt sind, derselben einverleibte. Derselbe gab auch im 7. Bande dieser Blätter, S. 231. ein neues Verzeichniß sämmtlicher bisher bekannter, Preußischer Dipteren, durch welches das frühere in den Pr. Prov. Bl. 1839. Th. 22. S. 536. von Hrn. v. Siebold gegebene Verzeichniß der Preußischen Fliegen bedeutend vermehrt wird, so daß gegenwärtig aus unserer Provinz bekannt sind:

Mücken	.	16	Gattungen mit	42	Arten
Fliegen	.	96	" "	363	"
Parasiten		7	" "	8	"
im Ganzen		119	Gattungen mit	413	Arten.

Auch das von Herrn v. Siebold früher mitgetheilte Verzeichniß der Preußischen Käfer ist durch einen Nachtrag vergrößert worden, den Hr. Arthur v. Pommer in Groß-Zünder bei Danzig im 9. Bande dieser Blätter S. 199 u. 276 gegeben hat. Den dort verzeichneten 1768 Arten sind hier 367 andere hinzugefügt, wodurch die Zahl der in unserer Provinz einheimischen Käfer also auf 2135 vermehrt wird. Hr. v. Pommer hatte auch die Güte unserer Vereinssammlung 144 Arten zu übersenden, welche derselben bisher fehlten. Dabei sei es uns erlaubt zu bemerken, daß unsere Käfersammlung nicht in dem Grade vorschreitet, als wir deshalb erwarten durften, weil gerade diese Ordnung der Insekten am häufigsten gesammelt wird und wir sehr häufig größere und kleinere Sendungen zur Bestimmung erhalten; wir wollen sie daher hiesigen, wie auswärtigen Mitgliedern empfehlen und werden auf ihren Wunsch gern die noch sehr bedeutenden Desideraten-Verzeichnisse übersenden.

Insekten aus verschiedenen anderen Ordnungen, besonders aber Hymenopteren wurden gesammelt und dem Vereine theils zur Bestimmung theils als Geschenke für die Sammlung übersandt von Hrn. Brischke in Danzig, Hr. Oberl. Bachmann in Insterburg, Hr. Seydler in Heiligenbeil, Hrn. Wohlfromm in Zinten und Hrn. Pred. Löffler in Gerdauen. — Von den Hymenopteren, welche Hr. v. Siebold in unserer Provinz gesammelt hatte, hatte derselbe früher in diesen Blättern 1839 und 1844 die Grabwespen, Goldwespen, Blattwespen, Holzwespen und Gallwespen bekannt gemacht. In diesem Jahre hat er ebenda im 10. Bde. S. 212 auch ein Verzeichniß der in Preußen gefangenen Ameisen, Bienen und Wespen gegeben. Es werden hier aufgeführt:

Ameisen .	2	Gattungen	mit 13	Arten
Bienen .	25	„	„ 111	„
Wespen .	5	„	„ 23	„

und als Nachtrag zu dem früheren Verzeichnisse noch eine Art der Gatt. Scolia und 1 Art der Gatt. Chrysis genannt.

Ueber die Lebensweise einiger Wespen und Bienen, nämlich der gemeinen Wespe, der Hornisse, der Hummel und der Honigbiene hat Hr. Prediger Löffler in Gerdauen im 8. Bde. dieser Blätter 1849, S. 421 und im 9. Bde. 1850, S. 195 Beob-

achtungen mitgetheilt, die an und für sich sehr anerkennungswerth sind, wenn schon nicht leicht Jemand den daraus gezogenen Resultaten wird beistimmen können. Der geehrte Verfasser, den wir diese Aeußerung nicht übel zu nehmen bitten, spricht nämlich den genannten Insekten das männliche Geschlecht gänzlich ab und erklärt die Drohnen in den Bienenstöcken nicht für die Männchen, sondern für „Zeit- und Hülfsthiere" d. h. gleichsam für natürliche Wärmflaschen, die nur zur Erwärmung der jungen Brut dienen. Dieser Irrthum, der übrigens nicht neu ist, so wie die Ansicht über das Wachsen der Insekten haben in einem Nachtrage zum zweiten Aufsatze von einem Ungenannten bereits ihre Berichtigung gefunden. Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, wie die Beobachtung, daß in ungünstigen Jahren, in denen die Bienenstöcke gar keine Schwärme aussenden, auch keine oder nur sehr wenige Drohnen erzogen werden, auf welche der Hr. Verfasser seine sehr abweichende Meinung über die Bedeutung der Drohnen vorzüglich stützt, gerade die gewöhnliche Ansicht, wenn sie noch eines Beweises bedürfte, bestätigen würde. Oder ist es auffallend, daß in einem Jahre, in dem keine Schwärme, also auch wohl keine jungen Königinnen erzogen werden, auch die Männchen spärlich oder gar nicht im Stocke erscheinen? Es würde daraus eben nur folgen, daß die alte Königinn der männlichen Bienen nicht mehr bedürfe, daß sie vielleicht nur für die jungen Weibchen, die beim Schwärmen jedes Mal im alten Stocke zurückbleiben, bestimmt seien, und daß auch bei den Bienen, wie man dies bereits von ihnen und sicherer von vielen anderen Insekten weiß, die in einem Jahre erfolgte Begattung für das folgende Jahr ausreiche.

In Bezug auf die Preußischen Wirbelthiere ist zu bemerken, daß das K. Zoologische Museum in der letzten Zeit einige Vögel erhalten hat, die in dem von Rathke im 2. Bde. dieser Blätter 1846. S. 1 gegebenen Verzeichnisse der in Ost- und Westpreußen vorkommenden Wirbelthiere nicht aufgeführt sind. Diese sind nämlich: 1. Aquila pennata Gmel, welche nahe bei Königsberg erlegt wurde, als deren Heimath aber Afrika und das südliche Europa angegeben wird, 2. Larus tridactylus L., der im hohen Norden brütet, wurde bei Pillau erlegt. Auch ein weibliches Exemplar von Aquila brachydactyla zugleich mit seinen

Eiern erhielt das Museum aus dem in der Nähe von Königsberg gelegenen Bladauer Forst, woraus hervorgeht, daß auch diese Adlerart in Ostpreußen brütet. — Ueber die Droßelzüge bei Elbing ist ein Aufsatz von Hrn. **Döring** bekannt geworden, der sich in den Prov. Blättern, Bd. 7. S. 428 findet, und in der schon mehrmals erwähnten Schrift des Hrn. **Menge** ist eine Untersuchung über das äußere Ohr des Maulwurfs und ein Aufsatz über Lacerta agilis L. und Lacerta crocea Wolf enthalten, in dem nachgewiesen ist, daß, was bisher noch mehrfach bezweifelt wurde, beide Eidechsen in der That zwei besondere Arten bilden.

Auch an Preußischen Petrefakten ist unsere Sammlung in dem letzten Jahre reicher geworden. Hr. Studiosus **Volkmann** schenkte derselben eine große Zahl Versteinerungen von Korallen und Schalthieren, die von ihm in verschiedenen Gegenden unserer Provinz gesammelt waren. Hr. Oberlehrer **Schumann** übergab uns eine größere Zahl Muschelkalkstücke, die aus einem bei Steinbeck gefundenen Geschiebe geschlagen waren. Einige Petrefacten aus der Gegend von Tilsit erhielten wir von Hrn. Oberlehrer **Hohmann** daselbst.

Schon oben haben wir gesagt, daß Hr. Direktor **Loew** dem Verein ein Exemplar seines Aufsatzes „über den Bernstein und die Bernsteinfauna" übersandt hat; er hatte auch schon früher die Güte uns einen interessanten Aufsatz „über Gallmücken" zuzustellen, der sich in dem Programme des K. Gymnasiums zu Posen von Ostern d. J. findet. Von Hrn. **Aßmann** in Breslau endlich erhielten wir im Austausch gegen die von unserm Vereine ausgegebenen Jahresberichte, acht Berichte des früheren schlesischen Tauschvereins für Schmetterlinge vom Jahre 1830 bis 1846 und einen Band der Zeitschrift für Entomologie herausgegeben von dem Verein für schlesische Insektenkunde, der 3 Jahrgänge 1847 bis 1849 enthält.

Indem wir nun Allen, die durch bereitwillige Beiträge unsere Sammlungen vergrößerten oder durch Mittheilungen über einzelne Theile der Preußischen Fauna die Bestrebungen des Vereins unterstützten, im Namen dieses unsern ergebensten Dank aussprechen und ihnen die Sache desselben von Neuem ans Herz zu legen uns erlauben, freuen wir uns im Stande zu sein noch Mittheilungen machen zu können, die unsere Kenntniß der

wegen ihrer Kleinheit und Zartheit zwar vielfach bewunderten aber selten gesammelten Mikrolepidopteren wesentlich vermehren.

Bekanntlich hat Hr. v. **Tiedemann** im Juliheste der Preuß. Prov. Blätter von 1845 ein Verzeichniß der ihm damals bekannten preußischen Mikrolepidopteren gegeben, durch welches die überraschende Zahl von 441 Arten dieser Thiere, oder wenn wir mit Dr. Schmidt die Psyche-Arten den Tineiden zuzählen, 446 Arten als in unserer Provinz einheimisch nachgewiesen wurde. Seitdem ist es aber gelungen diese Zahl noch bedeutend zu vergrößern und auf unsere Bitte theilt Hr. v. **Tiedemann** hier nachstehendes Verzeichniß der seit den letzten 5 Jahren neu entdeckten einheimischen Arten mit. Wie die früheren, hat Hr. Oberlehrer **Zeller** in Glogau die große Freundlichkeit gehabt, auch diese sämmtlich zu bestimmen; sie werden hier mit derjenigen Nummer verzeichnet, die sie im Anschlusse an die im früheren Verzeichniß aufgeführten Arten erhalten würden.

Mikrolepidopteren.

Penthina.

16. **Sauciana** *H.* in Ohra einmal.

Tortrix.

40. **Sorbiana** nicht selten.
41. **Flavana** *H.* auf moorigen Wiesen der Niederung.

Coccyx.

10. **Hartigiana** *Saxs* einmal in Ohra gefangen.
11. **Pinivorana** Anfangs Juli von Kiefern einzeln, aber nicht selten geklopft.

Sericoris.

8. **Antiquana** nur einzeln auf moorigen Wiesen der Niederung, auch einmal auf trockenem Grasplatze der Höhe.
9. **Textana** *H.* einzeln auf trockenem mit Kieferstrauch besetztem Grasplatze bei Ohra.
10. **Mygindana** Ende Mai bei Pelonken z. häufig.
11. **Decrepitana** *FR.* (Herr. Sch. fg. 222) im Juli bei Jetau.
12. **Trifoliana** *H.* auf Wiesen, Ende Juni.

Sciaphila.

10. **Nubilana** *H.* (Entomol. Ztg. 49. p. 248.)

Paedisca.

12. **Immundana** *Ti.* nicht selten.

Grapholita.

23. **Ulmariana** *Zell* einmal in Ohra gefangen
24. **Augustana** nur einmal Ohra.
25. **Rhediana** selten.
26. **Plumbagana** auf trockenen Grasplätzen häufig.
27. **Zachana** nicht selten.
28. **Germarana** einmal.
29. **Lathyrana** fing Hr. Brischke öfters.
30. **Alpinana** nicht häufig Russoczin.
31. **Agylana**, *Tengston.* (**Fauna Finlandica** p. 90.) sehr einzeln um Ohra.
32. **Cosmophorana** öfter Ohra.
33. **Iaceana** *Z* einmal bei Jetau auf Wiesen!
34. **Ulmariana** *Zell.* (**Lithoxylana Dup**) einmal bei Ohra.
35. **Coronillana** *Zell.* (**Isis**) bei Jetau auf Heidekraut.

Phoxopterix.

13. **Tineana** einzeln in Laubwald-Schonung Jetau.
14. **Upupana** (**Herr. Sch. ff.** 205) einige Exemplare bei Ohra.

Teras.

13. **Macana** im Herbst von Himbeeren geklopft, Russoczin.
14. **Asperana** im August an Eichenstämmen öfters, Zoppot.

Cochylis.

11. **Flagellana** *D.* in Ohra auf trockenen Grasplätzen, an Hügelabhängen. Das hübsche Thier soll sonst nur in Gebirgen vorkommen.
12. **Manniana** *Tr.* selten.
13. **Schreibersiana** einige Exemplare in Ohra gefangen.
14. **Ambiguana** *Froel.* nicht *Tr.* einmal bei Jetau im Juli.

Chilo.

2. **Mucronellus** *Scop.* auf moorigen Wiesen, namentlich Torfkaulen, Anfangs Juli nicht sehr selten.

Myelois.

6. **Rosella** *Scop.* (**Pudorella** *Tr.*) auf trockenen Grasplätzen mit Kieferngebüsch, Anfangs August in Ohra ziemlich häufig.
7. **Cirrigerella** *Zk.* nicht häufig Russoczin.
8. **Adrenella** *Zk.* wurde mir von Königsberg als bei Zinten aufgefunden zugeschickt.

Phycidea.

2. **Nimbella** *Zell.* einmal.

Epischnia.

2. **Rutilella** *FR.* einmal.

Melissoblaptus.

1. **Bipunctanus.** *Curt. Zell.* (**Isis** 1848) (**anella** *Znk.*) Russoczin, verbirgt sich Tages unter Wurzeln und kriecht am Spätabend an den Stengeln auf, ehe es fliegt. Anfangs Augusts ziemlich selten.

Nephopterix.

3. **Rhenella** *M. Schif.* in Ohra an Zäunen öfter.

4. **Janthinella** *H.* einmal an Diesteln Russoczin
5. **Roborella** *SV.* einmal Ohra.

Pempelia.

6. **Obductella** *FR.* auf trocknen Grasplätzen öfters Ohra.

Exapate.

2. **Salicella** *H.* im ersten Frühjahr im Prauster Wäldchen.

Semioscopis.

3. **Alienella** *Tr.* Russoczin einzeln.

Tinea.

17. **Oehlmanniella** *Fr.* Ende Junis Ohra nicht selten.
18. **Robiginella** *Fr.* Ohra an Zäunen einzeln.
19. **Flavicostella** *FR.* ebenso.
20. **Misella** *Zell* einmal.
21. **Ganomella** *Ti.* nur einzeln Ohra.
22. **Siderella** *Müll* (**margine punctata** *Steffens*) im Juni, öfters in Ohra.
23. **Stelliferella** *FR.* (**melanella** *Haworth*) bei Ohra selten.
24. **Redimitella** *Zell.* (Juni 1845) einmal.

Micropterix.

3. **Alionella** *Fab.* (**Ammanella** *H.*) Ende Mai in Laubwäldern nicht selten. Pelonken.

Adela.

3 **Sulzeriella** *Li.* Ohra 3 Exempl.

Nematois.

2 **Schiffermüllerellus** *SV.* fing Hr. Brischke in mehreren Exemplaren.

Anchinia.

2. **Lobella** *H.* einmal.

Oecophora.

11. **Arietinella** *Zell.* öfters an Eichen Jetau.
12. **Inspersella** *H.* ein Weibchen in Ohra gefangen.

Depressaria.

16. **Pallorella** *Zell.* einmal Russoczin.
17. **Ciniflorella** *Lienig.* (Isis 36.) zweimal in Jetau gefangen.
18. **Assimiliella** *Ti.* fing Brischke öfter.

Gelechia.

34. **Malvella** *H.* ziemlich häufig auf Feldwiesen.
35. **Conspurcatella** *Zell.* in Ohra an Zäunen öfters.
36. **Maculatella** *H.* Ohra einmal.
37. **Coronillella** *Ti.* Russoczin
38. **Internella** *Lienig.* (Isis 46.) zweimal.
39. **Anthyllidella** *H.* häufig.
40. **Albiceps** *Zell.* einmal.
41. **Naeviferella** *Zell.* nicht selten Russoczin, Ohra.
42. **Lobella** *SV.* selten.
43. **Isabella** *FR.* ebenso, Jetau.
44. **Zebrella** *Ti.* (**Longicornis** *Curt.*) bei Ohra einmal.

45. **Cautella** *Zell.* bei Ohra selten.
46. **Pedisequella** *H.* (**Mouffetella** *Tr.*) bei Ohra öfter an Zäunen.
47. **Umbrosella** *Zell.* (**Isis, 1849.**) nicht sehr selten
48. **Dodecella** *Linn.* (**Favilaticelea** *Zell.*) einmal.
49. **Superbella** *Ti.* einmal in Jetau.
50. **Paucipunctella** *Metz.* Anfangs Augusts auf trockenen Grasplätzen in Ohra öfter.

A e c h m i a.

2. **Equitella** *Scop.* auf trockenen Grasplätzen Ohra häufig.

T i n a g m a.

2. **Dentella** *Zell.* einige Male, Ohra Anfangs Juli.
3. **Transversella** *Zell.* einmal Ohra.
4. **Echii** *Zell.* ebenso.

A r g y r e s t h i a.

9. **Fagetella** *Moritz* zweimal Russoczin.
10. **Praecocella** *Zell.* einmal Russoczin.
11. **Sorbiella** *Ti.* einige.
12. **Pygmaeëlla** *SV.* auf Wollweide, Jetau häufig:
13. **Tetrapodella** *Zell.* (**spinosella** *Stainton*) einige Exemplare bei Russoczin, im Juni.
14. **Gysseleniella** *Khl.* an Kiefern, Anfangs Juli, öfter, Ohra, Grabau.
15. **Aurulentella** *Zell.* (**Stainton in Zoologist. II.**) bei Jetau im August am Wachholder.

C o l e o p h o r a.

11. **Lixella** *Zell.* etwas kleiner als **Ornatipennella**, Ohra nur einzeln.
12. **Phyrrhulipennella** *Ti.* einmal.
13. **Coronillae** *Zell.* Manuscript, selten.
14. **Palliatella** *Zk.* nur einzeln.
15. **Tiliella** *Schr.* (*Zell.* in Isis) Russoczin öfter.
16. **Versurella** *Zell* Manuscript, ziemlich häufig.
17. **Murinipennella** *FR.* ebenso.
18. **Gnaphalii** *Zell.* einmal.
19. **Hemerobiella** *Scop.* selten Russoczin.
20. **Leucapennella** *H.* Ohra auf trockenen mit Kiefern-Strauch besetzten Grasplätzen nicht selten. Anf. Juni.
21. **Nivecostella** *FR.* Jetau häufig, Ohra.
22. **Limosipennella** *FR.* einmal.
23. **Flavipennella** *FR.* einmal.
24. **Binderella** *Koll.* Ohra Juli häufig.
25. **Fuscedinella** *Zell.* einmal Ohra an Zäunen.
26. **Paripennella** *FR.* (**Linnaea IV.**) einmal.
27. **Alsicolella** *Mann.* (**Linnaea V.**) ebenso Jetau.
28. **Milvipennis** *Zell.* (**var. b. Linnaea IV. 404.**) einmal Ohra.

G r a c i l a r i a.

6. **Lacertella** *FR.* einmal Ohra.
7. **Torquillella** *Zell.* Ohra häufig.

Cosmopterix.

3. Pinicolella *Zell.* an Kiefern im Juni häufig Jetau.

Elachista.

11. Splendidella *Liebnig.* (Isis 46.) einmal Ohra.
12. Langiella *H.* an Zäunen Ohra Juni zl. selten.
13. Luticomella *Zell.* ebenso.
14. Gnaphaliella einmal.
15. Dispilella *Zell.* Russoczin selten.
16. Pomposella *FR.* zweimal in Ohra im niedrigen Grase.
17. Imperiella *Mann.* Jetau selten.

Lionetia.

4. Argentipedella *Zell.* Ohra Juni einmal.
5. Rhamnifoliella *Ti.* einmal Ohra.
6. Crataegi *Zell* (Linnaea III Pag. 290.) in Ohra an Zäunen häufig Juni.
7. Clerckella *Linn.* Ohra öfter.
8. Prunifoliella *H.* (Linnaea III. Pag. 259.) Russoczin. Ohra nicht sehr selten.
9. Rufella *Zell.* (Trimaculella *Haworth*) in Ohra von einer Tanne geklopft.

Lithocolletis.

7. Acerifoliella *FR.* (Linnaea I. Pag. 239.) Ohra nur einzeln.
8. Quercifoliella *FR.* Jetau nicht selten.
9. Rajella *Lin.* (Strigulatella) (Linnaea I. 187.) an Erlenstämmen Juni nicht selten.
10. Alnifoliella *H.* einmal.
11. Betulifoliella *Zell.* (Betulae *Zell.*) Ohra zlch. selten.
12. Salictella *Zell.* (Linnaea I. 207.) Ohra Russoczin häufig.
13. Pomifoliella *Ti.* einmal.
14. Embericaepennella *Bouch.* Ohra ziemlich häufig.
15. Populifoliella *Tr.* Ohra seltener.

Phyllocoristis.

1. Suffusella *Zell.* einmal.

Alucita.

15. Mirodactylus *H. Tr.* Russoczin einmal.

Es kommen also zu den früher bekannten 446 Species nach diesem Verzeichnisse 33 Tortriciden, 102 Tineiden und 1 Geistchen, im Ganzen 136 Arten, hinzu und es stellt sich unsere Kenntniß preußischer Mikrolepidopteren mithin folgender Maaßen:

Zünsler	11 Gattungen	mit 61	Arten
Wickler	15 „	„ 192	„
Motten	46 „	„ 313	„
Geistchen	2 „	„ 16	„
im Ganzen	74 Gattungen	mit 582	Arten.

Bisher war außer den Infusorien nur noch die Klasse der Spinnen, über die wir jeder genaueren Angabe der in unserer

Provinz einheimischen Arten gänzlich entbehrten. Hr. Oberlehrer **Menge** hat es sich indessen schon seit 14 Jahren angelegen sein lassen, die in der Umgegend von Danzig vorkommenden Spinnen zu sammeln und theilt nun in dem oben genannten Werke (Neueste Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. Bd. 4. Hft. 3, 1850) ein Verzeichniß derselben nebst genauer Angabe des Fundortes und einigen kritischen Bemerkungen über die in dem bekannten Werke von Koch und Hahn (Arachniden, getreu nach der Natur abgebildet und beschrieben, Nürnb. 1831) gegebenen Beschreibungen und Abbildungen mit. Auch giebt derselbe dort zugleich einen interessanten Aufsatz über die Lebensweise der Afterspinnen, dem ein Verzeichniß der einheimischen Arten auch dieser Abtheilung der spinnenartigen Thiere beigefügt ist. In Königsberg hat Hr. Conrektor Dr. Ohlert ebenfalls seit längerer Zeit die hier vorkommenden Arten gesammelt und bestimmt, und hatte jetzt die Güte, das Mengesche Verzeichniß mit dem von ihm selbst entworfenen zu vergleichen und eine Zusammenstellung aus beiden zu machen. Es war unsere Absicht, auch diese in dem gegenwärtigen Berichte mitzutheilen. Da aber hiedurch sein Erscheinen in diesem Bande der Provinzialblätter unmöglich geworden wäre, so behalten wir uns vor, das genannte Verzeichniß im nächsten Bande folgen zu lassen und werden nicht verfehlen es auch den auswärtigen Mitgliedern des Vereins mitzutheilen.

Der Vorstand des Vereins für die Fauna der Provinz Preußen.

Rathke. Zaddach. Hensche. Elditt. Hagen.

Zeitangabe der Erbauung verschiedener Burgen des Deutschen Ordens in Preussen.

Nach den Bestimmungen der Geschichte Preussens von Johannes Voigt.

1226. Vogelsang. Die erste Burg des Deutschen Ordens in Preussen erstand in der Gegend, in welcher nachmals Thorn erbaut wurde.

1231. **Thorn** auf der Stelle, wo die Heidenburg Turn im Jahre 1222 zerstört war.
Althaus.

1232. **Kulm.**

1232. **Marienwerder**, zuerst am Nogatflusse, dann auf seiner späteren Stelle erbaut.

1234. **Rheden.**

1237. Nach der Zerstörung von sechs Heidenburgen, unter ihnen Grudenz, entstand wahrscheinlich die Ordensburg **Graudenz** in Pomesanien, außerdem wurde die erste Burg **Elbing** in Pogesanien gegründet.

1239. **Kirsburg** (Alt-Christburg).

1239. **Balga**, alte Heidenburg im Gebiete Honeda wurde, nachdem es zwei Jahre früher vergeblich angegriffen worden, jetzt eingenommen und sofort vom Orden neu bewahrt. Im folgenden Jahre

1240. rettete sie Herzog Otto von Braunschweig von der harten Belagerung der Preussen, wobei die von diesen in der Nähe angelegten Wehrburgen, Partegal und Schrandenberg zerstört wurden. Die Ritter hatten die Wehrburg **Schneckenberg** auf einer Höhe an dem nach Balga führenden Damme aufgerichtet. Diese ging bald ein.

1240. **Kreuzburg**, **Bartenstein** und **Schippenbeil**, letztere in der Nähe der Heidenburgen Weistotepil und Wallewona, **Rössel**. Etwas später, wahrscheinlich in den nächsten Jahren **Heilsberg** und **Braunsberg**.

1252. **Memelburg** (inter Mimelam et Dangam). Eine ältere Burg dieses Namens stand da, ubi Memala et Danga confluunt. Wahrscheinlich war diese noch vorhanden als jene erbaut wurde.

1255. **Königsberg**. Die neuere Burg gl. N. auf der jetzigen Stelle folgte 1261.

1255. **Wehlau** von den Preussen erbaut und den Rittern übergeben.

1259. **Labiau**. (Im Jahre 1261 brannte die Lenzenburg bei dem heutigen Brandenburg auf.)

1264. **Lochstät** (Witlandsort) und **Schönewik** (Fischausen). (Nach Lucas David Pr. Chronik IV. 114. wurde bald nach dem Aufbaue von Lochstät folgende Burgen im Samland erbaut: Girmau, Thierenberg, Pobeten, Rudau, Laptau, Powunden, Neuhaus, Schaken, Rossitten, Kaimen, Wargen, Kremitten, Waldau, Gailgarben und Medenau. „Seindt insgemein fast alle, wie etliche wollen, in 4 Jaren erbaut worden, nemlich nach der Zeit, da man Samland wieder zu Gehorsam gebracht hatte" also nach dem Falle der tapferen Männer von Bethen im Jahre 1264. Außerdem kommt unter den samländischen Burgen

urkundlich noch Ziegenberg im Jahre 1309 und Arnow im Jahre 1322 vor.

1265. Tapiau.

1266. Brandenburg. Wurde nach zwei Jahren wieder erneuert, nachdem es mittlerweile zerstört worden war. (1267 wurde Weklitz zerstört.)

1268. Starkenberg an der Grenze des Kulmerlandes und Pomesaniens, wird jedoch sehr bald wieder vernichtet.

1272. Neuhaus auf der kurischen Nehrung unweit des heutigen Kranz.

1273. Gilgenburg und Preussischmark.

1274—75. Marienburg ältere Burg.
Als vorhanden wird neben anderen genannten auch Fischau erwähnt.

1289. Landshut in Schalauen im Graudenwalde, später Ragnit, desgleichen Schalauerburg, später Tilsit genannt.

1293. oder bald darauf Golub von der Grenze an Masovien.

1309. Wahrscheinlich schon seit 1306 begonnen, erhob sich die fürstliche Hofburg Marienburg, wo bisher die Vorburg des Ordenshauses gelegen hatte.

1313. Christmemel, sechs Meilen östlich von Ragnit.

1326. Lünenberg (Leunenberg).

1336. Marienburg auf dem Werder Romayn an der Stelle der alten Heidenburg Pillenen.

1337. Baierburg.

1341. Angerburg.

1342. Insterburg.

1345. Johannisburg.

1347. Gerdauen wird in diesem Jahre zuerst erwähnt.

1353 oder 54. ist wahrscheinlich Georgenburg erbaut, obgleich es in dem erwähnten Werke erst 1364 vorkommt.

1360. Mindenburg am Kurischen Haffe und Grebin und Rungenbrust (?) in Litthauen.
(1361 werden Johannisburg und Eckersberg von Kynstutte's Scharen aufgebaut.)

1367. Marienburg in Lithauen in der Gegend von Kauen.

1369. Gotteswerder } in Lithauen.
1384. Marienwerder }

1408. Das Haus Tilsit wurde neu aufgerichtet, an der Wilia in Samaiten die Friedeburg erbaut, auch an der Lyck eine neue Wehrburg.

Die Schlacht bei Tannenberg mit ihren zerstörenden Folgen hinderte den Orden nicht nur an der Vermehrung seiner Burgen, sondern sogar an der Erhaltung der vorhandenen, von denen manche bald verfielen. Gebauer.





